Die Zukunft

Maximilian Harden

99
.42

Library of



Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google



Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweiundvierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1903.

Digitized by Google



Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweiundvierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1903.

Digitized by Google

Inhalt.

(RECAP) 487801

Digitized by Google

Digitized by Google



Berlin, den 4. Januar 1903.

Die Kronprinzessin von Sachsen.

Ums Himmels willen nichts Sylvesterliches, hatte Ihre Excellenz telegraphirt. Ihre Excellenz telegraphirte immer; die gleichgiltigsten, uneiligsten Dinge; und mit einer um Worttaxen unbekümmerten Ausführlichkeit. Briefe fand sie vieux jeu; der moderne Mensch läßt den Draht arbeiten. Und modern wollte sie sein, um jeden Preis modern. Der Preis war auch schon bezahlt worden. Die Sucht Ihrer Excellenz, stets im letzten Boot zu sitzen, hatte den Mann die Ministerstellung gekostet; an einem Regenmorgen war er, vor den fröhlich funkelnden Augen einer unschön alternden Prinzessin, auf dem Parquetboden des kleinen Hofes ausgeglitten. Seine Excellenz trug den Verlust des Amtes mit der Würde, die Starke ziert; der Mann, dessen höchstes Glück Jahrzehnte lang gewesen war, die Schranzenlivree anziehen zu dürfen, fand plötzlich, er könne nicht Fürstendiener sein, das Hofgetriebe habe ihn von je her angewidert und er sei selig, fortan die Luft der Freiheit athmen zu können. Am Stammtisch der Mißvergnügten und Abgesägten war er der angestaunte Tyrann und die Neigung zu dreiundneunziger Rauenthaler wurde zur tröstenden Leidenschaft. Ihrer Excellenz wards schwerer, sich in den Wechsel des Irdischen zu schicken. Tausendmal hatte sie den höfischen Zwang, die gräßliche Stuckpracht ihres Fassadenlebens beseufzt und vermißte nun doch Mancherlei: die beiden Säle der Dienstwohnung, den Portier mit dem Dreispitz, die beamtete Bittstellerschaar, die Cour in der Theestunde, — Alles, was Mächtigen selbst in der Enge das arme Dasein süßt. Modern aber durfte sie jetzt sein; und wars mit der Wuth der Entwurzelten, die nicht zeigen möchten, daß sie ihre Kaste verloren haben. Nur das Radikalste gefiel ihr,

im Leben und in der Kunst. Persönlichkeiten müssen wir werden, Weiber wie Männer, Persönlichkeiten mit einheitlicher Weltanschauung; uns ausleben; den Muth haben, Kinder unserer Zeit zu sein. Raum für die neue Frau! Raum für die neue Kunst! Ihre Dienstmädchen durften jeden Sonntag um Zwölf für zwanzig Stunden die Arbeit einstellen. Ueber ihrem Schreibtisch, der modern style heuchelte, hing ein freches französisches Plakat und rechts und links von der Visitenkartenschale lagen die Kreutzersonate und der kleine Zarathustra; daneben der von George und Lechter gestickte Teppich des Lebens und Mirbeaus Zofenpornographie. Frauenbewegung, soziale Frage, Sezession, Strauß und Mahler, Kleiderreform, Monismus, Lyrik ohne Rhythmus und Reim, Menschenliebe ohne Gottesfurcht: Das waren die ihr liebsten Themata; und ihr großer Schmerz, daß Pension und Zinsen zu „individuellen Möbeln" neusten Stiles nicht reichten. Wer sie zum ersten Mal hörte, hielt sie für eine Anarchistin der sanften Sorte; später merkte er dann, daß auch sie, wie seit Clavigos Tagen manchen Modefarbigen, „der sich über so Vieles hinaussetzt", doch an einer Ecke Zwirnsfäden festbanden. Radikalismus ohne Wurzel, angelesene Modernität und unter dem dünnen Firniß die ängstliche Seele einer Hausfrau, die entsetzt vom Stuhl sinken möchte, wenn der Diener auf der falschen Seite servirt. Höllisch lästerlich im Reden, doch zaghaft vor jedem vom Weg der Korrekten abführenden Schritt; auf der Lippe die unstillbare Sehnsucht nach buntem Erleben, im Herzen die Reizchen der Mimosa Pudica. Der Typus ist nicht mehr selten, das besondere Exemplar von Zeit zu Zeit aber eine Erquickung; nur mußte man genau wissen, wie weit man gehen dürfe: sonst wurde sie schnell zur steifen Excellenz. Einmal wollte sie einen „recht ordinären" Ball mitmachen und lief dann, ganz verstört, aus der Loge, als nebenan ein trunkenes Tricotmädchen sich auf den Schoß des fetten Fleischpächters setzte. Schmollte ein Vierteljahr, weil ihr so Unsauberes zugemuthet worden war. Kein Gedanke also an Metropol oder Philharmonie: die fünf Musikcorps und die Schneepolonaise hätten sie geärgert. Auch aß sie gern gut, trotz dem röthlichen Wesensanstrich nie aus dem Massentrog; und Sylvesterliches war ja streng verboten. Monna Vanna und nachher Borchardt; Besseres schien nicht zu ersinnen. Die erste Nische hinter der Eingangsthür. Da ists wenigstens still; kein Tafelkonzert, keine Neujahrsüberraschung und ein sicherer Tropfen. Wenn ein geschniegelter Wirth ihr mit einem Sträußchen gratulirte, würde sie wild; den Christbaum duldete sie höchstens zu Hause, nicht in der Speisefabrik, und fiedelnde Zigeuner fand sie lächerlich unzeitgemäß.

„Vor allen Dingen eine Cigarette! Nein: nur Melachrino oder Morris."

Digitized by Google

Der Taschenkamm zog die Mittellocke des weißen Tituskopfes in die Stirn. „Die Luft in Euren Theatern ist einfach mörderisch. Und Monna Vanna ein geschminktes Schaf. Nach den Flitterwochen mit Herrn Prinzivalli wird sie sich wundern. Ich traue dem Kerl nicht. Sentimentale Bandenführer? Und bei dieser Jungfernzartheit erotischen Empfindens will er die Angebetete splitternackt unter dem Mantel der Nächstenliebe? Pfui Deibel. Nennen Sie mich einen Piepmatz, wenn eine Frau diese Zumuthung je vergißt. Nee. Unmodern. Sie müßte alle Beide sitzen lassen. Schließlich hat der fremde Herr aus Florenz ihr das Nachtkostüm doch nicht vorgeschrieben, um sich auszuweinen... Danke: Sofas sind mir gräulich und Zöpfe — ‚Der Dame der Ehrenplatz' — tragen wir nicht. Dame ist dämlich; wir sind zwei freie Menschen. Punsch? Die Nase soll wohl an Neujahrswünsche erinnern? Dann schon lieber gleich 'ne Suppenterrine mit Urahnes Schöpflöffel. Heute wie immer, wenn man die Seele mal lüftet: Perrier-Jouet Brut; nichts Süßes, das nach Brautpaarung schmeckt. Und leichte Sachen; nicht mehr als drei. Ungesalzenen Caviar vorher, meinetwegen aux blinis; läßt an die Eremitage denken. Seezungenfilet. Matelotte von Hühnchen mit Spargelköpfen. Endiviensalat, ganz gemein, ohne Mayonnaise. Und natürlich Pückler-Muskau. Sie sind doch nicht etwa hungrig? Der würdige Gentleman, der hier Kellner spielt, hält uns für mauvais genre, weil wir nicht nach der Schnur essen."

„Und — Das ist verdächtiger —, sichtlich ohne gemeinsames Eheband, in dieser Nacht der legitimen Räusche en cabinet particulier . . ."

„Unsinn! Glaubt höchstens, daß Großmama ihren Tochtersohn abfüttert. Ueber den Zauber bin ich glücklich hinaus. Eine Wonne, Sie Herr der Schöpfung. Kein Geschnupper mehr. Niemand sieht Einen mit dem gewissen Blick an (‚Na? Bin ich berauschend?') und zwirbelt mit der Siegerpfote den Schnurrbart. Le sexe est mort, vive l'individu! Erträglichen Verkehr giebts erst, wenn die Hündin nicht mehr hinter uns her ist. In jedem Straßenbahnwagen genieße ichs. Keiner bemüht sich noch, aufkochende Leidenschaft zu markiren. Früher rückten sie die Beine vor, daß man nicht ohne Rockzoll vorbeikam. Pst! ‚Schlamm ist auf dem Grund Eurer Seele; und wehe, wenn der Schlamm gar noch Geist hat.' Nietzsche kannte Eure Keuschheit; habt ja nichts Anderes im Sinn, wenn Ihr was weiblich Junges seht. Ein wahrer Segen, daß es überstanden ist. Irgend Einer stieg immer nach; wer weiß: am Ende sucht das Töpfchen den Deckel. Ich war froh, als der erste Schnee auf meinen Krauskopf fiel; den Normal-mâle schrecken weiße Haare ab. Jetzt bin ich Mensch, jetzt darf ichs sein. Prosit, letzter Tugendritter!"

Digitized by Google

„Seine Excellenz ist wohlauf?"

„Excelsior! Schon auf dem sonnigsten Berg des Rauenthales angelangt. Ich habe mir abgewöhnt, ihn eine nüchterne Natur zu nennen. Uebrigens geniren wir einander nicht. Er ist als Individualität ja nicht belästigend stark und im langen Hofleben so polirt, daß man sich an keiner Kante wund stößt. Diesmal wollte er eigentlich mitkommen, blieb aber, weil ich zur Fremdenführung nicht Zeit hätte. Ich wollte „Feuersnoth" hören, die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession sehen und habe zwei Sitzungen. Auch könnte die Tafelrunde ihn jetzt nicht entbehren. Ahnen Sie, wies da zugeht? Wilder noch als bei Ihrer Wirthin, die — vor grauen Jahren — ein Paar Lackstiefel mit Damenknöpfen und die schriftliche Weisung, zwei Tassen und etwas mehr Milch zu bringen, morgens vor Ihrer Zimmerthür fand. Die höhere Lakaienschaft ist einfach aus dem Häuschen. Bei uns sind ja alte Beziehungen zum dresdener Hof; und Franz war als Kabinetsrath in delikater Sendung mal in Salzburg bei der k. und k. toskanischen Hoheit."

„Wohl Jedem, den diese Geschichte amusirt. Ich finde sie weder erbaulich noch lustig. Finde sogar, wir haben von dem Artikel nachgerade genug. Der holländische und der englische Lärm, Leopolds Witwerleid, Scheidung in Hessen, Scheidung in Anhalt, Luise von Koburg eingesperrt, Mesalliancen Lonyay und Chotek, Skandale Galliera-Eulalia und Monaco-De Lara, auch des Kanonenkönigs Majestät gehört ja beinahe hierher: eine längere Pause wäre jetzt nicht unerwünscht. Ludwig von Bayern, der koburger Schützenherzog der Vorleserinnen, Rudolf von Habsburg-Lothringen, Mistreß Brown, Milan und Georg sind auch noch keine Ewigkeit tot, Draga lebt in der Glorie und die spanische Isabella spukt noch irgendwo rum. Schluß, Allergroßmächtigste! Auch wenn die Zeitungen mit ihrer schwarzen Suppe Einem die Mahlzeit nicht so verekelt hätten, müßte man allmählich fragen, ob die Völker nicht nächstens die Ehrfurcht verlernen werden."

„So? Ihre bürgerliche Tugend wirft Alles in einen Topf? Ungemein gerecht. Ungemein einsichtig. Lüderliche Streiche eines Schürzenjägers, Verirrung kranker Geschlechtstriebe und der Drang starker Seelen ins Freie: schnell die selbe moralinsaure Sauce darüber. Kinder! Und so was mäste ich noch mit Zungenfilet! Oder wissen Sie von der Sache überhaupt nichts?"

„Was man draußen wissen kann und was der Zufall mir aus Dresden und Umgegend ins Ohr trug; also nicht viel. Aber an Komplizirtheit leidet die Aventiure ja nicht. Ein Erzherzog, ältester Sohn eines bis 1860 souverainen Hauses, dessen Chef gegen die Vereinigung Toskanas mit Sar-

Digitized by Google

dinien protestirt hat, liebt eine kleine Schauspielerin, die ungefähr eben so viel durchgemacht hat wie weiland Fatinitza, und will dieses Juwel in einen Ehereif fassen. Und sein Schwesterlein, während der Schlacht von Sedan geboren, immerhin also im fünfundsechzigsten Semester, nebenbei Kronprinzessin von Sachsen und Mutter von fünf lebendigen Kindern, vergafft sich in einen acht Jahre jüngeren Hauslehrer, der nicht ihr Erster zu sein scheint, den sie aber, weil nach ihm vielleicht die Sintfluth käme, nicht loslassen möchte. Die Geschwister brennen durch, setzen sich mit ihren Trauten in ein genfer Hotel, führen die Illegitimität am Seegestade spaziren, lassen sich interviewen und schimpfen auf Gott und die Welt, namentlich aber auf die nächste Verwandtschaft. Sobald es geht, soll geheirathet werden. Braucht man mehr zu wissen? Es ist so ziemlich der tollste Skandal, den wir erlebt haben. Denn die österreichischen Sachen, Andrassy, Vetsera, die netten Scherze der Thronanwärter und Alles, was Lues und Alkohol im apostolischen Erzhaus wirkten, wurden vertuscht, Monaco ist Operette, Balkan bleibt Balkan, Draga Maschin ist uns fast so fern wie die russische Dragonerdirne Peters und selbst der Leibdiener mit dem Hochlandsherzen ist nie zum Greifen sichtbar geworden. Euer Excellenz kennen den Boden besser als Dero Ergebenster. Da ist unglaublich viel unglaublich leicht zu verschleiern und abzustreiten; sogar die morganatische Ehe einer gekrönten Witwe hat man weggeleugnet, trotzdem es Kinderspiel wäre, sie zu beweisen, und von allen Kanzeln gerufen, die Frau — die ein Tugendedikt ins zweite Eheband gedrängt hatte — habe nur einem Toten gelebt. An recherche de la paternité wird erst recht nicht gedacht; sie könnte verschiedenen Prinzen und Landgrafen harte Prüfungen bringen. Wie märchenhaft muß auf allen Seiten diesmal also die Ungeschicklichkeit gewesen sein, die der Neugier des süßen Pöbels die Scham entblößte! Das dünkt mich das wesentlichste Unterscheidungmerkmal; sonst ists die alte, ewig neue Geschichte. Niedlich sind noch die Namen der Helden und Holden. Als Verlobte empfehlen sich Erzherzog Leopold Ferdinand Salvator Maria Joseph Johann Baptist Zenobius Rupert Ludwig Karl Jakob Bibiana, jetzt nomine Wölfling, und Wilhelmine Adamovic, zu Deutsch: Adamssproß; und Luise Antoinette Maria Theresia Josepha Johanna Leopolda Karolina Ferdinanda Alice Erentrudis Stephana, Erzherzogin von Toskana, Kronprinzessin des Königreiches Sachsen, und Herr Sprachlehrer André Giron, zu Deutsch: Schoß, Rudergriff, gefleckter Aronsstab, — Alles mit der Andreasnuance besonderer Männlichkeit, die Manches erklärt. Das ist aber auch das einzig Amusante, das ich mit unbewaffnetem Auge an dem Fall zu entdecken vermag."

Digitized by Google

„Euer Gnaden sind fertig?"

„Zu Befehl. Bis auf Weiteres."

„Schön; also weder amusant noch erbaulich. Und die Enkelkinder Leopolds des Ersten hätten doch die heilige Pflicht, Sie zu amusiren; nicht wahr? Nun sind diese Kinder aber so gewissenlos, zuerst an sich zu denken. An ihr eigenes Schicksal. Sich als Persönlichkeiten durchsetzen zu wollen. Schauderhaft. Da ist der Erzherzog. Wirft Alles hin, Rang, Erstgeburtrecht, Schimmer, um unter Menschen ein Mensch zu sein. Kleinigkeit? Versuchen Sies, wenn Sie als Kaiserliche Hoheit aufgewachsen sind. Im fünfunddreißigsten Jahr plötzlich Herr Leopold Wölfling und ganz auf sich selbst gestellt..."

„Na, na! Einstweilen fordert der bourgeois-archiduc standesgemäße Alimente. Ob er irgend was leisten wird, leisten kann, bleibt abzuwarten. Mir verleidet die Adamssprossin die große Entsagungszene. Die Kleine mag besser sein als ihr Ruf; und ich habe kein Talent zum Keuschheitkommissar. Zu blinder Heroenbewunderung aber auch nicht. Wie wars mit Johann Orth? Zog mit einer in Stürmen abgetakelten Operettensängerin los. Natürlich Schiffbruch. Und Der hatte wenigstens Etwas gewollt, über Artilleriefragen geschrieben, statt des Drills Erziehung empfohlen, nach dem Thron des Battenbergers geschielt und, als er selbst nicht hinauf konnte, Freund Ferdinand über die Stufen geholfen. Der Neffe kopirt nur die zärtliche Schwachheit des Onkels. Sich durchsetzen: à la bonne heure! Aber müssen solche Gigantenpläne immer erst entstehen, wenn ein kleines Mädel über den Weg gelaufen ist und man im Hermelinkittel der reizenden Witterung nicht schnell genug folgen kann?"

„Sie ... Mümmelgreis! Wie wars denn im soi-disant Paradies? Ohne uns läget Ihr eben im Skat; hättet noch heute keinen anständigen Rock auf dem Leibe. Wir beunruhigen, locken aufs Meer des Lebens hinaus, entwöhnen Euch angeborener Trägheit. Haben Sie Punktmacher nie von Schopenhauers Brennpunkt gehört? Aber ich schenke Ihnen den Erzherzog; trotzdem ich Wilhelminchen nicht für sein Lebensziel halte. Nur lassen Sie mir meine Kronprinzessin. Da ist doch nicht zu rütteln. Morgen konnte sie Königin sein; lange hätte es sicher nicht gedauert und Königin ist was, Roturier. Wäre für Luise, unter Anderem, die große Revanche geworden. Denn Sie müßten diesen Hof und diese Familie kennen, um zu ahnen, was die Toskanerin auszustehen hatte. Fromm bis in die Puppen; und dabei sind Georgs Söhne, bis auf Max mit den Weihen vielleicht, keine Kirchenlichte. Und Mathildchen mit den Männerstiefeln und der Hundesuite: Mahlzeit! Die Hände falten, spar=

sam sein, kein neues Buch lesen, den Kindern die Ohren seifen; und, zur Abwechselung, an Feiertagen ein Fläschchen Schieler, — Sie wissen doch: den Meißener, den man, der Farbe nach, weder zu den rothen noch zu den weißen und, dem Geschmack nach, überhaupt nicht zu den Weinen zählen kann. Die Krönung hätte den Tag der Rache gebracht; für Antoinette Marie wie für Marie Antoinette. Erinnern Sie sich, wie Die aufathmete, als der Hofzwang sie nicht mehr drückte? Wie sie im Schloß Komoedie spielte, in komischen Opern die Rollen leichter Dämchen übernahm und dem Publikum erlaubte, sie auszuzischen? Ihre Stütze war in der Dauphinenzeit der Abbé Vermond gewesen; und auch Herr Giron wurde in Dresden Abbé genannt."

„Ich erinnere mich. Sogar an die Sätze, die Madame Campan in ihrem allerliebsten Buch über Hof und Hofgeistliche spricht. Aber ist Marie Antoinette etwa ein gutes, zur Nachfolge einladendes Beispiel?"

„Weil die Sache da schief ging? Virum, Varum. Unsere braven Sachser machen keinen Tuileriensturm. Und Luise war im Volk rasend beliebt."

„Marie Antoinette auch; ein Weilchen. Ungefähr die selbe Geschichte. Daß sie die Etiquette brach, sich vom Ceremonialgesetz nicht binden ließ, gefiel. Famos, daß sie zu Fuß geht oder eine Droschke nimmt, ohne Gefolge nach Paris fährt, auf Maskenbällen Abenteuer sucht, keinen Spaß verdirbt und dem tollsten Einfall folgt; ganz famos. Eine ‚Natur', kein dressirtes Püppchen. Alles entzückt. Als Kaiser Joseph die Schwester in Versailles besuchte, nannte er sie ein Windbeutelchen, das den Parisern schmecke. Man schrieb 1778. Nachher kams anders. Windbeutel halten sich nicht mal auf Eis. Zuerst ein Geflüster unter hochgezogenen Brauen, dann die keckere Verleumdung, endlich offener Haß. Die Gährung lag in der Zeit; gewiß. Aber die Autrichienne wäre nicht zum Zielpunkt geworden und das Halsband hätte ihr nicht die Kehle zugeschnürt, wenn die Fremde nicht gar so gern von der Landstraße gewichen wäre. Seitensprünge ergötzen nicht lange. Wer auf dem Seil die Balancirstange wegwirft, kann leicht das Genick brechen. A crown, golden in show, is but a wreath of thorns, sagt Milton; und redet vom verlorenen Paradies. Wo so viele Rechte gewährt sind, müssen wenigstens die einfachsten Pflichten erfüllt werden. Genialität ist kein den Massen geläufiger Begriff. Die suchen hinter dem Mäskchen verborgenen Sinn und rümpfen die Nase, wenn da oben Eine sich allzu menschlich zeigt."

„Das Allerneuste! Noch nie was davon gemerkt. Dann sind die Leute wohl gegen die spanische Elisabeth und Mariechen Stuart?"

„Schauspielhausoptik. Da wächst eine besondere Moralsorte. Da ge-

Digitized by Google

fallen die Gefallenen, denen man die Gute Stube verschlösse. Wer da eine Mitgift ausschlägt, ob auch das Herz bricht, ist ein Held, für den alle Commis erglühen; zu Hause hielte man ihn für einen Idioten. Und ich bitte, zu bedenken, daß die unerlaubten Leidenschaften der Theaterköniginnen fast immer ein schlechtes Ende nehmen. Klytaimnestra, Maria Stuart, Hugos Maria von Spanien, die, nebenbei, Ihr bestes Beispiel wäre. Ruy Blas ist Lakai, André Giron mindestens Hauslehrer. Dafür ist der Hof von Madrid noch langweiliger als der pillnitzer, der Zwang einer jungen Seele unerträglicher und Friedrich August kein Scheusal wie Don Salluste. Trotzdem ginge es nicht, wenns nicht tragisch schlösse und wenn Ruy Blas nicht nur im Nebenamt Lakai, sonst aber ein großartiger Staatsmann wäre; oder schiene. Ruy Blas, c'est le peuple, sagte Victor Hugo. Eine rollende Phrase. Der Mann in der Livree ist das romantische Heldengespenst mit dem rothen Kainszeichen und dem Unheil zeugenden Geniefluch. Deshalb fließen ihm heute noch Romanenthränen. Wenn Einer mal einen wirklichen Diener als Königinliebsten auf die Bühne stellte, könnte er was erleben. Viele trauens den hohen Damen ja zu; die alten Witze über die Stammbaumpflanzungen hübscher Reitknechte und stämmiger Kutscher. Aber sehen will mans nicht; auch nicht auf der Bühne. Das Thierweibchen würde den schönen Wahn schnell zersetzen. Das Alles, weil Sie davon anfingen. Weiter hilfts uns nicht; gemalte Argumente. Theatermoral verträgt keinen Import ins Leben."

„Das nennt Ihr hier Fürst Pückler? Doppelt so viel, bitte; es kann auch ein Bischen mehr sein ... Also bleiben wir im Leben. Ihre Kutschergeschichten, Werther, sind unsauber und waren zu sparen. Aber der Hauptsatz ist eben falsch. Gerade die Menschlichkeiten gefallen; und besonders an gekrönten Weibern. Historie ist nicht mein Fall. Doch welche Regentinnen sind uns die lebendigsten? Die sich nicht an die Schnur hielten. Theodora, Elisabeth, Katharina, die schottische Maria und Manche ähnlichen Geblütes. Was Ihr Euch als Frauenideal zurechtgemacht habt, paßt nur in Kinderstube und Speisekammer. Staublappen, Wäschebuch, Schlüsselbund. Initiative verbeten. Wo die aber nöthig ist, da springt auch der Geschlechtswille mal aus der Bahn. Das Volk verstehts und singt das Lob starker Sünderinnen."

„Wirklich? Dann habe ich die berühmte Stimme des Volkes noch nie gehört. Lassen wir Theodora. Der war, seit sie aus dem Cirkus auf den Thron kam, nichts Schlimmes mehr nachzusagen. Wenigstens wissen wir nichts Bestimmtes; was Prokop in den Anecdota schwatzt, ist Hofklatsch, wie das Meiste in Geheimgeschichten, nicht nachzuprüfen und deshalb unbrauchbar.

Krumbacher findet Theodora nicht belastet und bedauert, daß Justinian in Angelegenheiten des Staates und der Kirche nicht mehr auf den Rath seiner Frau horchte. Jedenfalls war sie sehr klug und energisch. Trotzdem: die bloße Thatsache, daß ein aus der Gunst gedrängter Höfling die Augusta verbotener Lüste anklagte, hat genügt, um ihr Bild für immer zu schwärzen. In Byzanz giebts noch ein lehrreicheres Beispiel: Theophano. Ich meine die erste, richtige, deren Töchter das griechische Christenthum an den Dnjepr und das oströmische Kaiserrecht ins alte Sachsenreich trugen, die Schwiegermama Ottos des Zweiten. Die war — Excellenz Goethe hat das Wort salonfähig gemacht — wirklich ein Luder. Den bösen Genius der armenischen Dynastie sieht Krumbacher in ihr. Sicher eine ‚Persönlichkeit'. Eines Schänkwirthes leichtsinnige Tochter und zweier Kaiser Gemahl. Nicht etwa nur eine Buhlerin, sondern von politischem Ehrgeiz getrieben. Der tüchtigste General sollte ihr Basileus sein; und als Nikephoros alterte, ließ sie ihn von Zimiskes morden, führte den Neffen selbst ans Ehebett, wo der Onkel auf der Tigerhaut arglos schlief. Zimiskes war undankbar und schickte die Frau, die gehofft hatte, den dritten Kaiser zu umarmen, ins Kloster. Noch undankbarer ist das apokalyptische Thier, das wir Nachwelt nennen. Die hat Frau Theophano einfach ins Kontrolbuch der großen Dirnen geschrieben. Und Stärkeren ists nicht besser ergangen. Daß Katharina ein ganzer Kerl und ein Regent ersten Ranges war, geht in die allerwenigsten Köpfe ein; wer von ihr redet, denkt an die Nymphomanie. Gekrönten Herren aber wird jeder Grad von Satyriasis verziehen. Und heutzutage, mit dem Segen unserer Oeffentlichkeit! Wollen Sie meine Meinung: wenn der Kronprinz sich mit dem Ehebruch abgefunden hätte, wäre Ihre Luise dennoch unmöglich gewesen."

„Unmöglich! Als ob sie möglich sein wollte! Das gerade ists ja: sie wollte heraus. Athmen. Leben. Heraus selbst um den Preis ihres Rufes als Frau und Mutter. Nur ein Weib kanns, wie mir scheint, nachfühlen. Diese Ehe war ihr ein übertünchtes Grab, in dem sie verwesen oder aus dem sie auferstehen mußte. Der Mann ein Fremder, für den nichts in ihr sprach . . ."

„Gar nichts? Fünf Kinder in zehn Jahren und rein gar nichts?"

„Blödsinn! Darüber ist mit Männern nicht zu reden. Das spielt nur für Euch eine Rolle. Kinder hat Nora auch und merkt doch, daß sie mit einem fremden Mann gehaust hat, legt den Maskenanzug ab und geht. Genau so Luise. Ein Luderchen hätte sich ein dreieckiges Verhältniß eingerichtet und den Dritten, je nach Appetit, gewechselt. Selbst in Schlössern zu machen. Dann war Entsagung nicht nöthig; und Fürsten sind durch Strafgesetze gut

Digitized by Google

geschützt. Sie aber besann sich auf ihre Pflicht gegen sich selbst. Der Mann würde den Verlust nicht allzu schwer nehmen. Die Kinder? Wer sich noch nicht gefunden hat, ist kein Erzieher. Und das Land braucht eine Königin, die abgeschlossen hat, in deren Seele kein Windstoß dringt, nicht eine Werdende. Die Rechnung stimmte: die Straße zur Freiheit lag offen vor ihrem Auge."

„Die Rechnung würde stimmen, wenn das Girokonto nicht wäre. Wegen dieses Giroverkehres geht Ihr Exempel nicht rein auf. Keine Excellenzstarrheit: der Witz ist albern, die Sache aber ernst. Wartet auf Nora an der nächsten Straßenecke ein neues Männchen? Ich will artig sein und Ihre Lehre vom Ausleben der Persönlichkeit nicht unter die Lupe nehmen; trotzdem ich auch hier gefunden habe: wers thut, spricht nicht davon, und wer davon spricht, thuts nicht. Das Mißtrauen gegen die modische Auslebenslust, die aus der Sehnsucht nach veränderter Paarung erwächst, kann ich aber nicht bannen. Die Reise ins Wunderbare lasse ich mir gefallen; doch wird die Abfahrt erst beschlossen, wenn ein gut gebauter und rüstiger Herr mit in den Schlafwagen steigt, dann passe ich; zu ewig-animalisch. Glauben Sie nur nicht, ich wolle den keuschen Theseussohn mimen. Wahrhaftig: Nein. Unsere ganze Sexualsittlichkeit ist mir eine einzige Riesenlüge, die auf dem Trugschluß ruht, das starke Geschlecht sei monogamischer Zucht fähig. Die Damen hören es gern; und die Herren wahren den würdigsten Augurenernst. Gleich nebenan giebts ja Aphrodisiaka, die, unter Staatsgarantie, nicht mehr im Mindesten stinken; und in Nothfällen ist der Spezialarzt nicht weit. Wie der ganze Zauber überschätzt, durch die Ueberschätzung erst zum Mysterienzauber gemacht wird: Das kann ich hier nicht mal andeuten, ohne wieder Excellenzfalten zu riskiren. Kennen Sie das von Pierre de Changy herausgegebene Livre de l'institution de la femme chrestienne? Schade. Eins meiner liebsten Bücher. Sehen Sie: wir Europäer stellen uns, als handelten wir, Jungfer und Jüngling, Mann und Frau, nach der Vorschrift dieses alten Tugendtraktates; und würden um Mitternacht plötzlich alle Schlafzimmerthüren diaphan .. Ich schweige ja schon. Tugendboldigkeit ists bei mir also nicht. Die Zahl der ‚Sünden' wird auf diesem dunklen Gebiet bald sehr klein werden oder die Lustseuche frißt uns noch die Wehrkraft weg. Auch L'Adultera schicke ich nicht unbesehen ins Fegefeuer; vielleicht war sie, nach dem Wort Ihres Philosophen, von der Ehe gebrochen, bevor sie die Ehe brach. Kein Kinderspiel, mit zwanzig Jahren zu geloben, daß man mit Vierzig noch den Selben, die Selbe lieben wird; oder doch Kinderspiel? Eine neue Haut wächst, das Knochengerüst wandelt sich, ewiglich aber währet die Liebe und Treue. Abschreckung muß sein, sonst

Digitized by Google

gerathen wir in den Kaninchenstall? Meinetwegen; dann gebt dem Ding auch den rechten Namen; und überlegt, ob die Menschenmaschinen nicht schon so komplizirt sind, daß sie nur in seltenen Glücksfällen zusammenarbeiten können. Item, duldsam bis ins Südseeinsulanische. Denke nicht daran, Ihren wilden Schützling dem Verein zu überweisen, den deutsche Fürstinnen neulich zur Bekämpfung der Unzucht gegründet haben. Leugne nicht, daß der Verzicht auf eine sichere Krone zunächst etwas Imposantes hat und der Muth des Entschlusses Anerkennung verdient. Nur keine falsche Firma, wenn ich bitten darf. Die Persönlichkeit durchsetzen wollen: schön; von Friedrich August zu dem zwölf Jahre jüngeren André rennen: auch schön. Das Eine hat aber mit dem Anderen nichts zu thun. Salz und Wasser kühlt nicht, was Jugend fühlt; doch erregte Sinne sind nicht das Merkmal einer großen Individualität. Soll ich Ihre Prinzessin für ein Genie halten, weil sie die ganze Hofgesellschaft in ein Zotengedicht nach studentischem Muster gepreßt hat? Stärkere Talentproben sind immerhin denkbar. Wer in brünstiger Wuth über eine Schranke springt, hat damit noch nicht bewiesen, daß Titanisches in ihm wohnt. Sie haben Monna Vanna gescholten. Auch Ihre Luise würde ich höher achten, wenn sie beiden Männern entlaufen und allein geblieben wäre."

„,Wem laufen wir denn aus dem Wege? Ist es nicht den guten Sitten? Unserer guten Gesellschaft? Lieber, wahrlich, unter Einsiedlern und Ziegenhirten als mit unserem vergoldeten, falschen, überschminkten Pöbel leben, ob er sich schon gute Gesellschaft, ob er sich schon Adel heißt. Da ist Alles falsch und faul, voran das Blut, dank alten schlechten Krankheiten und schlechteren Heilkünstlern. Niemand weiß mehr zu verehren: Dem gerade laufen wir davon. Es sind zudringliche Hunde; sie vergolden Palmenblätter.' Also sprach auf der rechten Seite vor Zarathustra der König, der auch eine Königin sein könnte; und Sie reden von Giron!"

„Der selbe König sprach aber auch: ,Wir sind nicht die Ersten und müssen es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschenschicksal, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Und wenn sie gar die letzten sind und mehr Vieh als Mensch: da steigt und steigt der Pöbel im Preis und endlich spricht gar die Pöbeltugend: Ich allein bin Tugend.' Hören Sie die Stimme dieser Monopoltugend noch nicht? Schlimm wirds nicht so bald werden. (Keine Pfannkuchen! Sorbet von Champagner scheint mir das Gegebene.) Nirgends ein Keimchen eines neuen Republikanerlenzes, der gebundene Kräfte befreien könnte. Und das Sachsenherz gehorcht dem

Digitized by Google

Hausordensspruch: Providentiae memor. Die Vorsehung wird Alles zum Besten wenden. Gestern wurde die geliebte Kronprinzessin besonderer Fürsorge des dreieinigen Gottes empfohlen, heute wird sie aus dem Kirchengebet radirt und man rechnet nach, wann der belgische Andreas den giron befruchtet haben könne. Ein Bischen Geduld: über ein Kleines wird man uns wieder das Eiapopeia von den Landesmüttern singen, die allesammt so grenzenlos tugendsam sind. Nur dürfen die sichtbaren Ausnahmen nicht allzu häufig werden. Nur darf auf heller Höhe die Hündin nicht ohne Maulkorb und Marke umherschweifen. Selbst Vieux Saxe kann Sprünge bekommen. Die Bankierfrau, der ein Hauslehrer mit verrätherischen Briefen Geld erpreßt, verschwindet; eine Kronprinzessin bleibt, auch wenn sie dem Hause Wettin nicht einen neuen Bewohner, im Mai zu liefern, verheißt, stets im Gesichtskreis. Und darum sollte man die Sache nicht aus dem Erotischen ins Sozialethische heben, nicht von Weltanschauung reden, wo zwei emsige Thierchen ein drittes ..."

„Schweinigel! Ich habe genug. Das süße Zeug, das Sie da bestellt haben, kann mich auch nicht halten. Klingeln Sie nach der Rechnung."

„La douloureuse nennens die Pariser. Die wird der separirten Luise von Toskana nicht erspart werden. Konvenienz ist ein wattirter Mantel, in dem sichs behaglich lebt. Draußen geht ein scharfer Wind; und die liebe Mitmenschheit sorgt für die nöthigen Nadelstiche. ‚Die hat — denken Sie! — ihre Kinder verlassen', wimmert Eine, deren Brust täglich ein anderer Ballsaal, noch nie aber ein Säugling sah. Spießruthen laufen, Königliche Hoheit; und wer weiß, ob der Aronsstab sich im Unwetter als Stütze bewährt. Vor dem Sprung ahnt Keine, wie weh der Fall thut. Viel bequemer ists, gegen die Zwingburgen der Tyrannenmacht mit Stahlfedern Sturm zu laufen und der modernen Weltanschauung das Korset zu opfern."

„Jetzt werden Sie unverschämt!"

„Euer Excellenz kennen mein Herz. Ich will keine Mördergrube draus machen. Anwesende zwar stets ausgenommen; aber die hochnothpeinliche Frage läßt sich nicht länger verschlucken: Hätten Sie selbst es gethan?"

„In ihrer Lage bestimmt. Das heißt ... Ich bin nicht für coups de foudre. Nie gewesen. Immer kühl, wenn die Männlichkeit sich noch so sehr abzappelte. Deshalb .. Und was nachher kam, gemeinsames Schlafzimmer, Reporterempfang, Ausstellung der Chemisiere, nicht mein Geschmack. Möglich, daß man sie ins Kloster oder Irrenhaus gesteckt hätte; da sie nun über die Berge ist, brauchte sie solche Möglichkeit nicht an die Hotelwand zu malen. Und trotzdem bleibt Etwas bestehen. Der Muth, die rücksichtlose Tapferkeit..."

Digitized by Google

... „sind auch bei Brantômes belles et honnestes dames zu finden, an die ich öfter denken muß als an Emanzipation, Kultur, Weltanschauung etcetera pp. Brantôme ist ja nichts für keusche Ohren. Doch von ihm kann man lernen, was in heißen Stunden eine Frau aufs kurze Kitzelspiel setzt, — das Leben sogar. Denn damals saß der Degen locker in der Scheide und mit Sühnetermin und Scheidungprozeß waren solche Scherze nicht abgethan. Glauben Sie mir: an der Gironde ist nichts Modernes, nicht ein Aederchen vom new woman in Ihrer Luise. Die älteste aller alten Geschichten. Vor Troja und in Gerolstein wars genau eben so. Milieu ist da gleichgiltig .. Sind wir so weit? Die Boa! Der Pelzmantel läßt den feuchten Nachtwind nicht durch."

Die Friedrichstraße ist noch lebendig. An jeder Ecke ein Schutzmann. „Prost Neujahr!" Knallerbsen und Zündhütchen sind verpönt. In Taxameterdroschken fahren verwaiste Sünderinnen die Strecke ab; Sylvester ohne Handgeld bringt fürs ganze Jahr Pech. Ein Swell mit braunrothem Kragenschoner hat sich einer Maskenkönigin der Nacht anvertraut. Wir steuern vorsichtig durchs Gedräng. An der Krausenstraße ein Menschenknäuel und Zotenkonzert. Ein ehrbar aussehender Mann will sein Mädchen nach Hause zerren und prügelt, vor der freudig bewegten Menge, die Widerspenstige, die sich an einen mageren Jüngling klammert. Der Begehrte, Sommerkellnertypus, Mütze und Halstuch, lächelt im stolzen Bewußtsein unanfechtbarer Ueberlegenheit. „Wieder dem Bengel nachlaufen? Alle Abend? Statt aufs Geschäft zu sein? Braun und blau kann er Dir haben, Du ..."

„Ums Himmels willen weiter!" Zum ersten Mal hing Ihre Excellenz sich an den Arm eines fremden Herrn. Dann siegte die Selbstdisziplin; sie lachte. „Nichts Sylvesterliches, hatte ich doch gebeten!"

„Ist auch nichts. Können wir in jeder anderen Nacht erleben, überall, in Irkutsk und Caracas, in Festsälen und engen Gäßchen. Hier sahs nur gerade besonders häßlich aus; nicht so edel, sauber und fein wie das Bild in Ihrem Sachsenspiegel. Aeußerlich, steht auf der Medizinflasche. Ein Weibchen hungert nach einem Männchen. Warum? Der Anthropologe mag antworten. Trotzdem zu Hause das Futter nicht knapp ist, hungert Evchen. ‚Mal was Andres!' Der in weiteren Kreisen bekannte Erdenrest, zu tragen peinlich. Und darum das Lied vom Ausleben und Durchsetzen, darum die Renommisterei mit der Persönlichkeit und den romantischen Rechten der Leidenschaft?"

Sehnsüchtig wiehert ein Droschkengaul.

„Es ist spät geworden. Ich denke, wir fahren."



Digitized by Google

Kapitalismus und Christenthum.

Die Sozialdemokratie hat doch von ihrer Doktrin schon so manches Stück preisgegeben. Auch die Geschichtkonstruktion der Marx und Engels hält sie schon lange nicht mehr unbedingt aufrecht. Am sechzehnten Januar 1897 kritisirte ein Genosse im „Vorwärts“ das Werk „Wirthschaft und Recht“ von Stammler, das er — treffend — scharfsinnig, aber unfruchtbar nannte, und er gab zu, daß das Gleichniß vom Ueberbau hinkt. Die Oekonomie bestimme freilich die übrigen Lebensformen: Familie, Staat, geistiges Leben, erleide aber von diesen Mächten, denen eine eigene, auf ökonomische Antriebe nicht zurückführbare Bewegung zukomme, eine sehr bedeutende und folgenschwere Einwirkung; das Leben verlaufe also in einer Wechselwirkung zwischen den wirthschaftlichen und den übrigen Kräften. So ists; nur die Koordination des geistigen Lebens mit Familie und Staat ist falsch. Diese Beiden sind der Wirthschaft koordinirt, der Geist aber ist der Inhalt dieser Formen; in Wechselwirkung stehen Inhalt und Form und wiederum jede Form mit allen übrigen. Wer behaupten wollte, irgend eine Wirthschaftform erzeuge den Gerechtigkeitsinn oder die Familie, würde sich nur lächerlich machen, sintemal das Europäerkind und der Negerjunge in gleicher Weise aufschreien, wenn ihnen Unrecht geschieht, und die Ehe des heutigen berliner Bourgeois von der eines türkischen Bauern, eines altrömischen Bürgers, eines altegyptischen Handwerkers oder Pharao in keinem wesentlichen Stück verschieden ist. Aber was sich an Bildungen um die Grundbestandtheile des geistigen Lebens und um die sozialen Grundformen herumlagert, Das wird allerdings von jeder ökonomischen Umwälzung mit umgewälzt; und so hat natürlich unser kapitalistisches Maschinenzeitalter seine eigene soziale Struktur, seine eigene Staatsform, Kriegführung, Jugenderziehung, Geselligkeit, seinen eigenen Lebensstil und vor Allem sein eigenes Recht oder, wenn man lieber will, Unrecht.

Der Mensch bleibt immer und überall der selbe; aber wer nicht glauben will, daß unsere heutigen Lebensformen etwas völlig Neues, von denen aller früheren Zeiten Grundverschiedenes sind, Der lese Werner Sombarts groß angelegtes und bis zur Hälfte des Planes glänzend durchgeführtes Werk „Der moderne Kapitalismus“ und er wird sich gezwungen sehen, seinen Irrthum zu bekennen. Sombart hat einmal die Kühnheit gehabt, den Kampf um die Futterplätze und den Kampf um die Vertheilung des Futters als den Inhalt der Politik zu bezeichnen; die Gier nach Glück, die sich der politischen wie aller anderen Lebensformen bedient, denkt wohl Jeder ergänzend hinzu. Hier aber zeigt er uns, wie sich den persönlichen Kräften die unpersönliche Macht des Kapitals gesellt, jene sich unterwirft und sie in ihren Dienst nimmt. Er zeigt uns, wie das Kapital vor sechshundert Jahren geboren wurde in den Renteien der Päpste, der Könige, der Grund-

Digitized by Google

herren, wie es Ausbeutung und Wucher genährt haben, wie es, größer geworden, sich mit Inder-, Indianer- und Negerblut vollgesogen, dann sich, ein wahnsinniger Riese, in dynastischen und Kolonialkriegen selbst zerfleischt, zerstückt, verstümmelt hat; wie es, endlich zu sich gekommen und vom neuen, vom echt kapitalistischen Geist erfüllt, von der Raubwirthschaft sich abgewandt und auf die Produktion geworfen, die Wissenschaft zu seiner Magd gemacht, mit ihrer Hilfe die neue Technik geschaffen und — bei uns in Deutschland seit fünfzig Jahren — eine Umwälzung vollbracht hat, wie sie ehedem nicht ein halbes, ein ganzes Jahrtausend zu vollbringen vermocht hatte. Eine Umwälzung, deren Ergebniß wir staunend schauen: entwurzelt die Massen, die tausend Jahre lang an der Scholle geklebt hatten, haltlos hin und her fluthend und über alle fünf Erdtheile verstreut. Verschwunden der stadtbeherrschende Handwerker im Sammetbarett, den uns Richard Wagner in den Meistersingern — kaum verschönernd und übertreibend — vorführt; seine dem Handwerk treu gebliebenen verkümmerten Nachkommen aus der Hauptstraße, die des Händlers Schaufenster schmückt, in dumpfe Kellerlöcher, schmutzige Hinterhäuser, öde Dachkammern zurückgedrängt; der selbstbewußte kunstfertige Meister zum Knechte des Kapitals herabgewürdigt, der die Maschine bedienen muß, die seine Arbeit übernommen hat. Was an Menschenthum verloren ist, durch die Fülle der Güter verdeckt, deren Glanz alle Märchenschlösser überstrahlt; der Mensch aber in fieberhafter, nimmer rastender Thätigkeit, das Glück in der Gestalt von Geld zu erraffen oder wenigstens die Fußbreite festen Bodens zu behaupten, von dem ihn hundert Konkurrenten in den Abgrund oder in den Sumpf zu stoßen drohen. Wie lange wird es noch dauern, so wird sich auch den kindlichsten Verehrern der Majestät das Geheimniß entschleiern, das für die Sehenden schon lange keins mehr ist: daß alle Herrscher nur noch von Kapitals Gnaden regiren.

Fragen wir nun, was die Umwälzung dem Menschenherzen gebracht habe, so liegt die Antwort eigentlich schon in der versuchten kleinen Skizze des heutigen Zustandes. Was das Glück betrifft, so will ich nicht oft Gesagtes wiederholen, sondern erinnere nur an eine Korrespondenz der Frankfurter Zeitung aus dem sächsischen Strikegebiet; der Verfasser meint, wer heute das Gruseln lernen wolle, brauche nicht in ein Verwunschenes Schloß, sondern nur in die sächsischen Weberbezirke zu gehen. (Eben lese ich die abschreckende Schilderung eines pariser Proletarierviertels; Käthe Schirmacher entwirft sie in einem Bericht über den auch von Sombart erwähnten Möbelmarkt, der in Frankreich La Trôle heißt). Und wie steht es um die Ethik des Kapitalismus? Nachdem Sombart erzählt hat, wie die ersten Kapitalien entstanden sind, sagt er: „Man sieht, so arg blutig, wie Marx annahm, ist das Kapital nicht auf die Welt gekommen; es war eine leise, allmähliche,

Digitized by Google

für die werkthätige Bevölkerung unmerkliche Abzapfung kleiner Arbeitertragpartikelchen, die im Lauf der Zeit die Fonds für kapitalistische Wirthschaft zu bilden bestimmt waren." Aber dann beschreibt er die Kolonialwirthschaft, die an Blutigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, zuerst die Ausraubung der Levante durch die Italiener (die meines Wissens vor Sombart noch kein Nationalökonom gebührend gewürdigt hat), dann die Ausplünderung und Aussaugung von Indien und „Insulinde" und die Ausrottung ganzer Völker unter den rothen und den schwarzen Menschen. Wer, der noch ein Mensch ist, würde sich nicht ergriffen fühlen, wenn er liest, wie ein Indianerstamm beschließt, auf das Kinderzeugen zu verzichten, um der von den Europäern bereiteten Hölle kein Material mehr zu liefern, oder daß sich die Indianer eines Pflanzers aufhängen wollen, davon aber Abstand nehmen, weil ihr Herr erklärt, dann müsse er sich mit aufhängen; wenn sie der Herr ins Jenseits begleite, argumentirten diese Kinder, würden sie drüben die selbe Qual erleiden. Daß aber Kapital im Sinne Sombarts, also eine Geldsumme, die durch den Produktionprozeß vergrößert wird, gar nicht entstehen könnte, wenn nicht Menschen vorhanden wären, die sich ihm als Lohnarbeiter zur Verfügung stellen müssen, daß also der Kapitalismus Noth und den Willen, von der Noth Gewinn zu ziehen, voraussetzt, wird ausdrücklich hervorgehoben. Eben so, daß das mittelalterliche Wirthschaftleben von dem sittlichen Grundsatz beherrscht wurde, es dürfe anderen Erwerb als den Lohn für geleistete Arbeit nicht geben. Der Handwerksmeister durfte weder Gesellen und Lehrlinge ausbeuten — den Lehrlingen war er wirklicher Lehrmeister und den Gesellen mit ihnen gleich gelohnter primus inter pares — noch aus den Materialien durch Preiszuschlag Handelsgewinn erzielen. Daß die damaligen Menschen nicht aus übermenschlicher Güte und Gerechtigkeit so handelten, sondern, weil es ihnen die wirthschaftlichen Verhältnisse möglich und leicht machten, ändert nichts an der Thatsache, daß die Pflicht, auch das Wirthschaftleben nach sittlichen Grundsätzen zu regeln, allgemein anerkannt wurde. Die heutige Wirthschaft ist, weil sie nicht die Bedarfsdeckung, sondern die Verwerthung des Kapitales zum Zweck hat, von Haus aus unsittlich. Sie ist es auch insofern, als sie die Maschinenarbeit an die Stelle der Kunstarbeit setzt: ein Geist schafft die Maschine, ein Geist schafft das Muster; die Tausende von Menschen, die ihre nach dem Muster arbeitende Maschine bedienen, brauchen keinen Geist und dürfen ihn, wenn sie welchen haben, bei der Arbeit nicht bethätigen. Geist, Persönlichkeit, wenigstens so weit sich Beides in der Arbeit bethätigt, wird das Privilegium Weniger. Und da das Kapital eben so unpersönlich ist wie sein eiserner Arbeiter, so ist der Erwerb von den Fesseln sittlicher Rücksichten befreit. „Ein Handwerker von echtem Schrot und Korn würde verhungern, ehe er seine von den Vätern

Digitized by Google

überkommene Produktionweise im schlimmen Sinn veränderte; er mag keine Schleuderwaare liefern. Man braucht die Wirkung des alten Handwerkerstolzes nicht übermäßig hoch anzuschlagen und kann doch zu dem Ergebniß kommen, daß es mit dem Prinzip handwerkmäßiger Produktion unvereinbar ist, aus der systematischen Qualitätverschlechterung ein Gewerbe zu machen. Diese ist in den meisten Fällen mit einer Täuschung des Publikums verbunden und dazu bedarf es einer Unpersönlichkeit des Produzenten, wie sie die kapitalistische Organisation mit sich bringt. Kaufe ich die Schundwaare im Laden beim Herrn Cohn, so kann ich Diesen nicht in dem selben Maße verantwortlich machen, wie ich es thue, wenn mir der Schuhmachermeister Schmidt oder der Tischlermeister Müller als Verfertiger des Schwindelstückes bekannt sind." Die Verehrer des Kapitalismus bekämpfen eifrig die Behauptung, der Mittelstand schwinde; und es ist wahr: die Steuerrollen beweisen, daß der Mittelstand wächst und sich hebt, — in seiner Steuerleistung nämlich; mit dem wachsenden Nationalreichthum wächst die Zahl und die Höhe der mittleren Einkommen. Aber die Personen, die den heutigen Mittelstand bilden, sind von denen des alten Mittelstandes verschieden: es sind nicht mehr vorherrschend Bauern und Handwerker, also selbständige kleine Produzenten, sondern zum größten Theil Beamte, höhere Industriearbeiter, Literaten, Agenten, Händler der verschiedensten Art, Rentner. Also erstens zu einem großen Theil Abhängige: Söldlinge entweder eines Gemeinwesens oder des Kapitals, zweitens im besten Fall nur mittelbar produktiv; und wenn nicht das Erste, so beeinträchtigt das Zweite die ethische Qualität. Die mittelbare Produktivität schwindet überdies vielfach in Unproduktivität und in negative Produktivität, in Schmarotzerthum hin. Daß sich die Zahl der Händler in ungeheuerlicher Weise vermehrt, daß viele Händler nur Schmarotzer sind, daß aber trotzdem der einst verachtete Handel, das Profitmachen aus bloßem Kaufen und Wiederverkaufen, heutzutage als ehrenhaft gilt, daß also die sittliche Empfindung in dieser Beziehung geschwächt oder gefälscht worden ist, wird ausdrücklich zugestanden. (Zwei Arten des Handels erfordern persönliche Arbeit, wirkliche, nicht Scheinarbeit und verrichten volkswirthschaftlich nothwendige Dienste, sind daher nach beiden Seiten hin sittlich unanfechtbar: der Handel, der die Erzeugnisse anderer Zonen einführt, und der Detailhandel, der die produzirten Güter unter die Konsumenten vertheilt, vorausgesetzt, daß die Zahl der Detaillisten nicht übermäßig groß ist). Und Sombart beweist sogar, daß der moderne Kaufmann schon seinem Begriff nach eigentlich ein unsittliches Wesen ist. Sein Wesen sei Kalkulation und Spekulation, seine Aufgabe: die Waare an den Mann zu bringen, Märkte ausfindig zu machen, zu erobern und zu behaupten. Wo der Handel den Bedarf einer festen Kundschaft befriedige, da existire Das noch gar nicht,

Digitized by Google

was heute Kaufmann heißt; nur auf dem übersetzten Markt könne der moderne Kaufmann entstehen, also da, wo er eigentlich gar nicht nöthig ist. Mit anderen Worten: die Aufgabe des Kaufmannes ist heute nicht sowohl, dem Volke zuzuführen, was es braucht, als vielmehr, ihm in Aermelausreißer-manier Waaren aufzudrängen, die es weder braucht noch will, und den Konkurrenten die Kunden abzujagen. In der Kunst und Wissenschaft der Reklame prostituirt sich der moderne Handel.

Kurz: wenn wir den modernen Verkehr des Glanzes entkleiden, mit dem er prunkt, so finden wir König Mammon, wie ihn Sascha Schneider gemalt hat. Die Art, wie er heute regirt, ist von der in älteren Zeiten, wo er noch nicht Kapital hieß, grundverschieden, aber Antlitz und Leibesgestalt sind die selben geblieben. Sombart ist sehr weit entfernt davon, ihn malen zu wollen; als Fortschrittsenthusiast, der er ist, malt er nur sein Prunkgewand und erklärt er besser und vollständiger als Marx — darin besteht die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes — seine heutige Wirkungsweise; aber er kann nicht hindern, daß sich die Konturen des Dämons in der Umhüllung abzeichnen. Natürlich bin ich nicht so kindisch, zu wünschen, die Entwickelung möchte anders verlaufen sein. Sie war nothwendig. Wenn es gelang, die todbringenden Seuchen zu bannen, wenn dadurch die Bevölkerung auf ihre heutige Zahl vermehrt wurde, so konnte sie nur bei erhöhter Produktivität der Arbeit ernährt werden; und daß nur der Kapitalismus die Produktivität in dem erforderlichen Maße zu steigern vermag, kann Jeder, der es noch nicht weiß, aus Sombarts Werk lernen. Außerdem leistet der Kapitalismus der Kulturwelt den Dienst, sie in unaufhörlicher Bewegung, also geistig am Leben zu erhalten, und wenn er manche Partien des ethischen Lebens anfrißt und zerstört, so stärkt er dafür andere, namentlich die Energie; auch die geschlechtlichen Exzesse vermindert er durch den Zwang zu strammer Arbeit und durch das vielseitige geistige Interesse, das seine Maschinerie — die soziale wie die technische — weckt, wie denn überhaupt der Werth des modernen Reichthums nicht in den Gebrauchs- und Genußgütern liegt, mit denen er uns überschüttet, sondern in dem geistigen Reichthum an Erkenntnissen, Gegenständen der Betrachtung und Forschung, Anregungen und Triebfedern zum Handeln, den er erzeugt. Daß sich aber der Weltmechanismus bei dieser großen Umwälzung wie bei jeder früheren der Selbstsucht seiner Geschöpfe als Triebkraft und Schwungrad bedient, darum dürfen wir uns nicht erkühnen, mit ihm zu rechten; spricht denn der Topf zum Töpfer: Warum hast Du mich so gemacht? Das Geheimniß des Weltplanes können wir nicht entschleiern. Eins nur sagt uns die Vernunft: daß wir die Verpflichtung und das Bedürfniß haben, bei jeder äußeren Gestalt des sozialen und Wirthschaftlebens uns und unseren Brüdern den

Digitized by Google

ethischen Kern der Persönlichkeit zu erhalten und so viel Glück wie möglich zu verschaffen; dann erst recht, wenn die den sozialen Körper beherrschenden Kräfte Beides zu rauben und zu zerstören drohen. Aus diesem Grunde wird sich eine der Hoffnungen der Fortschrittsfreunde nicht erfüllen: die Entwickelung wird das Christenthum nicht überflüssig machen, daher auch nicht vernichten. Wenigstens vorläufig nicht. Sollte das Ziel der Entwickelung so aussehen, wie es die Sozialdemokraten und die Sozialliberalen, wahrscheinlich auch Sombart, sich vorstellen, sollte der Mensch die Herrschaft über seinen Knecht, das Kapital, wiedergewinnen, das sein Herr geworden ist und ihn verleitet hat, das Allerweltmittel, das Geld, zum Zweck zu erheben, sollte er dahin gelangen, sein Leben in Eintracht mit allen seinen Brüdern — hier liegt eine der großen Schwierigkeiten — ganz nach Wunsch zu gestalten, auch die Krankheiten, die Elementarkatastrophen, den Tod aus der Welt zu schaffen oder wenigstens Jedermann die Euthanasie zu sichern, dann brauchte die Menschheit keinen Herrgott mehr. So lange dieses Ziel nicht erreicht ist, brauchen die Millionen Unglücklichen einen Herrgott, und zwar den christlichen, der aus Liebe zu ihnen einen Menschenleib angenommen hat, Hunger litt, sich geißeln, anspeien und kreuzigen ließ und den Mammon verdammte; ohne den Glauben an diesen Herrgott, dessen Auge und starker Arm in den finstersten Abgrund und in den grausigsten Sumpf reichen und der durch seine Menschwerdung den Willen, zu helfen, bewiesen hat, ist für Millionen das Erdenleben die Hölle, eine Hölle, deren Qualen heute, im Zeitalter des Kapitalismus, um so stärker empfunden werden, weil sie auf jedem Punkte der civilisirten Welt unmittelbar an den Himmel des Luxus und Komforts grenzt.

Diese Unentbehrlichkeit und Unausrottbarkeit des Christenthumes ist es, was seine Gegner zur Wuth entflammt und neuerdings den Krieg „gegen den Klerikalismus“ auf der ganzen Linie entfesselt hat. Der Liberalismus hat drei Gründe, das Christenthum, und vor Allem das entschiedenste, das katholische Christenthum zu bekämpfen. Der erste ist politischer Natur und geht uns hier nicht an: der Liberalismus hat seinen politischen Inhalt zum Theil durch den Wandel der Zeiten eingebüßt, zum Theil an die Sozialdemokratie abgetreten und muß sich an die Junker und Pfaffen halten, um durch ihre Bekämpfung das Recht seiner Organisationen auf das Beiwort Liberal zu beweisen. Aber die anderen beiden Gründe sind kapitalistischer Natur. Den einen hat der Herausgeber der „Zukunft“ einmal mit Beziehung auf Frankreich beleuchtet: die Roture sucht sich der Canaille dadurch zu erwehren, daß sie sie gegen die Pfaffen hetzt, Jener Haß von sich auf Diese ablenkt. Der andere Grund ist, daß die moderne Technik den Kapitalisten und ihren Söldlingen den Himmel auf Erden zu sichern schien und daß sie über jede Störung des endlich errungenen Glückes ergrimmt sind. Diese

Digitized by Google

Stimmung gehört zum Grundcharakter des Nationalliberalismus, wie ich ihn in Baden kennen gelernt habe; Baden und Nationalliberalismus sind ja beinahe identische Begriffe. Seitdem sind am blauen Himmel finstere Wolken aufgestiegen: die wirthschaftliche Krisis, die zwar schon eingetreten war, an deren Permanenz man aber noch nicht glaubte, und die Sozialdemokratie, die damals noch keine Macht war; aber die Empörung über die drohenden Männerklöster beweist, daß der nationalliberale Geist in Baden noch lebt. Die Nationalliberalen — freundliche und liebenswürdige Herren, mit denen sich sehr angenehm lebt — haben die Tragik aus der Welt hinweg dekretirt; es giebt keine Hölle, weder im Jenseits noch im Diesseits; es giebt keine Armuth, kein Elend, keine Noth, keine Sünde, keine Prostitution, und wo immer aus der Proletarierwelt ein schmutziger Zipfel in die reinliche bürgerliche Welt hereinhängt, da muß ihn die Polizei schleunigst verbergen. Kutten erinnern nun an allerlei Tragik, darum sind sie den Herren ein Gräuel. Die Herren sind zu ihrer Weltansicht und Stimmung dadurch gekommen, daß sie niemals gezwungen waren, auf die dunkle Seite der Wirklichkeit den Blick zu richten; mir selbst würde es in ihrer Welt ganz gut gefallen, wenn sie die wirkliche Welt wäre; leider ist sie es nicht. Uebrigens kann es unter Umständen auch für Einen, der die Wirklichkeit besser kennt, Pflicht werden, sich am Kampf gegen den Klerikalismus zu betheiligen, dann nämlich, wenn dieser den Trost der Armen als Opiat fürs ganze Volk mißbraucht und es so, durch Lähmung und Betäubung, unfähig macht, an der Besserung seiner wirthschaftlichen und sozialen Zustände zu arbeiten. Weil diese Gefahr vielfach vorhanden war, mußte die Sozialdemokratie kommen. Mit den Gründen, die sie jetzt bestimmen, sich dem Feldzuge gegen den Klerikalismus anzuschließen, verhält es sich (im Deutschen Reich wenigstens; in Oesterreich und den romanischen Ländern liegen die Dinge vielfach anders) nicht so wie bei den Liberalen; zwei sind politischer Natur: daß das Centrum nicht mehr Opposition, also nicht mehr natürlicher Bundesgenosse ist und daß es der Sozialdemokratie den Zugang zu den katholischen Arbeitermassen sperrt. Nur einer geht uns hier an; er ist mutatis mutandis der spezifisch nationalliberale. Die Arbeiter erstreben den Himmel, den der Bourgeois besitzt, und müssen die Kirche, die den Himmel ins Jenseits verlegt und den Eroberungskrieg des Proletariates für aussichtlos und für gottlos erklärt, als Todfeindin hassen.

Die Sünden der Kirche, die den Feinden als Angriffspunkte dienen und ihnen zugleich das wohlfeile Vergnügen sittlicher Entrüstung verschaffen, sind wirklich vorhanden. Wie viel von den Kloster-, Cölibat- und Finanzskandalen erlogen sein mag, darauf kommt nichts an. Die Verfassung der katholischen Kirche — in niederem Grade auch die jeder anderen Kirche — bringt es mit sich, daß die Wirklichkeit dem Ideal widersprechen muß. Das

Digitized by Google

einzige Wort „Kirchenfürst“ genügt für sich allein schon dem Logiker, um zu beweisen, daß die Papstkirche nicht die Braut Christi, sondern die babylonische Hure sei. Und daß nicht all die tausend Cölibatäre keusch leben können, steht a priori fest. Es giebt sittlichen Heroismus, aber wenn aus der Gottseligkeit und dem Heroismus ein Handwerk und ein Broterwerb gemacht wird, dann können Beide beim besten Willen nicht allgemein echt sein. Heroen sind Ausnahmemenschen; und der katholische Glaube, daß ein Wunder der Gnade gewöhnliche Menschen in Heroen umschaffe, wenn sie die Weihen empfangen, kann vor der Erfahrung nicht bestehen. Das Christenthum wirkt nicht jenes Wunder, thut aber dafür etwas Anderes und Besseres: es stellt den Heroen Lebensaufgaben und macht sie dadurch fürs Gemeinwohl nützlich. Das ist eine sehr dankenswerthe Leistung. Die Kirche nun, der Leib des christlichen Geistes, ist eben so wie der Kapitalismus ein nothwendiges Produkt der geschichtlichen Entwickelung, für dessen Dasein und Beschaffenheit keines Einzelnen bewußte Absicht verantwortlich gemacht werden kann. Was die Zeit geschaffen hat, zerstört die Zeit; und die Macht und Pracht des Papstthumes sehen wir seit vier Jahrhunderten langsam zerfallen. Mit dem letzten Rest wird das letzte einer gewissen Art von Aergernissen schwinden und andere Aergernisse werden durch Aufhebung des erzwungenen Priestercölibates beseitigt werden. Nur wird es mit Alledem nicht sehr rasch gehen, denn die Schwierigkeiten solcher Aenderungen sind nicht weniger groß als die vis inertiae der Massen. Die weltliche Herrlichkeit der Papstkirche wird einst zerfallen, aber der Geist, als dessen Schutzhülle, Werkstatt und Werkzeug die Kirche gebildet ward, wird fortleben, so lange ihn der Himmel auf Erden nicht überflüssig macht. Er wird fortleben in der Gestalt einer Humanität, die sich an den Stützen des christlichen Glaubens und der christlichen Hoffnung aufrecht erhält, fortleben auch in Mönchen, wie sie Shakespeare und Alessandro Manzoni gemalt haben. Daß die Klosterorden durch Volksbedürfnisse gefordert werden, beweist die Blüthe der evangelischen. Die evangelischen Kirchen haben von den katholischen das früher gehaßte und ausgerottete Klosterwesen übernommen, die katholische Kirche wird von der evangelischen lernen, durch Aufhebung der lebenslänglich bindenden Gelübde das Klosterwesen den Forderungen der Zeit anzupassen. Und die aufrichtig Frommen beider Bekenntnisse werden — natürlich nur bis zur Herstellung des Himmels auf Erden — fortfahren, die Wunden zu heilen, die, zu den alten Gottesgeißeln gesellt, der junge Kapitalismus schlägt; denn daß er, wie auch Sombart glaubt, selbst alle Wunden zu heilen vermöge, die er schlägt, hat er bis jetzt wenigstens noch nicht bewiesen.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

Die alte Frau.

Oft schon habe ich für die Rechte der Frau gekämpft, für die Rechte des jungen Mädchens, der Gattin, der Mutter. Die alte Frau habe ich kaum hier und da gestreift. Von ihr will ich jetzt reden; von dem armen alten Weibe, das einem Schatten gleicht, den die Schöpfung — zum Mißvergnügen der Menschheit — wirft. Ist oder war die Frau im Allgemeinen — bis vor Kurzem — der Paria des Menschengeschlechtes, so wars die alte Frau dreifach; und sie ist es auch heute noch. Die junge und jüngere — schon unter glücklicheren Sternen geborene Generation — hat eben noch nicht Zeit gehabt, alt zu werden.

Ich will von des alten Weibes Leiden sprechen und sagen, wie ihm abzuhelfen ist.

Daß man bis in die neuste Zeit hinein dem Weib nur einen geschlechtlichen Werth zubilligte, ist oft genug gesagt und beklagt worden. Ich sage es noch einmal, denn dieser Wertheinschätzung entspringt die Mißachtung, der die alte Frau verfällt. War das Weib untauglich geworden zur Gebärerin, Kinderpflegerin und Geliebten, so hörte ihre Existenzberechtigung auf. Alle Ansprüche, die sie fürder noch an die Gesellschaft zu erheben gewillt war, schienen mehr oder weniger lächerlich; von milder und gütiger Gesinnten wurden sie wenigstens ignorirt.

Geschlechtlicher Reiz und Nutzen des Weibes Werthmesser! Eine animalische Auffassung ihrer Wesenheit, eine naive Schamlosigkeit, die einem früheren Zeitalter entsprochen haben mag, der Reife und Höhe des jetzigen aber Hohn spricht; denn: sie entmenscht das Weib. Daß bei der Verurtheilung dieser Anschauungweise die sinnliche und ästhetische Freude an Jugend und Schönheit, die Wonne genießender Liebe unangetastet bleibt, ist selbstverständlich.

Es giebt Totengrüfte für Lebendige: Siechthum, unheilbaren Gram. Auch das Greisenthum der Frau ist solch eine Totengruft. Sie wird bei Lebzeiten darin beigesetzt.

Arme Alte! Alles geht mählich von Dir. Anfangs verfolgen Deine sehnsüchtigen Blicke die Dir Enteilenden: die Kinder, die Freunde, die Gesellschaft; doch weiter und weiter entfernen sie sich, — sie entschwinden. Einsamkeit hüllt Dich wie in ein Leichentuch, Vergessenheit ist die Inschrift über Deinem Hause, das Rabenlied der Hoffnunglosigkeit krächzt über Deinem Lager. Schweigen ist um Dich; und auch Du selbst schweigst, weil Niemand Dich hören will. Arme Alte! Dir ist, als müßtest Du Dich schämen, daß Du, nun so unnütz und so alt schon, noch lebst. Das Alter lastet wie

Digitized by Google

eine Schuld auf Dir, als usurpirtest Du einen Platz, der Anderen gebührt. Du fühlst um Dich her eine Gesinnung, die Dich aus dem Leben fortdrängt.

Ein berühmter Künstler sagte mir einmal (dabei saß ich ihm zu einem Bilde und ich war über vierzig Jahre alt), daß Frauen, die das vierzigste Lebensjahr überschritten haben, Ballast für die Gesellschaft seien und am Besten thäten, sich zu ihren Vätern zu versammeln. Die frühere Sitte barbarischer Völker, die überflüssige weibliche Kinder gleich nach der Geburt beseitigte, erscheint mir milder, da Neugeborene, mit der schönen Gewohnheit des Daseins noch nicht vertraut, weniger empfindlich gegen eine beschleunigte Beförderung ins Jenseits sein dürften als reichlich Erwachsene.

Von guten und wohlwollenden Menschen habe ich aussprechen hören, alte Frauen seien „etwas Gräßliches". Ich hörte diesen Ausspruch auch aus dem Munde einer jungen Frau, die eine Mutter hatte.

Ich will hier nicht der furchtbaren Tragik gedenken — sie ist nicht so selten, wie man meint —, die entsteht, wenn die Alten den Angehörigen zu lange leben. So grausame Regungen werden in den gebildeten Ständen in des Busens tiefste Tiefe verschlossen. Im Volk dagegen kommt der fromme Wunsch, Gott möge die Alten abrufen, oft genug zu offenem Ausdruck. Die Greisin — oder auch der Greis — auf dem Altentheil ist ein tragischer Stoff, der in der Literatur genug Bearbeiter gefunden hat. Ich erinnere an König Lear, an Zolas „La terre", an Turgeniews „Lear der Steppe", an Balzacs „Père Goriot".

Wehe der Greisin, die einen solchen Wunsch auf der Stirn eines Menschen liest! Der Delinquent, dem man auf der Richtstätte ein nasses Tuch um den Hals schlang, starb an der Vorstellung, daß es das Richtbeil sei.

Nichts scheint mir für die alte Frau lähmender, abstumpfender als das von der Gesellschaft ihr aufgezwungene Bewußtsein: Du warst, Du bist nicht mehr. Sie erschauert darunter, als hörte sie die rufende Glocke, die der Tod läutet.

Ich kenne Alte — sensitive Naturen —, die am Liebsten fern von ihren Angehörigen leben, in fremden Städten, fremden Ländern, in der instinktiven Furcht, den Ihren zur Last zu fallen, gleich dem kranken Thier, das sich ins Dickicht des Waldes verkriecht.

Ich aber: ich liebe Euch, Ihr alten Frauen. Gern klopfe ich an die schon halb zugesperrten Thüren Eurer Seelen, und wird mir aufgethan, so erlebe ich oft lebendige Stunden, aus denen es mir klingt wie von Abendgebeten unter stillen Sternen. Einige unter Euch verstehen die Stimmen, die aus Gräbern kommen; bei Anderen hat man die Empfindung (wenn man nämlich Theosoph ist), daß ihr ätherischer, ihr Astralleib sich halb schon aus dem Gefängniß befreit hat, in das der grobe, materielle Leib ihn ein=

Digitized by Google

schloß; es ist, als suchten sie, gelöst von der alten Heimath, eine neue, von dunklem Geheimniß umwobene. Das, was in nächster Nähe um sie her vorgeht, sehen und hören sie nur noch unvollkommen. Sie sehen und hören ins Ferne, ins Weite hinaus oder tief in sich hinein. Mystisches haftet ihnen an. Die Gärten der Greise grenzen an ein Jenseits.

Man sollte meinen, wenn eine Frau aufgehört hat, durch ihren geschlechtlichen Reiz zu wirken, müsse die Gesellschaft sie einfach als Menschen, je nach ihrem individuellen Werth, abschätzen und würdigen. Das geschieht nicht. Der Begriff „Altes Weib“ schließt ein Vorurtheil ein, die gerechte Würdigung aus. Wenn einem Jäger morgens zuerst ein altes Weib begegnet, so bedeutet es Unglück. Das Gruseln vor der Hexe, die immer eine alte, alte Hexe ist, lernen schon die kleinen Kinder. Der Teufel ist gar bös. Den Gipfel der Bösheit aber erklimmt seine Großmutter. Hu! Des Teufels Großmutter! Von des Teufels Mutter schweigt die Geschichte.

Das Gesammtgefühl der Gesellschaft ist gegen die Alte.

Zürnende Rufe höre ich: Oho! Das gilt doch nicht für Alle!

Nein. Es giebt Ausnahmen. Ich kannte solche. Sie gehörten der Bühne oder der hohen Aristokratie an. Es waren Frauen, die in einem reichen, bewegten Leben Schätze von Erfahrung gesammelt, originelle, mit Humor begabte Frauen, die sich bis ins hohe Alter Geistesfrische und die Gabe, zu amusiren, bewahrt hatten. Zu diesen Ausnahmen gehören auch die Greisinnen von unaussprechlicher Herzensgüte, die eine lieblich weiche Atmosphäre um uns schaffen, die wir wie Veilchenduft athmen. Auch Berühmtheit, Reichthum, Vornehmheit sind mildernde Umstände für „das alte Weib“. Diese Eigenschaften müssen aber in hoher Potenz vorhanden sein, um das Vergehen des Alters zu sühnen; ihre Abendsonne muß der ganzen Umgebung leuchten. Von diesen Ausnahmen abgesehen, hatte die alte Frau bisher Bedeutung und Einfluß nur als Gattin oder Mutter eines berühmten oder hochgestellten Mannes. Wäre, zum Beispiel, je ein Wort von der Frau Rath, trotz ihrer urwüchsigen, geistsprühenden Drolerie, auf die Nachwelt gekommen, wenn sie nicht Goethes Mutter gewesen wäre?

Die alte Frau wirft ihren Schatten voraus in der ältlichen Frau. Die ältliche datirt man etwa vom Ende der Vierziger bis zum sechzigsten Jahr, die Alte vom sechzigsten, bis sie das Zeitliche segnet. Die Aeltliche denkt man sich mit Vorliebe im Bilde der Schwiegermutter, die Alte im Bilde der Großmutter; obwohl es noch ganz junge Großmütter giebt. Von der Schwiegermutter habe ich schon gesprochen. Ich bemerke hier nur, daß die Mutter, wenn sie von zarter Seelenkonstruktion ist, selbst der eigenen verheiratheten Tochter gegenüber leicht unter einem schwiegermütterlichen Bewußtsein leidet; immer muß sie auf der Hut sein, um nicht in die Macht-

Digitized by Google

und Willenssphäre von Tochter und Schwiegersohn einzugreifen und zurückgewiesen zu werden. Doch ich will von der Großmutter reden.

Lange, lange schon steht die Kinderstube ihr leer, das Reich, in dem sie einst unumschränkte Herrscherrechte übte, in dem ihr Herz Orgien der Lust und Zärtlichkeit feierte, wo ein geschäftiges Sorgen und Thun ihre Zeit und ihr Denken ausfüllte.

Ach, Großmütterlein, Großmütterlein: willst Du etwa in der Kinderstube Deiner Tochter unterkriechen? Bleib draußen! Nicht mehr Herrscherin bist Du dort, nicht einmal Vicëherrscherin; nur eine höhere Kinderfrau, mit weniger Autorität als die eigentliche Kinderfrau, die durch Strenge und Keifen sich behauptet, während Großmütterlein als Angstmeier bei den Kindern verschrien ist.

Mir sagte einmal ein fünfjähriges Enkelchen, als ich es wegen einer Unart schalt: „Aber Großmutter, Du hast hier gar nichts zu bedeuten!“ Und es war ein herzig süßes Kind.

Und die Hauptsache fehlt: die Liebe des Kindes. Enkelliebe ist ein leerer Wahn, ein Luxus im sparsamen Haushalt der Natur, und kommt nur in Ausnahmen vor. Der Instinkt des Kindes ist gegen das Alte. Und die Liebe der Großmutter für die Enkel ist auch mehr eine faute de mieux-Liebe, in Ermangelung anderer ergiebiger Anklammerungen.

Und will Großmütterlein durchaus bei den Enkeln einen Stein im Brett haben, so muß sie durch allerlei Leistungen, etwa als Chokoladen- oder Spielsachenlieferantin, um ihre Gunst buhlen. Liebkosungen gehören in dieses Ressort nicht.

Die Großmutter in der Kinderstube der Tochter: ewig fließender Quell für Konflikte zwischen Mutter und Tochter.

Und die Ehrfurcht vor dem Alter? In allen Tonarten, mündlich und schriftlich, in Kirche, Schule und Haus wird sie gepredigt. Mit Recht? Nein. Ehrfurcht heischt, was aufwärts zu Höhen führt, wo Tempel stehen, in denen Götter wohnen. Nicht aber heischt Ehrfurcht das Verfallende, Rückwärtsweisende.

Pietätvolle Sympathie, Verständniß für ihre Bedürfnisse, Nachsicht für ihre Schwächen, in einzelnen Fällen Dankbarkeit dürfen die Alten von uns fordern; mehr nicht. Der Mensch wird doch nicht alt aus Moral, um einer hohen ethischen Verpflichtung nachzukommen: er wirds ganz von selbst und sehr gern. Und aus purer Selbstliebe will er meist, wenn er auch noch so alt ist, noch immer älter werden.

Im Volkssprichwort heißt es: „Neunzig Jahr ist Kinder Spott.“ Ach, der Spott setzt schon früher ein; er beginnt, sobald sich die Schwächen des Alters bemerkbar machen, und wären es auch nur Gedächtnißschwächen

Digitized by Google

oder körperliche Ungeschicklichkeiten. Die Aeußerungen der Spottlust kann eine gute Erziehung im Zaum halten; an ihre Stelle Ehrfurcht setzen: Das kann sie nicht. Die Ehrfurcht vor dem Alter gehört zu den Worten, die Schall und Rauch sind.

Und der Salon, die Geselligkeit? Sonderbar: wenn die Menschen nicht immer lögen, auch da, wo Jeder merkt, daß sie lügen, so würden sie zugeben (mündlich geben sie es ja auch zu, aber bei Leibe nicht gedruckt), daß die alte Frau im Salon, in Gesellschaften unwillkommen ist. In der Regel gerathen die Gastgeber bei ihrer Placirung in Verlegenheit, da doch der männliche Gast, je älter er ist, um so stärkere Abneigung gegen die Nachbarschaft einer gleichaltrigen Dame hat; oft nimmt er diese Tischnachbarschaft geradezu übel. Und die alte Frau neben einen jungen Herrn zu setzen: Das ist des Landes nicht der Brauch.

Ich kenne eine alte, sehr muntere und lebenslustige Dame, die außerordentlich gern in Gesellschaften ginge. Sie lehnt aber jede Einladung ab. Als nach dem Grund ihrer Ablehnungen gefragt wurde, antwortete sie in ihrer schlesischen Mundart: „Man is so ibrig."

Ja, sie hat Recht. Die Alte ist so „ibrig". Wenn die Frau als Geschlechtswesen nicht mehr in Betracht kommt, interessirt auch ihre Unterhaltung nicht mehr. Was sie denkt, fühlt, urtheilt, ist „ibrig".

Für den alten Mann ist die Geselligkeit keineswegs ausgeschlossen. Ist er im vorgerückten Greisenalter auch nicht mehr schaffenskräftig, so ist er doch durch seine Kenntnisse, Erfahrungen, durch seine sozialen oder politischen Beziehungen zur Welt immer noch reich genug, um Freude an sich selbst haben und Anderen schenken zu können. Und außerdem hat er den ungeheuren Vorzug, kein „altes Weib" zu sein.

Und hat diese Zurück- und Beisetzung der alten Frau keinerlei Berechtigung?

Sie hat eine Berechtigung, wenn auch kein Verständiger den brutalen Aussprüchen des bekannten leipziger Arztes, der das alte Weib als ein Scheusal schildert, zustimmen wird. Die Berechtigung liegt in ihrer Ueberflüssigkeit. Die ist unbestreitbar, wenn man die heutige Gesellschaftordnung in Bezug auf die Frau als die für alle Ewigkeit einzig normale gelten läßt. Ist der Daseinszweck des Weibes — wie die Majorität annimmt —, Kindergebären und Kinderaufziehen, so hat sie, wenn die Kinder erwachsen sind, ihren Zweck erfüllt. Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. In vielen Fällen läßt die Ueberflüssigkeit noch eine Steigerung zu: sie wird zur Lästigkeit, wenn — wie es häufig geschieht — die Alte für sich Rücksichten und Aufmerksamkeiten beansprucht, die ihren Angehörigen Opfer auferlegen, sei es an Zeit, Behagen, Geld. Die alte Frau giebt dann nicht mehr: sie nimmt nur.

Digitized by Google

Freilich: dem unabwendbaren Menschenschicksal, im höchsten Greisenalter zu verfallen, entgehen Wenige. Und da Niemand den Volksgebrauch der alten Inder, die ihre Greise auf dem Ganges ins Schattenreich entsandten, wieder einführen wird, so muß den Altersschwachen die Hilfbereitschaft der Familie, und wo keine vorhanden ist, des Staates beistehen. Diese Hilfe wird ja auch einmal der heute Helfende in Anspruch nehmen, wenn das Alter ihn gebrochen hat. Und damit wäre dann doch ein Ausgleich zwischen Geben und Nehmen hergestellt.

Bei der erwähnten Lästigkeit fällt die Finanzfrage schwer ins Gewicht. In den höheren, gebildeten Ständen kommt es vor, daß ein junger Mann keine eigene Familie begründen kann, weil er weibliche Angehörige unterstützen oder erhalten muß. Furchtbar lastet diese finanzielle Pflicht auf dem Volk. Die Bediensteten, die von ihrem kargen Lohn die alte Mutter erhalten müssen, thun es schweren Herzens, fast immer voll Groll und Bitterkeit.

Ich traf eines Tages mein Mädchen — ein gutes, treues Geschöpf — in der Küche fassunglos schluchzend. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß ihre Mutter (sie wohnte in einem kleinen ostpreußischen Nest) eine Reise unternommen habe, um einen verheiratheten Sohn, den sie seit vielen Jahren nicht sah, zu besuchen. Die Reise kostete fünfzehn Mark. Um dieser fünfzehn Mark willen heulte das Mädchen. Sie unterstützte die Mutter mit zehn Mark monatlich, — der Hälfte ihres Lohnes.

Zu den allgemeinen unerfreulichen Begleiterscheinungen des Alters gehört der Verlust der Schönheit, — wenn solche vorhanden war, was gar nicht so häufig der Fall ist, wie man bei der Gegenüberstellung von Jugend und Alter anzunehmen pflegt. In den höheren Ständen tritt die Häßlichkeit des Alters bei den Frauen auffälliger hervor als bei den Männern. Im Volk, bei den Bauern ist der Greis nicht hübscher als die Greisin.

Ich schalte hier ein, daß die deutsche alte Frau im Allgemeinen häßlicher ist als alte Engländerinnen, Amerikanerinnen, Norwegerinnen. Es ist eine für deutsch-patriotische Gemüther unliebsame Wahrnehmung — auf Reisen hat man Gelegenheit, sie zu machen —, wie die charaktervollen, interessanten Köpfe, die schlanken, hohen Gestalten dieser Ausländerinnen die untersetzteren, fetteren deutschen alten Damen mit den verschwommenen Zügen in den Schatten stellen. Die Ursache dieser Erscheinung sehe ich weniger in einer National- und Rassenverschiedenheit als darin, daß in den genannten Nationen die Hausmütter (in den höheren Klassen) selten sind, Frauen, die, wenn ihnen die Objekte ihrer Thätigkeit entzogen sind und ihr enger Interessenkreis gesprengt ist, leicht träg, stumpf und dick werden. Das geistige Wesen schafft sich die Physiognomie. Wir lesen in den Gesichtern gewissermaßen zwischen den Zeilen; durch alle Runzeln hindurch leuchtet die Schrift,

Digitized by Google

die eine Seele in die Züge schrieb. Ich wiederhole ein Citat, das ich schon einmal anwandte: „Es ist eine Gerechtigkeit auf Erden, daß die Gesichter wie die Menschen werden.“

Das Alter zerstört die Schönheit der Formen und Linien. Die Wirkungen dieser Zerstörung können gemildert, in nicht seltenen Fällen aufgehoben werden. Alte Frauen pflegen ihre äußere Erscheinung zu vernachlässigen, weil sie glauben, es sei ja ganz gleichgiltig, wie sie aussehen. Sie zählen nicht mehr mit. Wer achtet ihrer? So machen sie sichs wenigstens bequem.

Sie haben Unrecht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich möchte, daß die alte Frau sich weiß kleide. Ich meine, ihr gebührt die Farbe, die dem Licht verwandt ist. Etwas Priesterliches, Erdentrücktes, Lichtsuchendes möchte ich an ihr sehen. Aber nicht nur ein kaum noch moderner Symbolismus, auch ästhetische Gründe sprechen für das weiße Kleid. Niemand sollte mehr die Regeln der Aesthetik beobachten als die alte Frau. Peinlichste Sauberkeit und Sorgfalt in der Körperpflege, in der Kleidung sei ihr Gesetz. Zur Körperpflege gehört jede Art hygienischer Vorsorge, gehört Alles, was zur Erhaltung der Kraft und Geschmeidigkeit, zur Vermeidung von Schwerfälligkeit und Fettleibigkeit dient.

Man wird einwenden, daß die alte Frau den Spott herausfordert, wenn sie Dinge thut, die ihrem Alter nicht angemessen sind. Nicht angemessen sind oder nicht für angemessen gelten? Dieser Unterschied ist wichtig. Von Dem, was für unangemessen gilt, beruht das Meiste auf Gewohnheit und Zeitvorurtheil. Ein Beweis dafür ist, daß ein Thun, das die alte Frau lächerlich macht, bei dem gleichaltrigen Mann Beifall, oft den allerlebhaftesten, findet. Eine alte Frau mit Schlittschuhen an den Füßen, auf dem Fahrrad, auf dem Pferd: lächerlich; der achtzigjährige Moltke auf dem Pferd wurde als eine bewundernswerthe Erscheinung angestaunt; und dem weißbärtigen Schlittschuhläufer folgen nur wohlwollende Blicke.

Meine Kindheit fällt noch in die Zeit, wo ein weibliches Wesen auf dem Eis Staunen und Entrüstung erregte. Hätte ich in meinem fünfundvierzigsten Jahr einen runden Hut mit Blumen getragen, die Straßenjugend hätte hinter mir hergejubelt. Heute trägt die Vierzigerin den selben Hut wie ihre Tochter; und man findet es in der Ordnung.

Eine sechzigjährige Dame meiner Bekanntschaft wollte auf Anrathen ihres Arztes, einer Blutstockung wegen, reiten; natürlich nur in der Bahn. Sie gab es wieder auf, weil sie die Witz- und Spottreden ihres Bekanntenkreises nicht ertrug. Eine andere, mir verwandte alte Dame brannte darauf, den Vortrag eines bestimmten Universitätprofessors zu hören. Sie hatte nicht den Muth, sich den verwunderten Blicken der Jünglinge auszusetzen.

Digitized by Google

Höre, alte Frau, was eine andere alte Frau Dir sagt: Stemme Dich an! Habe Muth zum Leben! Denke keinen Augenblick an Dein Alter. Du bist sechzig Jahre alt. Du kannst siebenzig werden, achtzig, sogar neunzig. Die Jüngsten können vor Dir ins Grab steigen. Den Tod vorausdenken, vorausfühlen, heißt, ihm entgegeneilen, heißt, die Gegenwart entrechten. Wenn Du nur noch einen einzigen Tag lebst, hast Du eine Zukunft vor Dir. Das Leben ist ein Kampf. Alle sagen es. Man kämpft gegen Feinde. Das Alter ist ein Feind. Kämpfe!

Thu, was Dir Freude ist, so weit Deine Geistes- und Körperkräfte reichen. Gerade, weil Du nicht mehr lange Zeit vor Dir hast, schöpfe jede Minute aus. Die theosophische Vorstellung: je reicher an Hirn und Herz wir ins Grab steigen, um so glorreicher wird unsere Wiederkehr sein, ist von feierlicher Vornehmheit.

Spotte des Spottes, mit dem man Dich einschüchtern, Dir die Thüren zur Freude sperren will. Das Recht, zu leben, hat das Kind wie die Greisin. Werde immerhin alt für die Anderen: nicht aber für Dich.

Was habt Ihr Alten denn nach der Gesellschaft — die längst über Euch hinweggegangen ist — zu fragen? Wer von der Gesellschaft nichts mehr will, hat nichts mehr von ihr zu fürchten. Das Grab gönnt Jeder uns. Duckmäuser Ihr! Was horcht Ihr noch immer auf Beifall und Zischen der Gesellschaft?

Wenn Ihr Lust und Kraft dazu habt, so radelt, reitet, schwimmt, entdeckt auf Reisen neue Schönheiten, neue Welten. Ein sechsundsiebenzigjähriger berühmter englischer Arzt erzählt von seinen langen Kamelritten durch die Wüste. Vielleicht könnt Ihr stark wie dieser Arzt werden und, wie er, auf Kamelen durch die Wüste reiten. Laßt Euer weißes Haar, wenn Ihr es habt und es Euch bequem ist, frei um das Haupt wallen. Mischt Euch unter die Lernenden. Beinahe kommt es mir lächerlich vor, daß Ihr Euch schämt, noch nach Wissen zu trachten, als wäre das Absterben ein lieblich ernstes Geschäft, das zu hemmen indezent wäre. Ein Baum, auch wenn er all seine Früchte hergab, lebt fort, prangend in der neuen Schönheit herbstlichen Laubes, bis er am Winterfrost stirbt.

Ich kenne eine dreiundsiebenzigjährige Greisin, die anfängt, Lateinisch zu lernen; freilich nimmt sie den Unterricht in einem entlegenen Pavillon ihres Parkes, damit kein Lauscher ihren Frevel erspähe. Eine Andere kenne ich: als Die merkte, daß Worte und Ausdrücke für Das, was sie sagen wollte, ihr zu fehlen anfingen, gestattete sie den Gehirnnerven dieses Erschlaffen nicht ohne Weiteres. Wie ein Kind sich übt, sprechen zu lernen, so übte sie sich, es nicht zu verlernen. Sie hielt sich Monologe, Vorträge; mit feiner Kunst fesselte sie ihr fliehendes Gedächtniß, ersetzte es zum Theil

durch eine musterhafte Ordnung. Sie schrieb ein Tagebuch, um sich über ihre Geistesverfassung Rechenschaft zu geben. Und sie brachte es zu erstaunlichen Erfolgen.

Klagst Du, Alte, daß die Menschen nichts mehr von Dir wissen wollen? Und wollen die Irdischen, meist Allzuirdischen nichts mehr von Dir wissen: es giebt Uebersinnliches. Bade die Seele im Mondlicht der Geister. Sind nur lebendige Menschen Freudenbringer? Da ist die ganze holde und wilde Natur mit ihren Geheimnissen und Offenbarungen. Da sind die Thiere. Die wissen nichts von Alter und Häßlichkeit. Die lieben Dich um Dessen willen, was Du an ihnen thust. Da sind vor Allem die Toten. Mit ihnen redet man oft besser als mit den Lebendigen. Durch ihre Werke leben sie uns. Unerschöpflich sind die Schätze an Geist und Gemüth, die sie bergen. So rede nicht von Einsamkeit.

Man hat Dich die Zaubersprüche nicht gelehrt, mit denen man diese Schätze hebt? Ja: Das ists.

— —

Die Zukunft wird diese Rathschläge, die der Gegenwart gelten, nicht brauchen. Glich bisher das Los der alten Frau dem des Abgebrannten, der trauernd auf dem Grabe seiner Habe kauert: muß es so bleiben? Nein. Die Ueberflüssigkeit der gealterten und alten Frau auf die von der Natur gesetzten, unüberschreitbaren Grenzen zu beschränken, wird eine der Konsequenzen der Frauenbewegung sein. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen; aber gegen den zu frühen Tod des Weibes sind viele Kräutlein gewachsen. Das kräftigste heißt: bedingunglose Emanzipation der Frau und damit die Erlösung von dem brutalen Aberglauben, daß ihr Daseinsrecht nur auf dem Geschlecht beruhe. Gebt der Frau einen reicheren Lebensinhalt, einen Beruf, praktische oder geistige Interessen, die über die engere Familie hinausragen, die sie, wenn sie alt wird, in die große Menschheitfamilie einreihen, sie durch die Gemeinsamkeit solcher Interessen mit dem allgemeinen sozialen Leben verbinden. Stellt sie auf sich selbst, statt immer nur auf Andere. Sind die Anderen von ihr gegangen: sie bleibt immer übrig; und ist sich nicht „ibrig."

Andauerndes Schaffen, sei es mit Hand oder Kopf, wird, wie das Oel die Maschine, ihre Nerven- und Gehirnkräfte elastisch erhalten und ihr eine geistige Langlebigkeit verbürgen weit über die Jahre hinaus, die bisher für sie den Abschied vom Leben bedeuteten. Unthätigkeit ist der Schlaftrunk, den man Dir, alte Frau, reicht. Trink ihn nicht! Sei Etwas! Schaffen ist Freude. Und Freude ist fast Jugend.

Hedwig Dohm.



Digitized by Google

Nur ein Lieutenant.

... Der Vorgesetzte soll nicht nur durch Befehl auf die ihm Untergebenen wirken, sondern auch durch sein Beispiel in Pflichterfüllung und Ausdauer bei Anstrengung und Entbehrung.
Vorschrift der Bengalischen Armee.

Bobby Wick mußte sein Examen in Sandhurst machen. Er war ein Gentleman schon, ehe er im Militärwochenblatt stand; und als die Kaiserin verkündete, daß der Herr Kadett Robert Hans Wick bei dem Tail-Twister-Regiment in Krab-Bokhar als Unterlieutenant angestellt sei, war er Offizier und Gentleman zugleich, — sicher also sehr beneidenswerth. In der ganzen Familie Wick war große Freude. Mama Wick und alle kleinen Wicks fielen vor Bobby auf die Knie und streuten dem Helden Weihrauch.

Papa Wick war einst oberster Verwaltungbeamter im Distrikt der Chota-Buldana-Division gewesen; durch viele zweckmäßige Einrichtungen hatte er für das Wohl des Landes und seiner drei Millionen Einwohner gesorgt und sein Bestes gethan, um überall da zwei Grashälmchen wachsen zu lassen, wo früher nur eins stand. Davon wußte in dem kleinen englischen Städtchen freilich kein Mensch Etwas; er war eben nur der „alte Mr. Wick“ und Niemand dachte daran, daß er nebenbei auch Inhaber eines indischen Ordenssterns war. Er klopfte Bobby auf die Schulter und sagte: „Das hast Du gut gemacht, mein Sohn!“

Da die Uniform schon vorher bestellt war, so folgten jetzt Tage der reinsten Freude, denn Bobby nahm in den von Damen überflutheten Tennispartien und Theeschlachten des Städtchens seinen verbrieften Rang als wirklicher „Herr“ ein; und ich darf wohl sagen: hätte sein Equipirung-Urlaub noch länger gedauert, dann hätte er sich in mehrere junge Mädchen zugleich verliebt. Kleine Landstädtchen sind immer voll von niedlichen Mädchen und die jungen Leute fahren gern aufs Land, um dort ihr Lebensglück zu suchen.

„In Indien“, sagte Papa Wick, „ist noch Etwas zu holen. Ich war dreißig Jahre lang drüben und würde, weiß Gott, ganz gern noch einmal wieder hingehen. Wenn Du zu den Tail-Twisters kommst, bist Du wie zu Hause, denn den alten Wick von Chota-Buldana hat noch Keiner vergessen und deshalb werden wohl alle Leute freundlich zu Dir sein. Die Mutter kann Dir noch mehr darüber erzählen als ich; aber Eins vergiß nicht: Halte fest am Regiment, Bobby, — bleib beim Regiment! Du wirst noch kennen lernen, wie sich Alle nach dem Generalstab drängen, wo sie Gott weiß welchen Dienst erlernen, nur keinen Frontdienst. Dich wird es vielleicht auch reizen, den Anderen zu folgen. Aber so lange es nach Deinem eigenen Willen geht — und ich habe ihn Dir ja jetzt klar gemacht —: bleib in der Front, nur in der Front und immer in der Front. Sieh Dich vor und laß Dich nicht auf Querschreiben mit anderen dummen Jungen ein und komme mir nicht eines schönen Tages mit der Meldung, Du habest Dich in eine Frau verliebt, die zwanzig Jahre älter ist als Du. So. Das ist Alles.“

Mit diesen Rathschlägen und mehreren anderen von gleicher Wichtigkeit stärkte Papa Wick seinen Bobby, bis schließlich die letzte, schreckliche Nacht in Portsmouth kam, wo die Offiziersquartiere viel mehr Bewohner hatten, als nach den Bestimmungen

Digitized by Google

erlaubt war, und wo die Schiffsleute sich vor der Masse von Transportmannschaften gar nicht retten konnten; es war ein wildes und lautes Hin und Her vom Werft-Thor bis zu den Gassen von Longport; das Weibervolk von Fratton kam zum Ueberfluß auch noch dazu, um den Offizieren der Königin das Gesicht zu zerkratzen.

Bobby Wick kam auch nicht ohne eine gehörige Schmarre auf seiner sommersprossigen Nase davon und mußte nun seine schon im Voraus seekranke Mannschaft ins Schiff manövriren, wobei er als Zugabe fünfzig höhnende Frauenzimmer um sich versammelt sah; Zeit zum Heimweh hatte er dabei nicht, bis die „Malabar" die Mitte des Kanals erreicht hatte, und auch dann noch bestanden seine Regungen darin, ein Bischen die Posten zu revidiren und einen Anfall von Seekrankheit zu ertragen.

Die Tail-Twisters waren ein ganz besonderes Regiment. Wer sie nur von Weitem kannte, sagte, daß mit ihnen nicht gut Kirschen essen sei. Ihre inneren Verhältnisse beruhten zum größten Theil auf Gunstwirthschaft. Vor etwa sieben Jahren hatte der damalige Oberst einmal in vierzehn furchtlose Augen von sieben strammen Lieutenants geblickt, die gerade wie die Kirchenlichter dastanden und sämmtlich in den Generalstab wollten. Da hatte er ihnen aber geantwortet, er sei ein Oberst von der Truppe und wolle in des Dreiteufels Namen keine verflixte Kinderstube von zweimal verflixten Milchflaschenlutschern kommandiren, die doch nur Bleisoldaten-Sporen trügen. Er war ein rauher Mann. Deshalb griffen die Abgeblitzten zur List und nahmen den Spott der öffentlichen Meinung zu ihrem Werkzeug gegen den Obersten; sie setzten das Gerücht in Umlauf, junge Leute, die das Tail-Twister-Regiment als Sprungbrett zum Generalstab benutzen wollten, hätten manche harte Prüfung zu erdulden. Und dabei hat doch ein Regiment eben so viel Recht auf Wahrung seiner Geheimnisse wie eine Frau.

Als Bobby von Deolali aus bei den Tail-Twisters angekommen war und sich nothdürftig eingerichtet hatte, wurde ihm zunächst, höflich, aber bestimmt, klar gemacht, daß fortan das Regiment sein Vater, seine Mutter und sein unlöslich angetrautes Eheweib sei und daß es kein schwereres Unrecht unter dem weiten Himmelszelt gebe als das: dem Regiment Schande zu bereiten; dem Regiment, das besser als alle anderen schieße und strammer exerzire, das flotteste, tapferste, berühmteste und überhaupt in jeder Beziehung das beste Regiment in allen vier Himmelsrichtungen des Kompasses sei. Sämmtliche Raritäten des Kasinos wurden ihm erklärt, von den großen, grinsenden goldenen Götzen aus dem Sommerpalast von Peking bis zu der mit Silber verzierten Schnupftabakdose aus Horn, einem Geschenk des letzten Kommandeurs, des selben, der mit den sieben Lieutenants die Aussprache hatte. Und jede der Geschichten erzählte ihm von Kämpfen ohne Furcht und fremde Hilfe, von Freundschaft zu Katholiken und Arabern, tief wie die See und fest wie der Tritt der Reservecompagnie, von Auszeichnungen, um die hart gerungen werden mußte, und von dem völligen Aufgehen im Regiment, das von jedem Einzelnen das Leben fordern kann und das ewig leben möge, — Hurrah!

Er kam manchmal auch in dienstliche Berührung mit der Regimentsfahne, die auf ihrer abgekauten Stange aussah wie das Hutfutter eines Maurers. Bobby kniete nicht vor ihr nieder und betete sie auch nicht an, weil englische Lieutenants dazu keine Anlage haben. Wenn sie ihn auch mit Ehrfurcht und anderen edlen Empfindungen erfüllte, schimpfte er innerlich doch über ihr Gewicht.

Das Schönste war aber doch, wenn die Tail-Twisters an einem frischen

Digitized by Google

Novembermorgen zu einer Uebung ausrückten. Ohne die Abkommandirten und Kranken war das Regiment 1080 Mann stark; und Bobby war Einer davon. Denn jetzt gehörte er doch als Lieutenant der Front an, nur der Front und immer der Front, wie das Stampfen von zweitausendeinhundertundsechzig festen, kriegsbrauchbaren Stiefeln bezeugte. Er würde nicht mit Deighton von der reitenden Batterie getauscht haben, der doch nur immer mit Hüh! und Hott! in einem Haufen Staub herumquirlte; auch nicht mit Hogan-Yale von den Weißen Husaren, der seine Schwadron selbst auf Kosten einiger Hufeisen gegen Alles führte, was sich nur einigermaßen lohnte; auch nicht mit Tick Boileau, der nur seinen abscheulich blauen und goldenen Turban zeigen wollte, wenn die Bengalischen Reiter auf ihren Wespen hinter den trägen Walers der Weißen Husaren herfegten.

Das Gefecht zog sich fast den ganzen kalten und klaren Tag über hin und Bobby fühlte eine kleine Gänsehaut den Rücken herunterlaufen, wenn er das Krachen der Salven und das Tinkel-Tinkel-Tinkel der leeren Patronenhülsen hörte, die aus dem Schloß sprangen; denn er wußte, daß er dieses Geräusch eines Tages im Ernst hören würde. Zum Schluß kam ein glorreicher Angriff quer über den Platz, — die Batterien knallten zur größten Wuth der weißen Husaren auf die Kavallerie und die Tail-Twisters jagten ein Sikh-Regiment vor sich her, bis die langen, dürren Singhs vor Ermüdung umfielen. Bobby war schon lange vor der Mittagszeit hungrig und durstig geworden; aber die Schlacht hatte ihn doch begeistert.

Nach der Rückkehr hieß es wieder zu Füßen seines Gebieters — des Herrn Compagniechefs — sitzen und dem dunkelsten aller dunklen Geheimnisse lauschen: der Kunst, die Leute zu behandeln.

„Wenn Sie dafür nicht das richtige Gefühl haben", stieß Revere zwischen den Wolken seiner Pfeife hervor, „werden Sie auch nichts erreichen. Denn über Eins müssen Sie sich klar werden, Bobby; wenn auch der Drill beinahe Alles ausmacht: bis zur Hölle, an einem Ende rein, am anderen Ende wieder raus, folgt ein Regiment doch nur einem Manne, der die einzelnen Kerls von der richtigen Seite anzufassen versteht, je nachdem es Hundekerls, Schafskerls oder Schweinekerls sind.

„Na, Dormer, zum Beispiel, gehört doch zu den Schafskerls", meinte Bobby; „er stiert immer wie eine kranke Eule."

„Da irren Sie, mein Sohn; Dormer ist kein eigentlicher Schafskopf, aber ein gräßlich schmieriger Soldat und vor jeder Lumpenparade reicht der Stubenälteste Dormers Strümpfe zum öffentlichen Gaudium herum. Dormer, zu drei Vierteln Thier, verkriecht sich dann in eine Ecke und heult."

„Woher wissen Sie das Alles?" fragte Bobby bewundernd.

„Ein Compagniechef muß sich um solche Sachen kümmern; wenn ers nicht thut, passirt Mord und Totschlag vor seiner Nase, ohne daß er es weiß. Dormer wird ja gehänselt, aber er fühlt es durch sein dickes Fell nicht hindurch; er hat sich ganz aufs Trinken gelegt. Bobby, wenn Einer so weit ist, daß er nur noch an das Trinken denkt und sich dadurch selbst abstumpft, dann ist es Zeit zum Eingreifen, um ihn aufzurütteln."

„Aber wie soll man denn eingreifen? Man kann doch nicht fortwährend den Leuten auf dem Fell sitzen."

„Nein; die Leute würden Ihnen auch riesig schnell begreiflich machen, wie wenig sie so was lieben."

Digitized by Google

Der Fahnen-Sergeant trat mit einigen Schriftstücken ein. Während Revere die Sachen durchlas, hatte Bobby Zeit, nachzudenken.

Dann fragte er, mit dem Gesicht eines Menschen, der eine unterbrochene Unterhaltung fortsetzen möchte, den Sergeanten: „Ist Dormer ein schlechter Kerl?"

„Nein, Herr Lieutenant; er thut stets seinen Dienst," antwortete der Sergeant; und da er gern viel redete, fuhr er fort: „Ein schmutziger Kerl ist er und für neue Sachen von der Kammer der reine Verderb. Er ist ganz voll Schuppen."

„Schuppen? Was für Schuppen?"

„Fischschuppen, Herr Lieutenant; er watschelt immer im Morast am Fluß herum und schabt den Fischen, die er fängt, die Schuppen mit dem Daumennagel ab." Revere war immer noch bei den Compagnie-Papieren und der Sergeant, der sich gern mit Bobby unterhielt, fuhr fort: „Für gewöhnlich geht er zum Angeln, wenn er sich Einen gekauft hat, und es heißt, je betrunkener er ist, um so mehr Fische fängt er. In der Compagnie nennen sie ihn den Dreckfischer."

Revere unterschrieb das letzte Blatt und der Sergeant ging.

„Ist Das ein schmutziges Vergnügen!" meinte Bobby bei sich selbst; und dann sagte er laut zu Revere: „Haben Sie wirklich so viel Plage mit Dormer?"

„Es geht. Sehen Sie mal, er ist nie so krank, daß er ins Lazareth geschickt werden könnte, und nie so betrunken, daß er von selbst hinläuft. Meist ist er mürrisch und brütet vor sich hin. Er ist immer mißtrauisch, wenn man sich mit ihm abgiebt; ich habe ihn nur einmal mit zum Schießen herausgenommen, er hat aber nichts getroffen; nur mich hat er angeschossen."

„Ich werde fischen gehen," sagte Bobby; „ich miethe mir ein Boot und fahre den Fluß herunter, von Donnerstag bis Sonntag, und der liebenswürdige Dormer kommt mit, — wenn Sie uns Beide beurlauben wollen?"

„Was doch diese jungen Leute für komische Einfälle haben," sagte Revere; aber sein Herz war eigentlich voll freundlicher Anerkennung.

Donnerstag früh fuhr Bobby als Kapitän einer Dhoni mit dem Gemeinen Dormer als Matrosen flußabwärts. Der Gemeine vorn am Bug, der Herr Lieutenant am Steuer. Dormer stierte etwas ängstlich auf den Vorgesetzten, der wiederum der Zurückhaltung des Gemeinen die gebührende Achtung zollte.

Nach sechs Stunden ging Dormer auf den Steuersitz zu und stand stramm: „Verzeihen Herr Lieutenant: waren Herr Lieutenant schon mal am Durham-Kanal?"

„Nein," sagte Bobby Wick; „kommen Sie mal her: hier haben Sie was zu knabbern." Sie aßen schweigend. Als es Abend wurde, fing der Gemeine wieder an; vor sich hin sprach er: „Ja, am Durham-Kanal wars, gerade so eine Nacht: nächste Woche werden es zwölf Monate." Er steckte sich seine Pfeife an und sagte bis zur Schlafenszeit nichts mehr.

Als die Morgendämmerung wieder aufleuchtete, verzauberte sie das Grau der Uferstriche in Purpur, Gold und Opal; und selbst die rumplige Dhoni, die mitten in den Herrlichkeiten herumschaukelte, konnte den Zauber nicht stören.

Der Gemeine Dormer steckte den Kopf aus der Schlafdecke und sah sich die Pracht ringsum an. „Don—ner—wet—ter!" sagte er in ehrfurchtvollem Flüsterton.

Für den Rest des Tages war er stumm, aber um so eifriger bei dem schmutzigen Handwerk des Fische-Ausnehmens.

Das Boot kehrte Sonnabend in der Dunkelheit zurück. Von Mittag ab

Digitized by Google

quälte sich Dormer mit Etwas, das er sagen wollte. Aber erst, als sie die Angeln und den Fang aus dem Boot geholt hatten, fand er Worte.

„Verzeihen Herr Lieutenant", sagte er: „könnte ich Herrn Lieutenant nicht mal zum Dank die Hand geben?"

„Warum denn nicht?" sagte Bobby und schüttelte ihm die Rechte. Dormer ging nach den Baracken zurück, Bobby in die Messe.

„Er braucht nur etwas Ruhe und Fische, denke ich," sagte Bobby; „aber ein gräßlich schmieriger Kerl ist er doch. Haben Sie ihn schon einmal die Fische mit dem Daumennagel abschaben sehen?"

„Weiß der Henker," sagte Revere drei Wochen später: „Dormer thut jetzt sein Bestes, um seine Sachen rein zu halten."

Als der Frühling zu Ende war, betheiligte sich Bobby auch an der allgemeinen Jagd nach Gebirgsurlaub; und zu seinem Erstaunen und Entzücken bekam er drei Monate.

„So einen Jungen kann man gebrauchen", sagte sein Compagniechef von ihm.

„Der Beste von der ganzen Reihe", sagte der Adjutant zum Obersten. „Porkiß, dieser junge Tagedieb, sollte zurückbleiben und Revere müßte ihn einmal ordentlich hochnehmen."

Bobby reiste fröhlich nach Simla Pahar und nahm einen großen Koffer voll neuer Kleider mit.

„Der Sohn von Wick, — vom alten Wick von Chota-Buldana? Frauchen, dann mußt Du ihn mal zu Tisch einladen", sagten die alten Herren.

„Ein netter Junge", sagten die Mütter und die Töchter.

„Erstklassig, dieses Simla, ganz reizend", sagte Bobby Wick und bestellte sich schnell ein neues Paar Hosen.

„Hier geht es schlecht", schrieb Revere nach zwei Monaten an Bobby. „Seit Sie auf Urlaub sind, haben wir das Fieber bekommen und das Regiment ist reinweg durchseucht davon. Zweihundert Kerle im Lazareth, über hundert in den Zelten. Alles trinkt, um kein Fieber zu kriegen. Zum Exerziren kommen die Compagnien zu fünfzehn Rotten. Ich kann kaum mehr für alle meine Kranken in den Außendörfern sorgen. Am Liebsten möchte ich mich selbst aufhängen. Was ist denn an dem Gerücht, daß Sie einer Miß Haverley den Hof machen? Hoffentlich nicht Ernst. Sie sind ja viel zu jung, um sich so schwere Ketten anzulegen, und der Oberst würde Sie schleunigst von dort zurückholen, wenn Sie es versuchen wollten."

Nicht der Oberst, sondern ein viel höher zu respektirender Kommandant brachte Bobby von Simla zurück. Die Krankheit hatte in den Außendörfern um sich gegriffen, das Bazarfest mußte aufgeschoben werden; und dann kam die Nachricht, daß die Tail-Twisters ins Lager gehen müßten. Befehle schwirrten nach den Gebirgsstationen: „Cholera!" „Urlaub aufgehoben!" „Offiziere zurückkehren!" Ach, die Glacéhandschuhe in dem niedlich gestickten Kästchen, die Spazirritte, die Bälle und die Picknicks, die noch alle auf dem Programm standen, die halb erklärte Liebe und die ganz unbezahlten Rechnungen! Ohne Murren und ohne Fragen, schnell wie die Tonga-Post fuhr oder ein Pony galoppirte, eilten die Offiziere zu ihren Regimentern und Batterien zurück, als ob es zur Hochzeit ginge.

Bobby erhielt den Befehl, als er gerade von einem Ball in der Villa des Vicekönigs zurückkehrte, wo er ... Doch nur das Haverley-Mädchen weiß, was Bobby

Digitized by Google

gesagt und um wie viele Walzer er für den nächsten Ball gebeten hatte. Der nächste Morgen sah unseren Bobby schon, trotz strömendem Regen, bei der Tonga-Post, die wirbelnde Melodie des letzten Walzers noch im Ohr und im Sinn die Schmerzen lindernde Pflicht, nicht weinen und nicht walzen zu dürfen.

„Alter Junge", rief Deighton von der reitenden Batterie durch die Dämmerung, „fahren Sie auch mit dieser Post? Dann fahren wir ja zusammen. Oh weh! Ich glaube, ich habe anderthalb Köpfe! Die Sitzung hat die ganze Nacht über gedauert. Es wurde mir erzählt, mit meiner Batterie stehe es äußerst schlecht. Steigen Sie ein, Bobby! Vorwärts, Kutscher!"

Bei der Umballa-Station warteten Offiziere, die sich über die letzten Nachrichten von der betroffenen Garnison unterhielten, und Bobby erfuhr hier den wirklichen Zustand seiner Tail-Twisters.

„Sie sind ins Lager gegangen", sagte ein alter Major, der von den Whisttischen in Mussoorie zu einem kranken Eingeborenen-Regiment gerufen war; „sie sind ins Lager mit 210 Kranken auf Wagen gegangen; 210 Fieberfälle allein. Sie sehen aus wie die Geister mit hohlen Augen. Die schlanken Kerls eines Madras-Regimentes hätten durch sie hindurch marschiren können."

„Aber sie waren doch Alle noch so munter und lebendig, als ich wegging!"

„Besser wärs, sie wären munter und lebendig, wenn Sie wiederkommen", sagte der Major grob.

Bobby preßte die Stirn gegen die vollgeregnete Fensterscheibe, als der Wagen anfuhr, und betete für die Gesundheit der Tail-Twisters. Auch die Naini-Tal-Station hatte in aller Eile ihr Urlauberkontingent zu Thal geschickt; die schaumbedeckten Ponies von Dalhousie-Road trappelten mit ihren letzten Kräften nach Pathankot hinein, während vom nebeligen Darjiling die Kalkutta-Post die letzten Nachzügler der kleinen Armee aufwirbelte. Sie sollte nun einen Strauß ausfechten, bei dem weder Medaillen noch Ehren zu holen waren, gegen einen stummen Feind: die schreckliche Krankheit.

In der Garnison war jedes Regiment und jede Batterie auf der Flucht, denn Seuche ist ein schlimmer Geselle, und Jeder kümmerte sich nur um sich, so daß Bobby seinen Weg allein gehen mußte.

Er kämpfte sich durch den Regen zu der provisorischen Messe der Tail-Twisters; und Revere wäre vor Freude, das liebe Gesicht mit den Sommersprossen wiederzusehen, dem Jungen beinahe um den Hals gefallen.

„Sie müssen die Leute wieder aufmuntern," sagte Revere; „die Armen haben sich nach den ersten beiden Fällen in ihrer Dummheit aufs Trinken gelegt. Das ist ihnen nicht auszureden. Gut, daß wir Sie wiederhaben, Bobby. Mit Porkiß ist nicht viel anzufangen."

Deighton kam vom Artillerielager herüber und machte ein trauriges Mittagsmahl in der Messe mit; zur allgemeinen Niedergeschlagenheit steuerte er dadurch bei, daß er fast über den traurigen Zustand seiner geliebten Batterie weinte. Porkiß leistete sich die Erklärung, die Offiziere könnten dabei doch nichts ausrichten und es sei das Vernünftigste, das ganze Regiment ins Lazareth zu schicken und die Doktoren nach den Leuten sehen zu lassen. Porkiß starb fast vor Angst und sein Geisteszustand wurde auch nicht besser, als Revere ganz kalt sagte: „Wissen Sie, wenn Sie so denken, dann ist es besser, Sie gehen möglichst bald fort. Irgend

Digitized by Google

eine Schule könnte uns fünfzig gute Leute für Sie schicken; aber es fordert Zeit, Geld und einen gewissen Aufwand von Arbeit, ein Regiment auszubilden. Wir sind wohl nur Ihretwegen ins Lager gegangen?"

Trotzdem blieb Porkiß von seiner Furcht weiter besessen; und der strömende Regen konnte sie auch nicht verringern. Zwei Tage später ging er von dieser Welt in eine andere über, wo nach Menschenhoffen auf die Schwächen des Fleisches Rücksicht genommen wird.

Mürrisch blickte der Feldwebel des Regiments durch das Sergeanten-Meßzelt, als die Nachricht kam.

„Da geht der schlechteste von ihnen," sagte er; „nun holt es noch den besten: dann ists aus mit der Krankheit."

Die Sergeanten schwiegen; dann sagte einer: „Nein, Er darfs nicht sein"; und Alle wußten, wen Travis mit „dem besten" gemeint hatte.

Bobby lief durch die Zelte seiner Compagnie, tröstete und schalt (jedoch nur in den Grenzen der Vorschrift) und munterte die Zaghaften auf; seine Stimme war wie das Sonnenlicht, das manchmal, allerdings nur verdüstert, durch den Regen strahlte, wenn er sie bat, guten Muths zu sein: ihre Leiden würden nun bald enden. Auf seinem dunklen Pony zuckelte er rings um das Außengatter des Lagers, um die Leute aufzuhalten, die mit dem angeborenen Unverstand des britischen Soldaten immer gerade in die verseuchten Dörfer spazirten oder sich aus den überschwemmten Morästen satt trinken wollten; die Geängsteten rüttelte er mit energischen Worten auf und mehr als einmal saß er bei einem Sterbenden, der ohne Freund war und keinen Landsmann hatte; er organisirte mit der Hilfe von Kaffern-Banjos und angebraunten Korken einen Neger-Sing-Sang, wobei die Talente des Regimentes sich zeigen konnten und gewöhnlich die neusten Gassenhauer verzapft wurden.

„Sie sind so viel werth wie ein halbes Dutzend von uns, Bobby", sagte sein Chef, als ihm einmal seine anerkennende Freude überlief; „wie, zum Teufel, machen Sie Das eigentlich?"

Bobby antwortete nicht; aber wenn Revere in die Brusttasche seines Lieutenants gesehen hätte, würde er dort ein Päckchen undeutlich gekritzelter Briefe gefunden haben, die ihm von der Macht des jugendlichen Herzens erzählt hätten. Bobby bekam jeden zweiten Tag einen Brief; die Rechtschreibung war zwar nicht ohne Tadel, der Inhalt aber muß wohl immer recht zufriedenstellend gewesen sein, denn Bobbys Augen leuchteten über jedem Brief und er verfiel, wenn einer kam, immer für eine Weile in ein süßes Träumen. Dann schüttelte er seine gestutzten Locken und machte sich von Neuem an die Arbeit.

Woher er die Macht nahm, mit der er die Herzen der rauhesten Krieger — und die Tail-Twisters hatten wirklich recht ungeschliffene Diamanten in ihren Reihen — beherrschen konnte, war sowohl für seinen Hauptmann als auch für den Herrn Obersten ein Räthsel. Der Regimentspfarrer sagte ihnen nur, daß in den Lazarethzelten sehr viel häufiger nach Bobby gefragt werde als nach Sr. Ehrwürden Herrn John Emmery.

„Die Leute scheinen Sie gern zu haben. Sind Sie viel bei den Kranken?" fragte der Oberst, der seinen täglichen Rundgang machte und dabei in einem grimmigen Ton, der aber seine innere Betrübniß nicht ganz verbergen konnte, die Leute anschnauzte: sie sollten sichs gut gehen lassen.

Digitized by Google

„Ich gehe nur manchmal zu den Kranken“, sagte Bobby.

„Würde an Ihrer Stelle nicht zu oft dahin gehen. Soll ja nicht ansteckend sein; aber es hat keinen Zweck, sich unnütz einer Gefahr auszusetzen. Und was sollen wir machen, wenn Sie sich legen? Verstanden?!“

Sechs Tage später watete der Postbeamte nur unter den äußersten Schwierigkeiten mit den Postsäcken nach dem Lager hinaus, denn der Regen fiel in Strömen. Bobby bekam einen Brief und nahm ihn mit in sein Zelt; und da das Programm für den Sing-Sang der nächsten Woche schon ziemlich fertig war, machte er sich dran, zu antworten. Eine ganze Stunde lang kritzelte die Feder ungeschickt über das Papier, und wenn einmal seine innersten Gefühle über Normal-Null stiegen, steckte Bobby die Zungenspitze heraus und stöhnte heftig. Er war an das Briefschreiben nicht recht gewöhnt.

„Verzeihen Sie, Herr Lieutenant“, sagte eine Stimme am Zeltausgang: „Dem Dormer gehts sehr schlecht und die Doktors haben ihn aufgegeben.“

„Laß mich mit Deinem Dormer zufrieden“, schalt Bobby, fuhr aber mit dem Löschblatt über den halb vollendeten Brief. „Sag' ihm, ich würde morgen kommen.“

„Herr Lieutenant, es geht ihm aber wirklich furchtbar schlecht“, sagte eine zögernde Stimme, während ein Paar schwerer Stiefel unentschieden hin- und hertrampte.

„Na ja, — und?“ fragte Bobby ungeduldig.

„Herr Lieutenant nehmen es hoffentlich nicht übel: aber er sagt, es würde besser, wenn der Herr Lieutenant mal zu ihm kämen.“

„Na, dann kommen Sie mal erst aus dem Regen heraus und warten Sie hier drin, bis ich fertig bin. Was Ihr Einem für Scherereien macht! Hier ist Brandy, trinken Sie; Sie könnens brauchen. So, nun fassen Sie hier an den Steigbügel, und wenn der Pony zu schnell geht, dann sagen Sies.“

Gestärkt durch einen Vier-Finger-Nipp, den sie ohne Augenzwinkern bewältigt hatte, konnte die Ordonnanz mit dem glitschenden, von Schmutz bedeckten und äußerst verärgerten Pony Schritt halten, der sich zum Lazarethzelt schleppte.

Dem Gemeinen Dormer ging es wirklich „furchtbar schlecht“. Er war dicht vor dem Zusammenbruch der Lebenskräfte und kein Landsmann war da, der sich um ihn kümmerte.

„Aber Dormer, was machen Sie denn?“ sagte Bobby und beugte sich über den Mann. „Gehen Sie gar nicht mehr fischen? Ich dachte, wir wollten noch öfters zusammen angeln.“

Dormer bewegte die blauen Lippen und flüsterte wie ein Geist: „Ich bitte Herrn Lieutenant um Verzeihung, wenn ich Sie jetzt störe, aber könnte ich Herrn Lieutenant nicht einmal die Hand geben?“

Bobby setzte sich neben das Bett. Eine eiskalte Hand legte sich wie ein Schraubstock in die seine und drückte dabei am kleinen Finger einen Damenring tief in das Fleisch. Bobby biß sich auf die Lippen und wartete, während das Wasser von seiner durchregneten Kleidung heruntertropfte. Eine Stunde verrann, aber der Druck der Hand ließ nicht nach und der Ausdruck in dem verzerrten Gesicht des Kranken änderte sich nicht. Bobby steckte sich einen Leuchter mit der linken Hand an, da der rechte Arm bis zum Ellenbogen abgestorben war, und bereitete sich auf eine schmerzvolle Nacht vor.

Die Morgendämmerung zeigte das sehr weiße Gesicht eines Lieutenants, der

Digitized by Google

am Bette eines kranken Soldaten saß, und einen Doktor, der in der Thür stehen geblieben war und dessen Ausdrücke eigentlich nicht veröffentlicht werden dürften.

„Sind Sie die ganze Nacht hiergeblieben, Sie junger Esel?" fragte er.

„Hier oder hier so herum", antwortete Bobby kläglich, „er ist an mich angefroren."

Dormers Mund schloß sich mit einem Ruck; er drehte den Kopf und blickte sich um. Die Hand öffnete sich und Bobbys Arm fiel schlaff an die Seite.

„Er wird wieder werden", sagte der Doktor ruhig, „die Nacht hat ihn noch einmal hoch gebracht. Zu dem Fall kann man Ihnen gratuliren."

„Aber ich bitte Sie!" sagte Bobby. „Ich dachte, mit dem Mann wäre es schon lange vorbei; ich wollte nur nicht meine Hand fortnehmen. Können Sie mir nicht mal den Arm etwas einreiben? Was der Kerl für einen Griff hat. Ich friere bis ins Mark hinein"; und fröstelnd ging er aus dem Zelt.

Der Gemeine Dormer durfte seine Rettung vom Tode mit Branntwein feiern. Vier Tage später saß er neben seinem Bett und sagte mitleidig zu den anderen Patienten: „Ihr solltet auch zu ihm schicken; ich würde es wenigstens thun."

Aber Bobby las gerade wieder einen Brief — er hatte die regelmäßigste Korrespondenz im ganzen Lager — und wollte eben antworten, die Krankheit habe nachgelassen und werde in einer Woche wohl ganz verschwunden sein. Er wollte nicht sagen, daß die Kälte aus eines kranken Mannes Hand ihm durch die Glieder bis ans Herz gedrungen sei, von dessen Glühhitze er so oft gesprochen hatte. Er beabsichtigte, das illustrirte Programm des nächsten Sing-Sangs mitzuschicken, auf das er nicht wenig stolz war. Er wollte auch noch viele andere Dinge schreiben, die uns nichts angeben; und sicher hätte ers auch gethan, wenn nicht das abscheuliche Kopfweh und Fieber gewesen wäre, das ihn mürrisch machte.

„Sie überanstrengen sich", sagte der Hauptmann; „überlassen Sie uns jetzt nur den leichten Rest, der noch zu thun ist. Sie treiben es ja, als ob sie die ganze Messe, zu einer Person zusammengewickelt, wären. Sie müssen es sich nicht so schwer machen."

„Ja, ja", sagte Bobby, „ich werde mich jetzt etwas schonen". Revere blickte ihn ängstlich an und sagte nichts.

In der Nacht huschten Laternen durch das Lager und eine merkwürdige Unruhe trieb die Leute aus den Zelten. Nackte Füße von Bahrenträgern hörte man patschen und gar ein Pferd galoppiren.

„Was giebts?" fragte es aus zwanzig Zelten; und durch zwanzig Zelte lief die Antwort: „Bobby Wick liegt krank."

Auch Revere erhielt die Nachricht und seufzte. „Daß es gerade Bobby treffen muß! Der Feldwebel hat schon Recht gehabt."

„Nun halte ich doch nicht bis zu Ende aus", jammerte Bobby, als er von der Bahre gehoben wurde; „nun halte ich doch nicht bis zu Ende aus!" Dann, mit dem Ausdruck innerster Ueberzeugung: „Ich kann aber wirklich keinen Dienst mehr thun."

„Sollen Sie vorläufig auch gar nicht", sagte der Oberarzt, der schleunigst aus der Messe herüber gekommen war.

Er und der Regiments-Chirurg kämpften zusammen um das Leben von Bobby Wick. Ihre Anordnungen wurden von einer struppigen Gestalt in einem blau-weiß gestreiften Lazarethmantel gestört: der Mann starrte mit ängstlich aufgerissenen Augen auf das Bett und schrie: „Mein Gott, laß ihn nicht sterben!" Bis eine Lazareth-Ordonnanz ihn bei Seite schob.

Digitized by Google

Wenn Menschensorgen und Menschenwünsche irgend Etwas vermocht hätten, wäre Bobby gesund geworden. Er kämpfte drei lange Tage hindurch, bis des Oberarztes Stirn sich glättete. „Jetzt wird er wieder gesund", sagte er; und der Chirurg wurde, obwohl er sich mit seinem Vorgesetzten gezankt hatte, frohen Muthes, ging nach diesen Worten hinaus und stolzirte freudig durch den Schmutz.

„Ich hätte doch so gern bis zu Ende durchgehalten," wisperte der artige Bobby Wick am Ende des dritten Tages.

„Bravo!" sagte der Oberarzt; „so müssen Sie das Ding ansehn." Aber als der Abend kam, legte sich ein grauer Schatten um Bobbys Lippen und er drehte den Kopf müde nach der Zeltwand. Der Oberarzt runzelte die Stirn.

„Ich bin schrecklich müde", sagte Bobby sehr schwach; „warum quälen Sie mich mit der Medizin? Ich kann sie doch nicht mehr gebrauchen. Lassen Sie mich allein." Der Wunsch, zu leben, war plötzlich verschwunden. Bobby war zufrieden, in die ruhigen Gefilde des Todes zu reisen.

„Das ist nicht gut", sagte der Oberarzt; „er will nicht mehr leben, er kommt dem Tode entgegen, — armer Junge!"

In einer Entfernung von fünf Minuten spielte die Regimentskapelle die Ouverture des Sing-Sang; denn den Leuten hatte der Chirurg gesagt, Bobby sei außer Gefahr. Das Brummen des Basses und das Klagen der Hörner erreichte Bobbys Ohr. Sie spielten einen Walzer. Der Ausdruck hoffnungslosem Wehgefühls zeigte sich auf Bobbys Gesicht. Er versuchte, den Kopf zu schütteln.

Der Oberarzt beugte sich über ihn. „Was denn, Bobby?"

„Nicht diesen Walzer! Das war unser letzter, unser allerletzter . . . Mutterchen!"

Mit diesen dem Oberarzt unverständlichen Worten sank er zurück und verfiel in Theilnahmlosigkeit. Am nächsten Morgen war er tot.

Revere ging mit rothen Augen und weißer Nase in Bobbys Zelt und schrieb dort an Papa Wick einen Brief, der dem weißen Haupt des ehemaligen Verwaltungbeamten von Chota-Buldana den bittersten Schmerz seines Lebens bringen sollte. Bobbys kleiner Papiervorrath lag auf dem Tisch verstreut, mitten dazwischen ein halb vollendeter Brief, dessen letzter Satz lautete: „Du siehst also, wir brauchen nichts zu fürchten, Liebling, weil mir nichts passiren kann, so lange ich weiß, daß Du Dich um mich sorgst und ich mich um Dich sorge."

Revere blieb eine Stunde lang in dem Zelt; als er heraustrat, waren seine Augen noch röther als vorher.

. . . Der Gemeine Conklin saß auf einem umgestülpten Eimer, als wieder einmal eine Todesnachricht kam. Er war Rekonvaleszent und nicht sehr schlimm krank gewesen.

„Ho!" sagte er. „Wieder einer von den verfluchten Offizieren tot!"

Sofort flog der Eimer unter ihm fort und er fühlte in seinem Auge Funken wie in einer Schmiede sprühen. Ein großer Kerl in blau-weiß gestreiftem Lazarethmantel stand vor ihm und sah ihn voll tiefer Verachtung an.

„Schämst Du Dich nicht, Conky? Offiziere, verfluchte Offiziere sagst Du? Ich will Dich lehren, Seinesgleichen zu beschimpfen, Du Lümmel, Du verfluchter Lümmel!"

Und die Lazareth-Ordonnanz war so einverstanden mit der nun folgenden Strafjustiz, daß sie zunächst eine Weile wartete und dann erst, um die Ruhe wieder herzustellen, den Gemeinen Tormer ins Bett zurückschickte.

Brighton. Rudyard Kipling.

Anzeigen.

Wilhelm Hauff. Eine nach neuen Quellen bearbeitete Darstellung seines Werdeganges. Mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichter. Nebst vier Bildnissen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Hauff, als Dichter so weithin bekannt und noch immer geliebt, hat noch keine eingehende Darstellung gefunden, die den Menschen allseitig würdigte und das Werden des Dichters genetisch zeigte. Als Landsmann des Dichters und Sohn der Stadt, die Hauff in seinem Hauptwerk so unübertrefflich schildert, habe ich mich berufen gefühlt, ihm eine solche Darstellung zu widmen, die nun zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages erschienen ist. Nicht nur habe ich den Schwaben seinen Schwaben noch näher zu bringen gesucht: es galt mir, den als Satiriker in seinem ersten ernstgemeinten Werk mit einem Heine wetteifernden Dichter, dessen Bedeutung mit der Bezeichnung „Jugendschriftsteller" nicht erschöpft ist und der für E. Th. A. Hoffmanns bedeutendsten Schüler in Deutschland gelten kann, auch außerhalb seiner engeren Heimath den Deutschen aller Stämme menschlich näher zu rücken und zugleich sein Wirken im literarischen Zusammenhang zu zeigen. Ein Hauptverdienst Hauffs bleibt die Propaganda, die er für englische Literatur in Deutschland machte. Ich habe viel neues Material zu des Dichters Leben herbeibringen und verwerthen können; ich wollte aber kein eigentlich gelehrtes Buch schreiben, sondern eins, das jeder Hauffverehrer genießen kann. Ich gebe auch die erste Sammlung von Hauffs Briefen und habe sechsunddreißig Briefe und Brieffragmente zusammengebracht. Reich an Ertrag war ferner des Dichters Nachlaß, den Gustav Schwab aus zeitlichen Rücksichten und aus Unterschätzung der als Dokumente der Entwickelung des Dichters werthvollen Stücke liegen ließ. Gedichte intimeren Charakters, Varianten zu den in die Werke aufgenommenen, insbesondere aber eine Reihe köstlich humorvoller oder harmlos satirischer Stammbuchblätter habe ich ans Licht gefördert. Das humoristische Studentenepos „Die Seniade" folgt in charakteristischen Auszügen. Eine merkwürdige Dichtgattung sind die Zukunftsphantasien, in denen der hellseherische Poet wie als Ergänzung seines allzu kurzen Lebenslaufes die Zukunft bis ins Jahr 1902 vorausnimmt und einen merkwürdigen Spürsinn auf dem Gebiet der Politik und Kulturentwickelung bekundet. Den Kritiker und Aesthetiker Hauff zeigen eine Studie über Walter Scotts Romane und eine Reihe von Kunstberichten und Rezensionen. Hauff war übrigens nach Schiller meines Wissens wieder der Erste, der Selbstanzeigen geschrieben hat.

Ulm. Dr. Hans Hofmann.

❦

Lamarck the Founder of Evolution. His Life and work with translations of his writings on organic evolution. By Alpheus S. Packard, M. D. LLD. With Portraits and Illustrations pp. XIV—451. Longmans, Green & Co. London and New-York.

In zwanzig Kapiteln giebt mein Freund Dr. Packard einen lehrreichen Ueberblick über Leben und Thätigkeit Lamarcks, unter Benutzung von Doku-

menten, die er in Paris gesammelt hat. Packard meint, die allgemeine Ansicht oszillire noch zwischen Lamarck und Darwin, das Pendel nähere sich aber schon Lamarck. Die Idee der Evolution scheint so alt wie die Kultur zu sein. Unbestreitbar sind ihre modernen Träger Lamarck und Darwin. Ein prinzipieller Unterschied zwischen ihre Theorien dürfte bei näherer Beleuchtung und in letzter Instanz nicht bestehen. Darwins Theorie der natürlichen Auslese oder Zuchtwahl, verbunden mit dem bestehenden Kampf ums Dasein, ist von Lamarck unentdeckt geblieben und Lamarcks Ideen über den Fortgang und modus operandi der organischen Evolution fanden damals (1801) keinen Anklang. Es scheint vielmehr, daß Lamarck durch Cuvier (1812) und dessen Schüler zu Grabe getragen wurde, um erst durch Darwin (1858) als scheintot wieder ans Licht befördert zu werden. Seitdem beherrschen diese beiden Geister, mit wechselndem Erfolg, die Meinungen der Anhänger der Deszendenztheorie. Darwin selbst erscheint uns als der größte Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts, denn in ruhiger und besonnener Weise hat er uns eine neue Weltanschauung beigebracht. Eine Erklärung der größeren Erfolge Darwins liegt offenbar zum Theil darin, daß seine Auffassung und Lehre auf die Anthropologie im weitesten Sinn belebend gewirkt hat und noch wirkt. Thatsächlich beeinflußt sie schon in nicht geringem Maß unsere soziale Anschauung und sogar unsere Gesetzgebung. Denen, die Lamarck richtig schätzen lernen wollen, sei das Werk Packards empfohlen.

Hildesheim. A. Radcliffe Grote.

❧

Gedichte von Margarethe Beutler. M. Lilienthal, Berlin.

Der Aufgabe, diesem Buch hier ein Geleitwort zu geben, unterziehe ich mich um so lieber, als aus diesen Gedichten Wahrhaftigkeit, reiches Erleben, tiefempfundene Weibheit, stolzes Menschenbewußtsein und starkes Formgefühl zu uns spricht. Die Gedichte spiegeln die Entwickelung eines kraftvollen und freien Frauencharakters, — vom ersten Mädchensehnen, durch alle Qual und alles Glück einer großen Liebe hindurch zur Mutterschaft. Sie sind hervorgegangen aus dem persönlichen Erleben eines Weibes, das die Fesseln der Konvention abschüttelte, um, der Stimme der Sehnsucht folgend, unerschrocken den eigenen Weg zu gehen. Die sozialen „Bilder aus dem Norden Berlins" sind Produkte mitempfindenden Beobachtens; und der abschließende Cyklus „Schwestern" ist der Weckruf zur Selbstbefreiung, den eine moderne Frau ihren ringenden Schwestern zuwirft. Für Margarethe Beutlers Gestaltungfähigkeit mag eine Probe sprechen:

Das Ende.

Nun badet sich in Mittagsgluth die Haide
und athmet kaum.
Ich lieg' im Kraut, die Augen fest geschlossen,
am grauen Weidenbaum . . . Es hat ein Traum,
ein weißer Traum sich mir ins Herz ergossen.

Ich träume, träume — träume an der Weide
und seh' ein Licht
so göttlich gut und leuchtend niederschweben
und seh' ein heimathstilles Angesicht
sich niederbeugen zu dem schlaffen Leben.

Digitized by Google

Da geht ein Klingen durch die Weltenlande,
ein Heimathlaut.
Das Leben zittert wie im Frühlingsrausche
und aus dem sehnsuchtkranken Auge thaut
ihm eine Thräne, — und ich lausche, lausche . . .

„Nun sei getrost: ich löse Deine Bande,
die Flügel Dir,
die mächtigen, die ich Dir einst gegeben,
und nehme Dich nun wieder hin zu mir."
So sprach der Gott zu dem erlösten Leben.

Ein Fittigrauschen schlug zur ewigen Sonne;
und unten, tief,
da zog, von grauen Nebeln rings umwoben,
die Erde ihre Bahn; und Alles schlief
auf ihr und schlief und schwieg und war gestorben.

Friedrichshagen. Erich Mühsam.

Suchende Seelen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

In jeder dieser drei Novellen ist eine „Suchende Seele" geschildert, die im verwirrenden Chaos dieses Lebens mit bangem Flügelschlag angstvoll das Freie, das Lichte sucht. „Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Noth mich drücken?" singt ein altes geistliches Lied. Wo führt der Weg aus all der Bethörung? Führt er zum sonnigen Sieg oder in den Abgrund hinunter? Das Leid, das kleine, armsälige Menschenleid, ein Nichts im großen Weltenschmerze, es kann uns doch überwältigen und zu Boden werfen; wie es mit den armen Seelen der ersten Novelle geschieht, die den Weg zum Licht nicht mehr finden. Oder die Komoedie des Lebens, die Burleske stellt uns ein Bein und verführt uns zur lächerlichen Pose, zur verlogenen Rolle, die wir in gutem Glauben spielen, um uns mit tiefer Scham eines Tages bewußt zu werden, wie sehr wir die Wahrheit, das heilig Echte, das in den Dingen ruht, mit unserem eigenen Leib parodirten. Das ist der rasende Ajax, der mit feurigem Kriegersinn Kälber und Kühe erschlägt, in denen er seine Feinde sieht, und den Schreck und Scham übermannen, als ihm die Götter den Wahnsinn nehmen. Das ist Don Quixote, der traurige Ritter, dessen Helden- und Minneglnth am Grotesken verpufft. Und Das sind im modernen Leben wir Alle mindestens einmal gewesen. Das Lächerliche lauert uns auf, es hängt sich an unsere Fersen, es verführt uns zu schmachvollem Selbstbetrug. Bei meinem kleinen Mädchen, das ich in der „Lüge" zu schildern versuchte, ergiebt sich der Ausweg aus der beängstigenden Pose, in die sich das Kind verstrickt hat, aus seinen gesunden Instinkten und aus dem richtigen Wort zur richtigen Zeit, das die suchende Seele auf den graden Weg führt. Auch der junge Dichter, der in heißer Krisis an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens steht, findet den Weg des Heiles: durch die Tiefe seines Erlebens, die eben das Merkmal des Dichters ist. Suchende Seelen: Das sind wir Alle. Und der große Dichter der Lebensangst, Maeterlinck, hat es uns am

Digitized by Google

Besten gezeigt: da stehen wir vor düsteren Thoren, in seltsamen Gängen, in verzauberten Gärten; und mit blassen, bebenden Fingern tasten wir an den Räthseln...

Wien. Grete Meisel-Heß.

Meine Gesangskunst. Von Lilli Lehmann. Verlag der Zukunft, Berlin.

Ich habe beim Lesen dieses Buches an Lionardo von Vinci denken müssen: wie bei ihm hinter dem immer siegHaften Gestalter, der, „des Gottes voll", nur zu schenken scheint, der tieferuste Denker steht, der dem philosophischen und technischen Mechanismus seiner Kunst sein ganzes Leben lang nachgrübelt, so deckt hier die in ihrer Kunst immer wie zu spielendem Sieg schreitende Lilli Lehmann das Geheimniß ihres künstlerischen Gottesgnadenthumes auf, — und es heißt, wie bei Lionardo, Arbeit, Arbeit an sich selbst und wiederum Arbeit. Ein guter Erfolg des Buches, neben dem besseren, den es haben wird, kann der sein, daß es recht Viele enttäuscht und entmuthigt. Alle hoffentlich, denen die Bühne das leicht zu erkletternde Sprungbrett deucht, von dem ins schillernde Reich Amphitrites, zu wohligem Schaukeln auf den Wellen des Erfolges nur ein Schritt ist. Acht lange Jahre Lehrzeit fordert die Meisterin, davon mindestens sechs ohne die Kosthappen der Eitelkeit, die Erfolge zur Ermunterung, „bis der Schüler sich richtig selbst beurtheilen gelernt hat." „Die Fehler sollen in der Schule zu Tage treten und ausgebessert werden"; und an die großen Gestalten unserer Tonmeister, an Wotans Tochter, an Florestans Gattin, soll die dramatische Sängerin vor ihrem fünfunddreißigsten Jahre nicht rühren. Wie werden die geschäftigen Gesangslehrer und Lehrerinnen zetern! Wer soll uns so lange Lehrgeld zahlen? Und wozu auch? In zwei, höchstens drei Jahren kann Alles gelernt werden, wenn nur der richtige Ansatz erst da ist. Dann noch rasch sechs Wochen zum dramatischen Einpauker für das leider unentbehrliche Spiel, bei dem man sich nur recht schonen muß — nur nicht etwa innerlich sich aufregen: Das schadet der Stimme! —, und die Zwanzigtausendmark-Gage kann verlangt werden... Köstlich aber wird das Buch für Den sein, der ernstlich ein Meistersänger und Meisterspieler — auch Meistersprecher! — werden will; ihm wird es fürs Technische und für die Moral ein lehrsamer, zuverlässiger Freund sein, denn neben der höchst sachverständigen Anleitung zur Ausbildung und Kräftigung der die Stimme erzeugenden Organe wird die sittliche Kraft, die in diesen Bekenntnissen von nie ermüdender Selbstzucht liegt, dem stark Gewachseren ein Sporn sein. Und wirklich: nur Solche dürften heute noch Künstler werden.

Schmargendorf. Max Martersteig.

Rathenau-Loewe.

Loewe-Hansemann und Rathenau-Fürstenberg haben sich zusammengefunden. Zwischen der A. E.-G. und der Union ist ein Vertrag geschlossen worden, der auf — „ausgerechnet", sagen die Börsenleute — fünfunddreißig Jahre eine Interessengemeinschaft zwischen den beiden Elektrizitätgesellschaften herstellt. Sie werden auch künftig getrennt marschiren, aber vereint schlagen. Die Direktorien werden verschmolzen und die Aufsichträthe, die für beide Gesellschaften bestehen bleiben, vereinen sich zu einem Delegationrath, an dessen Beschlüsse die Gesellschaften gebunden sind. Die einzeln erzielten Gewinne werden nach bestimmten Pro-

Digitized by Google

zentsätzen vertheilt und natürlich fällt der A. E.-G. der Löwenantheil des Mächtigeren zu. Der erste Schritt auf dem Wege zum Elektrizitättrust ist gethan.

Jeder Sachkenner weiß, daß die Entwickelung der elektrischen Industrie Zustände geschaffen hat, die zu einem Trust aller Gesellschaften drängen. Die Konkurrenz ist von Jahr zu Jahr wilder geworden und selbst der Laie konnte merken, wie unwirthschaftlich, besonders bei der Ausarbeitung von Projekten, die Kraft verschwendet wurde. In deutschen Provinzstädten sieht man oft in einer Straße Filialbureaux sämmtlicher Elektrizitätgesellschaften; jedes Bureau hat ein eigenes Personal und alle bearbeiten Pläne, die vielfach das selbe Ziel haben und für die, bei so irrationell zersplitterter Arbeit, Hunderttausende ausgegeben werden. Eine feste Abgrenzung der Arbeitgebiete war längst nöthig geworden. Auch moralische Schäden hatte der Zustand bewirkt. Die Konkurrenzwuth kannte keine Skrupel mehr; hastig suchten namentlich die kleinen Gesellschaften, denen die Geschäfte nicht entgegengebracht werden, die vielmehr mit List und Schlauheit danach birschen müssen, überall Aufträge; und so entstanden schließlich Geschäftssitten, die dem Ruf unserer elektrischen Industrie schaden mußten. Schon vor einem Jahr sagte ein Eingeweihter: „Die elektrische Industrie ist ungemein rasch reich geworden und bis vor kurzer Zeit kamen die Geschäfte den Elektrikern förmlich ins Haus geflogen. Die sieben fetten Jahre sind aber vorüber und nun beginnen die mageren mit allen Fehlern und Lastern der Armuth: Mangel an Selbstbewußtsein, Bettelei, Korruption in den widerwärtigsten Formen. Die Elite der technischen Industrie ist auf den Hausirhandel angewiesen. Der Gewinn wird immer geringer, da für das bloße ‚Nennen‘ (Auskundschaften) eines Geschäftes 5 und 10 Prozent des Fakturenwerthes gezahlt wird; große Summen werden für Reklame und Acquisition ausgegeben und Häuser mit elektrischen Spezialartikeln arbeiten in letzter Zeit in der Dynamomaschinen-Abtheilung ohne Fabrikationgewinn, nur, um Arbeiterentlassungen zu vermeiden und den Umsatz zu vergrößern. Nicht nur in Oesterreich, wo der Niedergang mitgemacht wird, trotzdem die deutsche Hochkonjunktur hier nicht zu spüren war: auch in Deutschland wird eine wahre Jagd nach den kleinsten Geschäften veranstaltet und alle Beziehungen der Bankgruppen und Direktoren müssen herhalten, um einen Auftrag von 4000 bis 5000 Mark zu erhaschen. Die Bestechung der Fabrikdirektoren, Verwaltungräthe, Gemeinderäthe und anderer Funktionäre bis zum angeblich unparteiischen Experten ist auf der Tagesordnung; und nicht nur in Ungarn und Galizien. Auch in Deutschland haben wir in diesen Dingen eine Skrupellosigkeit erreicht, über die ein raffinirter Tshinownik erröthen könnte.“

Längst also sehnte man sich nach dem Trust. Wo zwei Männer der Elektrizität einander begegneten, sprachen sie über die Möglichkeit gemeinsamen Vorgehens. Wenn ich nicht irre, wurde der Gedanke offiziell zum ersten Mal im letzten Geschäftsbericht der züricher Elektro-Bank, einer Gründung der A. E.-G., ausgesprochen; man durfte also annehmen, daß via Zürich Emil Rathenau selbst zum Volke sprach. Die Idee, die ohne Rathenaus Zustimmung nicht ans Licht gekommen wäre, wurde damals lebhaft erörtert, mit besonderem Eifer, seit im Oktober ein berliner Börsenblatt einen offenbar auch aus dem Hause Rathenau stammenden Artikel brachte, der den Grundriß des Trustgebäudes der öffentlichen Kritik unterbreitete. Man erinnerte sich wieder der Verhandlungen, die Dr. Walter Rathenau mit der bedrängten Schuckert-Gesellschaft geführt hatte, und zweifelte

Digitized by Google

nicht mehr, daß der Leiter der A. E.-G. mit der ihm eigenen Zähigkeit und Energie ans Ziel kommen werde.

So einfach aber, wie die Kärrner in den Redaktionen und an der Börse glaubten, war die Sache leider nicht. Einem Trust sämmtlicher Fabriken — nach amerikanischem Muster — thürmten sich einstweilen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Zunächst mußte man damit rechnen, daß unser Publikum die Trusts nicht liebt. Diese Abneigung, die von den Handelsredakteuren unserer Manchesterblätter künstlich genährt wird, ist zum großen Theil unsinnig. Erstens kommts auf die Männer an, die an der Spitze solches Trusts stehen, und zweitens auf das Gebiet, das er umfassen soll. Beides ist wesentlich. Wird der Trust, wie in Amerika sehr oft, mißbraucht, um Pseudowerthe für die Börse zu schaffen und im Inlande die Preise zu Gunsten eines Massenexportes hoch zu halten, dann ist er mit Recht zu verurtheilen, weil er Finanzen und Volkswirthschaft mit ernster Gefahr bedroht, die jeder Windstoß heraufführen kann. Als Ding an sich aber bedeutet der Trust einen werthvollen Fortschritt in der Organisation des Großgewerbes. Der Trust vereinfacht und verbilligt die Arbeit. Deutschland kennt ihn bis heute noch nicht: wir haben nur Kartelle verschiedener Formen. Den Kartellen fehlt aber meist gerade das wesentliche Moment der Betriebsersparniß; sie müssen die Kleinen und Schwachen mitschleppen und denken viel mehr an die Hochhaltung der Preise als an die Herabsetzung der Produktionkosten. Die als Folge solcher Praktiken gegen alle Unternehmerverbände entstandene Mißstimmung — die Bedenken, die das Proletariat gegen sie hat, gehören in ein besonderes Kapitel — hätte Rathenaus an der Durchführung ihrer Pläne aber nicht zu hindern vermocht. Das eigentliche Hinderniß war die Uneinigkeit der Männer, die an der Spitze der Elektrizitätgruppen stehen; und damit war die Nothwendigkeit vorsichtigster Taktik gegeben. Langsam mußte der Gedanke reifen. Zunächst mußte man starke Gruppen bilden, die dann durch Verträge verbunden werden konnten. Und die Gruppenführer mußten möglichst lange in dem Wahn leben, sie seien im eigenen Haus noch die Herren.

Der für die Kristallisation günstigste Punkt war die A. E.-G. Das sah, wers bis dahin nicht gewußt hatte, aus der letzten Bilanz, die, bei allen Mängeln in Einzelheiten, als Ganzes der Lebenskraft der A. E.-G. das beste Zeugniß ausstellte. Der Geheime Baurath Rathenau rückte die kraftvolle Selbständigkeit seiner Gesellschaft ins hellste Licht. Er, der den Aktionären oft genug Bitternisse vorzuenthalten verstanden hatte, erstattete nun einen Bericht, der den Aktionär in den selig machenden Glauben versetzte, er verstehe und durchschaue die Dinge genau so gut wie Einer, der die Hauptbücher der A. E.-G. studirt hat. Wie vermochte Rathenau mitten im Sturm als der Einzige sich ungebeugt zu behaupten? Daß er ein ausgezeichneter Geschäftsmann ist, genügt nicht zur Erklärung. Sein ältester Sohn, Dr. Walter Rathenau, der jetzt Direktor der Handelsgesellschaft ist, deutet einen der Gründe an, die das Unternehmen des Vaters zu solchem Gedeihen brachten, wenn er in seinen „Impressionen“ sagt: „Die größte geschäftliche Stärke und eigentlich die einzige ist der Vorsprung. Im Gegenstand, in Beziehungen, in technischen Erfahrungen, in Organisation, in Arbeitweise. Befasse Dich heute mit den Geschäften, die Andere in einem Jahr machen werden, und Du bedarfst keiner Kunstgriffe, keiner Diplomatie

Digitized by Google

und seiner Verhandlungskunst." Diese Weisheit hat der Sohn im Hause des Vaters gelernt. Emil Rathenau hat seine Geschäfte stets früher gemacht als Andere; deshalb hatte er die Wahl und die Geschäfte kamen zu ihm, ohne daß er ihnen nachzulaufen brauchte. Als einer der Ersten in Deutschland ging er an den Bau städtischer Centralen. Er mag lächeln, wenn er sich des Schüttelns der Köpfe erinnert, das seine Gründung der Berliner Elektrizitätwerke begrüßte. Ein Techniker, den er sich zum Direktor erkoren hatte, ging zum alten Siemens, um zu fragen, ob er die Stellung annehmen solle; Siemens antwortete: „Nehmen Sie an; in ein paar Jahren werden die Leute zwar ihr Geld verwirthschaftet haben, aber Sie können dort viel lernen." Wenige Jahre später bauten Alle städtische Centralen, suchte jede Firma solche Gründung an sich zu reißen. Da machte Rathenau nicht mehr mit, weil die Anderen, zu ihrem eigenen Schaden, die Bedingungen drückten, um nur überhaupt Arbeit zu haben. Rathenau ist auch der Erfinder des Schachtelsystems: die Tochtergesellschaften sollten seiner Fabrikation guten und dauernden Absatz sichern. Bald gründeten Alle Tochtergesellschaften und lieferten ihnen die Waaren mit unsinnigen Preisaufschlägen. Diese Möglichkeit, auf allen Gebieten der Erste sein zu können, dankt Rathenau zum Theil immerhin dem Glück; sein ungewöhnliches Finanztalent aber wird auch vom Feind anerkannt. Als überall junge Aktien ans Licht kamen, erhöhte auch er mehrmals sein Aktienkapital; nicht der Geldbedarf der Tochtergesellschaften aber zwang ihn dazu: er häufte Baarmittel, konnte mit dieser Geldmacht der Bankier seiner Bankiers werden und hielt sich nach Beute gierige, unwissende Börsenleute mit ihren Rathschlägen vom Leibe. Wie sich Verdienst und Glück verketten: Das fällt dem Thoren niemals ein; aber es erklärt die überragende Machtstellung der A. E.-G.

Wichtig sind für die Gruppenbildung in der elektrischen Industrie noch zwei Gesellschaften, die aus dem Troß der Kleinen hervorleuchten. Erstens die Schuckert-Gesellschaft, die auch als Wrack noch immer ein Koloß bleibt. Mit ihr hat Rathenau verhandelt. Vielleicht dachte er nicht an eine Angliederung im üblichen Stil, sondern an einen Pool oder, wie manche Lauscher hinter berliner und nürnberger Thüren erhorcht haben wollten, an die Pachtung des glänzenden Fabrikationgeschäftes. Einerlei; der Plan scheiterte, und seit Herr Wacker wieder Schuckerts wirklicher Generaldirektor ist, kann von einer Fusion fürs Erste kaum noch die Rede sein; schon, weil Herr Wacker eigene Buchführungmaximen zu haben scheint, die nicht Jeder — und gewiß nicht Rathenau — billigen könnte. Anders liegen die Dinge bei Siemens & Halske. Zwischen der A. E.-G. und Siemens ist eine Einigung schwer denkbar; die Geschäfte sind zum Theil identisch, die leitenden Persönlichkeiten passen nicht zu einander — daher in den Geschäftsberichten des Hauses Siemens die kaum verhüllte Polemik gegen die A. E.-G. — und die Deutsche Bank wird, seit sie zur neu gegründeten Siemens-Gesellschaft abschwenkte, von Rathenau wohl nicht mehr zu den innigsten Freunden gezählt. Siemens lehnt den Trustgedanken einstweilen denn auch schroff ab; im neusten Geschäftsbericht wird Rathenaus Pessimismus sehr von oben herab getadelt.

An dem selben Tage, wo dieser Bericht veröffentlicht wurde, lasen wir von der Fusion Rathenau-Loewe. Mit der Angliederung der hannoverschen Firma Körting hatte die A. E.-G. den ersten Schritt zu straffferer Konzentration ge-

Digitized by Google

thau; jetzt kam der zweite Streich. Zwischen der Rathenau- und der Loewe-Gruppe bestand bisher ein leiser, aber fühlbarer Antagonismus. Von einem zum anderen Tage können diese Widerstände nicht überwunden worden sein; trotz den Leuten, die sich stellen, als entschleierten sie dem Frager des Herzens Innerstes, müssen die Verhandlungen eine Weile gedauert haben. Ganz freiwillig wird der Loeweconcern nicht zugestimmt haben; doch die Noth der Zeit ist eine harte Presserin. Die Spatzen pfeifen vom Dach, daß die Finanzen der Loewegruppe in üblem Zustande sind; keine andere deutsche Elektrizitätgesellschaft hatte während der letzten Jahre so viele Fehlschläge zu verzeichnen. Die Maschinenfabriken in Aschersleben und Benrath, der Zusammenbruch der Motorwagen-Gesellschaft, die voraussichtliche Dividendenlosigkeit der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen: Das will verschmerzt sein. Im November sagte ich hier: „Es wird interessant sein, im nächsten Jahr zu beobachten, wie die verschiedenen Gesellschaften der Loewegruppe sich mit ihren Aktionären abzufinden verstehen". Jetzt können sie eine Zukunftchance in ihre Bilanz einstellen und die Aktionäre mit der Hoffnung auf den Gewinn trösten, den die Fusion mit der A. E.-G. bringen werde. Noch ein anderes Motiv mag mitgewirkt haben. Als der Kommerzienrath Isidor Loewe 1899 aus Amerika zurückkam, war er von den Methoden amerikanischer Produktion begeistert und warb amerikanische Organisatoren, die den Geschäftsbetrieb umwandeln sollten. Sie hatten aber keinen Erfolg und verriethen schließlich die Gesellschaft skrupellos an das Ausland. Vielleicht hat gerade dieser mißglückte Versuch Herrn Loewe und seine Leute entmuthigt. Dürfte man annehmen, daß sentimentale Regungen in Geschäftstransaktionen eine Rolle spielen, dann könnte man glauben, ein Gefühl der Dankbarkeit habe Loewe den Plänen Rathenaus günstig gestimmt. Denn Rathenaus Anregung führte Herrn Isidor Loewe auf den Weg zur Elektrifizirung der Straßenbahnen, also auf das Gebiet, wo der Union die größten Erfolge blühten. Das Bündniß mit der A. E.-G. war jedenfalls das Klügste, was der Union einfallen konnte.

Die Einzelheiten des Bündnißvertrages sind besonders deshalb interessant, weil sie deutlich zeigen, welche Hindernisse bei der Trustbildung zu überwinden sein werden. Wie in den Verhandlungen mit Schuckert, hat Rathenau sich auch hier weislich gehütet, die kranken Theile des fremden Organismus seinem Gesellschaftkörper einzuverleiben; Loewes finanziellen Trustgesellschaften bleibt er fern. Noch im letzten Geschäftsberichte sagte die A. E.-G., die Frage, ob die Bilanzwerthe der Elektrizitätgesellschaften jetzt auf ihren wirklichen inneren Werth heruntergeschrieben seien, bedürfe noch der Aufklärung. Dieser Zweifel verbot die Verschmelzung der Aktienkapitalien, deren Werth nicht leicht zu berechnen wäre. Auch über eine andere Schwierigkeit half Rathenau sich durch die von ihm gewählte Form der Fusion hinweg. Bei der üblichen Verschmelzung wäre die Uebernahme der großen Obligationenkapitalien zu Pari nöthig geworden; solche Schätzung hätte aber dem inneren Werth dieser Kapitalien vielfach wohl nicht entsprochen und es war klug, die Frage der Bewerthung zu umgehen. Die Form, die gefunden wurde, sichert die Möglichkeit neuer Fusionen und kann, besser als eine andere, zum Gelingen des Planes beitragen, dessen — noch ziemlich fernes — Endziel der Trust aller deutschen Gruppen der elektrischen Industrie ist.

Plutus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 10. Januar 1903.

Luise Giron.

Zwischen Paſſy und Auteuil wohnten ſie; dicht am boulogner Wäldchen. Ein grüner Fleck gehörte ihnen, zwei Zierbeete und dünnes Gebüſch hinter hohen Lebensbäumen, die der Neugier den Sehweg ſperrten. Im Haus Alles eng, im pariſer Spielſchachtelſtil. Kleine, warme Käfige für Wellenſittiche, die einander ſtets fühlen, bei jeder Bewegung mit dem Gefieder ſtreicheln wollen. Kein großer Raum; im Eßzimmer können zwanzig Perſonen ſitzen, wenn ſie zuſammenrücken. Die Frau hatte ſich in das Häuschen verliebt. So ſtill, ſo zärtlich, ſo einfach; gute Luft für das Püppchen und doch nur ein kurzer Weg bis in die Herzkammer der Rieſenſtadt. An geräuſchvolle Geſelligkeit dachte man ja nicht. Später vielleicht, wenn alles Häßliche vergeſſen war und André ſich eine Stellung gemacht hatte. Einſtweilen ſollten nur ein paar zuverläſſige Freunde ins Neſt gucken; und dafür war Platz genug. Der Mann war nicht leicht zu überreden. Er hätte lieber in einer großen Avenue gewohnt und verſucht, ſich einen Salon zu ſchaffen. Wer ſich zurückzieht, iſt bald allein, ſagte er und quälte die Frau mit dem Beweis, daß ſie in ungewohnter Enge verkümmern müſſe. Am Ende gab er nach. Er wollte korrekt ſein und nicht da den Herrn ſpielen, wo er Wohlthaten empfing. Noch waren ſie auf Luiſes Rente angewieſen. Trotz dem Gerichtsſpruch, Ihre Kaiſerliche und Königliche Hoheit habe durch unſittliches Verhalten eine ſo tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältniſſes verſchuldet daß dem Ehegatten die Fortſetzung der Ehe nicht zugemuthet werden könne (§ 1568 B. G. B.), hatte der Schwiegervater für ihren Lebensunterhalt geſorgt. Der Schmuck konnte eingelöſt, das Häuschen gekauft werden. Und André beſtand darauf, daß die Frau, als die Erhalterin,

Digitized by Google

auch die Herrin des Hauses sei; so gehörte sichs. Lange würde dieser Zustand ja nicht dauern. Nur ein Bischen Ruhe brauchte er, um seine literarischen Pläne ausreifen zu lassen: dann kam der Erfolg und die Verleumder würden erkennen, daß die Prinzessin nicht eines Abenteurers Beute geworden war. Bis dahin aber sollte sie Alles nach ihrem Belieben einrichten; „nur keine schmutzigen Geldsachen zwischen uns". Sie war glücklich. Das gemeinsame Schlafzimmer, die helle Kinderstube und Andrés Allerheiligstes wurden neu möblirt; in den anderen Räumen genügten moderne Tapeten, billige Liberty-Eleganz aus dem Louvre und recht viele frische Blumen, täglich ganz frische. Keinen Dienstbotentroß; der Portier mußte die winzige Gartenarbeit besorgen und mit zwei Mädchen, Koch, Diener und Kinderfrau kam man bequem aus. Wohlthaten? Wie er nur so reden konnte! In der Schweiz hatten sie ja von seinem Gelde gelebt; sie mußte sich, nur sie, als Schuldnerin fühlen, noch lange, — selbst wenn sie vergessen könnte, wem sie das große, das erste Glücksgefühl zu danken hatte. Er war wohl auf ein Luxusthierchen gefaßt, das den Werth des Geldes nicht kenne? Er würde sich wundern. Eine richtige, praktische Hausfrau; ein Drache, der jeden Heller bewacht. Und gar so schmal hatten sies nicht; die Frommen zu Hause waren im Grunde sehr anständig gewesen. Ihn dürfe die Alltäglichkeit, der Kleinkram des Haushaltes nicht erreichen. Er ließ sichs gefallen. Sein Portemonnaie war nie leer, sein Tisch stets gut bestellt; und wenn er fragte, hieß es: Pst! Die Heinzelmännchen, die für Verliebte sorgen, ärgert neugieriges Forschen. Die böhmische Kinderfrau hörte manchmal freilich einen Seufzer. Wenn die Blumen, die André so liebt, nur weniger kosteten; und die Früchte, der auf Stunden gemiethete Wagen, die Kleider. Zu dumm, daß man als Mädchen nicht wirthschaften gelernt hat. Doch die Uebergangszeit währt ja nicht lange. Schon wird der Liebste von Redakteuren und Verlegern bedrängt. Und welche Wonne, ohne einschnürenden Zwang nur ihm und seinem Kind leben zu können!

Herr Giron war wirklich umworben; man bot ihm hohes Honorar. Aber er sollte immer über den sächsischen Hof schreiben. Wie er hinkam; sein erstes längeres Gespräch mit der Kronprinzessin; Schilderungen des höfischen Lebens, der Hauptpersonen; und so weiter. Das paßte ihm nicht. War er etwa nur interessant, weil Luise ihn liebte? Anfangs hatte man ihm ein Gedichtbändchen gut bezahlt; der Verleger hatte nur die Bedingung gestellt, daß der Titel laute: Éros à la cour. Die Kritiker nahmen die Verse nicht ernst und auf Montmartre sang man ein Spottlied: C'était rosse à la cour! Ein kleines Drama im Stil Verhaerens wurde von den großen Theatern

höflich abgelehnt und, als es bei den Mathurins angebracht war, nur viermal aufgeführt. Und Paris lebt so schnell, verbraucht in einem Halbjahr so viele Sensationen. Allmählich wurden die Angebote seltener; die alte Geschichte von der Kronprinzessin und dem Hauslehrer zog eben nicht mehr. Gott sei Dank, sagte André; endlich wird man mich nach meiner literarischen Leistung beurtheilen, wie jeden Anderen. Er werde ihnen schon zeigen, daß Maeterlinck nicht der einzige Belgier ist, der sich im pariser Lärm Gehör schaffen könne. Freilich dürfe man nicht Tag vor Tag zwischen seiner vier Wänden sitzen, sondern müsse sich sehen lassen, wo Tout-Paris sich versammle. Das begriff die Frau. Gewiß: wer schaffen will, braucht Eindrücke und darf nicht versauern. Nur mitgehen mochte sie nicht. Alle Leute starrten sie an; und sie fühlte das Flüstern: Vous savez? Die könnte jetzt Königin sein; das ganze Lied wurde dann heruntergeleiert. Und einmal ... Sie wurden einer alten Dame aus dem adeligen Faubourg vorgestellt. „Herr und Frau Giron.“ Die Vicomtesse lächelte; nur eine Viertelsekunde lang; aber das huschende Lächeln schien höhnisch zu fragen: Frau?.. Das konnte Luise nicht vergessen. Zwar behaupteten die Freunde, Paris kenne keine Pruderie, und nannten Damen, die ohne Trauschein überall willkommen seien. Möglich. Doch wer kommt von der Kinderstubengewohnheit völlig los? Man ist eben verzärtelt. Früher wars ein Hauptspaß, bohème zu spielen; man wars ja doch nicht. Sezessionistische Künstler in der Werkstatt besuchen, verbotene Bücher lesen, während der Hofkirchenzeit in heller Blouse und Canotierhut aufs Rad steigen, boshafte Epigramme drechseln, die Schwägerin mit Korylopsisduft ärgern und, unter ehrwürdigen Courschleppen, Cocottenkleider von Paquin tragen: die rothen Köpfe der Allerhöchsten und Höchsten waren zum Totlachen. Der Rang blieb Einem; Niemand wagte sich je über die Schranken hinaus, selbst wenn eine Keckheit als Köder hingeworfen war. Jetzt ... Alles ist anders. Nicht etwa häßlicher — im Gegentheil: zehntausendmal schöner —; nur eben anders. Man wird von den Menschen klassirt. Man hat „eine Vergangenheit“. Sehr interessant; aber die Frauen werden nie recht warm und die Herren stets allzu warm. Deshalb wars in dem Gartenhäuschen auch nie zu intimer Geselligkeit gekommen. Die vornehmen Damen, die sie auf Andrés Wunsch zum Thee oder Luncheon lud, hatten merkwürdig oft ihre Migräne und mußten im letzten Augenblick „auf das so lange ersehnte Vergnügen verzichten“. Und die Herren wurden nach dem zweiten Glas um eine Tonschwingung zu laut, warfen schmachtende Blicke und erzählten Geschichtchen, die noch nicht mauvais genre, aber nicht mehr ganz sauber waren. Unbehaglich.

Digitized by Google

Der gute, arglose André merkte nichts. Ein wahres Glück. Fühlte nicht einmal, warum sie nach dem zweiten Akt von Le Demi-Monde plötzlich nach Hause wollte. Seit diesem Abend klang die Rede über die verschiedenen Pfirsichsorten in ihr nach; nur nicht zu der wurmstichigen, das Stück fünfzehn Sous, gehören! An Einladungen fehlte es dem jungen Paar nicht; auch nicht an Gästen. Der Figaro wollte sie für jeden Five o'clock und die Horde der rastacouères drängte sich an sie. Nein. Lieber allein bleiben. Eines Abends hatte ein Radscha ihr dreimal die Hand geküßt; schließlich mußte sie dem dunklen Herrn ihre Finger gewaltsam entziehen. Merkwürdig. Sie forderte die Männer doch nicht zu dreisten Galanterien heraus, ging im Wortgefecht lange nicht mehr so weit vor wie früher; und trotzdem ringsum die Sucht, sich als Don Juan, als Verfluchten Kerl geneigter Beachtung zu empfehlen. Eigentlich ... Wenn man nachdachte, wars nur natürlich. Man ist einmal vom Weg abgewichen und hat den Ruf der grande amoureuse erworben. Alle sahen, Alle wissen es. Das reizt. Was einmal geschah, kann wieder geschehen. Jeder bildet sich ein, es mit dem dürftigen Herrn Giron am Ende noch mühelos aufnehmen zu können. Hübsch abwarten, bis die richtige Stunde und Stimmung sich einstellt; Hauptsache: immer da und bereit zu sein. Einer von Andrés Freunden hatte es brutal herausgesagt. Sie galt als gute Beute; und wer ihren Ersten auszustechen vermochte, hatte als Rabatt eine Bombenreklame. Also mußte sie sich doppelt vorsehen, stets korrekt sein und ausgelassene Lustigkeit meiden. Kein Glück ohne Leid; und ihr blieb ja noch ein ganzer Himmel. Damit tröstete sie sich. Aber wie wunderlich das Leben ist! Da hat man sich über so Vieles hinausgesetzt, um frei zu sein, an kein enges Vorurtheil, kein Hofphilisterium gebunden, — und muß nun ängstlicher jede Silbe auf der Zunge wägen als einst im Schloß. Allein durch die Straßen radeln? Sie hätte bald Begleiter gefunden. Kein auffallendes Kleid, keinen phantastischen Hut durfte sie sich gönnen. Stille Weiblichkeit; sonst hielt man sie für eine Abenteurerin. Sogar Korylopsis war nicht mehr möglich, mußte durch ehrbareren Duft ersetzt werden.

Das war auch ein Grund, der sie im Haus hielt. Fünf Kinder leben im Königsschloß, zwei sind früh gestorben, eins hat sie sich gerettet. Acht Schwangerschaften in elf Jahren: jünger wird eine Frau davon nicht. Und darf sie sich obendrein nicht nach persönlichem Geschmack kleiden, ein Bischen extravagant, anders, als die Mode den Sittsamen vorschreibt, dann droht ihr die Gefahr, neben dem Zwanziger welk auszusehen. „Dir, armes Haserl, schaut ein Blinder an, was Du durchgemacht hast", hatte Bruder

Digitized by Google

Leopold gerufen, als er, nach langer Pause, wieder einmal zu ihnen kam, „ins Paradies". Ihr sagte er damit nichts Neues. Sie sah den Verfall ihres Leibes, die Krähenfußspur um Augen und Mund, die gilbende Ueberreife des weichen Fleisches. Eine ganze Weile noch konnte man mit Tonics, kosmetischen Mitteln, Toilettenkünsten nachhelfen. Aber gerade sie durfte nicht auffallen, sich nicht schminken, nicht allzu süßen Wohlgeruch verbreiten. So blieb sie lieber bei dem Kleinen und begnügte sich mit dem Vergnügen, ihren André für die Pariser zu putzen. „Du: eigentlich wohl für die Pariserinnen?" Er lachte leise; es sollte Geringschätzung ausdrücken und verrieth, daß Männchen an der richtigen Stelle gekitzelt war.. Er! Als ob er einen Fuß über die Schwelle setzen würde, wenn er nicht müßte; seiner Arbeit, seiner Pläne, seiner Beziehungen wegen. Galeere, mein Herz; sei froh, daß Dir das Rudern erspart ist. Dabei streichelte er sie mit der weißen, schmalen, soignirten Hand, die zuerst ihr Auge auf ihn gelenkt hatte — die graziös gekrümmten Nägel glänzten immer so unheimlich —, und warf einen letzten Blick in den Stehspiegel. „Warte heute nur nicht; es kann spät werden und Du siehst abgespannt aus."

Dann saß sie und träumte. Was soll Unsereins thun, das nicht arbeiten gelernt hat und fast nie allein war? Lesen strengt an Klavierspiel stimmt abends leicht traurig. Die Hofberichte durchstöbern; überall Bekannte, Verwandte; und doch: wie weit! Neulich war der Balkanfürst, den sie als Mädchen gern gehabt hatte, ins Haus geschneit. Inkognito; aber sehr artig und sehr herzlich. Und hatte einen ganzen Korb voll Klatsch mitgebracht; neuste und allerneuste Skandale. So munter war Luise lange nicht gewesen. Man hat eben den selben Ton in der Kehle. Das verlernt sich nicht. Keine Anspielung: sie konnte glauben, ein gekrönter Vetter besuche sie an der Elbe. Und als sie von Vergangenem anfing und sich nicht schonte, tröstete er. „Sehr verständig und tapfer, daß Sie den Wunsch geopfert haben, die Kinder wiederzusehen. Ist gewiß schwer geworden. Wäre aber höchstens eine halbe Sache; die Oberhofmeisterin säße stocksteif daneben, jedes Wort würde zehnmal im Mund umgedreht und es käme zu keiner Intimität. Wichtigste Lebensregel: Konsequenzen auf sich nehmen. Daß die kleine Gesellschaft gut versorgt ist und der Kronprinz wie der strammste Rekrut exerzirt, wissen Sie ja. Schädigung des monarchischen Prinzips? Lassen Sie sich nur nicht von solchen Grillen plagen, liebwerthe Frau Base. Alles geht seinen Gang. Ihre That hatte, wie die meisten Dinge, auch eine nützliche Seite, für uns, meine ich; für Sie natürlich nur solche. Seitdem schleicht nämlich das Gerücht umher, wir Landesväter, Landesmütter und so weiter führten ein Jammer

Digitized by Google

leben, hätten weniger Freiheit als unsere Lakaien nach Feierabend und blieben nur aus Pflichtgefühl im goldenen Bauer. Das schmeckt den getreuen Unterthanen wie frischer Käsekuchen. Unter uns können wir ja gestehen, daß es nicht immer ganz so schlimm ist und Mancher von Gottes Gnaden sich amusirt, als hätte er siebenmal in der Woche Geburtstag. Jedenfalls brauchen Sie sich nach dieser Richtung keinen Vorwurf zu machen. Sämmtliche Throne und Thrönchen stehen noch; und Friedrich August konnte das Bischen Märtyrerglorie brauchen." ... Ein paar behagliche Stunden, an die sie gern zurückdachte. Schade, daß André eine Andeutung gemacht hatte, die wie Sehnsucht nach einem Orden klang. Der Fürst war fein drüber hinweggeglitten, hatte am nächsten Morgen aber geschrieben, leider müsse er selbst sich die Erfüllung eines Wunsches versagen, die nahen Verwandten eine demonstrative Unfreundlichkeit scheinen könnte. Wieder artig und herzlich; doch sie fühlte: er würde ihr Haus nicht mehr betreten... Der Liebste stieß ein Rauchwölkchen durch die Nase, ließ die Nägelfront im Sonnenlicht funkeln und sagte: „Der Herr Cousin ist ein Cretin; wäre übrigens der Erste aus der edlen Verwandtschaft, der für mich einen Finger rührt. Die ließen Einen sicher verhungern."

Von dem bösen Wort blieb eine Narbe. Die brannte, wenn die Einsame vor sich hinsann. Ihn hatte sie schnell entschuldet. Mußte er nicht mehr von diesem Herzensbund erwarten? Hatte sie selbst nicht mit an den Luftschlössern gebaut, — damals, im Schulzimmer der Kinder, wenn die Kleinen sich nebenan austollen durften und sie Beide, zwischen zwei Küssen, einander zärtlich den Cigarettenrauch in den Mund bliesen? Da war sie das Wunder in seinem armen Hofmeisterleben. Nicht im frechsten Traum hätte er solche Umarmung zu hoffen gewagt. Hindernisse? Sie lachten. Eine Kaiserliche und Königliche Hoheit bleibt, auch wenn sie der Fessel entlaufen ist, eine Großmacht und ist im Exil noch stark genug, um den Mann ihrer Wahl über die Heerde zu erhöhen. Jetzt? Er jagt dem Erfolg nach und kann ihn nicht haschen. Die Männer rümpfen die Nase. Monsieur Alphonse. Daudets allerliebst ruchloser struggleforlifeur. Geschlechtsneid? Ganz sicher; eben so aber auch, daß er die große Leistung immer nur ankündete, nie vollbrachte, trotzdem es ihm an „Beziehungen" und „Eindrücken" nicht mehr fehlen konnte. Auf die Frauen wirkte er mit dem Nimbus des homme à femmes. Es giebt hübschere Männer; wer aber sehnt sich nicht in den Arm Dessen, dem eine Königskrone geopfert wurde? „Sehen Sie nur diese Augen! Ich werde jedesmal roth, als könnten Blicke entkleiden." Das Alles wußte Luise. Der Eitle kann die Triumphe seiner Männlichkeit nicht verschweigen; und schwiege

Digitized by Google

er: letzte Liebe hat scharfe Witterung. Sie zwang sich zu nüchternem Rechnen. Höher hinauf konnte ihn nur die Hand einer Frau führen. Er konnte der béguin einer Nana werden, die ihre Freunde für ihn alarmirte, ihn von ihrem Deputirten für die Ehrenlegion empfehlen ließ und in Schäferstündchen die Preßtyrannen für das neue Talent gewann. Oder der Mann einer Millionärin von drüben, die in der fünften Avenue mit dem Entführer einer Kronprinzessin aus kaiserlichem Blut prunken möchte. Das waren seine Chancen; welchen anderen lief er denn auch so hastig nach, durch Salons, Theater, Restaurants? Sie war ihm längst die Alltäglichkeit. Eine alternde Frau, deren Leib die Male der Mutterschaft trägt und deren Zärtlichkeit leicht zur Last wird. Die Anderen sehen besser aus, duften erotischer, haben die flinke Zunge, den behenden Geist, die rasche Replik der Pariserin; und den Reiz des Unerforschten, das neue Sensationen verspricht. Was er von ihr haben konnte, hat er gehabt. Klasse nennt mans bei Rennpferden. Das war aber auch der einzige Gewinn. Die Luftschlösser lagen in Trümmern. Und wer einmal bis zu solcher Hoffnung geklettert ist, fühlt sich im Erdgeschoß eines Gartenhäuschens nicht mehr lange wohl. Wenn sie sich wenigstens als Sehenswürdigkeit verwenden ließe! Aber sie hatte hunderttausend uralte Vorurtheile. Keine Gesellschaft paßte ihr. „Lieber Himmel: in unserer Lage darf man nicht so wählerisch sein!" Kein Stil in diesen Prinzessinnen aus mediatisirten Häusern; werden, wenn das Bischen Hofstaat fehlt, gleich bourgeois und posiren ehrbare Hausfraulichkeit. Ob es einen Sinn habe, jeden Sonnabend die Ziffern zu addiren, die der Koch in das Wirthschaftbuch schreibt. Die Einkaufspreise kenne sie ja doch nicht und der Kerl zieht ihnen täglich das Fell über die Ohren. Und die Leute lassen sich nichts sagen. Behutsam, wie mit rohen Eiern, müsse man mit der Sippschaft umgehen. Sonst kommts wie mit der Kinderfrau, die auf eine Rüge antwortete: „Bin ich ehrlich getraute Frau!" Herunterschlucken; denn das Kind ist „an die Therese gewöhnt".

Nach diesem Gespräch hatte es einen Sturm gegeben; den ersten, den die Frau ausbrechen, ausrasen ließ. Eine von den grausigen Stunden, wo zwei an die selbe Planke Geklammerte einander alten Groll ins Gesicht speien, zwei Rasende den Verband von den Wunden reißen und mit den blutigen Fetzen einander peitschen, bis Beide ganz morsch sind, entgeifert, vom Blutverlust erschöpft und nur, mit zitternden Nerven, noch röcheln können.

„Leidest Du etwa darunter? Du siehst die Alte ja nicht".

„Unter der schiefen Situation leide ich. Komme nicht zur Arbeit".

„Jeder muß die Folgen seiner Handlungen tragen".

Digitized by Google

„Nicht Alles läßt sich voraussehen. Und .. Handlungen?“

„Ja. Oder warst Du vielleicht willenloses Opfer?“

„Der Jüngere jedenfalls; und der Unerfahrenere.“

„Ach? Dann habe ich Dich wohl aus dem Glanz gelockt? Und geträumt, als ich das Lied von dem Märchenglück vernahm, das unser harre?“

„Keine Generalabrechnung, bitte. Du warst nicht mein einziger Trumpf, ich nicht Deine erste Entgleisung. Irrenhaus ist schlimmer.“

„Willst Du diese Spukgeschichte jetzt mir erzählen? Der alte Kaiser hatte mir sein Wort verpfändet. Alles sollte still beigelegt werden. Das paßte Dir nicht. Nun weiß ich, warum ich all diesen Zeitungmenschen Rede stehen und meine Schande auf den Markt schleppen mußte. Die Verwandten sollten eingeschüchtert werden. Darum die Parole: Ohne Skandal gehts nicht. Ich war so verwirrt — im fünften Monat! —, so ganz aus den Wurzeln gerissen und in meiner späten Liebe so blind, daß ich Alles geschehen ließ, Alles richtig fand, was Du sagtest und thatest. Ich belog mich selbst, wollte mir selbst nicht bekennen, daß ich dem Trieb folgte, und schobs auf Hofintriguen, Familienknechtschaft, unerträglichen Zwang. Und das Alles sagte ich fremden Leuten, die nur daran dachten, Pikantes zu drucken. Du konntest mirs ersparen“.

„Danke. Irre ich: oder flohst Du allein?“

„Weil ich nicht lügen mochte. Weil ich Dein Kind . . .“

„Mein Kind? Hm .. Daß die kronprinzliche Familie einem freudigen Ereigniß entgegensehe, hatte ich schon recht lange vorher in Amtsblättern gelesen. Solche Notizen werden vor der Veröffentlichung dem Hausherrn doch wohl vorgelegt. Ich habe nie zu seinen Bewunderern gehört, bezweifle aber, daß sein Ehemannsglaube bis zu unbefleckter Empfängniß reicht; auch wettiner Frömmigkeit hat ihre Grenze. Also muß er Gründe gehabt haben, über die Verkündung neuer Vaterschaft nicht erstaunt zu sein. Ich war nur ein kleiner Gehilfe im Dienst Seiner Königlichen Hoheit. Keine majestätischen Blicke, Louison; bist ja nicht mitgekrönt worden. ‚Unsittliches Verhalten‘!“

„Das sagst Du mir?“

„. . . War ichs nicht, wars eben ein Anderer!“

Aus dem Zierbeet hinter den Lebensbäumen schauten Primelköpfchen ans Licht. Am See muß es heute schön sein. In der Zeitung steht: „Der König von Sachsen ist mit seinen Kindern in Salzburg zum Besuch eingetroffen.“ Frohe Ostern für die kleine Gesellschaft . . . „Ziehen Sie das Kind warm an, Therese; wir wollen ausfahren.“ „Wohin befehlen?“ „Ins Freie. Zum Pavillon d'Armenonville zuerst; ich will lustige Menschen sehen.“

❦

Digitized by Google

Peter Iljitsch Tschaikowskij.

Eine bekannte Thatsache ist, daß sich die Masse der Kritiker und der Laien niemals so gründlich blamirt wie dann, wenn es gilt, zu neuen Erscheinungen Stellung zu nehmen und ihre wirkliche kunstgeschichtliche Bedeutung festzustellen. Eben so sicher ist aber, daß sich selbst Musiker von Fach, wenn — oder besser noch: weil — ihnen meist die umfassende Vorbildung fehlt, die stärksten Blößen geben, wenn sie für „Novitäten" eintreten und durch Aufnahme in ihre Programme neue Werke sanktioniren wollen. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß so maßlos schlechte Musik, wie sie August Klughardt zu einem so hoffnungslos dürftigen Text wie der „Zerstörung Jerusalems" geschrieben hat, in zwei Jahren im Triumph durch die deutschen Städte zog und daß sich selbst ganz bedeutende Musiker nicht schämten, mit solcher Geschäftswaare den Geschmack ihrer Chöre und ihres Publikums vollends herunterzubringen. Daß unfähige Kritiker und schlecht berathene Dirigenten trotz der kläglichen Minderwerthigkeit des ersten Werkes auch noch zum Lob und zur Aufführung des neuen Oratoriums „Judith" schreiten, beweist nur, daß der Muth, einmal geliebtes Schlechtes nicht fallen zu lassen, reichlich vorhanden ist. Das sachliche Urtheil hat in dem Fall Klughardt fast überall versagt. Es hat auch nur spärlich und schüchtern sich hervorgewagt bei einer nicht gleich tollen, aber ähnlich charakteristischen Sache, bei dem Tschaikowskij-Rummel der letzten Jahre. Daß es den gab und giebt, ist nicht zu leugnen. Die zahlreichen Aufführungen seiner Werke und die Art, wie die Kritik sie aufnahm, die Rangordnung, die man aufstellte, die Einmüthigkeit, mit der man Tschaikowskij neben unsere Großen und Größten stellte, sind die besten Beweise dafür.

Tschaikowskij gehört heute zu den Herrschern im deutschen Konzertsaal. Die meisten Referenten verhimmeln ihn, da er bei Dirigenten und beim Publikum beliebt ist. Wollen wir nicht, daß alle Abstände verloren gehen und daß man in die Gesellschaft unserer ersten Meister wenigstens auf einige Jahre oder Jahrzehnte diesen Russen einschmuggelt, so dürfte eine sachliche Beurtheilung des positiven Werthes seiner Kunst also gerade jetzt sehr am Platze sein. Diese Beurtheilung gilt selbstverständlich für deutsche Verhältnisse. Sie soll feststellen, was für uns Deutsche Tschaikowskij bedeuten kann. Um das Resultat vorwegzunehmen: Für die Weiterentwickelung der deutschen Kunst ist Tschaikowskij ohne jede Bedeutung. Er muß ohne Bedeutung sein, weil die Kulturstufe, mit der der größte Theil seiner Werke rechnet, in den großen Leistungen unserer Kunst längst, seit Jahrhunderten schon, überwunden ist. Es ist ja an sich ganz unmöglich, daß eine in ihrer Gesammtheit noch kulturell so wenig entwickelte Nation in der subtilsten Kunst plötzlich nicht nur

Digitized by Google

Gleichwerthiges, sondern sogar für die alten Kulturnationen Vorbildliches leisten könnte. Schon Das ist ein Nonsens. Auch ist Tschaikowskij selbst in seiner Bedeutung für Rußland durchaus kein Genie. Dazu ist er viel zu sehr abhängig von der westeuropäischen Kultur. Er ist ein hervorragend begabter Musiker, der außerordentlich viel gelernt hat, einen ganz außergewöhnlich entwickelten Klangsinn und großes Geschick besitzt, klingende, packende Musik zu schreiben, und der in aller Technik zu Hause ist. Der Grundmangel seines Wesens ist der Mangel an Kultur des Geschmackes, an geistiger Tiefe und Größe, an Fähigkeit, große Formen wirklich zu füllen, thematisch im Sinne Beethovens zu arbeiten, seine Gedanken musikalisch-logisch zu entwickeln. Die Gedanken selbst aber stehen fast stets auf Empfindungstufen, die für die großen, symphonischen Formen zu niedrig sind. Wie bei Anton Rubinstein, begegnen wir ganz ausgezeichneten Einfällen. Aber es fehlt die Kraft, die großen Augenblicke festzuhalten, das Gefühl dafür, daß solche Blitze eine Umgebung brauchen, daß sie komoedienhaft wirken, wenn sie zwischen Alltagsgesprächen trivialster Art aufleuchten. Das ist eben keine vollendete, gestaltete Kunst in unserm Sinne.

Um Tschaikowskij gerecht werden zu können, muß man fast alle Forderungen vergessen, die man an moderne Kunst zu stellen gewöhnt ist. Das Grundelement seines Wesens ist die naive Freude an Klang und Rhythmus und die spielende Beschäftigung mit diesen Elementen. Wagt sich aber Jemand mit solchen Voraussetzungen und ohne die nöthige Schulung des Geistes und Geschmackes an die höchsten Aufgaben einer Kunst, so muß sich mit Nothwendigkeit ein Riß, ein Mißverhältniß ergeben. Kleine Kinder reden dummes Zeug, wenn sie Schopenhauer plappern wollen. Ich muß immer an den Standpunkt des Kindes denken, wenn ich Tschaikowskij höre. Wie Kinder sich unbändig freuen, wenn sie mit beiden Armen aufs Klavier patschen dürfen, wie sie einen großen Farbenklecks aufs Papier machen und über ihr „Bild" ganz glücklich sind, wie sie mit einem endlosen „Tüh, Tüh, Tüh"! im Zimmer herumziehen können, stolz auf ihren „Gesang", — so ist Tschaikowskij vielfach, ja, meist von einer Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit in geistigen Dingen und hat eine Lust am bloßen Musik- und Lärmmachen, die unverständlich wäre, wenn man nicht an die Kinderschuhe dächte, in denen diese russische Musik eben noch steckt.

Man sehe sich Werke wie Tempête, op. 18, den Slavischen Marsch, op. 31, die Ouverture „1812", op. 49, das Capriccio italien, op. 45, an; man denke an die Allegro-Sätze seiner Symphonien, die Kraftstellen seiner symphonischen Dichtungen. Sinds hier nur unsere dekadenten Nerven, die sich gegen diese Kraftmeierei auflehnen? Ist Das wirklich Urkraft oder nicht vielmehr Unfähigkeit, Kraft innerlich auszudrücken? Solche Apotheosen

Digitized by Google

des Rhythmus und der Klangstärke pflegen wir uns für Schützenfeste und Industrieausstellungskneipenviertel aufzuheben. Oder sollen wir Denen Recht geben, die die Banalität der dabei zu Tage geförderten Melodien als glückliche Anzeichen gesunden, urwüchsigen Empfindens bezeichnen? Ich bin gewiß der Letzte, der eine einfache Melodie, selbst wenn sie zum Trivialen neigt, am rechten Platz nicht gelten ließe. Aber welcher gewaltige Unterschied zwischen der melodischen Simplizität der Italiener und diesen russischen Importen, die sich dann noch in ein symphonisches Mäntelchen hüllen, um „künstlerisch" zu werden. Nichts ist lächerlicher als der Versuch, zum Schutz der russischen Banalität die reiche melodische Gewalt der Italiener anzuführen. Denn gerade hier ist Tschaikowskij Nachempfinder fremder Gefühle. Anklänge sind ja bei ihm überhaupt leicht zu finden; er holt überall, wo es was „Klingendes" giebt, bei Händel wie bei Gounod, bei Schumann und Bizet. Das Schlimmste aber ist, daß er mit simplen Melodien, die Allerwelteigenthum sind und eigentlich gar kein Gesicht haben, anfängt, symphonisch zu arbeiten.

Seine eigenen thematischen Gebilde gehören in der Hauptsache in zwei Familien. Die einen sind handgreifliche, etwas plumpe, mit Blech gepanzerte Rhythmen, die in Kraftmeierei das Möglichste leisten. Die anderen sind sentimental, oft bis zum Salonstückton hinunter. Bei ihrem Mangel an Tiefe und Geschmack wird man oft an den Typus des liebenden Dienstmädchens erinnert. Das ist eben die Poesie und Empfindungfähigkeit einer tieferen Kulturstufe. Unter diesem Mangel an höherer, größerer Lebensstimmung leiden auch Tschaikowskijs Lieder, die meist in der Mitte zwischen Naivetät und Pose, zwischen Theater und Volkston zu schweben versuchen. Das ist eine Unnatur, die wir den Schreibern unserer schlechteren Salonmusik zu überlassen pflegen.

Ich sprach vorhin von der kindlichen Spielfreude an der Musik und muß darauf noch einmal zurückkommen. Man wird beobachten können, daß ein Kind auf einem Klavier mit Vorliebe entweder in den kraftvollen Bässen Lärm schlägt oder im höchsten Diskant Spieldosenmusik macht, entweder Kraftproben seiner Kehle zu geben oder im Flüsterton zu reden liebt, den Harlekin prügelt und auf den Boden wirft und dafür die geliebte Puppe mit unendlicher Zärtlichkeit behandelt, beim Kaufmannspielen für ein paar Rosinen entweder zehn Mark oder gar nichts verlangt, am Liebsten aus einer ganz großen oder aber einer ganz winzigen Tasse seine Milch trinkt. Das Extreme auf beiden Seiten macht ihm mehr Eindruck, interessirt mehr, ist ihm verständlicher, sagt ihm mehr als die unauffällige Mittellinie. Haben wir in Tschaikowskijs Kindermusik nicht die selben Sprünge von einem Extrem zum anderen? Des „Tüh, Tüh, Tüh Lärmes" gedachte ich schon. Dicht daneben aber steht die Spieldose. Hat der Gewaltmusiker genug Blut ver-

Digitized by Google

gossen, genug in der Hölle gewüthet, so wird er zur Abwechselung „klimperig“. Das Wort ist hart, aber es ist so. In den Suiten Tschaikowskijs stecken die besten Beispiele für diese Art Musik. Ich denke dabei nicht an die recht überflüssige Verinstrumentirung mozartischer Kunstwerke in der Suite „Mozartiana“; ich verurtheile auch nicht an sich die Zusammenstellung von Balletstückchen zu einer Nußknacker-Suite. Ich habe gegen die billigen Scherze solcher Werke nichts einzuwenden. Hat ein ernster Komponist Sinn und Zeit dafür, so mag er sie schreiben. Aber man lasse die Musik da, wo die Balleteuschen als Blumen, als Arabermädchen oder Chinesinnen ihre Pas machen. Bringt man, wie es jetzt Mode wird, den chinesischen Tanz für Flöte, Pikkelflöte, Fagotte, Glockenspiel und Streichorchester in den Rahmen eines ernsten Konzerts und spekulirt damit und mit der Marche Miniature aus der ersten Suite auf den Dacaporuf bei der blöden Menge, dann verwischt man eben gänzlich die Unterschiede zwischen Kunstpflege und Bierkonzert. Und ein großer Theil der Musik Tschaikowskijs ist eben nichts als sehr gut gemachte Musik für Garten- und Bierkonzerte. Warum veranstaltet man denn nicht einmal, wie ichs nun schon oft genug empfahl, einen Konzertabend, der diesem leichten Genre gewidmet ist und solche instrumentalen Brettlkünste in vollendeter Weise vorführt? Da sind solche Stücke am Platz. Nur vergesse man dann nicht, daß man, zum Beispiel, in der Serenade und dem Alt-Wiener-Reigen für Streich-Orchester (bei Schott in Mainz erschienen) von Oskar Straus, der bei den Pächtern der höheren Kunst gern mit einem fi donc! abgethan wird, Stücke ganz ähnlicher Art hat, die nicht mit den plumpen Effekten des Russen arbeiten.

Tschaikowskij hat ja auch viel Sinn für Tanzmusik. Leider denkt er aber oft, wenn er einen Walzer in ein Werk höherer Stilordnung einflicht, er müsse um der „Kunst“ willen etwas kunstvoller schreiben und den armen Walzer rhythmisch und harmonisch recht komplizirt machen. So kommen denn Kuriosa zu Stande, bei denen man sich alle Glieder verrenken kann und bei denen alle Walzerseligkeit dahin geht. Als ob nicht der Walzer gerade dann eine höchste Kunstleistung in seiner Art bedeutet, wenn er ein echter Walzer ist! Freilich: viele Kunstwalzerdrechsler von heutzutage bringen nur darum so eckige, kantige Monstra aus ihren Drehbänken, weil sie weder den Kopf noch das Herz noch den Griff für einen richtigen Walzer haben.

Natürlich ist mit dieser Charakteristik das Wesen Tschaikowskijs nicht erschöpft. Er hat sehr viel gelernt, hat sogar die deutschen Einflüsse so stark auf sich wirken lassen, daß die echten Russen in der Musik ihm seinen Abfall von der Nationalmusik vorwarfen. Sie haben Recht, wenn sie unter Nationalmusik die Verwendung volksthümlicher Elemente verstehen. Sonst aber ist in seinem ganzen Kulturstandpunkt auch Tschaikowskij noch russisch genug.

Digitized by Google

Sehr viel merkt man von dem Einfluß Schumanns. In seinem Stil, nur um einige russische Nuancen bereichert und etwas von der Haus- zur Salonmusik neigend, sind die kleinen Klaviersachen geschrieben. Hier haben wir die besten Gaben Tschaikowskijs zu suchen, hier decken sich Inhalt und Form, hier reichen die seelischen Kräfte zur Beherrschung des Musikalischen aus. Aehnliches gilt von seinen Kammermusikwerken. Auch hier sind die westeuropäischen Einflüsse nützlich verwerthet; die Zusammensetzung des Instrumentalkörpers bewahrt vor den Extremen im Klangspielerischen und die gediegene Arbeit des Komponisten im Verein mit seinem Sinn für Klang läßt eine ungetrübte Freude an diesen Werken aufkommen.

Ueberhaupt ist ja bei Tschaikowskij das leichte Schaffen, der Reichthum seiner Einfälle, die Sicherheit seiner Gestaltung, die außerordentliche Geschicklichkeit im Satz sehr zu rühmen. Ein besonderer Vorzug ist seine Instrumentation, die wirksam ist wie die ganz weniger Musiker. Natürlich giebts auch hier, wenn man näher zusieht, typische Manieren; man denke an den beliebten Wechsel zwischen der Streicher- und der Holzbläsergruppe, an die Vorliebe für tiefe Klarinetten und Fagotte, die Sechzehntelpassagen des ganzen Streichorchesters, die ja stets mit tötlicher Sicherheit zünden, dann an die schon geschilderten Lärmszenen. Das Alles erlaubt uns nicht, von einer durchgeistigten, kunstvollen, sondern nur, von einer äußerst brillanten, für die Zwecke der Augenblickswirkung allerdings geradezu musterhaften Instrumentation zu reden.

Der geistige Gehalt der großen Orchesterwerke ist oft bedenklich schwach oder rückständig. In der symphonischen Dichtung oder Ouverture „Romeo und Julia“ wird der Komponist dem Dichter durchaus nicht gerecht, weder im Kampf der feindlichen Häuser noch in der Liebesszene. Er giebt eine neue Variante: Romeo und Julia in Rußland. Die Manfred-Symphonie beweist in dem Aeußerlichen ihres Aufbaues, daß sie den Fortschritt, der seit Berlioz durch Liszt gemacht war, nicht benutzen will, daß die moderne Auffassung der Programmmusik für sie nicht vorhanden oder nicht verstanden ist.

In seinen Programmmusiken sind es besonders Fehler poetischer Natur, die Tschaikowskij nicht zur befriedigenden Lösung des Problemes gelangen lassen. In seinen Symphonien und Suiten fällt ein anderer, technischer Mangel schwer ins Gewicht, die Art der thematischen Arbeit. Tschaikowskij ist es meist versagt geblieben, seine Gedanken organisch zu entwickeln, seine Themen wirklich in einander zu arbeiten, also musikalisch zu gestalten. Das echt symphonische Element fehlt. Er liebt das Variiren, auch wo er nicht ausdrücklich schreibt: Tema con Variazioni, und zwar nicht das Variiren im Geist von Beethoven oder Brahms, das Neuschaffen, das Umgestalten, sondern das Farbewechseln, das Neu-Anstreichen. Die Themen werden nicht

Digitized by Google

entwickelt und motivisch verarbeitet, sondern aufgestellt, dann in immer neue Farben getaucht und dem Zuschauer wieder und wieder gezeigt. Die frische Farbe glänzt natürlich und den Kindern im Publikum machts viel Spaß. Die strahlen und klatschen in die Hände: immer wieder der selbe Holzmann mit den bösen Augen, bald schwarz, bald roth, oder das selbe steife Mädchen, bald blau, bald grün. Das ist ganz im Sinn einer unentwickelten Kultur: nur klangliche, oft kaum rhythmische Neugestaltung, keine wirkliche Variation. Wohlgemerkt: ich rede von Sätzen, die nicht als Variationen bezeichnet sind.

Auch die unbarmherzige Länge der meisten Stücke erklärt sich aus dieser Art des Aufbaues, die, ähnlich den Permutationen mit Zahlen, nicht leicht zu erschöpfen ist.

Doch endlich muß ich auf die Frage Rede stehen: Warum aber ist denn dieser Tschaikowskij, von dem hier so viel Böses steht, so beliebt?

Ich habe manche Gründe schon nebenbei erwähnt und wiederhole vor allen Dingen: Tschaikowskij ist ein in seiner Art durchaus echter Musiker mit außerordentlich viel Temperament, leichter und, wenn mans äußerlich nimmt, reicher Erfindung, einer, der was kann und gut verwerthet, was er kann; in kleinen Formen, und wenn er sich mal konzentrirt, sogar ein Poet. Ein großer Vorzug ist weiter: seine Sachen klingen. Er giebt den Ohren, was der Ohren ist, gönnt ihnen neben ein paar eingänglichen Melodien, die ohne besondere Gefühlstiefe sind, also nur äußerlich wohlthun, eine ordentliche Dosis elementarster Nervenreizungen. Erst streichelt er und wiegt in spießbürgerliche Behaglichkeit, dann reißt er plötzlich mit sich fort. Er wühlt keine Tiefen auf, bringt keine inneren Lebensmächte in Bewegung, aber er bietet frisches, ermunterndes Leben. Mit ein paar Läufen, einer Theaterstretta, einem tüchtigen Fortissimo brennt er ein Feuerwerk ab, das blendet und den guten Konzertspießer glauben macht, er habe eine Leidenschaft gehört.

Daß Alles klingt, hilft zur Anerkennung. Wir Deutschen denken angeblich oft zu viel in der Musik. Es kommt zwar immer noch darauf an, wann, wo und wie. Aber Tschaikowskijs Erfolge lehren uns, daß das Volk auch klingende Musik braucht. Trotzdem sollten wir uns diese Weisheit nicht erst von einem Russen predigen lassen. Wir haben bessere Vorbilder bei den göttlichen Italienern, bei Franzosen und bei uns selbst.

Ein weiterer Vorzug der Musik Tschaikowskijs, der ihr rasch Boden gewann, ist ihre Genügsamkeit in den Anforderungen an den Geist der Zuhörer. Er geht fast nie in die letzten Tiefen der seelischen Regungen hinab, in die nur Wenige zu dringen vermögen; die Geheimnisse der Kunst und des Lebens bleiben unberührt liegen. Er bleibt in einer mittleren Sphäre und giebt leicht verständlichen Empfindungen, wie Freude, Trauer, Liebe, Stolz, Sehnsucht, Hoffnung, in ihren allgemeinsten Abstufungen deutlich greifbaren

Digitized by Google

Ausdruck, vermeidet Konflikte und Verschlingungen, seine Beziehungen und innerliche Entwickelungen, giebt Eins nach dem Anderen und wiederholts oft genug, um verstanden zu werden. Das gefällt. Das hat auch seine Berechtigung und ist verdienstlich. Besonders, wenns mit so echtem musikalischen Empfinden und so viel Lebenswärme ausgesprochen wird wie bei Tschaikowskij. Aber man soll den Künstler, der in diesen Bahnen wandelt, nicht neben den Großen im Reich des Geistes der Musik nennen, soll den Abstand wahren, der ihn von ihrer einsamen Höhe trennt, trotzdem er in verschiedenen Werken den Anlauf zur höchsten Kunst genommen hat. Wir haben thatsächlich, wenn auch kaum ganze Werke, so doch einzelne Sätze von ihm, auf die die bisher gemachten Ausstellungen nicht anwendbar sind, in denen er weder brutal noch trivial noch klimperig ist, in denen er all die schönen Kräfte seiner Musikernatur fest zusammenfaßt und eine wirklich geschlossene Kunstleistung giebt. Schon bei den Quartetten — das berühmte A-moll-Trio hat auch seine schwachen Aeußerlichkeiten — ist Das rückhaltlos anzuerkennen. Auch das Violinkonzert und das Klavierkonzert in B-moll — das in G-dur ist fürchterlich! — werden in der Gattung, der sie angehören, immer zu den besten Leistungen gehören. Das Höchste aber sind die ersten Sätze von Werken wie der Manfred-Symphonie, die als Ganzes abzulehnen ist, der E-moll- und H-moll-Symphonie. Daß man Tschaikowskij überhaupt unter die Götter der Musik versetzt hat, dankt er ja dieser H-moll-Symphonie. Ich kann nur den ersten Satz bewundern, den allerdings uneingeschränkt. Er ist eine Leistung ersten Ranges, die zeigt, daß der Russe eine außerordentliche musikalische Kraft besaß, wenn er sich einmal an eine große Idee hingab. Aber er war eben ein Kind einer unentwickelten Kultur. Er konnte nicht lange auf der Höhe bleiben. Und so sind schon die beiden Mittelsätze wieder ein Rückfall, der eine eine niedliche, nur zu lang gerathene Spielerei im $^5/_4$-Takt, der andere eine Volks- und Soldatenszene, bei der Bizet Pathe gestanden und den Gevatterbrief in ein paar Seiten Carmenpartitur eingewickelt hat. Auch der letzte Satz ist lange nicht so bedeutend, wie die Anbeter des Werkes behaupten. Trotzdem ists recht und billig, daß unsere großen Dirigenten, denen das Werk auch wegen seiner ganz enormen Wirksamkeit sehr lieb ist, der Symphonie einen festen Platz im deutschen Konzertleben gesichert haben. Wenn sich die Kritik niederer Gattung, die überall der Trabant des Erfolges ist, so weit vergißt, daß sie die Symphonie als die bedeutendste Leistung seit der „Neunten“ hinstellt, so ist Das freilich eine Blamage für sie und die vielen Nachbeter dieser Anschauung, die wieder zeigt, in welcher Verfassung das künstlerische Allgemeinurtheil sich heute befindet. Wir haben nicht nur auf Liszts Faust-Symphonie und auf Brahms, sondern noch auf manches Andere hinzuweisen, ehe die Pathétique von Peter Iljitsch

Digitized by Google

Tschaikowskij in Betracht käme. Und wenn man vollends in dem selben feiernden Jubelton auch die Salon-Orchestermusik, die nichts ist als bessere, sehr effektvolle Unterhaltungmusik, als Offenbarungen eines Genius preist, dann hört doch Alles auf. Und das Publikum, das natürlich solche angenehm hübsche Stückchen gern hört, verliert das Bischen Kunstverstand, das ihm durch die Erziehung zu Beethoven, Liszt, Brahms und Bruckner beigebracht wird, gleich wieder, wenn man ihm Tschaikowskij als Geist der selben hohen Sphäre vorsetzt.

Zum Schluß aber nehme man noch den Versuch einer psychologischen Erklärung dieses Gesammtbildes. Abgesehen von der niedrigen Kulturstufe seines Volkes, scheint mir Eins äußerst wichtig für die Beurtheilung Tschaikowskijs: sein Verhältniß zum Theater. Seine Opern und Ballete sind wohl bis auf „Eugen Onegin“ und „Jolanthe“ in Deutschland ganz unbekannt geblieben. Dennoch sind sie wichtig, vielleicht Ausschlag gebend für die Beurtheilung des Untergrundes, auf dem Tschaikowskijs Schaffen erwuchs. Ist nicht vielleicht das Theater, die Oper alten Stiles das Element, aus dessen geistiger Atmosphäre sich die Wesenseigenthümlichkeit auch der Konzertmusik des Komponisten herleiten läßt? Ist nicht bei ihm in Allem das Arbeiten mit starken Effekten, die bei Rampenlicht wirken, mit Gefühlen, die an Coulissenpathos erinnern, mit dekorativem Prunk und Flitter ein höchst charakteristisches Moment? Ist nicht auch in den Konzertwerken viel Theatralik, da ein Bischen Komoedie, da ein Bischen Tragoedie, dort ein wilder Mörder, dort eine schmachtende Donna, Blut und Zärtlichkeit, hochgesteigerte Gefühle, blendende Effekte? Das Alles ist Oper alten Stils. Als Konzertmusik drücken solche Bestandtheile nieder; sie verflachen, vergröbern. Was man einem Troubadour, einer Amelia, einer Santuzza nachsieht, weil sie eben Theaterfiguren ohne die tiefe, echte Menschlichkeit sind, wirkt platt und trivial ohne die Szene. In seinen Bühnenwerken konnte Tschaikowskij so schreiben, aber er mußte ihre Welt von der absoluten Musik scheiden. Doch er blieb Theatraliker auch, wo Coulissen und Schminke fehlen sollten.

Wir Deutschen sollen nur nicht vergessen, daß der Kulturstandpunkt, für den Tschaikowskij Bedeutung hat, von uns überwunden ist und daß wir uns an den Besten unserer eigenen Geister versündigen, wenn wir um des lieben, bequemen Massenerfolges willen allzu viel Zeit an Werke verschwenden, die zur angenehmen Zerstreuungskunst gehören. Wenigstens sollen wir dann einsehen, was sie sind, und uns nicht noch brüsten, wenn unsere vornehmen Konzerte ihren Bedarf an Zugstückchen aus den Garten- und Bierkonzerten beziehen, als ob wir „moderne Novitäten“ gebracht hätten. Wir sind Beethoven und Denen, die seines Geistes sind, schuldig, daß wir die Kluft respektiren, die sie von dem tüchtigen ouvrier Tschaikowskij trennt. Man setzt nicht Goethe und Geibel, Böcklin und Thumann auf einen Denkmalssockel.

Leipzig. Dr. Georg Göhler.

Digitized by Google

Die Vorgeschichte des Konkordates.

Es dürfte in diesen Tagen der „kulturkämpferischen" Vorgänge in Frankreich nicht unangebracht sein, die Aufmerksamkeit auf ein im Verlage Plon erschienenes Buch: „Rome, Naples et le Directoire. Armistices et traités 1796—1797" von Joseph du Teil zu lenken. Es ist eine Darstellung der mit den Feldzügen Bonapartes in Italien verknüpften diplomatischen Geschichte; und das Hauptthema bietet das Verhältniß zwischen der französischen Republik und dem Heiligen Stuhl.

. Der Verfasser giebt zunächst eine orientirende Darstellung der mannichfachen Verwickelungen und Phasen im diplomatischen Verkehr Frankreichs mit dem Pontifikat und dem Königreich Beider Sizilien nach dem Ausbruch der Revolution. In Neapel wurden regelmäßige diplomatische Verbindungen mit Frankreich bis zum Sturz des Königthumes unterhalten; und der Vertreter des Nachbarstaates wurde erst dann ausgewiesen, als sich Beide Sizilien der Koalition anschlossen, die sich nach der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten bildete. Rom dagegen brach offiziell mit Frankreich schon bei dem aus der Revolution hervorgegangenen Schisma innerhalb der gallikanischen Kirche, obgleich die Geschäftsverbindungen bis zur Ermordung Bassevilles fortdauerten. Während also der Bruch zwischen Paris und dem Hof von Neapel durch politische und dynastische Gründe hervorgerufen wurde, ließ sich Rom in seiner Haltung Frankreich gegenüber von den höchsten religiösen Fragen bestimmen. Auf diesem Standpunkt blieb Pius VI. konsequent stehen.

Durch die bürgerliche Neuordnung des französischen Klerus und besonders durch den allen Geistlichen auferlegten Bürgereid sah sich der Papst genöthigt, Stellung zu nehmen und sich auszusprechen. Er that es denn auch. Die Folge war, daß der französische Gesandte, Kardinal de Bernis, seinen Abschied nahm. Seitdem gab es keine offizielle Vertretung Frankreichs am päpstlichen Hof. Der Sekretär Bernis', Bernard, der als interimistischer Geschäftsträger fungirte, wurde nur als agent avoué mais non reconnu geduldet; und als Ludwig XVI. einen neuen Botschafter, den Grafen de Ségur, ernannt hatte, weigerte sich Pius, ihn zu empfangen, weil er den Bürgereid geleistet habe. Der Bruch wurde durch einen revolutionären Streich in Paris verschärft und beschleunigt, da eine Puppe, die den Papst darstellte, durch die Straßen in schimpflicher Weise herumgetragen und im Garten des Palais Royal verbrannt wurde. Der Nuntius forderte seine Pässe und verließ Paris. Der Staatssekretär Kardinal Zelada unterhielt, nachdem auch dem Uditor der Nuntiatur befohlen war, sich zurückzuziehen, durch Abbé Salamon, einen ehemaligen geistlichen Parlamentsrath, noch offiziöse Beziehungen am pariser Hof und stand mit ihm in einem fleißigen und werthvollen Briefwechsel vom August 1791 bis Mai 1792. Abbé Salamon wurde einige Monate später verhaftet und saß lange im Gefängniß. Französischer Botschafter in Neapel war seit Ende April 1792 Mackau. Bei der Nachricht von der Absetzung des Königs und der Proklamirung der Republik erklärte ihm Ferdinand IV., er wolle keine weiteren Verbindungen mit ihm, aber zehn französische Kriegsschiffe, die unter dem Kontreadmiral La Touche-Tréville im Golf von Neapel erschienen, veranlaßten bald den König, nachzugeben und schließ-

Digitized by Google

lich auch Ende Januar 1792 den diplomatischen Vertreter der Republik anzuerkennen. Der Admiral war zugleich der Ueberbringer eines Auftrages des Marineministers an die französischen Konsuln, das königliche Wappen über ihren Thüren durch die Embleme der Republik zu ersetzen. In Rom wurde diese Anweisung dem Botschaftssekretär Mackaus, Basseville, zugestellt, der schon vorher zu diplomatischer Orientirung dorthin geschickt war. Er ersuchte in schroffer Form den Vatikan, dafür zu sorgen, daß diese Maßregel von der Bevölkerung respektirt werde. Das Staatssekretariat lehnte selbstverständlich dieses Gesuch ab. Diese und andere unbedachte und beleidigende Handlungen von französischer Seite riefen am dreizehnten Januar 1793 einen Auflauf auf dem Korso hervor, wobei Basseville tötlich verletzt wurde; er starb am folgenden Tag. Nach diesem Ereigniß und einem zweiten Auflauf am elften Februar verließen alle Franzosen Rom, — mit Ausnahme der Emigranten, die nicht nach Frankreich zurückkehren konnten, und derer, die schon naturalisirte Römer geworden waren. Von da ab und bis zum Kriege 1796 war jede regelmäßige und zuverlässige Verbindung zwischen Rom und Paris abgebrochen.

Die Ermordung Bassevilles machte im Nationalkonvent viel Lärm: das Ministerium des Auswärtigen beurtheilte aber die Angelegenheit ruhiger. Der ehemalige Sekretär an der französischen Gesandtschaft in Neapel, Cacault, der schon am neunzehnten Januar zum Agenten der Republik am päpstlichen Hof ernannt worden, reiste Anfang Februar ab, mit einem besonnenen Schreiben an das Staatssekretariat und einem Ultimatum, bei deren Annahme er seine Beglaubigungbriefe überreichen könnte. Er kam jedoch nie so weit; in Toskana erhielt er die Antwort des Papstes, die einem non-recevoir gleichkam; und Cacault zog es vor, von Florenz aus das Terrain um den Heiligen Vater näher zu sondiren. Die republikanische Regirung sann freilich weiter auf Rache: ein offizieller Erlaß des Kardinals Zelada, worin das Staatssekretariat den Mord mißbilligte und sich selbst von jeder Verantwortung freisprach, wurde von ihr für ungenügend befunden; nachdem sie ihren ersten Plan von einem Einfall in das Gebiet des Kirchenstaates aufgegeben hatte, ging sie mit dem Gedanken um, eine große italienische Koalition zur Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes zu bilden; in Neapel, wo sie in diesem Sinn anklopfte, wurde ihr aber abgewinkt.

Es war nicht nur die revolutionäre Propaganda in Paris, die zum gewaltsamen Vorgehen trieb; auf der anderen Seite suchten die royalistischen Emigranten und ihre Verbündeten Pius den Sechsten nach Kräften zu bewegen, den Bannstrahl gegen die Republik zu schleudern. Ihre Sache am Vatikan führte Abbé Mauri, der Ende 1791 den Platz des Kardinals Bernis eingenommen hatte. Man erzähle in Rom, theilt Cacault seiner Regirung mit, Abbé Mauri habe, als er dem Papst sein Memorandum vorlas und nachdem er sich über das Unglück des schönsten Königreiches der Welt ausgelassen, das er dem Jansenismus, den Freiheiten der gallikanischen Kirche und besonders der auszurottenden Philosophie zuschrieb, zuletzt dem greisen Pius zugerufen: Je vous somme de fulminer l'excommunication; worauf der Papst ihm geantwortet habe: Je vous somme, je vous somme! ... Me prenez-vous, monsieur l'abbé, pour Valenciennes ou Condé? Als der Papst seinem Prinzip, selbst nie Feindsäligkeiten zu eröffnen, treu blieb und die republikanische Re-

Digitized by Google

girung die schon getroffenen antikirchlichen Maßregeln nicht weiter verschärfte, blieb denn auch — auf dem religiösen Gebiet — Alles in statu quo.

Der Hof Beider Sizilien brach am ersten September 1793 offiziell mit der Republik, nachdem lange nach einer günstigen Gelegenheit gesucht worden war. Mackau und der französische Konsul erhielten Befehl, abzureisen; die Papiere des Gesandten ließ Acton, nach einem Bericht Cacaults, in dessen Hause stehlen; und alle Franzosen wurden mit einer Frist von zwanzig Tagen aus dem Lande gewiesen. Der neuernannte Botschafter Maret, der schon unterwegs war, wurde in Novala von den Oesterreichern aufgegriffen und in Mantua ins Gefängniß gesteckt. Die Instruktionen, die Maret erhalten hatte, geben eine genaue Vorstellung von der im pariser Auswärtigen Amt herrschenden Auffassung. „Der Einfluß des Königs", heißt es darin, „ist fast Null, denn er hat weder Grundsätze noch Charakter noch Geltung." Von der Königin Marie Karoline, der Schwester Marie Antoinettes und der beiden Kaiser Joseph und Leopold, wird gesagt, ihr Geist neige zur Intrigue, ihre übertriebene Leidenschaftlichkeit aber verhindere sie, ihre Gefühle zu verheimlichen. Ueber ihren Günstling Acton heißt es: „Der General Acton genießt die größte Intimität der Königin. Obgleich er ein wenig einnehmendes Aeußere und keine Liebenswürdigkeit, weder der Formen noch des Geistes, besitzt, steht er schon lange in ihrer Gunst. Als Minister taugt er nicht viel. Seine ganze Politik besteht im Haß, den er mit der Königin gegen Spanien theilt, und in der Ergebenheit, die er England bezeugt. Dieser kalte, mißtrauische Mann erweckt kein Vertrauen."

Als Generalissimus in Italien hatte sich Bonaparte zwei Hauptziele gestellt: die Sprengung der Koalition und die Regelung des Verhältnisses zwischen der Republik und dem Pontifikat. Sein Plan war, alle Kräfte gegen Oesterreich zu konzentriren; und er verfolgte unter vielen anscheinenden Umschlägen und allerlei Verkleidungen die Idee vom Einvernehmen zwischen Staat und Kirche, die er später als Erster Konsul durch das Konkordat verwirklichen sollte. „Wir brauchen", schrieb er dem Direktorium, „die Einheitlichkeit des militärischen, diplomatischen und finanziellen Gedankens". Deshalb wünschte er Waffenstillstände und Verträge mit den verschiedenen kleinen italienischen Fürsten, um es allein mit den Oesterreichern zu thun zu haben, sie aus dem Lande verjagen zu können und dann mit seinem Heer den Weg nach Wien einzuschlagen. Sein Feldzugsplan war, sich der Tirolerpässe zu bemächtigen, in das Innere Tirols einzudringen, sich mit der Rheinarmee zu vereinigen, den Kaiser in seinen eigenen Erbländern anzugreifen und ihn zum Frieden zu zwingen. Durch die Trennung Oesterreichs von England würde die Koalition in nichts zerfallen.

Mit dieser Politik waren aber die Machthaber in Paris durchaus nicht einverstanden. Oberster Machthaber war das Direktorium; und die Majorität innerhalb des Direktoriums hatte ihr Hauptaugenmerk auf die kleinen italienischen Staaten und suchte Bonaparte gegen Neapel und ganz besonders gegen den Papst zu hetzen. Sie befahl ihm immer wieder, sein Heer in zwei Hälften zu theilen, durch die eine das eroberte Norditalien besetzt zu halten und an der Spitze der anderen und größeren Hälfte nach Mittel- und Süditalien zu marschiren. Rewbell hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an sich gerissen; Barras und La Revellière-Lépeaux waren einig mit ihm; Delacroix, der Mi-

Digitized by Google

nister, beschränkte sich darauf, sein erster Handlanger zu sein; und die Kommissare der Armee, Garrau und Saliceti, sollten zusehen, daß die Machtbefugnisse und Ordres des Direktoriums von Bonaparte respektirt würden.

Bonaparte fiels aber gar nicht ein, sich in die kopflosen und kleinlichen Vorschriften zu fügen. Wenn er Sieger geworden, schreibt er selbst später auf Sankt Helena, so „ist es trotz und durch Verachtung der Instruktionen der Regirung“ geschehen. Er nahm den Kampf gegen Rewbell und Barras auf, indem er sich mit Carnot verband, der ja selbst militärischer Sachverständiger war und sich zusammen mit Le Tourneur in offenem Zwiespalt zu den drei übrigen Kollegen befand. Die feindliche Gruppe der Direktoren mußte nolens volens nachgeben und lieferte dem Befehlshaber die eine Machtvollkommenheit nach der anderen stillschweigend aus, sich darauf beschränkend, den Rückzug so gut, wie es ging, zu decken. „1796 und 1797 wurde das Zelt des General-kommandanten der italienischen Armee das Bureau der auswärtigen Geschäfte des Direktoriums.“ Die Kommissare wurden von Bonaparte immer mehr kalt gestellt; er gewöhnte sich, über sie hinweg zu verhandeln und Verträge abzuschließen: es kam bald zu einem Kampf, worin die Kommissare den Kürzeren zogen.

Carnot war der eine Mitwisser und Mithelfer Bonapartes. Der andere war der in der Geschichte weniger bekannte Cacault. François Cacault war 1743 zu Nantes geboren und wurde 1764 Lehrer der Befestigungskunst an der königlichen Militärschule. 1766 wurde er außerdem zum Studieninspektor ernannt, verließ aber nach drei Jahren diese Stellung, als eine Reform des Unterrichtswesens vorgenommen wurde. Zugleich zwang ihn ein Duell, Frankreich vorläufig zu verlassen. Mit Hilfe einer Pension von 100 Pistolen, die ihm die Militärschule gewährte, machte er nun größere, mehrjährige Reisen in Italien, der Schweiz, Deutschland, Holland und England und studirte die fremden Literaturen. Er übersetzte dann auch später Ramlers Gedichte und Lessings Dramaturgie ins Französische. 1775 kehrte er nach Frankreich zurück und war zehn Jahre lang Staatssekretär des damaligen Gouverneurs der Bretagne und späteren Maréchal de France, Marquis d'Aubeterre. Dieser, der selbst viele Jahre hindurch Gesandter in Wien, Madrid und Rom gewesen war, nahm die große Veranlagung seines Schützlings für die diplomatische Laufbahn wahr und verschaffte ihm 1785 den Posten als Legationsekretär in Neapel unter Talleyrand. Nach der Demission Talleyrands im August 1791 wurde er interimistischer chargé d'affaires und übernahm im April 1792 unter dem neuen Gesandten Mackau wieder das Amt des Sekretärs. Am ersten Oktober verließ er Neapel und wurde, wie schon erwähnt, im Januar 1793 zum Agenten der Republik am päpstlichen Hofe ernannt. Erst im Sommer 1796 sollte er das Ziel seiner Reise erreichen und die schwierigen Geschäfte in Rom übernehmen.

Während dieser langen Zwischenzeit war er zuerst interimistischer Gesandter in Florenz, vom Oktober 1793 bis zur Ankunft Miots im Mai 1795, und dann seit Februar 1796 im selben Amt in Genua. Hier wurde er eng befreundet mit Joseph Bonaparte, der sich dort in den Geschäftsangelegenheiten des Hauses Clary aufhielt. Er dürfte in seiner Gesellschaft Genua verlassen haben und wurde von ihm mit den wärmsten Empfehlungen Napoleon vorgestellt.

Bonaparte und Cacault verstanden einander sofort. Cacault war als

Digitized by Google

genauer Kenner der italienischen Verhältnisse für den General ein unschätzbarer Berather, „le meilleur dictionnaire qu'il put consulter“: und die Politik Bonapartes war gerade die selbe, die Cacault seit drei Jahren in seinen nach Paris geschickten Berichten unermüdlich befürwortet hatte. „Wären wir“, schreibt er schon 1793, „Sieger in der Lombardei und könnten wir uns der Pässe nach Tirol bemächtigen, so wäre ganz Italien unser.“ Ein Jahr später wiederholt er: „Es ist klar bewiesen, daß der wichtigste Gegenstand der italienischen Eroberung Piemont und die österreichische Lombardei ist. Das Eine, weil es Herr der Verbindungpässe mit Frankreich, das Andere, weil es Herr der Verbindungpässe mit Deutschland ist.“ Am neunten Mai 1795 lehnt er sich in einem Brief an Delacroix gegen die vom Direktorium gewünschte Theilung des Heeres energisch auf: „Man riskirt, Alles zu verlieren, wenn die französische Armee in Italien, die weder stark noch zahlreich genug ist,... sich in Italien zersplittert und zerstreut.“ Cacault hat in seinen zahlreichen Eingaben an das Auswärtige Amt in Paris alle Phasen und Resultate des Feldzuges 1796 mit einer Genauigkeit und Klarheit vorausgesehen, die fast divinatorisch wirkt. Die Uebereinstimmung dieser Ausführungen Cacaults mit den Plänen Bonapartes ist auffällig. Nachdem Cacault mehrere Zusammenkünfte mit dem General gehabt hatte, bekam er im Juli 1796 Ordre, sich nach Rom zu begeben, um dort die Erfüllung der Bedingungen des Waffenstillstandes von Bologna zu überwachen.

Durch diese Aufgabe wurde Cacault die eigentliche Mittelperson in den schwierigen Verhandlungen zwischen der Republik und dem Oberhaupt der Kirche. Bei der Anbahnung des Konkordates stand er von Anfang an auf Bonapartes Seite als sein hauptsächlicher Mitarbeiter. Napoleon vergaß später nicht, was er ihm schuldete. 1801 schrieb er an Talleyrand, er wünsche, daß Cacault sich sofort als bevollmächtigter Minister und chargé d'affaires nach Rom begebe, mit einer doppelten Vollmacht: die eine für das Geistliche, die andere für das Zeitliche, und daß der Vertrag durch ihn und eine vom Papst ersehene Person unterzeichnet werde. Cacault blieb in Rom bis 1803 und starb zwei Jahre später in der Madelaine bei Clisson.

„Zu Gunsten des Heiligen Stuhles,“ schreibt Du Teil, „der trotz der großen Mäßigung und der Kaltblütigkeit des Papstes sich allein nicht genügend vertheidigen konnte, muß mit Barras angenommen werden, daß eine unsichtbare Hand eingriff, die zu ihren Werkzeugen Bonaparte in der Armee und Carnot in Paris erwählte.“ Der Dritte im Bunde war Cacault. Das Buch enthält sehr charakteristische Portraits von diesen drei Männern. Der junge General auf dem in Milano von Alessi „nach der Natur gezeichneten“ Profilbildniß hat ein langes, hageres Gesicht mit langer, scharfer Nase und langgezogenem Kinn. Die schwarze Haarmähne ist über die Stirn und die Ohren heruntergekämmt; der Mund mit den dünnen Lippen steht halb offen; und die etwas schläfrige Miene, womit der junge Mann vor sich hinausblickt, verräth Aufmerksamkeit und Schlauheit. Der Direktor ist ein älterer, äußerst soignirter Mann mit einem bartlosen, verfeinerten, zugleich milden und skeptischen Gesicht; das weiße, üppige, schöngepflegte Haar faßt wie ein Kranz die hohe Stirn und den kahlen Vorderkopf ein. Das Bild — portrait du temps, école de Boilly — wirkt mit der leckeren Behandlung und dem großen, weißen Spitzenkragen beinahe wie ein Van

Digitized by Google

Dyck aus der Zeit der Stuarts. Der politische Agent dagegen, wie ihn das Portrait von Sablet aus der Gemäldegalerie zu Nantes uns vorstellt, ist ein ganz anderer Typus: in dem nach der Mode der Zeit eng geknöpften Rock mit doppelter Knopfreihe und großen Aufschlägen und mit dem verhaltenen, gutlaunigen Lachen auf dem breiten, grobzügigen Keltengesicht sieht er halb wie ein Bauer, halb wie ein Geistlicher aus.

Der im Juli 1795 zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossene Vertrag hatte sowohl in Neapel wie in Rom eine der in Paris erwarteten völlig entgegengesetzte Wirkung. Statt dem Beispiel Spaniens zu folgen, näherten sich die beiden italienischen Staaten der Koalition. Der neapolitanische Botschafter in Madrid, der selbe Belmonte-Pignatelli, der in den kommenden Verhandlungen zwischen Neapel und der französischen Republik eine so große Rolle spielen sollte, wurde abberufen und Acton versprach im Februar 1796 der österreichischen Regirung, die in Norditalien befindlichen Kavallerieregimenter mit Infanterie und Artillerie zu verstärken. Der Papst dachte weniger als je daran, sich in Verhandlungen einzulassen; als der spanische Botschafter am Vatikan, Azara, ihm seine Vermittlung anbot, wurde er abgewiesen.

Der Umschlag folgte aber rasch. Der erste Anstoß ging von der Regirung der Republik Venedig aus, die im April 1796 plötzlich den sich in Verona aufhaltenden Grafen von Lille — den „König" Ludwig den Achtzehnten — aufforderte, das venezianische Gebiet augenblicklich zu verlassen; er reiste am einundzwanzigsten April ab und gelangte acht Tage später in das Hauptquartier Condés in Riegel bei Freiburg. In die selbe Zeit fielen die raschen und entscheidenden Erfolge der französischen Armee unter Bonaparte: am neunundzwanzigsten April zwang er den König von Sardinien zum Waffenstillstand von Cherasco, wodurch ihm die Hauptplätze Piemonts ausgeliefert wurden, am neunten Mai den Herzog von Parma zum Waffenstillstand von Piacenza und am siebenzehnten Mai den Herzog von Modena zu dem von Mailand. Mit solchen Beispielen vor den Augen bereiteten sich auch Rom und Neapel vor, den Weg der Verhandlungen einzuschlagen. Die von Acton — wahrscheinlich nie aufrichtig — versprochenen Truppenverstärkungen wurden nicht abgesandt, und als der neapolitanische Gesandte in Rom über friedliche Gesinnungen des Papstes gegen Frankreich zu berichten weiß, beschließt Ferdinand IV. „die alte Freundschaft, das gute Verständniß und die Harmonie mit der französischen Nation wiederzubeleben", und beauftragt den Fürsten Belmonte-Pignatelli, Das dem General Bonaparte als seine Allerhöchste Absicht auszudrücken. In Rom, wo sich zwei Parteien in den Haaren lagen, bekam die franzosenfreundliche die Oberhand; der Papst nahm jetzt das früher abgewiesene Angebot der spanischen Vermittlung an und ernannte Azara zu seinem Bevollmächtigten bei Bonaparte. Ihm beigesellt wurde ein Abbé Evangelisti, der sich eine farbige Tracht machen ließ und eine militärische Haarfrisur anlegte, um in der französischen Armee erscheinen zu können. Azaras Instruktion lautete dahin, „für das Zeitliche eine möglichst günstige Verhandlung mit den Repräsentanten Frankreichs einzuleiten, ohne in irgend einem Punkt, die Religion betreffend, jene Gefühle zu berühren, die Seine Heiligkeit seit dem Beginn der Revolution bezeugt hatte".

Die beiden Bevollmächtigten begaben sich sofort auf den Weg über Florenz

Digitized by Google

nach dem Kriegsschauplatz. In Lodi war Azara nah daran, von einigen tausend aufrührerischen Bauern, „die die Franzosen und ihre Anhänger erwürgen wollten“, ermordet zu werden; Geld, Kleider und Alles, was sich in seinem Wagen befand, wurde ihm weggenommen. Am achtundzwanzigsten Mai kam er in Mailand an: und in der folgenden Nacht traf dort auch der französische Kommissar Saliceti ein. „Die Pracht eines Königs kann sich mit der dieses Mannes nicht messen“, berichtet Azara an den Staatssekretär; auf den Straßen Mailands verkaufe er seine Kriegsbeute bis zu den Kelchen und den mit Hostien gefüllten Ciborien. Evangelisti vervollständigt das Bild: Saliceti sei mit seiner Frau und seinen Sekretären im Palast des Grafen Greppi abgestiegen, wo er täglich Mahlzeiten zu dreißig bis vierzig Gedecken gebe, und zwar auf Kosten des Grafen. Die eigentlichen Verhandlungen fingen aber erst mit der Ankunft Bonapartes am siebenten Juni an; der General hatte schon über den Kommissar hinweg und auf eigene Faust mit Neapel einen Waffenstillstand geschlossen.

Belmonte hatte sich von Florenz, wo er ein paar Tage nach Azara eintraf, direkt ins Hauptquartier Bonapartes begeben. Er fuhr von Ort zu Ort, um den General so rasch wie möglich zu treffen. Der aber eilte gerade in diesen Tagen von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Am dreißigsten Mai schlug er die österreichische Armee bei Borghetto; als sich aber Belmonte wieder durch die Leichen der Gefallenen seinen Weg gebahnt hatte, war der General auf und davon, — auf der Jagd nach dem fliehenden Feind. Nachdem Belmonte einen ganzen Tag gehungert hatte — alle Lebensmittel der Gegend waren vom Heer aufgegessen und selbst das Brot fehlte —, erfuhr er die neuen Kriegsereignisse und, daß das Hauptquartier nach Peschiera verlegt worden war.

Am ersten Juni traf Belmonte dann endlich Bonaparte. Die Umstände waren ja für den neapolitanischen Bevollmächtigten so ungünstig wie nur möglich geworden. Der General, der ihn um neun Uhr morgens in seinem Zelt erwartete, empfing ihn mit einem „Ton von Ueberlegenheit“. Belmonte setzte ihm in kurzen Worten den Zweck seiner Mission auseinander: er wolle ihm einen Waffenstillstand vorschlagen, um den Weg zu einem Friedensvertrag anzubahnen, worin auch der Papst einbegriffen werden könnte. Bonaparte erwiderte, der Waffenstillstand dürfe sich nur auf Neapel beziehen und die Friedensverhandlungen müßten in Paris geführt werden. Bei einer zweiten Konferenz war auch der für einen Frieden mit Neapel besonders günstig gesonnene französische Gesandte in Florenz, Miot, anwesend, der sowohl Azara wie Belmonte auf ihrer Durchreise empfangen hatte und ihnen nach dem Kriegsschauplatz gefolgt war; dabei wurde eine dritte Begegnung in Breccia verabredet. Am vierten Juni waren alle Drei dort versammelt. Sowohl Saliceti wie Miot hatten Briefe an das Direktorium geschickt, die Antworten konnten aber erst nach einer Woche kommen; Azara arbeitete, wie jetzt verlautete, darauf hin, eine ohne spanische Vermittelung getroffene Uebereinkunft zu verhindern; und die kitzelige Frage von der Schließung der neapolitanischen Häfen für die englischen Schiffe war immer da, um die Erledigung der Angelegenheit nach Belieben in die Länge zu ziehen. Bonaparte machte den Prozeß kurz: die Frage gehe nur die Diplomaten an; für den Augenblick handle es sich vor Allem darum, die neapolitanischen Truppen von den österreichischen zu trennen. „Lassen Sie mir Herrn de Belmonte

Digitized by Google

kommen," entschied er kurz und gut; „dann wird der Vertrag bald geschlossen sein". Die am fünften Juni folg nde Verhandlung zwischen Bonaparte und Belmonte nahm einen dem Aussehen nach stürmischen Verlauf; der General hatte schon seinen Hut genommen und das Zelt verlassen; Belmonte ließ ihn aber durch Miot zurückrufen und man einigte sich vollständig. Die Antwort des Direktoriums traf erst am achtzehnten Juni ein; sie enthielt Bedingungen, die der Vertreter Neapels nicht hätte annehmen können.

Nach diesem Waffenstillstand war der Papst isolirt. Die erste Konferenz zwischen seinen Bevollmächtigten Azara und Bonaparte in Milano ist von Bedeutung, weil der General dabei seinen ersten offiziellen Schritt zu Gunsten des religiösen Friedens that. Während das Direktorium ihm auferlegt hatte, dem Papst öffentliche Fürbitten für den Erfolg der französischen Waffen abzufordern, ersuchte er nur den päpstlichen Bevollmächtigten um ein Breve der Versöhnung. Im Uebrigen sah er sich genöthigt, durch ein anscheinend strenges und energisches Vorgehen gegen den Kirchenstaat die Wuth des Kommissars Saliceti und den Argwohn des Direktoriums zu beschwichtigen. Die aus Paris eingetroffenen Ordres waren auch von möglichster Schärfe gegen den Papst. Am folgenden Tage ließ Bonaparte seine Truppen in das Gebiet des Kirchenstaates einrücken, obgleich keine Kriegserklärung erlassen worden war und sowohl er selbst wie Saliceti den vom Papst abgesandten Vermittler Azara in Milano damit beruhigt hatten, die friedliche Uebereinkunft sei gesichert. Der plötzliche Einfall, wodurch Bologna, Ferrara und Romagna in wenigen Tagen besetzt wurden und wobei der General die strengste Kriegszucht befohlen hatte, um nicht die religiösen Gefühle der Einwohner zu verletzen — ein Grenadier, der einen Kelch gestohlen hatte, wurde vor der Front erschossen —, hatte einen doppelten Zweck: es war eine finanzielle Operation, um Geld für die Soldaten aufzutreiben, die seit einem Monat keine Löhnung erhalten hatten, und ein militärisches Scheinmanöver für das rasche Gelingen des Waffenstillstandes. Der General wünschte nur, alle seine Streitkräfte gegen die Oesterreicher, die sich in beunruhigender Weise verstärkten, so rasch wie möglich versammeln zu können. Am dreiundzwanzigsten Juni wurden sämmtliche Bedingungen des Direktoriums rundweg angenommen; nur wurden die Statuen Apollos und Laokoons gegen die mehr republikanischen von Junius und Marcus Brutus ausgetauscht. Nach Rom, wo die päpstliche Regirung und die ganze Stadt Tage lang zwischen der äußersten Zuversicht und der äußersten Muthlosigkeit hin- und hergeschwankt hatte, gelangte die Friedensnachricht gerade, als die Gährung ihren Höhepunkt erreichte, die Reichen sich zu flüchten und das Volk sich zu plündern bereiteten; die Kunde wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen. Der spanische Botschaftsekretär Mendizabal erzählt von dem greisen Papst, er habe bei einer Audienz dreimal die Worte — worin der Schelm zu deutlich steckt — an ihn gerichtet: „Enfin, nous respirons donc!"

Der zweite Akt spielt in Paris, wohin — den Bestimmungen der Verträge von Brescia und Bologna gemäß — Neapel und Rom Bevollmächtigte schickte, um über den endgiltigen Frieden mit dem Direktorium zu verhandeln.

Die Stellungnahme des Direktoriums gegen das Papstthum während der Verhandlungen wurde von den Berichten und Vorschlägen bestimmt, die ihm von den Kommissaren Garrau und Saliceti zukamen. Der Kern dieser Mit-

Digitized by Google

theilungen bestand in der vollständig irrigen Angabe, Pius VI. würde in geistlicher Hinsicht alles Mögliche aufopfern, um sein zeitliches Gut behalten zu dürfen. Die Gruppe Carnot, die vor Allem eine Einigung aller Franzosen wiederherzustellen suchte, wollte jetzt, um dies Ziel zu erreichen, den Papst im Vertrag dazu verpflichten, „die Breve, die so viel Böses angerichtet“, zu desavouiren, — was ja nach den Mittheilungen der Kommissare leicht auszuwirken schien. Die Gruppe Rewbell dagegen nahm aus diesen Mittheilungen Anlaß, zu erklären, sie kümmere sich wenig um die geistliche Seite der Angelegenheit, es gelte, den Papst in Respekt zu halten, um von ihm Geld auszupressen; die Bestrebungen dieser Gruppe gingen darauf aus, mehr zu fordern, als zu erhalten war, um die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen und einen Vorwand zur Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes zu finden. Später — als die Auffassung der Kommissare sich als falsch erwiesen hatte und man auf die unerschütterliche Festigkeit des Papstes in religiöser Hinsicht stieß — trat eine vollständige Verschiebung in dieser Figur der Meinungen und des Verhaltens der beiden direktorischen Gruppen ein: die jetzt von der Gruppe Carnot aufgegebene Idee von einem Breve des Widerrufens wurde von der Gruppe Rewbell aufgenommen und mit Zähigkeit festgehalten, während die Gruppe Carnot über die Kommissare hinweg und gegen die Majorität im Direktorium mit Bonaparte zusammenarbeitete, um jene Einigung mit Rom durchzusetzen, die durch das Konkordat erfolgen sollte.

Die Vertreter des Papstes, Abbé Pieracchi und der früher erwähnte Evangelisti, reisten schon Ende Juni ab, kamen aber erst Ende Juli in Paris an. Der Abbé hatte weltliche Kleidung und den Titel eines Grafen angelegt, da kein Geistlicher in Paris empfangen worden wäre. Delacroix entwarf einen Vertrag, der in der Sitzung des Direktoriums am sechsten August zur Diskussion kam. Der Eckstein, der zugleich der Stein des Anstoßes wurde, war ein Paragraph, worin Seine Heiligkeit sich verpflichten sollte, alle seit 1789 ausgefertigten und die französischen Angelegenheiten betreffenden Bullen und Breves zu entkräften, zu widerrufen und zu annulliren. Pieracchi, dem seine Instruktionen rundweg verboten, Vorschläge überhaupt anzuhören, die Angriffe gegen die Religion enthielten, verweigerte, sich in diesem Punkt in Verhandlungen einzulassen, ließ aber Delacroix ein Schriftstück übergeben, worin anheimgestellt wurde, den fraglichen Paragraphen zu streichen oder in eine von ihm entworfene, beigefügte Fassung umzuändern, — eine Fassung, die schon die Idee des Konkordates zum Ausdruck bringt: der Papst bedaure die falschen Auslegungen seiner Intentionen durch die gemeinsamen Feinde; er sei weit entfernt gewesen, zu den Unruhen gegen die Republik und die Regirung in Frankreich beitragen zu wollen; um diese Gesinnung zu bezeugen, sei er bereit, alle katholischen französischen Bürger zur Unterwerfung und zum Gehorsam gegen die Republik und die Regirung aufzufordern und zusammen mit dem Direktorium die geeigneten Maßregeln zu ergreifen. Die Antwort des Direktoriums war ein Befehl an den päpstlichen Bevollmächtigten, sofort abzureisen, und zwar auf einer fixirten Route (über Mont-Cenis oder über Basel). Unterwegs wurde ihm und seinen Gefährten außerdem alles baare Geld weggenommen, wie es hieß, weil das Gesetz die Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen aus dem Gebiet der Republik untersagte. Pieracchi mußte sich an den spanischen Gesandten in Paris, Marquis

Digitized by Google

del Campo, der ihm bei den Verhandlungen beigestanden hatte, mit dem Gesuch um eine Anleihe wenden, um seine Heimreise fortsetzen zu können. Dieser setzte Delacroix in Kenntniß von dem Vorfall, der dann auch die Rückgabe der konfiszirten Gegenstände anordnete.

Zur selben Zeit, da der Vertreter des Papstes nach plötzlichem Scheitern der Verhandlungen Paris verlassen mußte, Ende August 1796, erhielt Delacroix von Cacault ein Exemplar eines päpstlichen Breves, worin der Heilige Vater den französischen Katholiken Gehorsam allen bestehenden Autoritäten gegenüber auferlegte, also genau in Uebereinstimmung mit dem von Pieracchi gemachten, vom Direktorium aber so brutal abgewiesenen Vorschlag zur Einigung zwischen Staat und Kirche auf dem geistlichen Gebiet. Die Idee dieses Breves ging von Bonaparte aus, der schon am siebenten Juni Azara aufgefordert hatte, ein solches vom Vatikan auszuwirken, und das Direktorium auch wissen ließ, daß es bevorstehe. Pieracchi sollte es nach Paris mitbringen; das Breve wurde aber erst fertig, als er schon abgereist war, und der Bevollmächtigte scheint es nie erhalten zu haben. Als Delacroix es in die Hände bekam, waren die Verhandlungen schon abgebrochen und Pieracchi abgereist; das Breve war also belanglos geworden und hatte jetzt keine weiteren Folgen als die, daß nach der Veröffentlichung eine heftige Polemik über seine Authentizität entstand. Bonaparte, der es veranlaßt hatte, gab seinen Plan eines Friedensbreves aber nicht mehr auf.

Belmonte-Pignatelli, der Vertreter Neapels, war ungefähr zur selben Zeit wie der Vertreter Roms in Paris angekommen. Noch am zwanzigsten August war er aber in seiner Mission nicht weiter gelangt und mußte in einem Schreiben Delacroix darauf aufmerksam machen, er sei jetzt seit zwanzig Tagen in Paris, ohne daß eine einzige offizielle Konferenz abgehalten worden wäre. Das Direktorium, das durch Roms unerwarteten und festen Widerstand endlich einsehen gelernt hatte, daß die Berichte der Kommissare über die italienischen Verhältnisse nichts taugten, war nachdenklich und vorsichtig geworden und wollte vermeiden, sich zum zweiten Mal auf falsche Fährte hinauszubegeben. Es suchte allerlei Vorwände, um Zeit zu gewinnen und sich besser orientiren zu können. Besonders bestand es darauf, daß der Friedensvertrag und der Handelsvertrag zusammen berathen werden sollten, wogegen Belmonte Einspruch erhob. Um diesen Punkt drehten sich die Verhandlungen, ohne daß man von der Stelle kam, als das Direktorium seinen eigenen, bisher so hartnäckig gehaltenen Standpunkt plötzlich verließ und sich bereit erklärte, über den Friedensvertrag allein zu verhandeln. Die Ursachen des Umschlages waren die von Bonaparte eingelaufenen Nachrichten über ein eventuelles Vorgehen Neapels und Englands gegen Frankreich in Italien: ein definitiver Bruch mit Ferdinand dem Vierten im selben Augenblick, wo dem Papst ein Ultimatum gestellt worden, wäre ja auch ein politischer Mißgriff gewesen. Am zwölften September theilte Rewbell Belmonte mündlich mit, das Direktorium habe soeben einen Friedensvertrag entworfen und Delacroix übergeben mit dem Ersuchen, die Verhandlungen sofort einzuleiten. Der Entwurf enthielt die übertriebensten Forderungen; aber während der Verhandlungen, die sich über einen ganzen Monat hinauszogen, verstand es Belmonte, sie von Stufe zu Stufe hinunterzudrücken, um sie zuletzt auf Null zu reduziren. Er hatte in seinen Manipulationen bei den Ministern und den Direktoren eine kräftige

Digitized by Google

Hilfe in Carnot, der, auf die Auffassung Bonapartes gestützt, den Frieden mit Neapel zu jedem Preise wünschte. Am zehnten Oktober wurde er unterzeichnet.

Um die Erfüllung der im Vertrage von Bologna stipulirten Bedingungen zu überwachen, hatte Bonaparte, der einen diplomatischen Agenten der Republik in Rom für nöthig hielt, zuerst den Minister in Toskana, Miot, ernannt und ihm am zweiten Juli seine Instruktionen übersandt, mit dem Befehl, sich sofort nach Rom zu begeben. Aus verschiedenen Gründen schob aber Miot die Abreise von Tag zu Tag auf, so daß er erst am einundzwanzigsten Juli in Rom ankam; inzwischen hatte ihn Bonaparte, dem diese Zögerung nicht gefiel, durch Cacault ersetzt, in dem er zugleich einen zuverlässigeren Mithelfer in seinen Intentionen dem Papstthum gegenüber bekam als in dem gegen Rom feindlich gesinnten Miot. Cacault wurde dem Heiligen Vater in der selben Audienz vorgestellt, wo sich Miot nach dem Aufenthalt von nur einer Woche verabschiedete, um nach Florenz zurückzukehren.

Die Lage Cacaults in Rom war anfangs schwierig genug. Einige Mißerfolge der französischen Waffen ermuthigten die Gemüther, die sich durch die Ablieferung der großen Geldsummen und der vielen Kunstwerke erhitzten; es kam zu einem Volksauflauf gegen zwei Sekretäre der französischen Kunstkommission und Cacault stand sogar im Begriff, die Stadt zu verlassen. Der Sieg bei Castiglione bewirkte aber einen vollständigen Umschlag.

Nachdem sich die Verhandlungen mit Pieracchi in Paris zerschlagen hatten, ließ das Direktorium durch Delacroix ihren Vertragsentwurf den Kommissaren zustellen; in dem Begleitbrief hieß es, es handle sich hierbei nicht um Verhandlungen oder Konferenzen, sondern der Papst habe diese Bedingungen mit Einschluß des Paragraphen 4 über die Bullen und Breve anzunehmen oder abzuweisen. Die Kommissare forderten den Staatssekretär auf, einen Bevollmächtigten nach Florenz zu schicken, wohin sie sich selbst begeben würden; und der Staatssekretär beauftragte mit dieser Mission einen sehr erfahrenen Diplomaten, Monsignore Caleppi, der am achten September in der toskanischen Hauptstadt eintraf. Cacault bemühte sich, den Kommissaren begreiflich zu machen, daß der Papst den Paragraphen 4 unmöglich unterschreiben könne, daß die Erfüllung der Bedingungen des Waffenstillstandes von Bologna der französischen Regirung eine Mäßigung in ihrem Vorgehen gegen Rom auferlege und daß Frankreich unter allen Umständen mehr von Neapel als von Rom zu befürchten habe. Auch Azara richtete in einem Schreiben an sie beherzigenswerthe Worte: man könne wohl die weltliche Macht des Papstes, aber nicht das Papstthum selbst zerstören; und einen wehrlosen dreiundachtzigjährigen Greis verjagt und verfolgt zu sehen, würde auch Andersgläubige empören und die französische Regirung überall verhaßt machen. Alles war aber vergebens; die Kommissare hielten sich stramm an die Ordres des Direktoriums. Da die Instruktionen Caleppis ihm vorschrieben, dem Paragraph 4 gegenüber die selbe Haltung einzunehmen wie Pieracchi in Paris, mußte ja, wie Azara sich ausdrückte, die Angelegenheit in fünf Minuten erledigt sein. Schon am zwölften September war denn auch Caleppi wieder in Rom; ein paar Stunden vor ihm war ein Courier von Florenz eingetroffen, der dem Papst den zu unterzeichnenden Vertrag überbrachte; und zugleich verbreiteten sich Gerüchte über neue und glänzende Erfolge der französi-

Digitized by Google

schen Armee. Das Kardinalkollegium sowohl wie das Staatssekretariat beharrten aber in ihren Antworten mit kurzen und klaren Worten auf der Weigerung, den Paragraphen 4 zu unterzeichnen; der Staatssekretär theilte in einem Rundschreiben sämmtlichen am Vatikan beglaubigten Gesandten den Verlauf der Verhandlungen in Florenz mit und rief die verschiedenen Höfe um Schutz für die Kirche und die Religion an; die Volksstimmung in ganz Italien fing an, drohend zu werden; ein in der Romagna verbreitetes Manifest, worin das Volk aufgefordert wurde, die Franzosen hinauszujagen, war — wie das Staatssekretariat offen gestand — mit der Einwilligung der päpstlichen Regirung veröffentlicht worden; und die zweite Geldkontribution, die schon unterwegs und mit dem Siegel der Republik versehen war, wurde nach Rom zurückbefördert. Die eifrigen Verhandlungen, die zwischen Rom und den Höfen von Neapel, Madrid, Wien und London gepflogen wurden, ließen auf die Neubildung einer großen Liga gegen die Republik schließen.

Die Kommissare saßen in der Klemme; sowohl Bonaparte wie Cacault verurtheilten in ihren Berichten die vom Direktorium verfolgte Politik gegen Rom; Carnot ergriff immer aufs Neue das Wort, um — auf die Thatsachen gestützt — die Unvermeidlichkeit eines Vertrages mit Rom nachzuweisen; die Majorität, die nach ihrer frechen Aufgeblasenheit jetzt blamirt war, fand keinen anderen Rückweg als den: den General und die Agenten in einem milden und maßvollen Schreiben von Mitte Oktober aufzufordern, den in Florenz abgerissenen Faden der Verhandlungen wieder anzuknüpfen; und einige Tage später setzte Carnot gegen Rewbell und Barras durch, daß das Direktorium dem General ausschließliche Vollmacht ertheilte, mit Rom über Waffenstillstand und Frieden zu verhandeln. Bonaparte hatte sein Ziel erreicht; in der eifrigen Korrespondenz, die er mit dem in dieser Sache mit ihm gleichdenkenden Cacault unterhielt, ersuchte er ihn wiederholt, in seiner schwierigen Lage nur mit Geduld auszuharren. Aber die Gruppe Rewbell gab ihre doch längst als verfehlt erwiesene italienische Politik, besonders was Rom anging, nicht auf. Rewbell und Barras hatten sich nur deshalb in den mit Belmonte abgeschlossenen Vertrag gefügt, weil sie hofften, dadurch gründlicher gegen Rom vorgehen zu können; in der Sitzung vom vierten November forderten sie geradezu, daß Bonaparte nach der Ratifizirung des Vertrages mit Neapel sich sofort Roms bemächtigen und die weltliche Macht des Papstes vernichten solle, — eine Forderung, die auch dadurch völlig belanglos wurde, daß ein paar Tage später zusammen mit dem ratifizirten Vertrag ein besonderes Schreiben des Königs Ferdinand ankam, worin er ein großes Interesse für Rom bezeugte. Der Vertrag mit Frankreich stärkte ihn nur in seinem Entschluß, bei dem Direktorium für den Heiligen Stuhl energisch zu interveniren; er sandte Belmonte entsprechende Instruktionen, die der Bevollmächtigte zu sehr kategorischen Eingaben an das Direktorium verwerthete.

Nachdem Bonaparte die Vollmacht des Direktoriums erhalten hatte, „warf er die Maske völlig ab und glaubte sich nicht länger verpflichtet, den Souverain, mit dem er Frieden zu machen wünschte, als alten Fuchs zu behandeln.“ Neben den offiziellen Weisungen, worin Cacault autorisirt wurde, neue Verhandlungen mit der päpstlichen Regirung anzubahnen, schrieb ihm der General unter seiner persönlichen Verantwortung: „Sie können ihn (den Papst) mündlich versichern,

Digitized by Google

daß ich immer dem Vertrag entgegen gewesen, den man ihm vorgeschlagen, und besonders noch der Art, wie verhandelt wurde; und daß auf meine besonderen und wiederholten Vorstellungen das Direktorium mich beauftragt hat, den Weg einer neuen Verhandlung zu eröffnen. Mein Ehrgeiz geht viel mehr dahin, den Namen des Retters als den des Zerstörers des Heiligen Stuhles zu erhalten." Leider verlockten die Erfolge Alvinzis und die Schmeicheleien des neapolitanischen Botschafters Del Vasto den Vatikan, wo die streitlüsternen Heißsporne wieder Oberhand bekamen, dieses Angebot abzulehnen. Statt dem Entgegenkommen des Generals nachzugeben, fing Rom an, nach allen Kräften zu rüsten, und zwar in herausfordernder Weise. Als der Papst eines Morgens den Offizieren der neugebildeten Bürgergarde begegnete, ertheilte er ihnen feierlich den Segen; „man sah nichts", schrieb Cacault an Delacroix am Anfang des neuen Jahres, „als päpstliche Uniformen und Kokarden. Die Spiele der Kinder wiederholten überall die militärischen Uebungen"; am Dreikönigstage beging man, nach Azara, „in der Peterskirche das Fest der Fahnenweihe mit großartigem Pomp und Feierlichkeiten. Diese Fahnen tragen das Kreuz oder das Labarum Konstantins mit der Devise: In hoc signo vinces"; und am neunzehnten Januar traf der österreichische General Colli in Rom ein, um den Oberbefehl über sämmtliche päpstliche Truppen zu übernehmen. Diese feindliche Haltung des Vatikans bewirkte schließlich auch einen Umschlag in dem Verhalten Bonapartes gegen Rom. Als Ende November der General Clarke, Bevollmächtigter des Direktoriums für die Verhandlungen mit Oesterreich und Träger eines geheimen Auftrages Carnots, im Hauptquartier erschien, um sich mit Bonaparte zu berathen, hatte Dieser schon beschlossen, gegen Rom ins Feld zu ziehen. Clarke ließ sich bald von der Richtigkeit der Auffassung Bonapartes überzeugen und setzte in einem Brief an Carnot die Gründe auseinander, die ihn dazu bewogen. In den ersten Tagen des neuen Jahres entwickelt Bonaparte dem Direktorium seinen schon längst entworfenen Operationplan gegen Rom; am zwanzigsten Januar fängt er Briefe auf, die die zwischen Oesterreich und Rom geführten Verhandlungen bezeugen; er beordert jetzt eine Truppenabtheilung, sofort auf Rom zu marschiren und weist Cacault an, die Stadt binnen sechs Stunden zu verlassen.

Aus den Instruktionen Bonapartes an die Generale sowohl wie aus seinen zwei Proklamationen an das Volk und an die Regirungen, womit er seinen Einfall in den Kirchenstaat begleitete, geht deutlich hervor, daß er ihn nur als eine Deckung brauchen wollte, um die römische Angelegenheit nach seinem Sinn zu ordnen. Als er die Instruktionen Clarkes bekämpfte und also angeblich gegen seinen Freund im Direktorium, Carnot, ging, scheint er die Absicht gehegt zu haben, wie Du Teil schreibt, „Oesterreich die Ehre zu entziehen, Rom zu retten, weil er sie sich selbst reserviren wollte." Seine wahren Empfindungen bei diesem Feldzug dürften in den Worten enthalten sein, die er in einen Brief an Josephine schrieb: „Ich habe mich nie so gelangweilt wie in diesem elenden Krieg." Er hatte in seinen Ordres und Erlassen dem Volk, den Priestern und der Religion seinen Schutz feierlich zugesichert; die Truppen vergingen sich aber mehrfach in dieser Hinsicht, und zwar nach dem Beispiel der Offiziere; und Bonaparte sprach ihnen öffentlich seine Mißbilligung aus. Den französischen Priestern, die gegen den Bürgereid protestirt und sich nach dem Kirchenstaat ge-

Digitized by Google

flüchtet hatten, gab er die Erlaubniß, dort unangetastet zu verbleiben, und vertheidigte diese Maßregel vor dem Direktorium. Die einheimische Bevölkerung suchte er durch milde Behandlung zu freiwilliger Waffenstreckung zu bewegen.

Des weltlichen Machtgebietes des Papstes hatte Bonaparte sich rasch bemächtigt. Am sechzehnten Februar schlug er sein Hauptquartier in Tolentino auf, wo er die Bevollmächtigten des Papstes vorfand. Clarke und Cacault waren auch bei den Verhandlungen anwesend, auf deren Ausgang auch Belmonte, der sich auf dem Rückweg von Paris befand, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß geübt haben dürfte, durch die Vorstellungen, die er dem Auftrag seiner Regirung gemäß in mehreren Konferenzen mit dem General während der nächstvorhergehenden Tage gemacht hatte. Der Friedensvertrag wurde am neunzehnten Februar unterzeichnet. Cacault kehrte auf seinen Posten zurück und Bonaparte befahl der Armee, das Gebiet des Kirchenstaates zu räumen. Die revolutionäre Partei in Rom und die Gruppe Rewbell-Barras in Paris waren von der Mäßigung Bonapartes wenig erbaut; man hatte die völlige Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes und seine Verjagung erwartet oder gewünscht.

Ein halbes Jahr später griff Bonaparte wieder auf den Plan eines Versöhnungbreves zurück. Am neunten August erfuhr das Direktorium mit Staunen, daß der General ohne irgend welche Autorisation oder Instruktion den Vatikan in einem Schreiben dazu aufgefordert hatte. Er wohnte zu dieser Zeit im Schloß Mombello bei Mailand und hatte seinen Bruder Joseph bei sich. Dieser war im Mai zum Gesandten in Rom an Stelle Cacaults ernannt worden und trat Ende August seinen neuen Posten an. Schon am zweiten September schrieb ihm sein Bruder Napoleon: „Es wäre, glaube ich, sehr wesentlich für das Wohl Frankreichs und der Religion selbst, daß der Papst ein bestimmtes Breve erließe, um den Prälaten den Gehorsam gegen die Gesetze der Republik anzubefehlen. Da Sie nicht vom Minister des Auswärtigen zu diesem Schritt ermächtigt sind, so dürfen Sie nur Das, was meine Note bereits begonnen hat, weiter verfolgen, so daß, was Sie thun, nur davon die Fortsetzung ist." In die selben Tage fiel aber der Staatsstreich vom achtzehnten Fructidor. Die Gruppe Carnot, worin Barthélemy im Mai Le Tourneur ersetzt hatte, wurde aus dem Direktorium entfernt und die Gruppe Rewbell-Barras alleiniger Herr der Regirung. Der Konkordatsgedanke war für lange Zeit bei Seite geschoben. Das neue Direktorium und der neue Minister des Auswärtigen, Talleyrand, wollten von Verhandlungen mit Rom auf dem religiösen Gebiet nichts wissen. Die revolutionäre Politik, „deren schlimme Wirkungen durch die Anstrengungen Bonapartes und Carnots aufgehalten worden waren", siegte während der nächsten Jahre über ganz Italien. Sie fing sich damit aber nur in ihrem eigenen Netz, schließt Du Teil sein Buch, „denn die zweite Koalition rief den Staatsstreich vom achtzehnten Brumaire hervor, der die Auflösung der Regirung herbeiführte — mit der Aufhebung der Konstitution vom Jahre III — und durch den Regirungantritt des Ersten Konsuls dem Konkordat diesmal endgiltig die Wege öffnete."

München. Ola Hansson.



Digitized by Google

Parteimoral.

Der Lärm, der dem Tode des Kanonenkönigs folgte, ist verhallt, wäre ohne des Kaisers streitbare Totenklage schon früher verhallt. Nun aber kamen alle Stützen der Gesellschaft in Bewegung, Alle, die, wo ein Wille des Monarchen sich auch nur andeutet, mit einem Blick auf ihr Knopfloch bereit sind, Eifer zu zeigen. Huldigungtelegramme trafen aus Potemkinschen Arbeiterdörfern ein und der Kaiser konnte glauben, jede Dankdepesche künde ihm neue Mehrung der Volksliebe, obwohl gerade die besten Monarchisten sein temperamentvolles Thun diesmal nicht ohne Sorge betrachtet hatten. Während des Lärmes wurde die Frage aufgeworfen: Ist es erlaubt, die persönliche Ehre des politischen Gegners anzugreifen? Der Redakteur des „Tag", Herr Marx, hat geantwortet: Nein; und hinzugefügt: „Im eigenen Lager sei vervehmt, wer die persönliche Ehre des Gegners antastet. Das wäre das Ende der Verrohung des Parteikampfes; es wäre allerdings auch das Ende unserer jetzigen Parteien." Herr Heinrich Hart, der Apostel des neuen Menschheitbundes, ging noch einen Schritt weiter; nicht nur die jetzigen Parteien: die Partei überhaupt klagt er an, die „die Einzelpersönlichkeit wieder zum Massenwesen herabdrückt, den Massengeist in ihm nährt und den Einzelgeist erdrückt." Nicht nur zwei einsam ihres Weges ziehende Idealisten sind es, die so zu uns sprechen. Was sie sagen, denkt eine stetig wachsende Schaar, die, vom Parteibetrieb angewidert, dem politischen Kampf überhaupt den Rücken gekehrt hat. Mich treibt eine andere Stimmung, die Ansicht beider Rufer im Streit, gerade weil ich ihnen persönliche Hochachtung entgegenbringe, zu bekämpfen. Ich halte die von ihnen bejubelten Symptome nicht für Zeichen wachsender Kultur, sondern für Merkmale neurasthenischer Ueberkultur. Die Parteilosigkeit, die mit dem Abscheu gegen jede Partei als solche bemäntelt wird, ist für mich nichts Anderes als Furcht vor dem Kampf.

Denn wer den Kampf will, muß, gern oder ungern, auch die Partei wollen. Daß sie ein Uebel ist, wissen wir. Aber es giebt eben nothwendige Uebel, über die man schimpfen und wettern kann, die man sich aber gefallen lassen muß. Wer freilich der Kultur höchstes Ziel darin sieht, daß ein paar Sonntagskinder sich über das profanum vulgus erheben und alle Reize intimster Lebenskunst ausschlecken können, braucht keinen Kampf und keine Partei. Wo aber ein Glück erstrebt wird, das auch nur im schwächsten Widerschein der gesammten Menschheit erglänzen soll, da dräut der Kampf. Denn der Jubel Derer, die zu einer neuen Lehre schwören, weckt das Mißtrauen der Anderen, die sich in ihrem geistigen oder materiellen Besitzstand gefährdet glauben. Die feindlichen Heere stoßen auf einander. Im wilden Kampf kreuzen sich die Waffen. Nicht jeder Soldat kann sich vorher den auf dem heimischen Fechtboden eingelernten Comment ins Gedächtniß zurückrufen. Hieb und Stich ist auch erlaubt, wenn die Paukfitte verletzt wird; die Hauptsache ist, daß der Hieb sitzt, der Stich trifft. Wenn Landsknechte, denen das Kämpfen zum Handwerk ward, raufen, ists ein gemeiner, ekelhafter Tumult; stehen im Kampf aber Massen, denen die Sehnsucht nach hohen Zielen die Waffen in die Hand drückte, dann hat das Ringen andere Bedeutung, dann kann der Parteikampf durch sein Ziel geadelt werden.

Der Zweck heiligt die Mittel. Ich weiß: diese „Jesuitenmoral" weist heute jeder Mensch, der seinen guten Ruf bewahren will, weit von sich. Und

Digitized by Google

doch gilt das Wort, seit wir eine Menschenwelt haben; und doch wird es erst mit dieser Welt untergehen. Hart tadelt, daß Parteiführer im engen Kreis „objektive Urtheile über die Vorgänge des Tages, über die Maßnahmen der eigenen Partei“ fällen und öffentlich dann ganz anders sprechen. Die Thatsache ist unbestreitbar richtig. Aber Hart irrt, wenn er annimmt, Das geschehe um der Masse willen; es geschieht um des Zieles willen. Kein denkender Mensch verkauft sich einer Partei mit Haut und Haaren. Einzelne Programmsätze hält Jeder für nebensächlich, vielleicht sogar für falsch. Aber höher als das Wort steht ihm der Geist. Ist solche reservatio mentalis schon Lüge? Ich glaube: Nein. Und nun stehen die Freunde im Kampf. Ich sehe: sie haben einen Fehler gemacht, und mißbillige diesen Fehler. Soll ich deshalb versuchen, ihre Reihen ins Wanken zu bringen, ihnen die frohe Zuversicht zu nehmen? Einen Augenblick zweifle ich vielleicht. Aber ich weiß, daß der Gegner vordringen wird, daß ich weiter denn je vom erstrebten Ziel entfernt sein werde: und da ich ans Ziel will, muß ich vorwärts, darf ich weder zurückbleiben noch die Genossen schwächen.

Die Sucher neuer Gemeinschaft im Geist des Monismus verdammen solches Handeln und sie haben den ganzen Wortschatz der Entrüstung des sonst auch von ihnen verhöhnten Massenphilisterthums für sich „Du sollst nicht lügen“, sagen, wie es ihnen in der Schule eingedrillt ist, die Philister. „Du sollst Dein eigenes Ich nicht im Schlamm der Masse ersäufen“, sagen die schwärmenden Propheten. „Masse“ wird hier mit „Partei“ identifizirt. Und doch bedeuten die beiden Worte verschiedene Dinge. Wer eine Partei gründet, will ja gerade möglichst Viele aus der stumpf dahintrabenden Masse lösen. Von der Heerde zweigen sich die Parteigenossen ab. Sie bringen noch die alten Lebensgewohnheiten, den alten Heerdeninstinkt mit, aber in ihrem Hirn hat sich ein Fünkchen entzündet, das ihnen, in weiter Ferne vielleicht, des Strebens lohnendes Ziel zeigt. Wer Partei von Masse unterscheidet, kann nicht, wie Hart, sagen, der Parteiführer „ersticke um der Masse willen, im Bann der Partei, unbewußt in sich das Eigenempfinden und die Eigenmeinung, er streiche gleichsam die eine Hälfte seines Wesens zu Gunsten der anderen“. Nein: er erstickt und streicht gar nichts von seinem Wesen, sondern bedenkt nur, daß die Parteigänger eben erst aus der Masse kamen und die Spur solcher Herkunft noch an sich tragen; mit vollem Bewußtsein richtet er danach sein Reden und sein Verschweigen. Auch unreifen Kindern verschweigen Eltern und Lehrer Manches, schildern sie, schon um es zu vereinfachen, Manches anders, als sie es in der Wirklichkeit sehen, — und Niemand schilt sie deshalb Lügner. Der politische Pädagoge muß damit rechnen, daß die Mehrheit seiner Parteiheerde noch in den vom Massenempfinden geschaffener Vorstellungen lebt, in einem Kindheitstadium, und daß diese Mehrheit für den Kampf nicht zu entbehren ist. Die treibenden Faktoren in der Geschichte sind vom menschlichen Willen unabhängige Kräfte und ihr Werkzeug sind die Massen. Dunkle Triebe zwingen sie, zu thun, was dem bewußteren Sinn die Entwickelunglinie vorzeichnet. In diese wogenden Massen fallen die Saatkörner der Ideen aus den Köpfen einzelner Individuen. Nur wenn der Boden bereitet ist und der Stand der Entwickelung es erlaubt, geht die Saat auf und die Masse nimmt die Einzelnen als Lenker ihrer Geschicke hin. Sind diese Bedingungen noch nicht erfüllt, dann verschlingt die Masse das Individuum, das sie noch nicht begreifen kann. Nur da, wo im Massenschoß eine Idee zu keimen beginnt, kann eine Partei entstehen.

Digitized by Google

Und ist sie entstanden, hat jedes ihr angehörende Individuum eine mehr oder weniger bestimmte Vorstellung von seinem Lebenszweck und Ziel erhalten: sollen dann die Führer dieses Glücksgefühl mit Skrupeln und Zweifeln zerstören und Menschen, deren Leben Inhalt zu erhalten begann, wieder in das dumpfe Massendasein zurückstoßen, — nur, weil sie die Unlustgefühle nicht ertragen können, die ihre Kulturseele empfindet, wenn sie nicht immer die volle Wahrheit sagen dürfen und Manches verschweigen müssen? Nicht nur die Einzelnen würden unter solchem Handeln leiden; nein: die Idee selbst, die nur durch die Masse zu lebendiger Wirklichkeit werden kann, würde getötet, ehe sie noch zu vollem Leben erwachte. Nicht eine Schwärmerästhetik, sondern der Blick auf das Ziel hat die Wahl der Kriegstaktik zu bestimmen; das Ziel, die Idee heiligt die Mittel. Freilich: nur aus Großem kommt heiligende Kraft. Wer für ein kleines Sonderinteresse ficht, darf sich nicht einbilden, er kämpfe für heilige Güter.

Ist nun der Angriff auf die persönliche Ehre des Gegners ein im Parteikampf erlaubtes Mittel? Immer und überall ist es benutzt worden, von allen Parteien, auch von denen, die jetzt so ungemein ehrbar thaten. Hundert Beispiele, der widrigsten Art sogar, wären aus der Geschichte der Ordnungparteien leicht anzuführen. Den Verleumder, der wider besseres Wissen die Ehre abspricht, wird Niemand loben; die Verleumdung, die stets kurze Beine hat, schädigt auf die Dauer Idee und Ansehen der Partei und kann schon deshalb, nicht nur aus moralischen Gründen, nie als eine gute Waffe empfohlen werden. Die Antastung der persönlichen Ehre aber ist ein altes, vom Kriegsrecht zugelassenes Mittel und oft gar nicht zu vermeiden. Besonders da nicht, wo den vorwärts Drängenden eine nur durch die Persönlichkeit des Führers zu einer gewissen Macht gelangte Schaar entgegentritt. Diese Fälle sind selten. Starke Parteien wachsen aus Klasseninteressen, nicht aus Persönlichkeiten hervor: und diese Interessen bleiben, auch wenn die Führer diskreditirt und beseitigt werden. Doch selbst hier ist der Kampf gegen Personen nicht nutzlos, wenn er hinter den Phrasenschleiern das nackte Interesse erkennen lehrt. Niemand darf mir verargen, daß ich zeige, wie viel ein für hohen Kornzoll kämpfender Großgrundbesitzer, ein für Flottenvermehrung agitirender Panzerplattenlieferant an solchem Thun für die eigene Tasche verdient. Niemand darf mich schelten, wenn ich sage: Dieser Mann, der den großen Patrioten spielt, hat unseren Feinden Waffen verkauft oder unseren Konkurrenten die Rohstoffe billiger gegeben als der heimischen Industrie; und er hats gethan, weil er damit seine Einnahmen erhöhte. Solcher Kampf ist nicht lieblich zu schauen. Der Zweck politischer Kämpfe ist aber auch nicht, der Schaulust ein ästhetisches Vergnügen zu bereiten. Beweise ich meine Behauptung, so schade ich der feindlichen Idee und nütze der, die mich ans Ziel führen soll. Das Gewimmer, man solle die Person von der Sache trennen, gehört in die Kinderstube; Erwachsene wissen, daß solche Trennung nur selten möglich ist.

Und wenn wirklich im Kampfgetümmel gegen die Salonanstandsregel gesündigt wird: muß man dann alles Parteiwesen verfluchen und thun, als nahe der Weltuntergang? Schwerer und in ihren Folgen gefährlicher scheint mir die Sünde Derer, die sich nicht schämen, über die wichtigste Kulturbewegung unserer Tage dem höchsten Vertreter des Staates dreiste Lügen ins Ohr zu flüstern.

Georg Bernhard.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Gottsched-Halle. Vierteljahrsschrift der Gottsched-Gesellschaft. Erster Jahrgang, Heft 1 bis 4. Berlin 1902, Gottsched-Verlag.

Während die Gottsched-Gesellschaft mit einem Bestande von 115 Mitgliedern (die nicht nur auf eine Reihe von Städten des Reiches, sondern auch auf das Ausland, bis nach Asien und Australien hin, vertheilt sind) in ihr zweites Lebensjahr eingetreten ist, schloß die „Gottsched-Halle" ihren ersten Jahrgang ab. Vier Hefte sind in vornehmster Ausstattung erschienen, die im Dienste der Gottsched-Bewegung ihre Schuldigkeit gethan und sich zugleich als einen begehrten Artikel für Bücherfreunde erwiesen haben. Von Aufsätzen über Gottsched hat dieser erste Jahrgang enthalten: Gottscheds Lyrik; Die Gottsched-Bewegung; Gottsched als Shakespeare-Kritiker. Ihnen gesellen sich ferner sieben Gruppen „Gottsched-Worte", wuchtig geprägte Sätze aus den Schriften Gottscheds, die weder im „Gottsched-Denkmal" noch im „Kleinen Gottsched-Denkmal" noch in dem Werke „Gottsched der Deutsche" enthalten sind und deren in jedem Jahrgang etwa sechs bis acht Gruppen veröffentlicht werden sollen. Die Abtheilung „Deutsches Schriftthum im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert" bietet eine der großen Satiren Gottscheds und Charakteristiken der „Patrioten", Kaspar Zieglers und Adam Olearius', die zugleich dem Leser mit reichen Citaten nah gebracht werden. Die Gottsched-Halle wird, zugleich mit dem alljährlich erscheinenden Bande der Gottsched-Schriften, an alle Mitglieder der Gottsched-Gesellschaft geliefert, die einen Jahresbeitrag von mindestens sechs Mark leisten. Anmeldungen sind zu richten nach Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 36 a, an den unterzeichneten Ersten Vorsitzenden der Gottsched-Gesellschaft

Eugen Reichel.

❖

Auguste Rodin. Eine Studie. Heitz & Mündel, Straßburg.

Mein neues Buch ist in gewissem Sinn eine Fortsetzung meiner Klinger-Biographie. Wurde in dem älteren Buch hauptsächlich der Kultur- und Weltanschauungwerth der bildenden Kunst betont, so soll sie hier von der Seite des rein Sinnlichen betrachtet werden. In letzter Zeit hat es nicht an Versuchen gefehlt, Rodin dadurch in Deutschland zu popularisiren, daß man ihn als eine germanische Natur für uns in Anspruch nahm. Dieser durchaus irrigen und unberechtigten Anschauung bin ich nach bestem Wissen entgegengetreten und habe nach bester Kraft versucht, ein klares und knappes Bild von der reichen Wirksamkeit des französischen Bildhauers zu geben.

Lothar Brieger-Wasservogel.

❖

Richard Wagner und die Homosexualität. H. Barsdorf, Berlin.

Mein Buch will um Mitleid werben für einen Großen, der, weil er in der Sinnlichkeit die Sünde sah, mehr als irgend ein anderer Mensch am Leben gelitten hat. Aber näher als Wagner stehen mir die Menschen unserer Tage, die gleich ihm unter ihrem Triebleben leiden. Und von ihnen stehen mir am Nächsten die Homosexuellen, deren Leiden noch durch falsche Beurtheilung ihres

Digitized by Google

Trieblebens oft vergrößert werden. Und so möchte mein Buch auch in bescheidener Weise dazu beitragen, die richtige, wissenschaftliche Ansicht über die Homosexualität und die Homosexuellen zu verbreiten.

Stadthagen. Hans Fuchs.

Richard Dehmel. Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin. Preis: 1 Mark.

Die Absicht dieser Schrift ist, Denen, die in Dehmels Kunst eine Bestätigung ihrer tiefsten Natur erlebt haben, ein paar deutende Worte für dieses Erlebniß zu reichen. Das Kulturziel, um das in Dehmels Kunst gerungen wird, und die Mittel, mit denen dieser Kampf uns sinnlich-seelisch fühlbar gemacht wird, habe ich darzustellen versucht. Eine eigentliche „Erklärung" seiner Werke und des Verhältnisses von Dichter und Dichtung in seinen Werken bleibe den Philologen der Zukunft vorbehalten; denn schon heute darf man wohl als gewiß ansehen, daß die Nachwelt (und also wohl auch ihre Germanistenzunft) gezwungen sein wird, sich mit Richard Dehmel zu befassen. Julius Bab.

Durch Indien ins verschlossene Land Nepal. Mit 277 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. Leipzig, F. Hirt & Sohn. 10 Mark.

Durch die Bezeichnung „Ethnographische und photographische Studienblätter" wollte ich dies Werk in Gegensatz zu meinen früheren „Indischen Gletscherfahrten" stellen, die eine fortlaufende Schilderung meiner Erlebnisse im Himalajagebirge geboten hatten. Die Mehrzahl der Leser muß sich aber die Zeit zur Lecture — und noch dazu oft in beträchtlichen Pausen — förmlich stehlen und deshalb scheinen mir abgegrenzte Kapitel mit in das bestimmte Gebiet hineinspielenden, bezeichnenden Reisebegebenheiten dem Bedürfniß mehr entgegenzukommen als langathmige, endlose Reiseberichte, zumal, wenn es sich, wie bei mir, gar um Beobachtungen auf vier Indienreisen handelt. Daß trotzdem ein unterhaltendes und kein Lehrbuch daraus wurde, dafür sorgte der Dramatiker und der Schalk in mir. Wenn ich Anekdötlein und Scherze, ja, selbst galante Abenteuer zwischen die ernsthaften Thatsachen und die daraus gefolgerten Schlüsse streute, so ist Das ganz einfach Kochkunst, nicht Frivolität; Reisknödel können nur durch Curry-Gewürze verdaulich gemacht werden. Welcher Laie hätte wohl Neigung, sich für das Brahmanenthum zu interessiren? Lugt aber die Haushälterin des indisch frisirten Herrn Pfarrers durch die Thürklinze, dann erwacht in Manchem der Wissensdurst und er tritt der braunen Hekuba behutsam näher; dann sind alle Theile zufrieden: der Leser ergötzt sich und merkt kaum, wie ihm der Autor dabei seine Kenntnisse aufpackt. Mag sein, daß diese Methode dilettantisch genannt wird; und sicherlich schrumpft manches Pedantennäschen darob zu einer Morchel zusammen; aber mein Verfahren scheint mir zweckmäßig und zeitgemäß. „Sprenkeln für die Drosseln!" Wenn ich die Tricks der indischen Zauberer, die Geheimnisse der Tempeltänzerinnen oder diskrete Vorgänge in den Plantagen ausplaudere, so thue ichs, damit die ernsten Wahrheiten der Weltgeschichte, die Kulturthatsachen und die Schilderung indischer Zustände mit ihrer Fülle inhaltschwerer Fragen ein lesemuthiges Publikum finden; freilich konnte ich viele dieser Fragen, die, wie die Frauenbewegung in Indien oder das Ver-

Digitized by Google

hältniß der Engländer zu den Indern, ganze Bände zu ihrer Erschöpfung erfordern, nur streifen, aber selbst eine Skizze will heutzutage mundgerecht gemacht sein. Der Bücher mit leichter Kost giebt es zu viele, ernsthafter Leser nur wenige. Immerhin, so hoffe ich, wird der Kenner auch hier bestätigt finden, daß Niemand so heiter sein kann wie der Ernste und daß Freude nicht Humor wird ohne ein Körnlein von Wehmuth, von Schmerz und Entsagung. Ganz sicherlich ist mir wehmüthig zu Sinn, wenn ich, die delikate Feinfühligkeit der Hindus schildernd, leise flüstere: Wie wohl thut es dem aus dem modernen Deutschland Kommenden, Takt und Rücksichtnahme zu finden! Auch die Gerechtigkeit hätte ich anführen können. Wenn mein Buch einen Vorzug hat, so ists der, daß es Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide geschrieben ist, — nur der Wahrheit zu Liebe. Ein kurzes Pröbchen der Darstellung:

„In Tschitlong traf ich ein ungeheures Getümmel. Auf die Haremsdamen, Treiber und Elefanten folgte hier die Meute mit den Hundewärtern und Büchsenspannern, die in Tschitlong ihr Nachtlager beziehen sollten. Meine Augen waren aber von der blendenden Sonne so entzündet, daß sie schmerzten und ich schleunigst das Rasthaus aufsuchen mußte. Ich kletterte die Stiege zu dem unsauberen, durch Fensterladen verdunkelten oberen Stockwerk empor und setzte mich erschöpft in eine Wandnische, um die Ankunft der Kulis abzuwarten, die mich nun schon so oft durch ihr Zurückbleiben verstimmt und geschädigt hatten; ich fühlte mich ernstlich unwohl und wußte, wie wenig mit solchen Zuständen in diesem Klima zu spaßen ist. Plötzlich klirrten Ketten in dem unteren Treppenraum, Hunde kläfften und ich hörte, wie ein paar auf der Treppe zurückbleibende Jäger, die mich in dem herrschenden Dämmerlicht nicht bemerkten, ihren auf Leoparden dressirten Bluthunden die Ketten lösten; sofort stürmten die Köter die Treppe vollends herauf und auf mich los. Die Hundewärter kreischten entsetzt auf, als sie durch meinen Zuruf meine Anwesenheit erfuhren, und sprangen auch sogleich an meine Seite, um mit ihren Drahtpeitschen wie unsinnig auf die Rüden loszudreschen, die sie auch glücklich in eine Ecke zu prügeln und wieder an die Kette zu legen vermochten. Ich hatte schon früher einmal genug von Wolfshunden in den siebenbürgischen Karpathen zu leiden gehabt und war gar nicht begierig, mit Kötern, die mit Tigern und Rhinozerossen verkehrten, in nähere Berührung zu kommen. Die gewaltige Aufregung hatte aber wenigstens das Gute gehabt, mich gründlich in Schweiß zu bringen, worauf ich mich wesentlich wohler fühlte und auf einem Bettgestell, das die Hundewächter herbeischleppten, in Schlaf sank. Als ich aufwachte, stand mein Tragstuhl neben meinem Lager und gierig fiel ich über die Orangen her, während ein Oxtailragout und andere Leckerbissen aus meiner Konservenkiste warm gemacht wurden. In der Hoffnung, daß ich in der staubigen Paua voll Spinngeweben und Ungeziefer die Nacht zubringen würde, schleppten die Kulis mein ganzes Gepäck die Treppen herauf, erschraken aber nicht wenig, als ich ihnen rundweg erklärte, daß ich ihr beständiges Zurückbleiben mit den für mich nöthigsten Sachen satt hätte und noch am selben Abend über den Tschandragiripaß bis nach Thankot wolle. Ganz abgesehen von der Unsauberkeit des Ortes, hätte mir auch das unaufhörliche Gekläff aus Hunderten von Hundekehlen keine angenehme Nachtruhe vergönnt."

Neu-Rochwitz bei Dresden. Dr. Kurt Boeck.

Digitized by Google

Hoffen und Harren.

Die ersten Börsentage des neuen Jahres brachten gute, zuversichtliche Stimmung und fast allen Gebieten Kurssteigerungen. Man that, als leide man nicht einmal mehr an den Nachwehen einer Krisis, als sei an einem neuen, nahen Aufschwung nicht länger zu zweifeln. Ein wichtiges Ereigniß hat der Neujahrstag freilich der Börsenmenschheit beschert: den wirthschaftlichen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn, den beiden von einem Herrscher regirten, doch im Wesen grundverschiedenen Ländern. Wenn dieses Heft erscheint, werden die Einzelheiten des Ausgleiches wohl bekannt sein. Ungarn wird sich nicht mit winzigen Konzessionen abfinden lassen; daß die ungarische Staatsrente in Oesterreich nicht mehr besteuert wird, ist schon ein wesentlicher Vortheil für Transleithanien. Herr von Koerber mußte schließlich nachgeben, wenn er die Wirthschaftbasis des Reiches nicht gefährden wollte. Die Trennung der Zollgebiete wird über kurz oder lang aus wirthschaftlichen Gründen unvermeidlich werden Die zwischen Oesterreich und Ungarn bestehenden Gegensätze haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den Ostelbien von Westelbien scheidenden; nur streben die Ungarn mit einer wahren Wuth nach Stärkung und Erweiterung ihrer jungen Industriekultur. Sie fordern für ihren Agrarexport große Konzessionen von Oesterreich, wollen der österreichischen Industrie aber ihr Land nicht als bequem zugängliches Absatzgebiet überlassen, sondern es, hinter Schutzzollmauern, zu verstärkter industrieller Leistung erziehen; und natürlich sehen sie in der Nachbarindustrie den gefährlichsten Konkurrenten. Dieser Gegensatz ist auf die Dauer nicht zu überbrücken und bei der Wirrniß aller österreichischen Verhältnisse wird im günstigsten Fall der Friede nicht länger währen als das Leben des Kaisers Franz Joseph. Doch solche Zukunftsorgen liegen der Börse fern; ihr genügt die Thatsache, daß der Ausgleichshader einstweilen zur Ruhe gekommen ist. Die Folge war, daß der Kurs der Kreditaktien um etliche Prozent stieg; und dadurch wurde die Aufmerksamkeit unseres Börsenpublikums wieder einmal auf dieses Papier gelenkt, das, trotzdem es nur schmale Dividende giebt und auf ein rückständiges Land angewiesen ist, dicht an 220 steht, höher also als die besten deutschen Bankaktien, die doch auf viel sichererer und modernerer Grundlage ruhen. Der Uneingeweihte steht vor einem Räthsel; er weiß nicht, daß die Kreditaktie ihre Höhe nicht etwa besonderer Werthschätzung, sondern börsentechnischen Gründen verdankt. Ein beträchtlicher Theil dieser Aktien ist im Besitz der Familie Rothschild, große Mengen sind als feste Anlagen namentlich in Süddeutschland und Oesterreich untergebracht, effektive Stücke fehlen und die Spekulation in Kreditaktien bewegt sich also stets auf einer schwanken Basis. Die Contremine aber ist gelähmt; jeder kleinste Erfolg kann dazu führen, daß sie in einer unzerreißbaren Schlinge erdrosselt wird.

Der Kurs mancher unserer führenden Industriepapiere ruht auf nicht minder unsicherem Grund; nur ist, wenn man von dem großen Posten Laura-Aktien absieht, den die Familie Henckel-Donnersmarck besitzt, der Mangel an Stücken hier nicht durch die gute Placirung der Papiere gewissermaßen natürlich entstanden, sondern künstlich durch die Börsengesetzgebung herbeigeführt worden. Der Laurahütte, dem Bochumer Gußstahl-Verein und unseren großen Kohlenwerken mag man Ausnahmestellungen einräumen, die einen hohen Kurs rechtfertigen; doch selbst den

Digitized by Google

Optimisten muß ein geheimes Grauen anwandeln, wenn er sieht, welche Kurssprünge all die kleinen Industriewerthe täglich auf dem Kassamarkt machen. Wie am Ende des alten, so ist auch im neuen Jahr aber die Börse froher Hoffnungen voll und rühmt sich, von je her sei eine ihrer schönsten Aufgaben gewesen, die wirthschaftlichen Konjunkturen vorauszuahnen. Das ist an sich richtig; nur pflegte die Börse sich früher an bestimmte Thatsachen zu halten, die auch dem ernsteren Beobachter als wesentliche Symptome gelten konnten. Wo aber sind heute solche Merkmale nahender Besserung? Nicht einmal auf eine ungewöhnliche Geldflüssigkeit, die ja stets als der Vorbote eines neuen Lenzes begrüßt wird, darf man hinweisen; am Jahresschluß war Geld sogar recht theuer und der letzte Ausweis der Reichsbank lehrt deutlich, wie schwierig unsere Finanzlage noch immer ist. Auch der Blick auf die industrielle Entwickelung bietet unbefangenen Augen noch kein tröstendes Bild. Dürre ringsum. Stolz erzählt man, in einigen Bezirken der Textilindustrie gehe es besser; wer genau hinsieht, wird bald merken, daß nur ein dünner Strichregen Befruchtung gebracht hat. Einzelne sächsische Fabriken haben ausreichende Arbeit, aber am Rhein klagen die Fabrikanten; und die Lohnherabsetzung, mit der die Arbeiter der krefelder Sammetfabriken zu Neujahr beschenkt wurden, ist ein unzweideutiges Zeichen der Zeit. Gerade der Segen, der vereinzelten Theilen der Textilbranche zugefallen ist, sollte zum Nachdenken anregen. Sieht man von der nicht unbedeutenden Nachfrage für amerikanische Rechnung ab, so findet man leicht, daß auch hier die Entwickelung nicht für eine allgemeine Gesundung des deutschen Wirthschaftorganismus spricht. Zunächst ist zu bedenken, daß Herbst und Winter die Konfektionindustrie endlich für schlechte Jahre entschädigt haben; und ferner hat die Modethorheit den greizer Webereien einen Theil der Kundschaft nach Sachsen vertragen. In der Gunst des Publikums sind die bisher beliebten einfarbigen englischen Stoffe von bunteren abgelöst worden. Dieser Modewechsel hat den sächsischen Fabriken zu thun gegeben; einzelnen Fabriken wenigstens, die nun im Schein neuer Ueppigkeit prangen, weil sie zufällig liefern können, was die Mode verlangt.

Auf allen anderen Gebieten sieht es noch immer grau und kahl aus. Die letzte, enthusiastisch begrüßte Preiserhöhung der schlesischen Werke entpuppt sich immer mehr als ein geschickter Schachzug im Kampf gegen die Händler. Die einzige Hoffnung bleibt Amerika, dessen Riesenbedarf gar kein Ende zu nehmen scheint und dessen Wirthschafthimmel schon wieder von dem Gespenst eines Massenstrikes der Kohlengräber beschattet wird. Die europäischen Börsen glauben offenbar an die Dauer der amerikanischen Hochkonjunktur; oder sie stellen sich wenigstens gläubig und preisen mit viel schönen Reden den leuchtenden Stern. Und doch klang die erste Nachricht, die im neuen Jahr über den Ozean kam, nicht sehr erbaulich: der Stahltrust will 25 000 seiner Vorzugsaktien zum Kurs von $82^1/_2$ seinen Angestellten zum Bezug anbieten. Das sind die selben Aktien, die Morgans Agenten mit Aufbietung aller Beredsamkeit in Europa nicht loswerden konnten und für die der Trustautokrat, wie er jetzt wohl einsieht, selbst weit unter Pari auch in Amerika keine Liebhaber zu finden vermag. Ein gutes Zeichen scheint mirs nicht, daß die Geldkönige der Vereinigten Staaten plötzlich das Bedürfniß empfinden, ihre Hörigen am Herrentisch mitessen zu lassen.

Plutus.



Digitized by Google

Telegraphirte Politik.

Wenn dem Fürsten Bismarck eine Kabeldepesche vorgelegt wurde, deren Inhalt ihm nicht sehr beträchtlich schien, pflegte er mit dem Riesenbleistift an den Rand zu schreiben: „Was kostet das Telegramm?“ Der Betrag wurde gemeldet; und dann hieß es oft: „Kann der Absender selbst bezahlen; ich habe kein Geld für Depeschen, deren Inhalt mich auch auf dem Wege der Briefpost früh genug erreicht.“ Der Kanzler liebte die Diplomaten nicht, die wegen jeder Kleinigkeit den elektrischen Draht bemühten; der Depeschenstil, meinte er, verwischt alle feineren Nuancirungen und sollte nur in Nothfällen angewandt werden. Bald nach Bismarcks Entlassung zeigte der Etat des Auswärtigen Amtes eine auffällige Erhöhung der Depeschenkosten. Die Zahl der diplomatischen Berichte — wenigstens der offiziellen — hatte sich verringert; dafür telegraphirte man mehr als früher. Das war für Diplomaten, die aus der Armee und vom Landgericht kamen, bequem, weil es ihnen die subtile Wiedergabe entstandener Stimmungen ersparte. Auch war, wo die Routine fehlte, rascher Rath in diskreten Angelegenheiten manchmal nöthig; ein Beispiel: als der Kolonialdirektor Kayser an einen der kleinen Negerkönige zu schreiben hatte, fragte er telegraphisch eine hamburger Firma, ob er den schwarzen Herrn als eine Majestät oder nur als eine Königliche Hoheit anzureden habe. Jetzt hören wir häufig, der vierte Kanzler halte sich streng an die bismärckische Tradition. Mag sein; trotzdem der Einfall, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zuzumuthen, er solle sich als Schiedsrichter im Venezuelastreit dem Süden verhaßt machen, dem ersten Kanzler wohl eben so wenig wie mancher andere gekommen wäre, der in den Staatskanzleien ein Schütteln der Köpfe bewirkte. In einem Punkt ist das Auswärtige Amt jedenfalls der Mode des Caprivismus treu geblieben: es wird forttelegraphirt; eifriger noch als einst nach dem März des Jahres 1890. Der Reichstag hat sich mit den Etatsüberschreitungen des Rechnungsjahres 1901 zu beschäftigen. Aus dem Abschluß geht hervor, daß — falls nicht etwa ein Druckfehler die Ziffer fälscht — das Auswärtige Amt eine Mehrausgabe von 698000 Mark gehabt hat: „in Folge des starken, durch die Wirren in China bedingten Depeschenverkehres mit den kaiserlichen Vertretungen in Ostasien, speziell mit der Gesandtschaft in Peking.“ Natürlich, denkt der Leser; in Kriegszeiten wachsen eben die Kosten auf allen Gebieten der politisch militärischen Organisation. Ganz schön. Erstens aber wurde für den gesammten Depeschendienst des Auswärtigen Amtes früher noch nicht einmal die Hälfte des jetzt nachgeforderten Betrages in den Etat eingesetzt. Zweitens kann sichs nur um diplomatische Telegramme handeln, denn die militärischen sind zu den Kriegskosten gerechnet worden und sollen uns einst von den Chinesen bezahlt werden, die ja vielleicht die Güte haben, die leichteren Vertragspflichten zu erfüllen. Und drittens darf man wohl fragen, ob es durchaus nöthig war, an jedem Tag durchschnittlich 2000 Mark für Depeschen von und nach China auszugeben. Einzelne dieser Depeschen sind ja in der Presse veröffentlicht worden. Als Peking befreit und unserem dortigen Geschäftsträger auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Drahtwege angezeigt war, ihm und seinen Beamten seien Orden verliehen, lasen wir die folgenden Sätze: „Erhalte soeben Allerhöchstes Telegramm und beehre mich, gehorsamst zu bitten, meinen allerunterthänigsten Dank für die mir

Digitized by Google

in Gnaden zu Theil gewordene hohe und ungewöhnliche Auszeichnung Seiner Majestät dem Kaiser und König hochgeneigtest zu Füßen legen zu wollen. Sämmtliche Mitglieder der Gesandtschaft schließen sich meinem unterthänigsten Dank für die huldreichen Worte kaiserlicher Anerkennung unseres Verhaltens in Zeiten ernster Gefahr an und Jeder ist von freudigem Stolz erfüllt, seinen Posten halten und vertheidigen zu können". Die stilistische Leistung braucht uns hier nicht zu kümmern. Kam diese nervöse Seligkeit aber nicht in einem Briefverschluß noch zur rechten Zeit an ihre Adresse? Im Verkehr mit China beträgt die Worttaxe sechs Mark. Das Dankelegramm hat also ungefähr 500 Mark gekostet. Schon am nächsten Tag aber lasen wir einen neuen Dankbericht, dessen erster Theil nach der Angabe der Zeitungen lautete: „Die Mitglieder der Gesandtschaft danken Euer Excellenz ehrerbietigst für die gütigen Glückwünsche und für die hohe Anerkennung, die ihrem Verhalten in ernsten Zeiten seitens der Kaiserlichen Regirung zu Theil geworden ist". 31 Wörter = 186 Mark. Graf Bülow, der Empfänger dieser Depeschen, wußte, daß wichtige Telegramme, weil das asiatische Kabel überlastet war, damals Tage lang in Tientsin liegen blieben. Dennoch scheint er an der kostspieligen Phraseologie nichts zu tadeln gefunden zu haben; sonst hätte er sie — und ähnliche — nicht der Kritik zugänglich gemacht, sondern in den Aktenschränken verborgen und unsere Asiaten gebeten, ihren Bedarf an Ausdrücken dankbarer Ergebenheit künftig nicht auf Reichskosten zu decken. Vor der Anschuldigung, sie hätten durch Wortkargheit die feineren Nuancirungen verwischt, sind Telegraphisten dieser Sorte ja sicher; unter Bismarck aber wäre ihnen wohl die Lust an der Phrase ausgetrieben worden. Wenn so gewirthschaftet wird, darf man sich über die Steigerung der Ausgaben nicht wundern. Die Budgetkommission des Reichstages und der Rechnunghof aber sollten diesen Dingen verschärfte Aufmerksamkeit schenken. Im Reichstag sitzen ja ein paar frühere Diplomaten; vielleicht gestattet ihnen, auf deren Diskretion er sich verlassen kann, der Kanzler, den Depeschenwechsel durchzusehen, der die Nachforderung von 698 000 Mark nöthig gemacht hat. Wahrscheinlich fänden die Herren dann, daß erstens zu viele Depeschen abgeschickt und zweitens in denen, die nicht zu vermeiden waren, zu viele Kurialien angewandt wurden. So sparsam wie das alte Preußen braucht das Deutsche Reich ja nicht zu sein. Da früher aber die winzigsten Beträge, selbst wenn es sich um Schnupftabak für den Marschall Moltke handelte, beanstandet wurden, sollte man jetzt das Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Allzu reich sind wir gerade heute nicht; und auch im Interesse des Dienstes ist es nicht wünschenswerth, daß jeder Geschäftsträger seine ersten Impressionen schnell dem Draht anvertraut. Ein Diplomat soll wissen, was er zu schreiben, was zu telegraphiren hat, und alles Entbehrliche in seinen Berichten sparen. Wenn der Reichstag sich der Sache rasch annimmt, kann er neues Unheil verhüten. Noch ist ja nicht abzusehen, wie lange vor Venezuela das Kriegsspiel dauern wird; vielleicht, bis John Bull und Bruder Jonathan sich geeinigt haben und sich die Südstaaten in der dankbaren Rolle des peacemaker präsentiren, der dem Erobererdrang der bösen Deutschen den Luftraum nimmt. Einstweilen lesen wir täglich von neuen Erfolgen, von neuen Schlägen, die den Handel, die Schifffahrt des verschuldeten Landes treffen; offenbar hofft man, auf diesem Wege zu seinem Geld zu kommen. Und jedes telegraphirte Wort kostet sieben Mark und achtzig Pfennige.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 17. Januar 1903.

Mein Wahlkreis.

Schmock-Machtalles, mein alter Gönner, klingelte an; so heftig, als würde eine Hebamme oder Wochenpflegerin verlangt. Ob er mich sprechen könne. Nur fünf Minuten. Sehr wichtige Sache. Können wirs nicht telephonisch abmachen? Unmöglich. Heute noch? Nur heute. Gut; ich bin den ganzen Vormittag zu Hause. Anderthalb Stunden danach schickte er seine Karte herein. „Vertreter auswärtiger Blätter." Ein nobler Schmock. Nicht mehr der kleine, schäbige Reporter, der mich anno Tausch interviewt hatte. Die feste Stellung habe er aufgegeben. „Das bringt ja nichts, wenn man nicht Glück hat und zu Scherl kommt. Wozu soll ich mir für andere Leute die Hacken ablaufen? Fünf Mille ist da schon eine große Nummer. Und der Neid! Liefert man mal was Feines, dann suchen die Kollegen Einen wegzudrängen und man kann schwarz werden, bis man wieder einen Prima-Auftrag kriegt. Auch wirds auf die Dauer langweilig, immer die Portiers auszufragen. Mein letzter Auftrag in der alten Stellung war: Stimmungbilder von den Kaiserjagden. Die Förster rückten nicht mit der Sprache heraus, zum Treiber hatte ich kein Talent, die Grünröcke wurden nach und nach ungemüthlich, und was ich schickte, wurde in den Papierkorb geworfen, weil der Lokalanzeiger es schon gebracht habe. Als ob ich dafür könne, daß Scherls Reisende besser eingeführt sind! Seitdem habe ich mich selbständig gemacht. Wenigstens weiß man, wofür man arbeitet. Ich vertrete ein paar große Firmen, die von Zeit zu Zeit Notizen brauchen, und ausländische Blätter. England, Amerika. Da ist noch was zu holen. Was thu' ich mit dem Freisinn, wenn er nichts ausgiebt? Natürlich bin ich liberal. Das kann ich draußen auch sein. Und wenn

Digitized by Google

ich für die schutzzöllnerische Großindustrie arbeite, halte ich mich ganz objektiv. Geschäft ist Geschäft. Mit den Blättern, wo Sie bête noire sind, habe ich fast gar keine Verbindung mehr; werde also nur referiren. Sachlich; unpersönlich, wie die Parteilosen es wünschen. Sie wissen doch, warum ich komme?"

„Noch nicht; aber Sie werden mirs sicher sagen."

„Sie sollen doch Reichstagskandidat sein?"

„Kein übler Spaß."

„Spaß? Spaß! Alle Zeitungen bringens. Bitte!" Und er gab mir ein Blatt, worin wirklich zu lesen war, ich sei von den „Agrarkonservativen" für einen pommerschen Wahlkreis als Kandidat ausersehen.

„Agrarkonservativ und Pommern ist viel auf einen Schlag. Wahrscheinlich Ahlwardts Kreis; oder nebenan. Haben Sie es geglaubt?"

„Ob ich ... Solche Notiz kommt doch nicht von selbst in die Presse. Entweder ists wahr oder ein ballon d'essai von Ihnen. Warum auch nicht? Sie haben den Leuten Dienste geleistet; und wenn jetzt die schärfere Tonart probirt werden soll, kann man Sie gegen Bülow brauchen."

„Sehr freundlich. Erstens aber werden die Herren vom Bunde der Landwirthe nicht finden, daß ich ihnen Dienste geleistet habe. Trotzdem ich oft für ihre Forderungen eintrat, trennt uns doch Vieles. Auch würden sie sich ‚oben' schaden, wenn sie sich mit mir einließen. Und da sie nach politischer Macht streben, muß ihr nächstes Ziel ein fester Parteiverband sein, der die Einheit des Wollens sichert. Ich könnte mirs anders denken. Vernünftige Menschen, die nicht rückwärts marschiren, unsere bunt bepinselte Unkultur in Kultur wandeln möchten, all das Gerede über Zölle und Handelsverträge für die Bagatelle hielten, die es ist, und dennoch entschlossen wären, für den auf schlechtem Boden wirthschaftenden Landmann alles Mögliche zu thun. Ganz einfach, weil Preußen diese Schicht noch eine hübsche Weile braucht; weil sonst die Slavisirung noch schneller kommt, als wir jetzt ahnen; und weil die Yankees uns die Exportwunderträume bald austreiben werden. Solche — wenn mans so nennen will — agrarische Grundstimmung ohne fraktionellen Zwang wäre am Ende nützlich. Jetzt haben die Agrarier die weit überwiegende Mehrheit der Gebildeten gegen sich, und wer für sie spricht, wird im besten Fall für einen Wirrkopf gehalten. Daß selbst Marx gesagt hat, er sei nur Freihändler, weil ‚der Freihandel die soziale Revolution befördert', daß er in schlechten Landfrucht- und Viehpreisen das sicherste Mittel sah, die Lebenshaltung der Massen, auch der in Industrie und Handel thätigen, herabzudrücken: daran wird längst nicht mehr gedacht. Die Agrarier hausen mit den

Konservativen zusammen und die Konservativen sind von der Intelligenz verlassen. Mit Recht; denn sie leisten nichts, enthüllen in den Parlamenten die Sehnsucht nach einer raschen Rebarbarisirung und haben in den entscheidenden Stunden nicht einmal den Muth eigener Meinung. Kampf gegen den Umsturz (den Niemand plant), hohe Zölle (die nie bewilligt werden) und Strenggläubigkeit (die im Gemüth keine Wurzel hat): Das ist ihre Litanei. Nicht die geringste Witterung für moderne Bedürfnisse. Daher die ungünstige Position. Kein Mac Kinley, kein Balfour, kaum ein Graf de Mun; es ist, als sei das Sperma ganzer Generationen verbraucht worden, um den einen Bismarck zu schaffen. Deshalb hüten schlaue Herren wie Bülow sich weise vor dem Ruf altkonservativer Gesinnung und putzen sich lieber modern auf. Und ich wüßte nicht, wie es in absehbarer Zeit wesentlich anders werden soll. Ist die Regirung so unklug, die Handelsverträge mit Rußland, Amerika, Oesterreich über die Wahlzeit hinzuschleppen — geschickte Unterhändler aus der Praxis könnten bei genügendem Dampf bis zum ersten April damit fertig sein —, dann dürften die Konservativen manches Mandat an den Bund verlieren. Das wäre aber auch nur ein Personenwechsel. Auf alle politischen Fragen hätten die Herren, die Ihre Presse ‚Bündler‘ nennt, keine andere Antwort als die Gouvernementalen von heute; sie wären höchstens zäher in der Vertretung ihrer eigensten Interessen. Die Geschichte von der schärferen Tonart wird in jedem Karneval erzählt; obs je dazu kommt, müssen wir abwarten. Bis zum Abschluß neuer Handelsverträge gewiß nicht; Schroffheit könnte die Maßgebenden ja noch ungnädiger stimmen. Und ist die Zollpolitik wieder für zehn oder zwölf Jahre festgelegt: was bleibt dem Bunde der Landwirthe dann überhaupt noch zu thun? Ob die kleinen Besitzer abermals zehn Jahre hoffen und Beiträge zahlen werden, ist mindestens zweifelhaft; die Erde dreht sich weiter. Heute siehts schon ganz anders aus als 1892; damals konnte man ohne Handelsverträge auskommen; jetzt wäre ein Zollkrieg, den der Gegner auch nur sechs Monate aushielte, eine Katastrophe. Das weiß man draußen, trotz den schönen Reden des Kanzlers, der sich stolz als einen Volkswirth fühlt, wenn er die Ziffern der Ein- und Ausfuhr vom Blatt abliest. Die Situation ist ungemein schwierig, weil unsere Geschäftsführer nichts vorausgesehen haben. Die fanden sich in einem ewigen Glanze. Den Aufschwung haben wir, rechneten sie, an neuen Märkten kanns nicht fehlen, denn wir bauen ja Schiffe; und in ein paar Jährchen beerben wir Großbritanien, das sacht bröckelt. Leider hatte die Rechnung ein Loch. Das Sternenbanner war vergessen. Wir haben gehandelt wie ein Pri-

Digitized by Google

vatmann, der über seine Verhältnisse lebt, immer auf ein rettendes Wunder hofft und mitten in seinen Riesenplänen den Athem verliert. Gold ist keine Chimäre. Die Enttäuschung hat erst angefangen; das dicke Ende kommt, wenn die Vereinigten Staaten satt sind und ihr Eisen nach Europa verfrachten. Das ist die böse Sackgasse. Dem Export sind unübersteigbare Grenzen gezogen, unseren Hauptprodukten droht der gefährlichste Wettbewerb und die Rückkehr in die reine Agrarwirthschaft ist nicht möglich... Meinen Sie, daß man mit solchen Ansichten die Stimmen pommerscher Bauern gewinnt? Denen muß man ein Rezept zeigen, das sichere Heilung verheißt. Meine Partei, muß man sagen, verschafft Euch hohe Preise, hält Euch die ausländische Konkurrenz vom Hals, bringt gehorsame Arbeiter aufs Land zurück, drückt den Sozialdemokraten den Daumen aufs Auge und lehrt die Börsensippe Mores. Das zieht. Wer gewählt werden will, muß Freibillets zum Paradies in der Tasche tragen."

„Und woran liegts? Es war doch nicht immer so. Als der Liberalismus noch herrschte, kannten wir solche Interessenpolitik nicht."

„Das muß ich schon irgendwo gelesen haben. Nur hat bei uns der Liberalismus nie geherrscht; offiziell: denn hinter der Fassade hat er die Hauptmacht ja längst an sich gerissen. Die Mär von der agrarischen Tyrannis, unter der wir schmachten, wird durch ewige Wiederholungen nicht wahrer. Was gemacht werden kann, machen die Industriekapitäne und ihre Bankpiloten, die doch wirklich nicht ‚reaktionär' sind und denen Junker und Bauern immer mehr weichen müssen. Wovon fristen die ‚entschieden liberalen' Gruppen denn noch ihr armes Leben? Sie möchten in die wärmsten Staatsstellen, die einstweilen zur Versorgung des Adels und zur Züchtung guter Gesinnung benutzt werden. Sie führen gegen den Schutzzoll einen Kampf, der, wie das Beispiel anderer Länder beweist, mit Liberalismus gar nichts zu thun hat. Und trotzdem nirgends die Kraft noch auch nur der Muth zu einem Umsturz der Verfassung sichtbar ist, oben noch weniger als unten, schreien sie: Das allgemeine Wahlrecht ist in Gefahr! Mit diesen Ladenhütern hausiren sie nun seit Jahren. Lesen Sie die Leitartikel: Agrarier, Kanal, Börsengesetz, konservative Oberpräsidenten, Wahlrecht, Berufung in Strafsachen und ähnlich rückständiger Unsinn; kein Dämmern schöpferischer Gedanken. Auch kein ernster Versuch mehr, die Demokratisirung weiterzuführen; mit der Azetylenlaterne fänden Sie keinen Republikaner. Um Richter, in dem noch der alte Tribunengroll gegen ‚die Soldateska' lebt, wirds von Jahr zu Jahr einsamer. Der zu behaglichem Wohlstand emporgestiegene Händler hat kein Interesse mehr daran, gegen Monarchie, Heer und Flotte zu wettern. Das

Digitized by Google

Heer hält die armen Leute im Zaum und wäre eine wunderschöne Sache, wenn Schulzes und Levys Söhne nur leichter Stabsoffizier werden könnten. An den Schiffen wird viel verdient und ihre Kanonen sollen dem Handel ja neue Märkte erobern. Und was würde aus dem Geschäft, wenn der rocher de bronze der Monarchie in die Luft flöge? Das ist, sieht mans in grellem Tageslicht, auch Interessenpolitik. Die war eben immer, wird immer sein; Interessenpolitik trieben die Gracchen, die Führer im Bauernkrieg, der tiers état, unsere Achtundvierziger und die chinesischen Boxer; Jaczo von Köpenick und Jacques Bonhomme, Cromwell und Robespierre waren von dieser Sünde nicht freier als Marx und Wangenheim. In den Schicksalsstunden wirkten ideologische Zwangsvorstellungen mit; doch unter der Bewußtseinsschwelle wühlte stets Noth oder Gier. Wenn die Dupirung des aufwärts drängenden Gefühles gelungen war, kam dann irgend ein Herr Homais — Sie kennen doch Flauberts prachtvoll typischen Liberalen? Natürlich — und bewies im Modejargon, daß es sich um einen Kampf für die Aufklärung, die Befreiung der Menschheit handle. Ließen Sie, geehrter Herr, sich etwa nicht vom Interesse treiben, als sie den Plantagen des berliner Freisinns entliefen? In ein paar Jahren werden Sie schwören, ein sittliches Prinzip, ein aus der Seelentiefe herauftönender Pflichtbefehl habe Sie gezwungen, ‚sich selbständig zu machen.' Was heute so häßlich scheint, ist uralt; nur sieht mans eben deutlicher, seit die Solistenpolitik aufgehört hat. Wie im Kriege, den persönlicher Heroismus nur selten noch adeln kann. Der Zweck moderner Kriege ist, dem Feind möglichst fühlbaren Materialschaden zuzufügen, ihm Millionen, Billionen wegzuschießen und wegzusengen; und politische Kämpfe werden unternommen, wenn eine Klasse die andere von den Quellen der Macht und des Reichthumes wegstoßen will. Da ist für Persönlichkeiten, die sich nicht fest an ein Parteiproprarmm binden wollen, kein Raum. Denken Sie sich ein Häuflein, das sich auf dem Schlachtfeld zwischen die Heere würfe und erklärte, auf beiden Seiten sei Recht und Unrecht; ihm aber sei die Aufgabe gestellt, für das absolute Recht gegen Wahn und Verblendung zu fechten: von den ersten Schwadronen würde es überritten. In allen Ländern hört man jetzt klagen, die Heroenzeit des Parlamentarismus sei dahin, und wo früher Adler horsteten, pfiffen nun Spatzen. Das ist kein Zufall. Statt die berühmten Namen der Entschwundenen aufzuzählen, sollte man lieber den Großthaten dieser Koryphäen nachforschen. Aus den Parlamenten haben die Mommsen, Sybel, Treitschke, Virchow, Freytag sich keine Kränze geholt; und sie brachten sämmtlich doch das Opfer des Intellektes, das beim Eintritt in

Digitized by Google

eine Fraktion von Jedem verlangt wird. Wer allein bliebe, würde noch weniger erreichen, — wenn ihn nicht politisches Genie befähigt, selbst wieder eine Partei um sich zu sammeln. Dann aber muß er auf die Autonomie der Persönlichkeit verzichten; denn nur als Ausdruck eines Klassenbedürfnisses kann eine Partei in ruhigen Zeiten leben. Auch heute sitzen in den Parlamenten ja nicht nur Tröpfe. Doch die Stärksten sind mit dünnen Fäden angebunden und dürfen ihr Bestes nicht von sich geben. Ein paar intellectuels — nicht von der Sorte, die aus ihrem Elfenbeinthürmchen verächtlich auf alles politische Treiben herabsieht — könnten nicht schaden, wären ein angenehmes, den gebildeten Sinn tröstendes Ornament. Aber sie hätten nichts hinter sich als die kleine Schaar der Künstler, Gelehrten, Dilettanten und Deklassirten und wären zur Ohnmacht, manchmal zur Lächerlichkeit verdammt. Freytag und Treitschke, der Vicomte de Vogüé und Maurice Barrès, sogar die Herren Dernburg und Conrad überragten als geistige Potenzen sicher den Durchschnitt der Parlamentsgenossen und konnten sich dennoch nicht im Vordergrund der Bühne behaupten. Demokratie, mein Herr. Kleon ist immer mächtiger als ein Nikias und Sokrates, Jack Cade stärker als Ruskin; nicht, weil er die frechere Zunge hat, sondern, weil er ein Masseninteresse vertritt. Das macht ihn so furchtbar und schützt ihn, wenn nicht gerade ein Aristophanes aufsteht, vor offenem Hohn. Wir würden die alte Erfahrung erneuen: Die Frage, ob zwanzigtausend literati mit ihren Lebensbedingungen zufrieden sind, bringt fünfzig Millionen Menschen, die in eigener Noth oder Gier keuchen, nicht in Bewegung. Und da wir kein Oberhaus haben, keinen Senat, in den die von Geistes Gnaden Gekrönten berufen werden, könnte nur eine Organisation nach dem Muster der Fabian Society unseren Intellektuellen die Möglichkeit schnellen politischen Wirkens gewähren. Den Geduldigen bleibt die Feder, der Pflugschar der größten Kulturbereiter, die Waffe der nützlichsten Trugzerstörer. Parlamente aber sind nun einmal nicht Gymnasien, wo Sophronisten den feinsten Geistern Preise zusprechen, sondern Geschäftsstuben, in denen um Krippenkonzessionen gefeilscht und nach dem Machtmaß das Klassenschicksal des nächsten Tages bestimmt wird."

„Nu ... Und trotz Alledem möchten Sie hinein. Man merkts doch!"

„Jeder hat Stunden, wo er sichs wünscht. Immunität: Das ist die gewaltige Lockung. In Deutschland sind so viele Dinge unausgesprochen; die wichtigsten. Die offene Aussprache würde weithin widerhallen. Da ist die Feder machtlos. Unser Strafgesetz — auch ein Produkt der Interessenpolitik — sperrt den Weg zu kühner Publizistik. Dem besonders, den keine

Digitized by Google

Partei stützt und dessen Schicksal kein Wuthgeheul weckt. Der Stärkste wird durch gehäufte Prozesse mürb gemacht. Die Sozialdemokraten selbst finden kaum noch ‚Märtyrer‘, trotzdem der Handarbeiter unter der Unfreiheit nicht so leidet wie der entwurzelte Cerebrastheniker; und die Bonzen aller Parteien schütteln die weisen Häupter über den Thoren, der eine Katze laut eine Katze nennt. Nur im Parlament ließe sich Manches sagen; gerade von einem nicht fraktionell Gebundenen. Das Empfinden der zur Revolutionirung der Geister berufenen Minderheit kommt da fast nie zum Wort. Und ein Gebiet ist ganz vernachlässigt: selten nur wird über internationale Politik ernsthaft geredet. Die Sozialdemokraten rümpfen über den Diplomatenkrimskrams die Nase und sind froh, daß der alte Schwärmer Liebknecht sie nicht mehr mit Urquharts vergilbtem Portfolio kompromittirt; vielleicht erfahren sie auch nicht genug Interna und scheuen ein Gelände, das sie nicht genau kennen. Die anderen Parteien aber beugen sich in blinder Demuth vor dem diplomatischen Genie des Herrn Grafen von Bülow. „In der inneren Politik ist er sehr sterblich; die feinen Schachzüge des Bismarckschülers aber muß Jeder bewundern.‘ Wenn der Bismarckschüler, der das Mögliche erkennt und das Nothwendige thut, nur endlich sichtbar würde! Mir scheint: auf diesem coupirten Terrain werden die schlimmsten Fehler gemacht. Natürlich wird Alles vertuscht — wozu hat man ein Preßbureau, das Nachrichten spenden oder weigern kann? —, Denen aber, die draußen Politik machen, bleibt auf die Dauer nichts verborgen. Unangenehme Sachen kommen auch ohne Nachhilfe ans gefährliche Licht; ‚ich verlasse mich aufs Stinken‘, pflegte der alte Bleichröder zu sagen, wenn er eine faule Geschichte nicht selbst lanciren wollte. Und wir kommen aus den faulen Geschichten nicht mehr heraus. Da ist jetzt wieder Venezuela. Ein Märchengipfel der Ungeschicklichkeit. Zuerst das hastige Werben um die Gunst der Yankees, das die Psychologie eines Sekundaners als unklug empfinden mußte. Nur rasch Steine ins Brett; übermorgen werden wir drüben mehr gelten als England. Wir, heißts, waren für Euch, als Ihr mit den Spaniern zu schaffen hattet; die Briten wollten Euch Knüppel zwischen die Beine werfen. Den Botschafter hören sie, doch der Glaube fehlt; natürlich: sie erinnern sich zu gut noch der Schimpfreden, die den Feinden edler Kastilianer übers Weltmeer gerufen wurden. Das Ziel ist Südamerika. Wenn wir in den Vereinigten Staaten als zärtliche Vettern beliebt geworden sind, dürfen wir daran denken, uns im Süden die beste aller vorhandenen Kolonien zu suchen. Wer solche Pläne besinnt, müßte jeden Schritt und jedes Wort zehnmal überlegen. Alte Schule! Das machen wir anders; viel forscher.

Digitized by Google

Venezuela will seine Schulden nicht bezahlen und der Präsident Castro wird obendrein frech? Denen werden wir die Flötentöne beibringen. Eduards müde, von Salisburys festem Halfter befreite Majestät wird leicht überredet. Waffenbündniß gegen den bösen Zahler. Das beste Mittel, Deutsche und Briten wieder zu Freunden zu machen. Blut ist dicker als Wasser. Die Venezolaner haben kein Geld? Gut: blokiren wir ihnen die Häfen (und hindern sie, höchst schlau, durch den Ueberseehandel Geld zu verdienen) und bohren alle erreichbaren Schiffe in den Grund. Waffengewalt soll entscheiden. Erste Folge: ganz Amerika eint sich im Zorn gegen den europäischen ‚Eroberer'. England, sagt Onkel Sam, macht nur zum Schein mit, vielleicht, um den ungestümen Partner zur Mäßigung zu zwingen; die Deutschen aber wollen nicht nur Schulden einkassiren, sondern im Süden, auf den sie lange schon blicken, Fuß fassen. Darf nicht geduldet werden. Der Fall ist wie geschaffen für die Erledigung durch ein Schiedsgericht. Auf nach dem Haag! Das haager Gericht steht in Berlin, wie Alles, was mit Nikolais Sentimentalitäten zusammenhängt, in üblem Geruch. Schön, wird geantwortet; also nicht Waffengewalt, sondern Schiedsgericht. Aber nicht im Haag, sondern in Washington. Wir wünschen den Präsidenten Roosevelt als Schiedsrichter. Fein ausgesonnen, nicht wahr? Vergessen wird nur, daß Herr Roosevelt ein eitler Narr sein müßte, wenn er sich das onus aufschmeicheln ließe. Und wäre ers, so bliebe der Vorschlag noch immer bedenklich; denn Südamerika würde sagen: Welche ungeheure Uebermacht müssen die Vereinigten Staaten erlangt haben, da ihrem Schiedsspruch sich die stärksten Großmächte Europas unterwerfen! Wie der Kurzsichtigste aber voraussehen mußte, lehnt Roosevelt das Richteramt höflich ab; und nun bleibt die Wahl: die Forderung abermals um etliche Pflöcke zurückzustecken oder nach dem Haag zu gehen. An diesem Punkt der Tragikomoedie halten wir heute. Auf dem amerikanischen Kontinent ist das Mißtrauen gegen deutsche Erobererpläne erstarkt und nicht nur die Gelbe Presse predigt den Krieg wider Germanentücke. Die Engländer sind wüthend, weil ihr König, ohne auf den Rath besserer Politiker zu hören, sich in ein Abenteuer locken ließ, von dem alle vernünftigen Traditionen britischer Erbweisheit abmahnen mußten. Italien, das, weil der Fetischglaube an Dreibünde nicht auszuroden scheint, auch herangezogen worden war, benutzt das erste freundlichere Wörtchen des biederen Castro, um zu erklären, nun sei Alles gut und die Blokade zwecklos geworden. In Petersburg, Paris, Wien sieht man vergnügt dem Spektakel zu. Die Hoffnung auf südamerikanische Kolonien muß mindestens für eine

Digitized by Google

lange Weile vertagt werden und kluge hanseatische Kaufleute seufzen, die Hauptzeche werde auch diesmal der deutsche Handel zu zahlen haben, den die Südstaaten nur noch als ein nothwendiges Uebel hinnehmen werden. Und damit gar kein Zweifel an der erlittenen Schlappe aufkomme, wird mitten in den Verhandlungen der Botschafter Holleben abberufen, weil er die Lage nicht richtig geschildert, Roosevelt nicht zu der Richterrolle überredet hat. Jahre lang ließ man ihn Fehler auf Fehler häufen; jetzt ists unmöglich, ihn noch ein paar Monate auf dem Posten zu halten, dessen wichtigste Pflichten man ihm doch geräuschlos abnehmen konnte ... Ungefähr so endets jedesmal. Die großbourgeoise Presse sagt nach, was irgend ein Hammann ihr vorgesagt hat, und bewundert den neusten ,Markstein'. Das Parlament schweigt und ist zufrieden, wenn nach alter Chinesensitte ,das Gesicht gewahrt wird'. Die Wenigen, die hinter die Coulissen geguckt haben, wissen aber, wie sehr unsere Position sich verschlechtert hat. Da zieht ein Ungewitter herauf, das der Rede werther ist als Zolltarif und Westfalenkanal. Jede Ernennung müßte kontrolirt, jede Abberufung kritisirt, nach jedem auffallenden Schritt der Kanzler interpellirt und das Aeußerste rücksichtlos gesagt werden; der Nachbarschaft würde dadurch nichts verrathen: die weiß schon jetzt besser Bescheid, als uns lieb sein kann, und nur zu Hause glaubt man noch an den Glanz der Phrasenbilanzen. Der Minister des Auswärtigen hat heutzutage das bequemste Leben; an seine Geheimwissenschaft wagt selbst der Keckste sich nicht. Auf diesem Gebiet könnte vielleicht auch ein Einzelner nützen."

„Die Sache wird. Ich werde also schreiben: Sie kandidiren, wenn ..."

„... der richtige Wahlkreis gefunden ist. Der müßte mich aber nehmen, wie ich bin. Mir erlauben, immer die Partei der armen Leute zu ergreifen — deren ,Begehrlichkeit', wenn die Exporthoffnung welkt, der Produzent noch schätzen lernen wird — und doch nicht fraktionell gedrillter Sozialdemokrat zu sein. Schutzzölle für ein berechtigtes Nothwehrmittel zu halten und doch nur sehr selten mit den Agrariern zu stimmen. Die Zukunft weder auf dem Weltmeer noch im Kanal zu suchen. Im Weddingbezirk, in der Weichselniederung und dem Elendsland hinter Beutschen wichtigere Kolonialgebiete zu sehen als in den Karolinen. Nie die Interessenpolitiker zu schelten und dennoch, ohne Rücksicht auf ein Klasseninteresse, auszusprechen, was ist. Glauben Sie, daß solcher Wahlkreis zu finden ist? Ich auch nicht."

„Also soll ich nichts bringen?"

„Bringen Sie: Kein Politiker hat den Mann je ernst genommen; die Kandidatur war ein schlechter Scherz. Das wird sicher gedruckt."

❦

Digitized by Google

Schwarz-Weiß.

Am Eingang jeder umfassenden Sammlung von Kunstwerken unserer Zeit sollte ein Vorzimmer sein, in dem Portraits moderner Künstler zu sehen sind. Der Eintretende würde dann durch die Physiognomik auf das Wesen der neuen Kunst vorbereitet und durch solche Anschauunglehre besser orientirt werden als durch gelehrte Kataloge. Die Portraits müßten in zwei Gruppen getheilt werden. Diese Scheidung könnte praktisch so leicht vorgenommen werden, wie sie theoretisch weitläufig zu rechtfertigen ist; eine Frau, die nicht das Geringste von Kunst versteht, dürfte die Wahl treffen und würde, wenn sie nur ihren Weibinstinkten folgt, eine richtige Gruppirung, im Sinn der herrschenden artistischen Tendenzen, zu Stande bringen. Rechts fänden die schönen Männer ihren Platz, links die häßlichen. So würde sich zeigen, daß die Kulturkraft eine fein charakterisirende Gesichtskunde treibt und das Menschenmaterial mit dem Prägestock ihres Willens deutlich zu zeichnen weiß. Man höre die Namen: Böcklins und Klingers männlich bedeutende Bildnerhäupter eröffnen die Reihe auf der rechten Seite; dann folgen Greiners edles Schülergesicht, Hofmanns stiller Ausdruck mit den blauen Romantikeraugen und Thomas herzliche Vaterzüge; der feminine Moseskopf Reinholds Begas, Adolf Hildebrands kluge Bürgerphysiognomie, das fein modellirte Dichterhaupt Wilhelms Kreis, Stoevings blonde Lyrikerzüge, Segantini mit dem herben und Burne-Jones mit dem weichlich mystischen Christusprofil, Rossettis hektische Renaissancemaske und das in kräftig maskuliner Vornehmheit blickende Bild Puvis' de Chavannes. Links aber würde man andere Künstler finden: Rodin, mit dem genial-brutalen Gnomenkopf, Lautrec, den Zwerg mit der hämisch klugen Hofnarrenmaske, Liebermann, aus dessen sorgenvollem Hebräergesicht forschende, wissende Augen blicken, Manet, der in zerknitterten Zügen eine nervöse Willenskraft offenbart, Van de Velde mit schmalem fin de race-Kopf, Endell, den engbrüstigen Riesen mit der aufmerkenden Vogelphysiognomie, Munch, Leistikow, Minne, Heine und Beardsley.

Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Zur ersten Gruppe gehören Künstler aus den alten Adelsgeschlechtern der Romantiker und Humanisten. In langen Artisten- und Gelehrtengenerationen ist eine edle Reinheit der Profile erzeugt worden und nun setzt sich der Familienzug in den Geistesenkeln beständig fort, selbst wenn die Persönlichkeit die Form nicht mehr zu füllen vermag. Der harmonischen Erscheinung entspricht eine harmonische Seele. Der große Gedanke, in dem die Welt sich spiegelt, wird seiner selbst wegen geliebt, wie etwas Göttliches; wo die Gedankenkraft versagt, deklamirt der schwärmende Enkel die Verse eines Ahnen. Die Begeisterung, der Rausch, das Glück gehören zur Konstitution dieser Künstler, dieser Frauenlieblinge

Digitized by Google

mit den schönen, milden, bärtigen Gesichtern. Die der anderen Gruppe blicken mit überlegen sich dünkender Weltklugheit drein. Hier giebt es nur Demokraten, Emporkömmlinge, die jäh aus den leidenschaftlichen Kämpfen der Zeit auftauchen und mit allen Merkmalen pathologischer Determinationen grotesk behaftet sind, spröde Mischgeister, in denen der Wille hastig nach einer Seite drängt, sich ein arbeithungriges Talent zum Werkzeug schafft und wie eine Stichflamme heiß nach außen schlägt, eigensinnige Revolutionäre, die auf bäumenden Tendenzen durchs Leben reiten, von idealen Rücksichten nicht gefesselte Intelligenzen, die nach den geistigen Umwälzungen die Macht usurpiren und zu Ansehen gelangen, weil sie durchaus Produkt der Zeit und darum zum Erfolg prädestinirt sind, Fanatiker, die alle Wahrheit immer in einer Richtung suchen und dabei zur fixen Idee gelangen.

So lehrreich es in dieser imaginären Portraitgalerie ist: zu erfreulichen Resultaten gelangt man dort nicht. Die Frage lautet: Auf welcher Seite ist die Fruchtbarkeit und Gebärtüchtigkeit? Die schönen Männer sind offenbar schon ein spätes Geschlecht; aus ihren Lenden kann ein kräftiger Stamm kaum mehr hervorgehen. Im besten Fall mögen noch sanfte blonde Knaben kommen, die schwärmend mit dem Dasein spielen und vom Erbe der Väter in Schönheit leben. Doch auch dem neuen Künstlergeschlecht traut man die Fähigkeit, tüchtige Söhne zu zeugen, nicht zu. Die bartlosen, scharfknochigen, hektischen Gesichter mit den klugen, schmalen oder sinnlich dicken Lippen, die in fieberisch nervöser Willenskraft leuchtenden Augen, die unruhigen, sehnigen Hände: das Alles ist schon Entartung. Die intellektuelle Reizbarkeit dieser Nervösen ist sicher nicht immer ein Höhe- und Reifepunkt, sondern oft das schrille Ende einer Familienkurve, die von der Bahn des Gesetzes entgleist ist. Angst vor der Zukunft der Kunst könnte Einem werden, wenn man sich nicht sagte, daß die Natur, immer unerschöpflich, einen zweckmäßigen Weg finden wird, um sich selbst im Menschen zu erneuen.

Heute wollen wir nur rasch das Portraitkabinet durchschreiten und gute Kunst besichtigen. Die Berliner Sezession hat zu einer Ausstellung der zeichnenden Künste geladen. Es giebt intime Genüsse, die ganz nur zu verstehen sind, wenn man vorher die Schaffenden ansieht. Denn es ist ja auch wieder der Körper, der sich den Geist baut. Vom unbedingten Dualismus, von dem Glauben, den Heyse in einer Novelle dadurch andeutet, daß er den kranken Körper vom Geist l'autre nennen läßt, sind wir abgekommen. Der „Andere" determinirt alles Geistige eben so, wie er psychisch beeinflußbar ist: Wechselwirkungen gehen herüber und hinüber, — wenn man mit solchen Raumbegriffen überhaupt operiren darf. Die antike, ganz ornamentale Kunst konnte nur von den schönen, gesunden Menschen der griechischen Welt gemacht werden; die problematische und zur Hälfte charakteristische Gegenwartkunst setzt den

Digitized by Google

dissonirenden Nervenapparat moderner Menschen voraus. Das Ornamentale, also das Architektonische, das alle aus dem Lebensgefühl fließenden Kunstinstinkte umfaßt, ist nicht ein Produkt von Schopenhauers Erkenntniß, sondern geht unmittelbar von dem Willen, als artistisch sich kristallisirende Bejahung des eigenen Daseins, aus. Für die ornamentalen Bilder der Kunst ist es entscheidend, wie die Gesetze des Organismus in den Nerven widerschwingen, wie die Musik der eigenen Körperarchitektur vom Individuum empfunden wird. Der physisch vollkommene Mensch liebt die reine, harmonische Linie; dem degenerirenden Organismus sagt das Groteske zu. Natürlich kann ein Buckeliger sehr wohl als Künstler Hellene sein. Die zufällige Deformirung stört das ursprüngliche Verhältniß, den Grundcharakter der organischen Architektur nicht; aber die langsam fortschreitende, biologisch oder sozial erklärliche Deformirung ändert die Grundbedingungen der ornamental bildenden Instinkte. Immer vorausgesetzt, daß es sich um ein ursprüngliches Erfinden handelt, um originales Schaffen; denn nachempfinden läßt sich Alles, weil die ganze menschliche Schöpfungsgeschichte als Universalinstinkt in Jedem ruht und allen Anrufen zu antworten vermag.

In den graphischen Künsten spielt dieses physisch bestimmte Ornamentale eine bedeutende Rolle in seiner ursprünglichsten Form: als Handschrift. Die Graphologie giebt hier Kunde vom instinktiv sich entladenden Temperament des Künstlers und die geistige Erfassung des Stoffes zeigt das Verhältniß der persönlichen Erkenntniß zur Welt an. Aus diesen Elementen: dem Begrifflichen und dem Ornamentalen, besteht das Wesen aller graphischen Kunst. Zeichnungen guter Künstler sind so interessant, weil sie gedanklich Epigramme, Aphorismen, also persönliche Erkenntnißnotizen und formal ornamentale Schriftproben sind. Wie man aus Schriftlinien Schlußfolgerungen auf den Charakter zieht, so — und noch sicherer — kann man aus den ornamentalen Temperamentslinien einer Zeichnung auf die Art der Künstlerindividualität schließen. Diese offenbart in den graphischen Künsten Zweierlei: die Welt ihrer Erkenntniß und das autokratische Wirken ihrer Lebenskraft. Der Betrachter hat Beides zu suchen und die dazwischen bestehenden Wechselwirkungen, die auf tiefe Zusammenhänge des Sittlichen und Artistischen hinweisen, zu erkennen.

Arbeiten von Greiner füllen in der Ausstellung einen ganzen Saal. Die Natur dieses Künstlers, der zur Gruppe der schönen Männer gehört, schwingt in weichem Wohlklang; wenn er den Stift ansetzt, drängt es die Hand, Linienmusik zu machen. Die Striche liegen in reinen Kurven neben einander und verbinden weich die Theile; das Spiel der Muskeln, die stolzen Umrisse einer heroischen Stellung, die Vielheiten körperlicher Dynamis: Alles wird diesem Klingerschüler zum Ornament, im Sinn antik reiner

Digitized by Google

Formenschönheit. Die Handschrift ist kalligraphisch. Greiner malt, „wie sich die plastische Natur das Bild dachte“, und überläßt seinen Kunstantipoden jenen klugen Zweifel, den Conti — ein Winckelmannschüler, dem Voltaire doch auch nicht unbekannt war — hinzufügt: „wenn es eine giebt“. Diese Kunst ist durchaus auf Form gestellt, weil sie ornamental nicht das Psychologische umschreibt, sondern das Plastische; der Sinn ist ganz — wie in Klingers Graphik zur Hälfte — auf das Skulpturale gerichtet. Da Dieses aber an sich schon eine auf den menschlichen Körper angewandte Art des Ornamentalen ist, so ist Form und Stoff im Grunde das Selbe. Für die Idee bleibt wenig Platz und den kann, so anspruchsvoller Form gegenüber, mit der nöthigen Würde nur die ideale Allegorie füllen. Klinger weiß der technischen Linienlust Schranken zu setzen, weil in ihm ein Dichter lebt, der Großes zu sagen hat; auch ist bei ihm der Weg vom inneren Schauen durch Hand und Werkzeug ohne Hinderniß. Dem Zeichner Greiner liegt aber „der Sinn in der Spitze des Werkzeugs“ und gerade darum ist ihm nur ein Bruchtheil von der Bedeutung seines Lehrers zuzusprechen. Er kommt von der Studie nicht los, das Handwerk erstickt den Geist. Die poetische Diktion ist, wo das Herz nicht wärmer spricht, wie in dem Klinger gewidmeten Blatt, trocken, die Phantasie nicht ursprünglich. In diesem fleißigen Künstler lebt die Kultur eines klassizistischen Jahrhunderts; aber ausschließlich in graphische Technik umgesetzt. Ein Idealist der Strichführung, ein Heros in den Lehrlingsgebieten der Lithographie und ein Poet des Handgelenkes.

Künstler seiner Art sind in der Berliner Sezession seltene Gäste. Sie sterben langsam aus. Und dann stören sie hier auch den Demokraten die Einheitlichkeit ihrer Ausstellungen, durch die unbequemen Heldengelüste. Denn das Heroische ahnt man immer, trotz aller Unzulänglichkeit. Etwas shakespearischen Geist in eine Greinernatur gemischt: und ein Hebbel der Malerei entstünde. Auf den Gegensatz der Gruppen wird der Besucher der Sezession aber immer wieder hingewiesen. Das Erlebniß ist jedesmal so: zuerst eine Regung der unveräußerlichen, gedankenreichen Schönheitempfindungen vor den Arbeiten der modernen Hellenisten, Neuromantiker, Formalisten, Idealisten, — wie man sie nun nennen will; dann ein Umschlag vor den Werken Rodins, Manets, Lautrecs oder Liebermanns. Diese Künstler, sagt man sich, geben doch unendlich viel mehr; ihr Detail ist umfassender als jenes nicht gefüllte Allgemeine. Zuletzt aber, beim Verlassen des Hauses, vermißt man doch wieder schmerzlich den hohen poetischen Aufschwung, das Große, das heroisch Geniale. Klinger ist am Nächsten daran. Getauft sind alle Künstler seiner Art mit Wasser der Hippokrene; aber sie sind Hörige, die sich im Dienste der alleinseligmachenden Griechenschönheit edler fühlen als die freien Barbaren. Klinger allein ist ein Freigelassener.

Digitized by Google

Es kann nicht stärkere Gegensätze geben als die Anschauungwelten von Greiner und Lautrec. Nichts unterscheidet sich auch mehr als ihre ornamentalen Handschriften. Beide sind Typen ihrer Gruppe. Lautrec ist viel stärker als Persönlichkeit und als könnender Künstler; und doch wird er sicher dem Prinzip, dem Greiner dient, unterliegen. Wie kommt es aber, daß wir Lebenden von dieser schrillen, zischenden Thersiteskunst des unglücklichen Franzosen hypnotisirt werden? Klinger ist Genie und Lautrec nur einseitiges Talent; und doch greifen wir zuerst nach den Blättern dieses Karikaturisten. Es zeigt sich, daß das Talent unter Umständen absolut stärker sein kann als das Genie. Nur erlischt sein Ruf mit der Resonnanz der Zeit. Alle Kenner überschätzen Lautrec; doch mit einem gewissen subjektiven Recht. Seine Arbeiten werden auf die Dauer unbequem, eben so wie seine Vorbilder, die japanischen Zeichnungen und Farbendrucke. Aber auch Das ist nicht entscheidend. Lautrec sieht das Leben mit boshafter Skepsis an, schildert die Bestie im Menschen, giebt Momentbilder, die im sozialen Leben das täglich Wiederkehrende sind, öffnet dem Blick eine Welt der Hoffnunglosigkeit und liebt die kranke Eleganz, die parfumirte Verderbniß. Und dieser neidischen Zwergenpsyche antwortet Etwas im Betrachter, — in dem selben, der sich eben nach heroischer Kunst sehnte!

Die nervösen Finger schreiben die Zuckungen des Nervenapparates nieder; jede Linie ist graphologisch zu verstehen. Man findet die selbe Vorliebe für das Gebrochene, Differenzirte, Dissonirende wie in der modernen angewandten Ornamentik. Wie Van de Velde seine Linienführungen nicht den Grundgesetzen im Spiel der Kräfte absieht, vor der Bewegung des unter der Last der Blume einfach gebogenen Stengels nicht so interessirt ist, als wenn diese Kurve durch einen Widerstand unterbrochen und aus ihrer Richtung grotesk abgelenkt ist, so sucht Lautrec Linien und Ausdruck im Modell, die auf geknickte Lebensäußerungen hinweisen. Die Nuance wird selbstherrlich und steht über dem Gesetz, dessen Theil sie doch nur ist. Der Einfluß der Japaner auf die Künstler dieser Art ist so stark, weil auch die Asiaten eine intellektuelle, impressionistische Nuancenkunst treiben. Lautrecs Sinn für den Temperamentswerth der Linien und Töne ist eminent. Solcher Kunstverstand kann nur Produkt sein; und es zeigt sich auch, daß dieser Karikaturist tief in den reichen Ueberlieferungen der graphischen Kunst seines Landes wurzelt. Aber der Satiriker übersteigert jede Anregung. Manchmal streift sein Griffel das Erhabene, aber er führt auch das Erhabene ins Lächerliche. Denn er ist weltblind und nur unendlich scharfäugig für die eine seiner Natur adäquate Form des Lebens. Man glaube doch nicht, daß er sittlich durchaus verurtheilt, was er verhöhnt. Die französischen Karikaturisten von seiner Tendenz lieben, was sie lächerlich machen, stehen nicht als ethische Kritiker über der

Digitized by Google

Verderbniß, sondern erlebend mitten darin. Der Cynismus sozialer Erscheinungen, den zu enthüllen sie aufgehen, infizirt langsam ihr ganzes Wesen und das Milieu der genießenden Sünde wird den überreizten Nerven bald unentbehrlich. Je besser dem Können die Schilderung der großstädtischen Lebenskarikatur gelingt, desto mehr stumpft das verurtheilende Gefühl in der eingehenden Beobachtungarbeit ab. Die Skepsis erstickt die Ethik. Die Darstellung unerhörter Obszönitäten, die jede Art von Oeffentlichkeit scheuen müssen, kleine Meisterwerke sicherster Darstellungskunst, gehen in engen Künstlerzirkeln von Hand zu Hand. Mit bewunderungswerthen Linien werden entsetzliche Gemeinheiten umschrieben und es ist ein seltsames Gefühl, vor solchen Dokumenten artistischer Unwürde die Höhe der Technik bewundern zu müssen.

Nur Steinlen, ein Schweizer, und Die seiner Schule gehen andere Wege. Als Künstler beansprucht dieser Illustrator weniger Beachtung als Lautrec; seine Bedeutung gehört mehr der Tagestendenz. Er giebt die Kampfsatire, ist ein tüchtiger Könner, aber nicht ein ganz Eigener. Auf die Menge wirkt er mehr als Lautrec, weil er ihr im Empfinden näher steht. Doch ist es nöthig, ihn sehr zu schätzen. Er kann eigentlich Alles und ist dabei geschmackvoll wie ein Vollblutfranzose. Seltsam mag es scheinen, daß von Geschmack gesprochen wird, wo es sich um Karikatur, um Verzerrungen handelt. Die Gelegenheit ist gut, sich klar zu machen, was dieses Wort in jedem Fall bedeutet. Geschmack ist der Sinn für den organischen Verband einander nothwendiger und für die Erkenntniß widerstrebender Theile, innerhalb der sinnlichen Welt einer Idee. Das Geschmackvolle bei Steinlen besteht darin, daß die vielen Richtungen der Anschauung einander nie stören, daß er immer nur den gerade nothwendigen Strom einzuschalten weiß. Dieser Vielseitige ist der Mann verblüffender Augenblicksstudien und skizzenhafter Tendenzkompositionen. Zur Hälfte wirken die Illustrationen durch den aggressiven Gedanken; vom satirischen Wochenblatt sind sie nicht zu trennen. Geistig ist der Künstler viel absoluter als Lautrec, demokratisch absolut; und während Dieser mit der Psychologie vollständig auskommt, braucht Jener in manchen Fällen das poetische Symbol. Steinlens Natur nähert sich auch darin der Zolas, während Lautrec mehr dem spirituelleren Balzac verwandt ist. Das eigentlich Psychische in Steinlens Arbeiten ist die Situation, die einzelnen Personen sind gute Typen und als solche auch lebendig dargestellt; der Kern des Konfliktes liegt aber immer außerhalb der Schilderung und die Kenntniß des Nothwendigen wird beim sozialpolitisch Interessirten vorausgesetzt. Dem entspricht es, daß die ornamentale Handschrift nicht sehr persönlich ist, daß die eigensinnigen Züge der Originalität fehlen; der politisch Radikale ist als Artist konservativ, ist ein Akademiker in der Blouse.

Die deutschen satirischen Zeichner haben ihr Bestes von den Franzosen

Digitized by Google

gelernt. Nur Thomas Theodor Heine ist eine Persönlichkeit, die aus allen möglichen Bestandtheilen ein Ganzes zu machen gewußt hat. In ihm spürt man das vollkommene Gleichgewicht von sittlichem Eifer und geistvoller Skepsis, woraus die Satire entsteht. Was er verhöhnt, ist des Hohnes würdig und er weiß so zu treffen, daß der innerste Punkt ohne unnöthige Roheit gezeigt wird. Im Gegensatz zu anderen Zeichnern, wie Bruno Paul und Wilke, die vom Modell ausgehen und mit ihm anthropologischen Ulk treiben, leitet ihn die Idee. Jenen kommt der Gedanke als etwas Sekundäres; eine körperliche Mißbildung, die freilich oft sozial begründet ist, regt sie an, das Animalische im Menschen zu erkennen, und dann öffnet sich das weite Gebiet der Gegensätze von Sein und Schein. Heine aber wird von einem sittlichen Willen geführt. Ein untrügbares Auge für die Erscheinung bedient seine Absichen, so daß jene unlösliche Wechselwirkung des Objektiven und Subjektiven eintritt, die ein Kunstwerk organisch erscheinen läßt. Er giebt Typen, Inkarnationen sozialer Lebensformen, nothwendige Zuchtprodukte der Zeit. Indem er seelische Krüppel als fanatische Vertreter ihrer besonderen, scharf umgrenzten Welt agiren läßt, schafft er durch kluge dramatische Gegensätze die Reibung, woraus die Flamme des Witzes emporschlägt, das Lächerliche, wofür es keine befreiende humoristische Lösung giebt: die Satire. Die Suggestion gelingt diesem israelitisch spekulativen Künstler, weil seine Kunstmittel vom grellsten Naturalismus bis zum Ornament reichen und immer der Idee angepaßt werden. So meistert er den Stil der Idee. Dieser Stil entspringt aber nicht dem Temperament — die Naturstudien beweisen es —, sondern mehr der Ueberlegung; und so kommt es, daß die Absicht nie verdeckt werden kann, daß die Handschrift unpersönlich bleibt, trotzdem die ganze Art der Produktion so sehr persönlich ist. In einer Zeit, wo jede Empfindung tendenziös gefärbt ist, merkt man diesen Mangel nicht leicht; sonst würde man deutlicher sehen, daß Heine dem Leben im Innersten etwas theilnahmlos gegenüber steht, mehr Künstlerintelligenz als Künstlertemperament ist. Er schreibt, wie er will, nicht, wie er muß, und bestätigt damit, daß ganz tiefe Naturen nie Berufssatiriker sein können.

Manchmal unterjocht eins der Elemente, die in der graphischen Kunst wirken, das andere. Das Handschriftliche wird dann entweder Selbstzweck, reines dekoratives Ornament oder es verkümmert unter der Herrschaft des Begrifflichen. In den übrigens nicht eben guten Zeichnungen von Marcus Behmer, Christoph und den viel werthvolleren Arbeiten des schrulligen Strathmann ist der Gedanke Nebensache; im Wesentlichen herrscht eine mehr oder minder geistvolle Ornamentspielerei und die dekorative Groteske. Beispiele rein begrifflicher Graphik bietet Kubin, der in der Ausstellung nicht vertreten ist, aber eben ein Mappenwerk herausgegeben hat. Dieser junge, merkwürdig

frühreife Phantast denkt sich seine grausen Situationen bei der Lecture, im Bett und überall, nur nicht in der Anschauung aus. Das Resultat ist, daß man sich viel verspricht, wenn die Motion literarisch beschrieben worden, und nachher vor manchen Zeichnungen enttäuscht ist. Lernt Kubin erst einmal zehn Jahre das Handwerk, so kann er sicher Hervorragendes leisten; dann wird sich auch die jetzt ungesunde Phantastik von selbst poetisch erhöhen.

Ein Gegenpol zu solcher Art ist Liebermann, der in anderer Weise des Guten fast zu viel thut. Er versucht, reine, objektive Anschauung zu geben und die Grenzen des graphisch Möglichen nach einer Seite zu erweitern. Auf kleinem Raum notirt er impressionistische Landschaftstimmungen, arbeitet nur mit Lichtwerthen und setzt in der Zeichnung so seine Malerei fort. Das charakterisirt auch diese Malerei, in der die Farben immer mehr Licht- als Tonvaleurs sind. Wo ein Naturbild im Wesentlichen auf Hell und Dunkel gestimmt ist, gelingt die Nachschrift mit dem Kreidestift; wo aber die Farbe Stimmungfaktor ist, wird die Uebersetzung des Vielfarbigen ins Einfarbige immer Experiment bleiben. Komplementäre Farben, die flimmernd auf gleicher Höhe stehen und eben dadurch charakteristisch sind, müssen bei der Uebertragung ins Graphische unterschieden werden und Das kann nur so geschehen, daß die logisch wichtigere betont wird. Damit ist die rein impressionistische Anschauung aufgehoben oder doch mit der begrifflichen vermischt. Der Pinsel giebt den Gegenstand in der Atmosphäre des Lebens; der Stift schildert ihn im luftleeren Raum des Begriffes. Die Farbe betont die Stimmung und setzt damit die Dinge an zweite Stelle; im Graphischen wird dagegen Alles absoluter. Die Malerei verklärt, das Zeichnen erklärt. Nur das ornamental Handschriftliche übernimmt in der Graphik einige Funktionen der Farbe, indem es die zur Kunstwirkung so nöthige Relativität herstellt, die unendliche Perspektive schafft. Liebermanns malerische Art ist nur im Landschaftlichen erfolgreich und er wendet sie auch nur hier konsequent an. Seine kleinen Zeichnungen sind zum Theil von großer Eindringlichkeit. Die Vorzüge seiner Bilder wiederholen sich: schöne Raumempfindung, gute Anordnung und feinster Sinn für Tonwerthe. Aber die Blätter sind ungleichwerthig und der Zufall spielt eine gewisse Rolle; denn über das Gelingen entscheidet eine Nuance. Die Umwerthung der Farbe in Licht ist oft Resultat des Probirens. Kleinere Zeichner leiten ja aus technischen Ergebnissen ganze Stimmungen ab; ein körniges Papier, ein weicher Stift: und der so entstehende Ton ruft Erwägungen hervor, was man damit wohl machen könne. So arbeitet Liebermann natürlich nicht. Aber ganz herrschend steht er auch nicht über diesen Zeichnungen. Einige Blätter sind wundervoll, andere müssen als mißlungen bezeichnet werden; kaum spürt man darin noch die Absicht. Interessant ist es, wie die Betrachtung von den Zeichnungen zu den farbigen Pastellskizzen

Digitized by Google

hinübergleitet, fast ohne daß man sich Dessen bewußt wird; ein prinzipieller Wechsel der Darstellung ist nicht merkbar. Hierin offenbaren sich die Grenzen dieser prägnanten Begabung, denn die höchste Stufe ist es nicht, wenn ein Künstler in verschiedenen Techniken das Selbe will. Liebermann ist ein eminenter Maler, doch er ist es auch als Zeichner; Klinger ist ein vollkommener Zeichner, doch bleibt ers auch als Maler. Man betrachte dagegen Rembrandt. Der war in jeder Technik ein Anderer; als Maler erschöpfte er die Mittel der Malerei, als Zeichner die der graphischen Kunst.

Wie sehr Rembrandt einer Gruppe moderner Maler Erzieher geworden ist, sieht man in dieser Ausstellung. Liebermann ist von ihm abzuleiten, Israels ein Enkel, Zorn, als Radirer, sein Doppelgänger und auch vor den Zeichnungen Whistlers denkt man an diese Universalnatur, die auch, wie die Köpfe unseres Portraitkabinets, den inneren Reichthum physiognomisch nach außen spiegelte. Als Jüngling war er schön wie Raffael, als Mann herb charaktervoll wie Michelangelo und als Greis zeigte er große Goethezüge. Von den genannten Künstlern vertritt jeder einen Zug der Rembrandtnatur. Israels ist ganz vollgesogen mit Tradition; daneben etwas weichlich, sogar etwas illustrativ genrehaft. Zorn wirkt als Radirer fast wie der auferstandene Meister. Seine Kraft der Auffassung, Energie der malerischen Disposition, Behandlung der Materie, freie Kraft der Technik: das Alles ist vollendet. Man dürfte von Offenbarungen reden, wenn diese Arbeiten ohne Rembrandt möglich gewesen wären. Auch so sind es Dokumente hoher Künstlerschaft. Was Zorn von dem Niederländer, hat Whistler von allen Meistern jener Zeit gelernt. Er hat Kultur. Eine Kultur, die nicht über den Bildersaal, über den Freundeskreis hinaus zu wirken vermag, innerhalb dieser Zirkel aber eine höhere Lebensform illustrirt. Die „Frau mit dem Schleier" enthält den ganzen Ludwig von Hofmann — den Zeichner — und dann noch Etwas, das Hofmann nie haben wird.

Das alte Künstlergeschlecht stirbt langsam aus. Der Nachwuchs kann den Verlust nicht ersetzen. Die Ausstellung zeigt ein beachtenswerthes Niveau des mittleren Könnens; Arbeiten von Baum, Corinth, Georgi, Hübner, Leistikow, geben eine vortreffliche Meinung von den Erziehungresultaten der Sezessionschulen. Aber für Persönlichkeiten, die, von der Tendenz befreit, die Welt von vielen Seiten zu begreifen wissen, ist der Boden der Zeit ungünstig. Wie Jene sich auf Rembrandt stützen, beziehen sich viele der Neueren auf Manet. Und so weit, wie das intensive Handwerksgenie des Franzosen von der Poetenkraft Rembrandts überragt wird, bleiben auch die Schüler moderner Tendenzen — seien es nun impressionistische oder stilistische — hinter den besonnenen Epigonen des großen Renaissancekünstlers zurück.

Friedenau. Karl Scheffler.

*

Digitized by Google

Auf dem Athos.

Seit bald acht Tagen hause ich nun bei den Griechen und fühle mich da sehr wohl. So sehr uns die Frömmigkeit, der Ernst und der Thatendrang der Russen imponiren: auf die Dauer ist es unbehaglich, sein Fleisch mit viel Pflanzenkost und wenig Fisch kreuzigen zu müssen. Ich habe die Sehnsucht der durch die Wüste pilgernden Söhne Israels nach den Fleischtöpfen Egyptens begreifen lernen. Diese meine Sehnsucht wurde denn auch in Zwiron gestillt.

Am achtundzwanzigsten August ritten wir von Panteleïmon ab; ein entzückender Ritt über den Kamm des Gebirges, erst mit dem Blick auf das Westmeer, dann, als wir einen Urwald prachtvollster Steineichen hinter uns hatten, mit der Aussicht auf das Ostmeer und die Inseln Thasos und Lemnos. Nach zwei Stunden langten wir in Karyaes an, dem Centrum des Athos: hier residirt der türkische Kaïmaham; hier ist auch das Konaki, der Sitz der mönchischen Centralregirung. Jedes der zwanzig Klöster entsendet hierher einen Deputirten, der in einem dem betreffenden Kloster gehörigen, meist sehr ansehnlichen Hause wohnt. Diese Zwanzig bilden den Rath und entscheiden alle gemeinsamen Angelegenheiten. Dorthin hatte ich zu gehen, um das Empfehlungschreiben des Patriarchen abzuliefern und dafür ein Rundschreiben einzutauschen, das mir die Thore und Bibliotheken aller Klöster öffnen sollte. Da ich am Abend eines Festtages ankam, mußte ich diesen Besuch auf den folgenden Tag versparen. Wir stiegen in der geradezu musterhaft eingerichteten Skiti des Heiligen Andreas ab. Der ehrwürdige Stellvertreter des Abtes erklärte mir alle Bilder des stattlichen Empfangssalons und wies darauf hin, daß sie die Bilder von Sadi Carnot, Casimir-Perier, Felix Faure und Cambon, nicht aber das des Deutschen Kaisers besitzen. Ich mache sonst nicht in Chauvinismus Aber hier erforderten die Umstände gebieterisch eine Ausnahme. So erklärte ich denn, daß es mir eine Ehre sein werde, der Skiti das Bild unseres Kaisers zu schenken.

Am folgenden Nachmittag wurde ich zur Audienz vor das Protaton beschieden. Da ich aus Erfahrung weiß, daß die Kanadier es uns hoch anrechnen, wenn wir auch ihnen gegenüber Europens übertünchte Höflichkeit hervorkehren, erschien ich in Frack und Orden, was sowohl im Menschengewühl des Bazars -- an die Panigiris schließt sich ein achttägiger Jahrmarkt — wie im Konak selbst den richtigen Effekt machte. Am Thor des Konak halten zwei prachtvoll gewachsene Albanesen in der Fustanella Wacht und weisen uns eine höchst gebrechliche Hühnerleiter hinauf nach dem recht bescheidene ausgestatteten Centralbureau der Athosregirung. Ich begann meine Rede an den Protos (Präsidenten) P. Sophronios von Zwiron genau nach der Vorschrift der Kanzleiordnung des Patriarchen Neilos vom Jahr 1383: „Hochwohlehrwürdiger Protos des göttlichen und heilignamigen Berges Athos! Ich empfing aus den heiligen und ehrwürdigen Händen unseres allerheiligsten Gebieters, des ökumenischen Patriarchen, den Empfehlungbrief, den ich hiermit Eurer Heiligkeit überliefere." Doch weiter ließ mich der gute Protos nicht kommen; er mochte dunkel ahnen, daß er dann auch in wohlgesetzter Rede antworten müsse. Das wollte er offenbar nicht. „Bitte, setzen Sie sich", war Alles, was er vorbrachte. Und nun wurde in aller Gemüthlichkeit bei Kaffee, Glyko und Cigaretten die Sache erledigt und mir der

Digitized by Google

Empfehlungbrief für den nächsten Morgen versprochen. Dann machte ich den Anstandsbesuch beim Kaïmaham, einem feingebildeten jungen Türken aus Saloniki, der sehr geläufig französisch und griechisch spricht.

Wir stehen schon unter Klosterzucht. Das ist für mich sehr nöthig. Bei allem Eifer, mich anzupassen und namentlich jedes Skandalon zu vermeiden, begehe ich doch täglich unbewußt tausend Sünden. Da ich an einiger Zerstreutheit leide, passirt es mir öfter während der Arbeit, daß ich pfeife. Dann stürzte regelmäßig der gute Andronik in Panteleïmon mit gerungenen Händen ins Zimmer, um mir zu bemerken, daß Pfeifen im geheiligten Klosterfrieden streng verboten sei. Einmal wohnte ich mit auf dem Rücken gekreuzten Händen dem Gottesdienst in der unteren Kirche des Russikon bei Da kam ein schmutziger Rasophore mit verwildertem Bart auf mich zu und sagte: „In der Kirche faltet man die Hände auf der Brust und hält sie nicht auf dem Rücken." Dann wieder ging ich rauchend durch den Klosterhof und zog mir von einem armen Bettelmönch einen Verweis zu. Die Hieropresbyteri sind viel gebildeter und darum auch toleranter; aber es hat keinen Zweck, diese einfachen und, wenn auch beschränkten, doch aufrichtig frommen Leute zu ärgern, und so befleißigte ich mich nach Kräften mönchischer Ehrbarkeit. Aber auch die toleranten Patres von Sankt Andreas nahmen an uns Aergerniß. Sie fanden, daß wir die Welt doch recht lieb hätten, dieweil wir mit so viel Gepäck reisten, und sagten, wir sollten uns einrichten, daß zwei Maulthiere dafür genügten. So mußte denn mein guter Jannis den ganzen Morgen umpacken und drei Thiere zurücklassen, um den Vorschriften der frommen Väter zu genügen.

Nachmittags ritten wir am Meer entlang durch schönen Wald und wohlgepflegte Olivenhaine nach Iwiron, dem Libererkloster. Zwischen Wein- und Oelgärten ragt es wie eine Festung empor. Im Hintergrund sieht man die reich bewaldeten Bergrücken des Athos. Treten wir durch den geräumigen Thoreingang in den Hof, so trifft unser erster Blick ein schönes Brunnenhaus und die alterthümliche Kirche, deren Thurm die Bibliothekschätze birgt. In der Vorhalle der Kirche sind die Bilder der Kaiser Nikephoros und Romanos, Alexis des Komnenen und seiner Gattin Irene und anderer Wohlthäter des Klosters an die Langwand gemalt. Außerdem schmücken die Wände apokalyptische Darstellungen, die aber einen verdächtig abendländischen Eindruck machen und nach europäischen Holzschnitten angefertigt scheinen. Die Jahreszahlen 1794 und 1888 (der Erneuerung) sprechen deutlich genug. Im Innern der Kirche aber, vor ihren reich geschmückten Reliquienaltären, empfängt uns byzantinischer Ernst; in der Mitte der Kuppel der strenge Christustypus, umgeben von Aposteln und Evangelisten. Ich wohnte Sonntag der Morgenliturgie bei. Der Gottesdienst ist nicht, wie bei den Russen, durch herrlichen Gesang verschönt; dafür hat aber der Westeuropäer wenigstens den Genuß, mit vollem Verständniß dem Gang der Heiligen Handlung folgen zu können. Eigenthümlich ist, daß zum Schluß die Diakonen die Kerzen mit Pfauenwedeln löschen; gewiß ein uralter Brauch.

Iwiron ist eins der ältesten Klöster der Halbinsel. 961 gründete Athanasios die Heilige Lawra und 1030 wurde der Grundstein zum Ibererkloster gelegt. Johannes Tornikios, der berühmte byzantinische General, war der Gründer und Wohlthäter des Gotteshauses, das ursprünglich nur von iberischen

Digitized by Google

(georgischen) Mönchen bewohnt war. 1259 wurde es durch fränkische Seeräuber arg ausgeplündert, später noch einmal durch die wüsten spanischen Katalanen. In diesen schlimmen Zeiten verminderte sich die Zahl der georgischen Mönche. Griechen traten an ihre Stelle. Um 1350 verordnete der ökumenische Patriarch Kallistos, „daß die Kirche des Gotteshauses der Iberer von griechischen Mönchen besetzt werden solle, die nicht nur an Zahl die Iberer überträfen, sondern auch in allen geistlichen Werken zehntausendfach den Iberern überlegen seien und wohl vermöchten, die den Mönchen geziemende Wohlanständigkeit und Sittsamkeit im Kloster durchzuführen." Wenige Plätze wurden den Iberern, den rechtmäßigen Herren, reservirt. Heute ist das Kloster ganz griechisch. Nur in einer hundert Schritt entfernten armsäligen Skiti hausen noch ein paar Georgier. Aber die 550 Jahre alte Gewaltthat ist unvergessen. Mein Agogiate, ein schlichter Bulgare, den die erste Cigarre seines Lebens gesprächig machte, theilte mir mit, daß das Kloster eigentlich den Grusiniern gehöre und daß die schlauen Griechen sich nur eingeschlichen hätten. So zäh leben im Orient die Traditionen fort.

Häufig erhalte ich Besuch von den Papades; dann rauchen wir und trinken Chokolade, die Jannis höchst kunstfertig braut. Unsere Gespräche drehen sich nicht etwa um die Frage nach dem Ausgang der dritten Person der Gottheit aus dem Vater oder aus dem Vater und Sohn zugleich. Noch weniger unterhalten wir uns über unser Sündenelend oder unseren Gnadenstand, sondern über das Verhältniß der Griechen und Russen, über die Stellung der freien zu den türkischen Griechen auf dem Athos, über die deutschen Universitäten u. s. w. Unsere freien Hochschuleinrichtungen, namentlich die Sitte, daß der Wahl der Professoren durch die Regirung ein Dreiervorschlag des Kollegiums vorangeht, finden das höchste Lob der Mönche. Dafür haben die Zwiriten Verständniß. Zwiron gehört nämlich zu den idiorrhythmischen Klöstern. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vollzog sich in vielen Athosklöstern eine höchst wohlthätige Reaktion. Sie hatten das ewige Fasten und die überstrenge Zucht unter einem despotischen Igumen satt und konstituirten sich als Mönchrepubliken. Sie wählen jährlich einen oder zwei Epitropi (Vorstände), die eigentlich nur die finanziellen Angelegenheiten besorgen. Jeder Mönch lebt für sich auf seine Kosten und erhält eine bestimmte Summe vom Kloster, außerdem Brot und Wein geliefert. Man fastet nur Mittwoch und Freitag; sonst ißt man Fleisch. Gerade die reichsten und wichtigsten Klöster haben diese freiere Verfassung. Und Zwiron ist ein reiches Kloster. Der ganze Zuschnitt des Lebens verräth die Behaglichkeit des wohlsituirten Mannes. „Hier laßt uns Hütten bauen!" Wäre ich nicht verheirathet: was hielte mich ab, meine Bibliothek von Jena nach Zwiron zu befördern und hier meinen Lebensabend zuzubringen?

Von Zwiron gings nach Lawra. Was ich mir gedacht hatte, wurde bestätigt: wenn man ein Kloster kennen gelernt hat, kennt man so ziemlich alle. Die Fahrt mit der Barke war sehr unterhaltsam. Ich bin mit Schiffern fast aller europäischen Nationen gefahren; aber drei Mönche als Bootsleute: Das war mir ein neues Schauspiel. Und welche Seetüchtigkeit und Geschicklichkeit im Segeln und Rudern entwickelten diese geistlichen Matrosen! Da müssen meine guten Freunde vom Goldenen Horn sich beschämt zurückziehen. In der Lawra glaubt man, in die Kreuzfahrerzeit und unter die Komnenen zurückversetzt

Digitized by Google

zu sein. Am zweiten Eingangsthor sehen wir die lebensgroßen Bilder der Kaiser Nikephoros Phokas und Johannes Tzimiskes, der großen Donatoren der Lawra. Drinnen ist Alles alterthümlich. Die Gebäude sind byzantinisch. In die Fremdenwohnungen steigen wir durch eine offene, von Bogen getragene Halle empor, die sich nach dem Hofe öffnet. Große Pritschen sind hier angebracht, auf denen, in Decken eingehüllt, arme Reisende übernachten. Solche Bogengänge mit hölzernen Pritschen, auf die man im Winter Matten und Decken legte, hatte Erzbischof Johannes der Mitleidige von Alexandrien im Kaesarion errichtet. Heute lebt hier der uralte Brauch noch fort. Kirche und Kapellen sind mit den Bildern ernster byzantinischen Heiligen geschmückt. In der Vorhalle der Kirche sind die sieben ökumenischen Konzilien abgebildet, sehr caesaropapistisch. In der Mitte thront, von der Taube des Heiligen Geistes überschattet, der Kaiser in höchsteigener Person, beim siebenten Konzil Irene mit dem kleinen Konstantin, links und rechts vom Kaiserthron sitzen die Prälaten; im Vordergrunde stehen ein paar unglückliche Ketzer oder man verbrennt häretische Bücher auf einem Rost. Beim fünften Konzil blicken wir in den Höllenschlund und sehen dort, nackt und gefesselt, den „wahnschaffenen" Origenes. Die Bilder sind so ganz von gouvernementalem Geist eingegeben, daß selbst auf dem dritten Konzil zu Ephesus Kaiser Theodosius persönlich präsidirt, während in Wirklichkeit Erzbischof Cyrill von Alexandrien etwas brüsk den Vorsitz führte. Der Kaiser dagegen saß höchst mißvergnügt in Konstantinopel, rang die Hände und jammerte thatenlos über diese ewigen kirchlichen Aufregungen, — ungefähr wie unsere heutigen Bureaukraten.

Den größten Gegensatz zu dem ganz mittelalterlichen Lawrakloster bietet das hochelegante moderne Batopaedi inmitten seiner reichen Oel- und Nußplantagen; es ist ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Prachtbau. Eine Viertelstunde davon sehen wir die Ruinen von Eugenios Bulgaris Schule, des edeln Hellenen, der so eifrig an der Wiedergeburt seiner Nation gearbeitet hat und als russischer Erzbischof von Cherson starb. Er wollte den Athos zum Mittelpunkt der griechischen Bildung machen, fand aber nur schnöden Undank. Die Mönche wollten weder Schule noch Bildung. In Schaaren eilten sie herbei, zerstörten den Bau und rissen das Dach ein; noch jetzt sind die Reste ein trauriges Denkmal pfäffischer Dummheit und mönchischer Bornirtheit.

Alle vornehmen Klöster sind idiorrhythma. Das heißt: sie haben keinen Abt, sondern wählen alle drei Jahre einen fünf- bis zehngliedrigen Vorstand (Epitropi), der die ökonomischen Geschäfte besorgt. Jeder Mönch lebt auf eigne Faust, kocht selbst und besorgt seine Angelegenheiten. Von der Klostergemeinschaft erhält er Wein, Käse, Gemüse und Brot, außerdem jährlich 300 Piaster (57 Francs): davon muß er seine Bedürfnisse an Kaffee, Tabak, Kleidung u. s. w. bestreiten. Gelegenheit zur Ueppigkeit ist da nicht gegeben. Mir scheint diese Idiorrhythmie eine gesunde Reaktion des altrepublikanischen hellenischen Geistes gegen das Autokratenthum der Oberäbte oder Igumene. Die Gründer des Mönchthums sind Antonius, ein egypthischer Pharaonenknecht, und Basilius von Caesarea, ein Abkömmling des asiatischen Bedientenvolkes der Kappadozier. Ihre orientalischen Despotenbegriffe verpflanzten sie in die Kirche und den autokratisch regirten Russen sind sie kongenial. Doch der griechische Freiheitsinn empörte

Digitized by Google

sich gegen dieses asiatische Despotensystem und schuf die republikanische Organisation der Idiorrhythmie. Der althellenische Bürger lebt überhaupt noch heute im Mönch fort. Wie einst Athener und Lakedämonier so lange mit einander stritten, bis sie den Makedoniern den Weg bereitet hatten, so streiten sich auch heute in den Athosklöstern freie Griechen und Söhne der Türkei. Der tertius gaudens ist der Russe. Doch auch die schönen Seiten des hellenischen Mikrokosmos leben im Mönchthum fort. An einem Brunnen der Lawra steht die Inschrift: „Dieses Wasser wurde auf Kosten des hochheiligen Mönches und ehrwürdigen Greises Herrn Matthaeos nach der großen Lawra geführt 1801, am zwanzigsten Mai." Zu einer Zeit also, wo unsere biederen Vorfahren noch mit Begeisterung das verseuchte und vergiftete Getränk ihrer Stadtbrunnen tranken, sorgte dieser Mönch schon für eine vorzügliche Wasserleitung. Kein Weib darf den Heiligen Berg betreten. Dieses Gesetz erstreckt sich auch auf das Thierreich. Es ist keine Erfindung der Athosmönche. Das hochberühmte Kloster Studion in Konstantinopel, dessen Anregungen die ersten Athoniten viel verdankten, hatte diesen Grundsatz durchgeführt. Der Transport wird auf dem ganzen Athos durch Hengste und männliche Maulthiere besorgt. Sehr zahlreich und zahm, weil nie von Kindern und unnützen Schlingeln verfolgt, sind die wohlgenährten Klosterkater, die zu meiner Verwunderung im August sich zahlreichen Nachwuchses erfreuten. Die frommen Väter versicherten hoch und theuer, diese Jungen würden alle von den Tschifliks importirt, während ein französischer Mineningenieur behauptete, er habe sich unwiderleglich von der Existenz weiblicher Katzen auf dem Heiligen Berg überzeugt. Allah weiß die Wahrheit.

Zahlreich sind die Taubenschläge. Da hilft kein noch so strenges Klostergesetz. Ueber die Vögel haben die Väter keine Macht. Nur Hühner werden nicht geduldet, aber der Hahngockel wird in Massen importirt, um nach seinem Tode den schwachen Magen der geistlichen Herren zu stärken.

In den alten Gesetzen und Vorschriftbüchern der Klöster wird streng verboten, daß ein bartloser Jüngling die Klöster betrete. Die Unschuld eines protestantischen Geistlichen vermuthete, man habe manchmal verkleidete Mädchen einzuschmuggeln versucht. Natürlich sollten homosexuelle Verhältnisse verhindert werden. Heute verkehren und übernachten ganz harmlos viele sehr jugendliche Agogiaten in den Klöstern. Ich kann darin nur einen entschiedenen Fortschritt der Sittlichkeit erkennen. Solche Maßregeln asiatischen Mißtrauens sind eben unnöthig geworden. Jeder Kenner Griechenlands und der Türkei weiß, daß der sittliche Zustand der Griechen in sexueller Hinsicht jetzt sehr gut ist, besser als in Deutschland oder Frankreich. Ich rede natürlich von dem Landvolke und den Bewohnern der dem Weltverkehr entrückten Landestheile. In den großen Seestädten lebt das selbe Gesindel wie überall. Frömmigkeit scheinen die griechischen Mönche nicht gerade im Uebermaß zu besitzen. Der Russe erscheint uns oft fanatisch: aber er ist ganz erfüllt von seinem heiligen Beruf. Beim Hellenen ist es mehr ein äußeres Gewand. Er bleibt ein Weltmensch und interessirt sich nur für weltliche, nicht für geistliche Dinge. Die Unterhaltung dreht sich um Politik, um den Unterschied zwischen dem hiesigen und dem deutschen Weinbau und ähnliche Gegenstände. Mit besonderer Andacht werden Besitz- und Geldverhältnisse erörtert. Auch der Mönch fragt bei allen Dingen immer nach dem

Digitized by Google

Preise. Und entsetzlich viel wurde ich über alle neuen Erfindungen: Röntgenstrahlen, Marconis drahtlose Telegraphie u. s. w. gefragt, bis ich einem besonders fraglustigen Smyrnioten einst rund erklärte, mein Fach sei: Tote Griechen und verschimmelte, von Würmern zerfressene Handschriften; die erhabenen Erfindungen unseres Jahrhunderts vermöchte ich nicht so sauber zu erklären; auch seien sie mir so gleichgiltig wie ein Nelkenstock. Er fand diese Bemerkung etwas roh und ungebildet, ließ mich aber seitdem mit seinem physikalischen Examinatorium in Ruhe. Einmal jedoch schüttete mir ein mir besonders anhänglicher junger Triphylier sein Herz aus. Er hatte Gewissensbedenken. „Die Hieromonachen essen abends Fleisch und halten morgens die Liturgie. Was sagen Sie dazu?" Ich erwiderte kalt, es sei sehr vernünftig, daß die alten Mönche sich nicht durch übermäßiges Fasten zu Grunde richteten. Auch Paulus schreibe an Timotheus, er wolle wegen seines schwachen Magens Wein trinken. Christus habe nie verlangt, daß man, um ein Gebot Gottes zu erfüllen, seinen Körper zerstöre. Mein Adept schien von meinem Gutachten nur halb befriedigt.

Im Ganzen sind und bleiben die Griechen aber auch im Mönchsgewand eine profane Nation, und wenn sie auch heute große Energie gegenüber dem russischen Ansturm entfalten: auf die Dauer werden sie schwerlich im Kampf gegen diese jugendfrische, sieghaft vordringende Nation ihre Stellung behaupten können. Sie fühlen es selbst und seufzen.

Berg Athos. Professor Dr. D. Heinrich Gelzer.



Weibliche Erotik.

Seit die Frauen angefangen haben, auch in der Liebe selbständig zu empfinden, sind sie sich der tiefen Tragik im Verhältniß der Geschlechter immer bewußter geworden. Und Keiner sollte lächeln über die ernsten, heißen, verzweifelten Bemühungen der Frauen, diese Tragik in Freude zu verwandeln, — wenigstens Keiner, der die Liebe in all ihren tausendfachen Verkleidungen als eine starke Macht im Leben anerkennt, der weder roh noch philiströs von ihr denkt. Gewiß: es ist nicht unser „Verdienst", daß unser Frauenbegriff von Liebe so viel tiefer und ernster, so viel durchseelter und harmonischer ist als der des Mannes. Und es ist gewiß nicht die „Schuld" des Mannes, daß der seine so viel derber und einfacher, so viel gröber und mehr auf augenblicklichen Genuß beschränkt ist. Wenn wir durchaus einen „Schuldigen" brauchen, so müßte es die Natur selbst sein, die eben die zwei Geschlechter mit ihren verschiedenen Geschlechtsaufgaben schuf. „Geht, Ihr seid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder unter dem Herzen, — und so tragen die Treue wir auch. Aber Ihr Männer, Ihr schüttet mit Eurer Kraft und Begierde auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus." Diese alte Klage der Römischen Elegien ist die Klage der Frau überhaupt. Sie ist gewiß hörbar gewesen, so lange ein Mann und eine Frau in Liebe und um Liebe mit einander kämpften und rangen. Der Unterschied ist heute nur, daß in der Frau die Hoffnung erwacht ist, ihre vertiefte Auffassung der Liebe auch dem Manne suggeriren zu können. Die Erfüllung

Digitized by Google

dieser Hoffnung würde die Freude und das Glück der Frau nicht nur, sondern in eben so hohem Grade das des Mannes und nicht in letzter Linie das der Kinder erhöhen. Mir scheint, wenn dieses Ziel erreicht werden könnte, wäre etwas viel Wesentlicheres, Dauernderes gewonnen als mit allen äußeren Reformen, so nothwendig sie auch sein mögen. Doch freilich: solche seelischen Beeinflussungen und Veränderungen gehen unendlich viel langsamer und mühsäliger vor sich, erfordern weit mehr Geduld und Beharren als die Einführung eines neuen, die Abschaffung eines veralteten Gesetzes. Und doch wird die Entwickelung in dieser Richtung vorwärts führen. Nicht darin, daß die Frau alles Das thun lernt, was bisher der Mann sich allein vorbehielt an intellektueller Leistung, nicht darin, daß sie versteht, durch eigene Arbeit sich pekuniäre Unabhängigkeit zu schaffen, liegt am letzten Ende die wahre Befreiung. Das sind Vorstufen, — nothwendige Vorstufen; aber es wäre trostlos, wenn wir nie darüber hinaus gelangen sollten. In Bezug auf intellektuelle Leistungen, auf pekuniäre Unabhängigkeit können wir dem Mann vielleicht mit der Zeit gleichkommen, schwerlich ihn übertreffen. Aber auf dem Gebiet des verfeinerten Seelenlebens, des geschärfteren Verantwortungsgefühles als Frau und Mutter hat die Frau ihr Eigenstes zu geben, einen werthvollen Kultureinsatz, den der Mann nie so geben kann. In der Wechselwirkung der Geschlechter auf einander mit dem Besten, was jedes zu geben vermag, ruht die Steigerung und Bereicherung unseres Lebens, unserer Kultur. Nur ganz rohe und plumpe Menschen können es daher einfach als eine „Lächerlichkeit" abthun, wenn die Frau versuchen möchte, den Mann die Liebe in ihrem Sinn zu lehren. Es kommt nur darauf an, daß diese Lehrmeisterinnen immer Liebende bleiben und nicht zu streitsüchtigen, rechthaberischen Gouvernanten werden, daß sie immer mehr Frauen als Richtende sind. Bei uns Frauen liegt, in Folge einer anderen physiologischen Veranlagung und einer Erziehung, die bei der Frau Sinne nicht kannte, die Gefahr nah, daß wir allzu sehr nur in luftige Höhen bauen, in begeisterten Schwärmereien den physischen Grund, auf dem wir stehen, unterschätzen. So haben wir nun erst, mit erwachender Erkenntniß, die Sinne als ein neues Gebiet aufzunehmen und mit unseren idealistischen Träumereien zu verschmelzen. Während umgekehrt für den Mann Liebe mit Sinnlichkeit fast identisch ist, so daß ihm jede Durchseelung, Vergeistigung der Sinnlichkeit leicht als unmännliche Schwärmerei und Ueberspanntheit erscheint. Die Geschichte fast jeder Liebe und Ehe wird von diesem schmerzlichen Zusammenstoß zweier entgegengesetzten Empfindungen zu erzählen haben; und glücklich nenne ich alle Ehebündnisse, wo der Mann noch fähig und willens ist, von der Frau seiner Wahl „lieben zu lernen". Aber wie wenige Männer besitzen Geduld und Einsicht, besitzen schon „Seele" genug dazu! Daß sie sich so selbst um einen werthvollen Theil des Lebens, um ein köstliches, auserlesenes Glück betrügen, ahnen sie nicht. So bleiben denn viele kostbare Dinge ungenossen, Glücksmöglichkeiten, unverwirklicht, wie sie uns jetzt — am Ende einer langen Entwickelungreihe, einer hohen seelischen Kultur, wo uns die „Natur" nicht mehr etwas Niedriges und Verächtliches scheint — in vorher ungeahnter Weise zu Gebot stehen. Und nur die Frauen wissen Etwas von diesen Glücksmöglichkeiten, an denen der Mann in kurzsichtigem Augenblicksgenuß noch stumpf und ahnungslos vorübergeht. So gilt denn gerade für die reichsten, tiefsten Frauenseelen heute oft das bittere Wort der „Corinna", das zugleich das Resultat von Frau von Staëls eigener

Digitized by Google

Lebenserfahrung ist: „Von allen meinen Fähigkeiten ist die des Schmerzes die einzige, die ich ganz erschöpft habe."

Wer aber nicht schon am Ende seines Lebens und Wirkens angelangt ist, um mit schmerzlicher Entsagung auf das Vergangene zurückzublicken, wer Jugend und Kraft genug in sich spürt, für Gegenwart und Zukunft zu wirken, Der legt nicht trauernd die Hände in den Schoß. Da wird im Gegentheil das Bewußtsein dieser unverwirklichten Schönheiten, die das Leben zu bieten hätte und noch zu bieten hat, ein Ansporn sein zu heißerem Bemühen um deren Verwirklichung. Und wir freuen uns jeder Mithilfe zu dieser Lebenserhöhung und Verfeinerung. Daß da freilich auch oft Versuche mit untauglichen Mitteln gemacht werden, ist leicht zu begreifen. So muß man wohl auch die Bücher bezeichnen, die als „Vera-Literatur" Aufsehen erregt haben. „Vera" selbst hat schon die neunte Auflage erreicht. Man mag die Heldin des Tagebuches, die sich das Leben nimmt, weil sie die „Vergangenheit" ihres Verlobten nicht zu ertragen vermag, ein überspanntes Wesen nennen; und von einem Kunstwerk ist gar nicht die Rede. Aber das kleine Buch hat doch das Verdienst, eine der brennendsten Fragen für die Beziehungen der Geschlechter wieder einmal in den Vordergrund des Interesses gerückt zu haben. Wieder; nicht zum ersten Mal. Alle guten und nothwendigen Dinge müssen immer von Neuem hervorgeholt und von einer Persönlichkeit, die sie ganz mit ihrer Empfindung erfüllt, als eine neu erlebte Wahrheit ausgesprochen werden. Wenn also ein künstlerisch unbedeutendes Buch eine so starke Wirkung hervorbringen konnte, so muß doch wohl auch das allgemeine Empfinden reif sein für die Diskussion dieser Frage. Daran vermag auch die thörichte Einmischung vieler Unberufenen nichts zu ändern.

Künstlerisch höher und menschlich reifer ist schon das Jung-Frauenbuch von Grete Meisel-Heß: „Fanny Roth." Da handelt es sich um das Bewußtwerden eines künstlerisch veranlagten Weibes, das durch die Ehe von den „Leiden der Jungfräulichkeit erlöst" wird und damit auch erst die Fähigkeit, als Künstlerin zu schaffen und als Weib zu wählen, gewinnt. Aber da zeigt sich, daß der Mann, den sie liebte, als noch der rothe Nebel vor ihren Augen wogte, nur die Sinnenliebe kennt und in ihr seinen ganzen „Lebensinhalt" sieht, während Fanny nun begreift, daß Das ja nur einen Theil des Lebens und der Liebe bedeutet; so müssen die Beiden von einander gehen. Daß sie die Kraft hat, als ein reifer, verstehender Mensch die Konsequenzen dieser Erkenntniß zu ziehen und sich ein neues Leben aufzubauen: Das ist das Gute, Verheißende an dem Buch.

Nirgends wird vielleicht die Relativität aller Dinge, die Unmöglichkeit, mit ein paar engen Formeln die bunte Fülle des Lebens zu meistern, so klar wie auf diesem persönlichsten menschlichen Gebiet. Die Liebe ist das Inkommensurable, Das, was beständig das Chaos schaffen würde, wenn die Ehe nicht da wäre, „Ordnung" zu schaffen, wie der alte Fontane es nannte. Nur ein Pedant, den selbst nie das heiße, verwirrende Drängen und „Neigen von Herz zu Herzen" durchströmte, könnte sich anmaßen, hier absolute Gesetze, untrügliche Allheilmittel geben zu wollen. Die Schmerzen und Enttäuschungen der Liebe werden wir so wenig aus der Welt schaffen wie die Liebe selbst. Aber wir können die Beziehungen zwischen den Geschlechtern auf eine reichere, tiefere Basis gründen.

Wilmersdorf. Dr. Helene Stöcker.

Digitized by Google

Der leere Schrein.

Nichts Spannenderes weiß ich mir für die trüben Nächte, als durch alterthümliche Stadttheile einem Menschen zu folgen, dessen absonderliches Aussehen oder unheimliches Gehaben in den überfüllten Gassen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Selten versagen mir solche Wesen den Trost, den ich in ihrer Bekanntschaft suche, denn das schwere Leben selbst hat sie zu Dem gemacht, was sie sind; und sei noch so elend: immer wirst Du Menschen finden, die noch um einen Grad elender sind. Darum hefte ich mich gern alten Sonderlingen mit heimlich glühenden Augen und Litaneien vor sich hinmurmelnden Lippen an die Fersen und lasse mich mitschleppen von ihnen, wohin es ihnen beliebt. Ihr Trübsinn nimmt dann den meinen ins Schlepptau; und vorwärts gehts nach wunderlichen Ankerplätzen. Es passirt mir, daß ich eine Stadt abgrase nach solchen Existenzen, denn die kleinste birgt ihrer zwei, drei, und mich anderen Städten zuwende, wenn ich vermuthe, daß keine mehr zu finden sei. Denn hast Du einem Menschen dieser Art sein Geheimniß entlockt, das er mal hütet wie einen heimlichen Schatz, mal offen mit sich herumführt wie sein rechtes Kind, so kannst Du ihn auch wegwerfen wie eine entkernte Nuß, denn viel mehr wirst Du aus ihm nicht schöpfen können.

Gestern begegnete mir ein Mann; und hier will ich berichten, was ich mit ihm erlebt habe. Es war ein kleiner, höflicher Mensch mit grauem, lockigem Haar, das unter einem betrübten Cylinderhut von veralteter Form in wahrhaft gewinnendem Geringel hervorquoll und seinem alten bartlosen Gesicht das Aussehen eines zufriedenen Kindskopfes verlieh; auch sein Gang war leicht und leise wiegend; er hielt die Arme fest an die Seiten gepreßt und die Hände tief in die Taschen des graugrünen Paletots gebohrt; nur die Cigarre zwischen den Zähnen fehlte noch zum Bilde eines in völligem Glücksbewußtsein durch die Stadt schlendernden Philosophen. Die blassen, verkniffenen Lippen aber sprachen dieser Ruhe und Friedlichkeit Hohn; sie preßten sich auf einander, als habe der Mund, zu dem sie gehörten, sich schon längst alle Zähne an dem Leben ausgebissen.

Ich traf den Mann in der Theatinerstraße; es regnete ein Wenig; alle Läden waren geschlossen; es ging auf Elf; ein Samstagabend. Ich folgte ihm etliche Schritte weit. Plötzlich — und bis dahin hatte ich ihn nicht bemerkt, was ja ausdrücklich betont werden muß! —, plötzlich steht mein Mann still und es giebt mir einen Ruck, so daß auch ich im Gehen innehalten und ihn anblicken muß. Wir stehen einen Augenblick da: ich in der Mitte der Straße, er vor einer Stufe, einer ganz gewöhnlichen Steinstufe unter einem Rollladen. Was mag da zu sehen sein? Ich schaue auf die Firmatafel: es ist ein Wurstgeschäft, das sich anspruchvoll Charcuterie nennt. Mein Mann betrachtet den Stein mit peinlicher Genauigkeit, beugt sich, spreizt Daumen und Zeigefinger, wie etwa, um einen Schmetterling zu fangen, erfaßt dann blitzschnell einen mir unsichtbaren Gegenstand und steckt ihn eben so schnell in die Tasche. Im Galopp jagt er von dannen. Ich ihm nach. Er bemerkt mich nicht., Ich weiß es einzurichten, daß ich ihm durch ein Seitengäßchen entgegenkomme und sein Gesicht im Licht einer Laterne sehen kann. Mein Gott: dieser Mensch hat Hunger!

Nun habe ich mir eine gewisse Schlauheit erworben durch die Uebung,

Digitized by Google

mich mit ähnlichen Menschen in Berührung zu setzen, krame daher rasch in meinen Taschen, während der Alte an mir vorübergehen will. Kalt und höflich ziehe ich den Hut und halte ein Markstück vor mich hin. Es schluchzt und weint in mir, daß ich nicht mehr bei mir habe, denn nun sehe ich genau, daß dieser armsälige Alte mit seinem runzlichen Kindergesicht nichts zu Mittag gegessen hat: Gott verzeih es uns Menschen: vielleicht auch gestern zu Abend nichts. Er bleibt stehen, zieht erstaunt den Cylinder vom Kopf, preßt die Hutkrempe mit beiden Händen an die Brust. „Verzeihen Sie“, sage ich unbefangen, „Sie haben vor dem Laden in der Theatinerstraße, als Sie sich zur Erde bückten — bitte: erinnern Sie sich —, dieses Geldstück fallen lassen. Ich sah es genau, es fiel Ihnen aus der Rocktasche und rollte vom Trottoir in den Rinnstein; ich habe es aufgehoben: hier ist es.“ Und ich reiche ihm die Mark.

Wir stehen einander gegenüber, allein in der dunklen Straße. Es regnet; wir haben noch Beide unsere Hüte in der Hand und ich sehe, wie das dünne graue Haar des alten Mannes feucht wird und etliche flatternde Härchen sich glatt legen. Eine Weile vergeht so; er sucht nach Worten, die sich nicht melden wollen, ist verblüfft, vielleicht beängstigt; ich wiederhole meine Fabel mit größerer Energie, um ihn von ihrer Wahrheit zu überzeugen.

„Nein, Das ist ganz unmöglich, mein Herr! Bitte, thun Sie das Geld weg, ich habe es nicht verloren, ich kanns sicher sagen, denn ich habe . . .“

Was hast Du, was hast Du? sage ich zu mir selbst und fühle zornig, wie weich mir wird, von der hilflosen, schüchternen Stimme. „Sehen Sie, mein Herr . . . hier, bitte, hier verwahre ich mein Geld, sehen Sie nur“: er zieht einen großen gestrickten Beutel aus der Tasche, ich sehe, es ist kein Pfennig drin . . . „Also es ist ganz unmöglich! Herzlichen Dank!“ Damit verneigt er sich, zweimal, macht ein paar Schritte und setzt erst dann seinen Hut wieder auf den Kopf.

Nein, so leicht entwischst Du mir nicht, sage ich mir und setze ihm nach. Welche Unvernunft! Dieser alte Mann kann doch nicht hungrig zu Bett gehen. Aber nach einigen Schritten halte ich ein. Vielleicht hat er Kredit, ist auf dem Wege nach einem Lokal, wo die Kellnerin ihm seinen Teller hinschiebt, unwirsch und höhnisch vielleicht, aber es ist doch ein Bissen Fleisch, ein Stückchen warmes Fleisch oder Gemüse drauf . . . Aber sogleich fühle ich mit Sicherheit, daß es nicht so ist, nein, und schreite aus, den Alten einzuholen.

Ich weiß nicht, weshalb, aber ich fühle mich versucht, ihn roh und laut anzufahren, ihn, der doch so schüchtern und höflich ist wie ein Kind und sich lieber hinlegt und stirbt als einen Menschen um Etwas bittet oder gar wissentlich Unrecht thut. „Sie unvernünftiger alter Mann!“ fahre ich auf, „wollen Sie mir etwa weismachen, Sie seien satt und pfeifen auf meine Mark? Glauben Sie, ich wüßte nicht, was hungern heißt? Sie haben heute nichts gegessen. Nun, wollen Sie oder wollen Sie nicht? Ich hoffe, Sie haben nicht vor, sich über mich lustig zu machen, mein Herr?“

Grausam weide ich mich an der erschrockenen Hilflosigkeit des Alten. Nein, niemals habe ich Hunger gelitten. Keine Qual ist mir fremd geblieben, außer dieser. Und darum fühlte ich noch nie ähnliches Mitleid mit einem Menschen. Er sieht mich so zaghaft an. Ein Leidensgefährte, denkt er sich. Jetzt hat ers

Digitized by Google

im Ueberfluß, morgen treibts ihn durch die Gassen, wie mich. Und immer noch schüchtern, ergreift er meine Hand, lächelt, zwinkert mit den Augen, behält das Geldstück zwischen seinen Fingern und sagt kein Wort dazu.

Im Wirthshaus muß ichs leiden, daß er mein Bier bezahlt. Ich habe keinen Pfennig mehr in der Tasche. Ich sehe zu, wie er ißt und trinkt. Er thuts ohne Hast, mit Mäßigung, obwohl ihm beim Lampenlicht Hunger und Noth aus allen Runzeln starren. Er gebraucht Messer und Gabel wie ein Gentleman, wischt sich den Mund vor und nach dem Trunk mit der Serviette, unterläßt das triviale Zutrinken, scheint im Uebrigen den Zweck meines Gebahrens nicht im Geringsten zu beargwöhnen. Ich kann gar nicht sagen, wie diese Sicherheit mich aufbringt. Aehnliches ist mir noch nicht vorgekommen. Wie schuldbeladen oder wie raffinirte Lügner geberdeten sich all die Leute, denen ich ihr Geheimstes aufzuspüren unternahm: Der da thut, als gebe es für ihn auf dieser Welt nichts als das Bischen Hungern und wieder Sattsein. Brüskire ich ihn jetzt, so kann ich über das Abenteuer ein Kreuz machen. „Ich finde es bei Alledem“, so sage ich nach langem Schweigen, „geradezu unerklärlich, wie ein Weltmann Ihres Schlages sich darauf verlegen kann, nächtlicher Weile Cigarrenstummel in den Straßen aufzulesen. Bitte: leugnen Sie nicht. Ich habe es genau gesehen. In der Theatinerstraße. Auf der Stufe eines Wurstladens. Das trübt mir das Bild, offen gestanden, leider!“

Mein Mann schluckt gewaltig an dem Bissen, den er im Mund hat, und betheuert dann mit Innigkeit, daß ich auf falscher Fährte sei.

„So, so! Wohl eine Art mittelalterlichen Troubadourthums in dem Falle? Die staubige Fußspur der Herrin auf dem Stein?“

Wo ich denn hindächte, lacht der Alte und zeigt auf seinen grauen Kopf. In seinen Jahren! Welche Zumuthung! Nun spiele ich den Beleidigten. Setze mich anders herum, sage, daß ich nicht liebe, mystifizirt zu werden; ich nehme selbst alle Leute ernst und erwarte daher, daß mir mit Gleichem vergolten werde. Uebrigens gut. Und ich greife nach dem Hut.

„O, was thun Sie mir an!“ ruft mein Tischgenosse aus und drückt mich auf meinen Stuhl nieder. Er bittet, bettelt, fleht: ich lasse mich endlich erweichen und bleibe, doch nur unter der Bedingung, daß ich erfahre, welche Bewandtniß es mit der Stufe habe, und den Gegenstand sehe, den er da in die Tasche steckte. Das, meint er, gehe wahrhaftig nicht an. Der Gegenstand müsse erst präparirt werden, ehe er für fremde Blicke präsentabel sei. Im Uebrigen sei es ein Fund, ein Ding, ein Objekt, das der Sammlung einverleibt werden solle.

Ich stelle mich pfiffig: Ei, wohl eine Sammlung von gefundenen Gegenständen höchst unzweifelhafter Provenienz, eine Strumpfbandschnallensammlung wohl? Noch Aergeres? Man hat schon von ganz merkwürdigen Kollektionen gehört; es gab Menschen, die wahre Museen von Korsets oder auch von alten schiefgetretenen und sonst durchaus reizlosen Damenschuhen anlegten.

Solche Ungeheuerlichkeiten seien ihm nie in den Kopf gekommen. Gehört hatte er ja von Aehnlichem, aber er selbst ... Nein, man thue ihnen Beiden unrecht, ihm und seiner Sammlung, wenn man denkt, sie sei nichts weiter ...

Na, na, man hat schon gesehen, daß hinter ganz harmlosen Masken höchst

Digitized by Google

gefährliche Grimassen sich verbargen, und in unseres Vaters Haus gabs schon ganz absonderliche Kabinete. So fahre ich fort und lächle suffisant vor mich hin. Endlich gelingts mir, meinen Mann in Harnisch zu bringen. Er springt auf, schlägt auf den Tisch, schwört bei Gott, daß ich ihm Unrecht thue, schwört bei Gott, daß ich zu ihm kommen werde, jetzt, sofort, auf der Stelle, bei Nacht und Nebel, und seine Sammlung sehen. Nach einigem Widerstreben bin ich dazu bereit.

Wir haben keinen langen Weg. Doch die Gassen des alten Viertels sind sehr winkelig und wirr, so daß mein Begleiter Zeit genug hat, mir sein Leben zu erzählen, bis wir vor seinem Thor Halt machen.

Die alte Geschichte. Kein Glück gehabt. Na, was ist da zu klagen? Und er klagt auch nicht. Nein, er spricht von diesem verdorbenen Leben sogar wie von etwas ganz Erfreulichem, denn schließlich ist es ja gelebt worden und die Sammlung läßt mich ahnen, daß es Etwas wie ein Ziel gehabt hat, daß das Schicksal irgend eine verborgene Absicht bekundet haben müsse, dadurch, daß dieser höfliche und gebildete Mensch bis zum Bettler heruntergekommen ist.

Wir sind angelangt und winden uns nun durch den schier endlosen Korridor, um vom Thor zum Hinterhaus zu gelangen. Das ist eine uralte Jammerbaracke in der Gegend um die Hundskugel herum. In wenigen Jahren wird ein neues, stutzerhaftes, verlogen protziges Häusergeschlecht mit diesem vor Alter wackeligen Stadttheil aufgeräumt haben. Wir gehen und gehen durch den Korridor, der nicht höher noch breiter ist als ein Bergwerksschacht, als ein Maulwurfsgang. Irgendwo wird Brot gebacken; man riecht den öligen Teig und fühlt die Hitze durch die Wand strömen. Wir gehen, gehen, — und der Alte spricht noch immer. Wir sind in der Kammer angekommen; er verstummt plötzlich und zündet umständlich und fast feierlich eine Kerze an. Da nur ein Stuhl da ist, auf dem Waschgeräth steht, setze ich mich aufs Bett und sehe mich um. Hier ist ein Koffer, ein Tisch mit Tintenzeug und Löschblättern und an der Wand, gegenüber der Thür, ein Schrein, ein, wies scheint, ziemlich dürftiger und abgenutzter Schrein. Für einen Sammler nicht besonders. Doch vermuthe ich schon, daß diese Sammlung nicht mit dem Maßstab zu messen sein wird, den man anlegt, wenn man durch eine Flucht kostbarer Gemächer nach dem Heiligthum geleitet wird. Und ich darf sagen, daß meine Neugier aufs Höchste gereizt ist, als der Alte in dem feierlichen Schweigen ernst und gemessen einen Schlüssel aus einem ins Hemd genähten Täschchen hervorholt und an den Schrein tritt. Ich erhebe mich vom Bett und komme näher. Die Thür des Schreins kreischt und thut sich langsam sperrangelweit auf. Der Schrein ist leer.

Im ersten Moment fühle ich mich versucht, dem Mann ins Gesicht zu lachen: ich weiß nicht recht, ob aus Aerger oder aus Spott. Aber ich unterlasse es, als ich sein Gesicht sehe. Es strahlt. Seine Blicke, warm vor Glück wie Mutteraugen über einem schlafenden Kind, sind auf den hohlen Raum gerichtet, in dem ich nur ein paar hölzerne Haken zu entdecken vermag, an denen nichts hängt. Nach einer Weile wage ich eine Bewegung: ich hole die Kerze vom Tisch, um in den Kasten zu leuchten. Aber mit einem Schrei erfaßt der Alte meinen Arm und reißt ihn zurück:

„Geben Sie Acht, um Himmels willen! Wie leicht ist ein Unglück geschehen!" Und als habe der Luftzug Unordnung in den Schrein gebracht, neigt

Digitized by Google

er sich vorsichtig und mit halb geöffnetem Mund nach vorn und betastet, glättet, streichelt voll Angst die Luft von oben bis unten. Dann setzt er die Kerze auf den Tisch zurück und winkt mich mit geheimnißvollem Blick heran, den ich in dem guten, runzeligen Kindergesicht schon gesehen habe, als es sich auf die Stufe unterm Fensterladen geneigt hat.

„Der Schrein darf nicht lange offen bleiben. Sie verstehen, mein Herr? Die Motten, der Staub, die Luft! Er schließt auch nicht dicht genug; es ist entsetzlich, doch kann ich nicht abhelfen, denn mir mangelts ja am Nöthigsten. Nun kommen Sie noch näher, bitte, und sehen sich die Dingerchen an. Sind Das Korsete? Strumpfbänder, wie?" Und mit vorsichtigen Fingern langt er in den Kasten und läßt seine Blicke entzückt über die Luft gleiten, die er sorgsam ausgebreitet auf den Handflächen vor mich hinhält. „Ein Prachtstück, wie?"

Ich sehe ihn an. Kein Zweifel: der Mann ist nicht wahnsinnig; seine Pupillen sind in der normalen Weise geöffnet, er sieht einen Gegenstand auf seinen Händen liegen und es ist ein Gegenstand, den er schon oft so vor sich ausgebreitet gesehen haben muß, denn es ist Liebe und Erkenntlichkeit in der Art, wie er ihn anblickt. Ich gebe mir Mühe, ganz unbefangen zu scheinen, und wage eine schüchterne Frage, was wohl diesen Gegenstand würdig genug gemacht habe, in der Sammlung seinen Platz zu finden. Der Alte läßt ein leises Lachen hören. „Weil er so altmodisch ist? Man trägt sie jetzt anders geschnitten, damals aber hatten sie die Form von Schwalbenschwänzen und waren mit brauner Seide gefüttert. Ein Prachtstück; und ich darf wohl sagen: das wichtigste der Sammlung. Sehen Sie, es war im Jahr 64, ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt und lebte in London. Es ging mir schon damals ziemlich schlecht. Nun, mit einem Schlag, hätte es anders werden können. Ich erfuhr, daß ein einflußreicher Mann sich für mich interessire. Er brauchte einen Sekretär, der ihn nach Indien und Japan begleiten sollte. An dem Abend bei der Frau F., einer Deutschen, sollte ich dem Lord vorgestellt werden. Ich konnte nicht hin, denn ich hatte keinen Frack. Am nächsten Tag war der Lord nach Indien gereist!" Seufzend, aber mit einem Blick voll Liebe hängt der alte Mann das Phantom in den Schrein zurück und holt ein anderes hervor. Diesmal scheint er einen kleineren Gegenstand in der Hand zu halten. „Was denken Sie von diesem Opernglas? Es ist ein feines Ding; sehen Sie: so wird es gehandhabt. Und wenn man kurzsichtig ist, leistet es gute Dienste. Dann läuft man nicht Gefahr, eines schönen Tages aus einem Vorzimmer, einem parfumirten Vorzimmer von einer Dienstmagd hinausgewiesen zu werden, mit dem Bemerken, das Fräulein liebe es nicht, mit Leuten zu verkehren, die sie an öffentlichen Orten zu ignoriren pflegen!" Ein anderes Stück. „Wenn man einem Herrn, der auf gutes Aussehen hält, im Winter ohne Winterrock begegnet, so darf man sich nicht verwundern, wenn er Einen mit einem erstaunten Blick mißt und dann weitergeht. Oder?"

„Gewiß!" antworte ich überzeugt und bewundere die feinen Passepoils des Winterrockphantomes, das der Alte ächzend in den Kasten zurückhängt. Und nach einander kommen sie aus dem leeren Schrein zum Vorschein: die Tasche mit den Manuskripten, der Regenschirm, der ein so tragikomisches Erlebniß verschuldet hat, das Hemd mit dem glänzenden, fleckenlosen Plastron, alle; und

Digitized by Google

eine Unmenge kleinerer Gegenstände von geringerer Wichtigkeit, die darum, in einen kleineren Haufen geschichtet, den untersten Winkel des Schreines ausfüllen und die ich nicht zu unterscheiden vermag, weil der Alte sie nur herzeigt, ohne jeden einzelnen zu bezeichnen und seine Rolle zu erläutern; doch sind ihrer gar viele, denn dies Leben war lang und sein ganzes Schicksal fließt durch die alten Hände, die kommen und gehen, aus dem Schrein heraus holen und wieder hineinlangen. Und so ausdrucksvoll ist dies Geberdenspiel, so innig und überzeugend der Ausdruck des Gesichtes, daß mir schließlich ist, als sähe ich einzelne Gegenstände in seinen Händen zum zweiten Mal erscheinen. „Dieses", sage ich und zeige auf seine Hände, „haben Sie mir schon gezeigt. Ich glaube, ich kenne nun Ihre ganze Sammlung. Ists nicht so?"

Ich habe gesprochen und weiß, daß meine Stimme ganz ruhig, meine Worte völlig glaubwürdig geklungen haben. Der Alte läßt auch kein Zeichen der Verwunderung merken, ja, er würde mich mißtrauisch ansehen, fragte ich ihn, was er denn eigentlich zwischen den Fingern habe. Er lächelt nur und kneift die Augen zu: „Alles? Sie glauben, Alles gesehen zu haben? Nun, glauben macht selig. Aber Sie glauben wenigstens. Einmal hatte ich einen Menschen hier in meiner Stube, der glaubte nicht an die Dingerchen. Es war ein weitläufiger Verwandter, ein Mann in Ihren Jahren, ein Narr. Ganz wild fragte er mich, ob ich ihn etwa zum Besten habe; auch war er betrunken, — ja. Schließlich stieß er mit dem Fuß nach dem Kasten; ich dachte schon, er stieße mir Alles kurz und klein. Eine ganze Woche hatte ich zu thun, bis ich die Kothspuren von meinen Dingerchen wegbekam. Er flog aber auch hinaus. Einen Fußtritt, denken Sie sich nur, hier, mitten in Alles! Sie aber haben Lebensart bewiesen. Wollen Sie sich noch einen Augenblick gedulden?"

Damit kniet er nieder und schließt ein kleines Fach auf, das unter dem Boden des Schreins voll von kleinen, sorgsam verkorkten und mit Papierstreifen beklebten Medizinfläschchen, Pillenschächtelchen, Blech- und Holzdosen ist. Eine nach der anderen wird vorgeholt. Fläschchen und Schächtelchen sind sehr schwer zu handhaben: manche müssen geschüttelt werden, damit der Bodensatz sich auflöse, andere wollen gar zart behandelt werden, sonst bleibt ihr Inhalt unsichtbar. Der Alte hält eine von den kleinen Flaschen gegen das Licht. Ich sehe, sie ist leer; er schüttelt sie und blickt sie neugierig an: „Sehen Sie, das kleine Ungeheuer, den kleinen kostbaren Unglücksbringer: sehen Sie ihn jetzt? Es ist ein verspätetes Bonmot, ein Treppenwitz. Wie er schillert, ganz treffend schillert er, man möchte sagen, schlagend!" Eine Schachtel, die einst Brompillen enthielt, beherbergt eine griechische Vokabel, eine Blechbüchse, länglich und flach wie ein Kieselstein, enthält ein paar verwechselte Konsonanten. Es ist schwer, mit dem Wort „Individualität" fertig zu werden, wenn man zwei Tage nichts Warmes genossen hat und dann zwei Gläser Malaga trinken muß. Sorgfältig, als könnte eine allzu heftige Bewegung die Buchstaben wieder durch einander bringen, stellt er die Büchse zurück; und fort geht die Rede des Alten. Ich höre zu, höre dieser stillen, fast vergnügten Stimme zu, die so ohne Wuth ist, nur voll vom Nachklang einst vergossener Thränen.

Plötzlich aber springt mein Mann auf, daß die Gläser und Büchsen klirren, und schaut mir starr ins Gesicht. Seine Hände haben ihre Ruhe, ihre

Digitized by Google

streichelnde Zärtlichkeit verloren, sie tasten wild am Rock entlang, greifen in alle Taschen, kommen aus allen wieder mit einer Geberde der Verzweiflung zum Vorschein. „Können Sies begreifen? Ich habe ihn nicht mehr!" Sein Mund bleibt halb offen, in seine Züge mengt sich ein entstellender Zug von Schmerz und Zorn. „Und ich hatte ihn doch, ganz sicher, in der Theatinerstraße, auf einer Stufe. Sie haben ja selbst gesehen, wie ich ihn aufhob und einsteckte!"

„Ja, was läßt sich da machen?" frage ich besorgt. „Wollen wir zurückgehen und suchen? Den Weg in die Kneipe zurück?" Schon greife ich nach Hut und Stock; da pflanzt der Alte sich vor mir auf.

„In der Kneipe, jawohl! Und Sie sind Schuld daran, mein Herr!"

„Ich?" Hastig taste ich an den Taschen meines Mantels entlang. „Sie wollen doch nicht etwa sagen . . ."

„Gewiß will ich! Haben Sie etwa nicht die Finte mit dem Gelde gebraucht? Haben Sie mir nicht zu essen gegeben, damit ich meinen Hunger stille?"

„Das habe ich; und?"

„Und das Ding, das auf der Stufe lag, war eine Wurst. Irgend Jemand von den Hunderten, die dort den Tag über aus- und eingehen, hätte sie ja ganz gut verlieren können; und ich war so . . . hungrig!"

„Sie haben jetzt ja gegessen!" wage ich schüchtern einzuwenden. Aber der Alte hört mich nicht. Wild und mit feindsäliger Miene rennt er auf und ab, schlägt, so oft er an dem Schrein vorüberkommt, mit der Faust auf seine Thür, daß es wie ein Kanonenschuß dröhnt. „Ich alter Esel, alter Hallunke! Ein Leben hat mir nicht genügt, Das zu erlernen. Das hat man davon, wenn man sich mit ihnen einläßt! Ganz demüthig kommen sie an Einen heran, mit zuckersüßer Miene, wie die Gerechten, und bestehlen Einen dann um sein Bestes! Wissen sie etwa, wo mans versteckt hat? Nein, sie wissen es nicht. Aber ihr Instinkt sagt ihnen: Da, da geht Einer, der noch was sein Eigen nennt auf Erden. Nimm, so nimms ihm doch! Ists nicht sein Glück, so wirds wohl sein Unglück sein!" Immer lauter wird die Rede des Alten; schließlich schreit er mir seine Worte ins Gesicht.

„Sie müssen verzeihen", sage ich kleinlaut; „ich wollte ja Ihr Bestes, ich habe nach bestem Gewissen gehandelt . . ."

„So, mein Bestes!" schreit der Alte auf und im Nu werde ich sammt Hut und Stock zur Thür hinausgeworfen... Da stehe ich nun in der stockfinsteren Flur und kann meine Siebensachen zusammenlesen. „Mein Bestes!" höre ich den Alten noch im Zimmer sprechen. Dann knarrt die Thür des Schreins und das Licht der Kerze, die drin auf den Fußboden gestellt wird, dringt durch die Ritze und beleuchtet meine Schuhe.

Eine Minute lang stehe ich noch horchend. Dann höre ich ein unterdrücktes Schluchzen aus dem Zimmer tönen. Und ich kann mich kaum trennen von dieser Schwelle, über die ich wie ein Dieb geschlichen bin und wie ein Betrüger gestoßen wurde. Schweren Herzens, mit dem Schluchzen des alten Mannes beladen, schleiche ich durch den endlosen Korridor zum Thor hin. Bald stehe ich auf der Straße. Es regnet noch immer. Ganz still und beklommen stehe ich da... Dies ist mein letztes Abenteuer. Das traurigste, das ich erlebt habe.

München. Arthur Holitscher.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Adagio stiller Abende. Gedichte. Mit Originalholzschnitten von Adolf Zdrasila. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin.

Eichendorffische Natur- und Gefühlsromantik, untermischt mit den Liebhabereien des zarten Rokoko. Doch ist das ganze Buch dem Titel entsprechend abgestimmt, fast auf die Gefahr hin, eintönig zu werden. Ich habe beabsichtigt, das „Portrait einer lyrischen Seele" zu geben, und darum die Reihenfolge der Gedichte so geordnet, daß ein innerer Prozeß angedeutet ist. Doch blieb den einzelnen Gedichten ihre Abgeschlossenheit und Unabhängigkeit vom Ganzen gewahrt. Ein kleines zur Probe:

Aus dem Trecento.

Maria im Rosenhag.
Das Kindlein weiß nichts vom Leide.
Der Himmel ist wie Seide;
Maria immer nur lächeln mag.

Viel Englein musiziren
Auf braungoldenen Geigen,
Drum ist ein staunendes Schweigen
Unter des Waldes Thieren.

Lämmlein, die sich verirrten,
Schlummern auf glattem Rasen.
Irgendwo ferne blasen
Abwechselnd zwei Hirten.

Wien. Camill Hoffmann.

Die Lüge. Ausgewählte Erzählungen. Von Leonid Andrejew. Verlag von Heinrich Minden, Dresden. Preis 2 Mark.

Leonid Andrejew erregt in Rußland berechtigtes Aufsehen. Seine Erzählungen sind von der gesammten Kritik als hervorragende Talentprobe begrüßt worden. Der junge Dichter versteht der gewöhnlichsten Alltagsgeschichte einen tiefen Sinn zu verleihen und wird sicher auch in Deutschland das Interesse finden, das er verdient. Leonid Andrejew ist Altersgenosse und Freund Gorkijs, dem er auch seine Erzählungen gewidmet hat.

Dresden-Blasewitz. Heinrich Minden.

Um Liebe. Geschichte eines jungen Mädchens. Piersons Verlag, Dresden.

„Ja, sieh mal, wenn Du jedes Kapitel dieser Geschichte eines jungen Mädchens als selbständige Novelle hinstellen wolltest, ließe ichs gelten" schrieb mir einer meiner besten Freunde nach Durchlesen des Manuskriptes: „aber daß ein junges Mädchen (betone ‚ein', bitte, recht scharf!) all diese Tragoedien an sich durchgemacht haben soll: Das scheint unnatürlich." Und doch ist es möglich; und gerade wegen des unmöglich Scheinenden habe ich diese Geschichte geschrieben. So „unnatürlich" sie gefunden ward: meine Asta spricht für viele oder doch ziemlich viele Mädchen und Frauen, deren tiefes Sehnen nach Liebe nie ihr Ziel fand. Mädchen mit verzweifeltem Lachen und Bitterkeiten in allen Worten; Frauen mit resignirtem Lächeln und auf dem Angesicht die Maske der Leichtlebigkeit und Genußsucht, zu der hungernde Augen schlecht passen. Ich bin zufrieden, wenn solche Frauen und Mädchen den tiefen Ton der Sehnsucht nachzittern fühlen, der uns zu Schwestern macht.

Wiesbaden. Asta Maria Roland.

Digitized by Google

Der Knote, unmodernes Ueberwitzblatt, erscheint monatlich. Halbjährlich 50, Einzelnummer 10 Pfennige.

„Der Knote" zieht — vielfach im Arizonakickerton — alle öffentlichen Interessen in den Kreis seiner Betrachtung, hauptsächlich jedoch das Gebiet der Sozialpolitik. Die klassische Literatur ist ihm lieber als die moderne. Zeitungswesen und Politikerthum werden in harmloser Weise parodirt. Der „Knote" verhöhnt nicht Persönlichkeiten, sondern Institutionen. Er bringt nur selten „Aktuelles" und gar nichts „Pikantes".

Leipzig. Askan Schmitt.

❦

Dirnen- und Gassenlieder. Mit Beiträgen von Zoozmann, von Preuschen, Salus, Stangen, Dolorosa, Wiener, Wimmer, Von Stern, Heller, Schreiber und Anderen. C. Schmidt, Zürich.

Als ich die Straßenweisheit sammelte, wußte ich, das kleine Werk werde von sittenstrengen und altmodischen Provinzlern ohne Weiteres ungelesen weggelegt werden. Ich wußte ferner, daß Leute, die zufällig einmal meine „Lieder für Kinderherzen" zu Gesicht bekommen, die Köpfe schütteln werden. Doch jene Lieder entstanden in irgend einem weltenfernen süddeutschen Krähwinkel im Kreis kleiner Weltbürger; diese sind die Blüthen der Großstadt. Leider sind die Illustrationen, sehr gegen meinen Wunsch, so ausgefallen, daß die ernste Kunstabsicht des Buches gröblich entstellt ward. Manches Lied, hoffe ich, wird auch in diesem schlechten Kleid aber gern begrüßt werden.

Egon Strasburger.

❦

Avalun. Ein Jahrbuch neuer deutscher lyrischer Wortkunst, herausgegeben von Richard Scheid. Verlag Avalun, München. Preis des in Malerleinen gebundenen Jahrbuches: 10 Mark.

„Avalun" wurde von mir von Anfang an nur nach dem Herzen des Bibliomanen erdacht und entworfen. Um profanerer Erwerbung vorzubeugen, galt es, ein Format zu erfinden, das ein Unterbringen des Buches in einem teutschen Bücherbrett mit Erfolg verhindern konnte. Es gelang. Verwandtem bösen Willen entsprangen auch die vielen anderen Sonderlichkeiten. Das Buch bedurfte jedoch, zur Vervollständigung eines sicheren repräsentativen Charakters, der Einfügung zahlreicher Blätter zwischen den bildnerischen Darstellungen; und um diese großen Flächen wiederum gefällig aufzulösen, griff ich in meiner spekulativen Verlegenheit zu „Gedichten", weil sie diesen Zweck durch ihre wechselnde Länge und durch die verschiedene Breite der einzelnen Verse besonders reizvoll erfüllen und nebenbei auch sehr billig sind, da sie ja in größeren Abständen von einander stehen und auch nach der Breite hin die Seiten nicht vollständig bedecken. Das ist jetzt meine Meinung über „Avalun". Ein guter Herausgeber muß sich aber auch über Vorzüge seiner Werke erfreut geberden, die von Anderen da gefunden werden, wo er keine beabsichtigt zu haben sich bewußt ist, und er beeile sich, ihnen den Stempel der Absichtlichkeit noch nachträglich aufzuprägen. So erzähle ich noch, daß ich das Buch zu meiner Ueberraschung in der Bücherei einiger Personen angetroffen habe, die vorgeben, es der Gedichte wegen zu besitzen.

München. Richard Scheid.

❦

Digitized by Google

Wer macht die Hausse?

Die Hausse, die in den letzten Tagen des alten Jahres begann, erfreut noch immer das Herz der Börsianer. Die lange verödeten Bänke der Montanmärkte sind wieder dicht von Maklern umringt. Man prophezeit, wie im vorigen Jahr, so werde auch diesmal erst die junge Frühlingssonne dem lebhaften Kurstreiben ein Ende machen. Eigentlich soll man nicht prophezeien, denn die Launen der Börse sind unberechenbar; aber die allgemeine Begeisterung zwingt zu rückhaltloser Kritik der Grundlagen, auf denen das Kursgebäude ruht. Von den wirthschaftlichen Vorwänden sprach ich in der vorigen Woche; heute wollen wir uns die Personen ansehen, die diese Vorwände ersinnen oder geschickt gruppiren.

In dem Theil der Presse, der für die Börsenbewegungen wichtig ist, war während der letzten Tage ein interessanter Widerspruch fühlbar. Wenn die Breslauer Zeitung über den schlesischen Eisenmarkt kühl und vorsichtig, die Kölnische Zeitung dagegen über den rheinischen Eisenmarkt sehr zuversichtlich spricht, so ist solcher Gegensatz immerhin noch zu erklären; denn die Lage kann im Rheinland eben wirklich anders sein als in Schlesien und nicht nur die Urtheile brauchen von einander abzuweichen. Wie aber können in der selben Stadt zwei Blätter, die Kölnische Zeitung und die Kölnische Volkszeitung, so weit auseinandergehen, daß die eine vor dem Optimismus der anderen warnt? Das haben wir neulich erlebt. Eines Abends stand in sämmtlichen berliner Blättern ein Telegramm aus der Kölnischen Zeitung, deren Eisenmarktbericht höchst enthusiastisch laute und das Morgenroth einer neuen Aera des Aufschwunges ankünde. Der Artikel selbst klang etwas gedämpfter als der telegraphirte Auszug, widersprach aber mit seinem zuversichtlichen Ton doch Allem, was man bisher über die Marktlage im Rheinland gehört hatte. Da kurz vor dem Erscheinen des Artikels bekannte rheinische Industriespekulanten an der Börse größere Posten gekauft hatten, glaubte man, vielleicht nicht ganz ohne Grund, es handle sich um eine Auffrischung der früher so beliebten rheinischen Tendenzmache. Wer hat ein Interesse an solcher Mache? Das große Publikum ist, namentlich, wenn es sein Geld an der Börse verloren hat, stets bereit, auf die Jobber zu schimpfen und alle Schuld den ruchlosen Börsenleuten aufzupacken. Ein Muster solcher Auffassung war die während der Agitation gegen das Börsengesetz erschienene Brochure, deren Verfasser keck und munter behauptete, die Tagesschwankungen der Kurse würden von den Börsianern willkürlich gemacht, um das ahnungslose Publikum besser rupfen zu können. Die Rotte der Börsenspieler soll immer alles Böse verschuldet haben. Vielleicht wars früher wirklich einmal so; in der fernen Zeit, wo starke Börsenspekulanten die Kursbewegung beherrschten. Längst schon ist die Börse aber ein Instrument geworden, dessen Saiten die Börsenleute selbst nicht mehr zum Tönen zu bringen vermögen. Jetzt kommen die treibenden Kräfte von außen. Viele rheinische Industrieherren finden, nach des Tages Last und Hitze sei das Börsenspiel eine angenehme und Gewinn bringende Zerstreuung. Unbegreiflich ists ja nicht, daß der Fabrikant, der die Verhältnisse seiner Branche genau kennt oder zu kennen glaubt, diese Kenntniß benutzt, um sich durch die Spekulation in Industrieaktien einen Nebenverdienst zu schaffen. Bei manchem Großunternehmer ist das Spekuliren nach und nach aber zur Hauptbeschäftigung

Digitized by Google

geworden. Solche Herren benutzen nicht nur die ihnen entschleierten Berufsgeheimnisse zum Kaufen oder Fixen von Aktien: sie verwenden auch sehr geschickt die mehr oder minder große Dividendendeklarirung, um ihren spekulativen Plänen die Tendenz günstig zu stimmen. Ihren Kundgebungen lauscht die Börse gläubig; und so richten sie ihre Darstellungen nach der Lage ihrer Börsenengagements. Diese rheinischen Kapitalisten, halb Großindustrielle, halb Börsenspekulanten, sind heute die Herren der Börse. Die Ausführung ihrer Spekulantenaufträge liefert dem an Hunger gewöhnten Geldmarkt jetzt so ziemlich die einzige Nahrung. Sie ziehen die Drähte der Puppen, die den Börsensaal bevölkern und auf deren Rücken die öffentliche Meinung ihre Wuth austobt; die Drahtzieher selbst sind ja unsichtbar. Das muß gesagt werden, damit, wenn nächstens das Strohfeuer wieder erlischt, die Schuld nicht abermals Denen zugeschoben wird, die im schlimmsten Fall betrogene Betrüger, meist aber dupirte Narren sind. Geht es der Börse schlecht und entlädt sich gegen sie der Volkshaß, so stehen die eigentlich Schuldigen hinter den Coulissen und lachen sich ins Fäustchen; treten sie dann hervor, so rufen gerade sie noch lauter als Andere: „Haltet den Dieb!" Sie schüren eifrig das Feuer der Feindschaft, die in Deutschland zwischen Waarenkaufleuten und Börsenhändlern besteht, und blicken von der Höhe ihres Industriefeudalismus verächtlich auf die Nachbarn herab, die nur Bankiers sind. Ihr Geschäft geht jetzt schlecht, der Profit der Maschinen, Gruben und Oefen schrumpft zusammen und so suchen sie an der Börse die Zuwachsrente. Lange haben sies mit der Schwarzmalerei versucht; täglich lasen wir in rheinischen Blättern Jeremiaden. Als diese Hiobsposten nicht mehr wirkten und die Börse so abgehärtet war, daß selbst die schlimmste Meldung sie kalt ließ, ging man zur Abwechselung auf die andere Seite: man deckte die vergeblich gefixten Aktien mißmuthig ein und kaufte sich ein kleines Pöstchen dazu. Plötzlich kamen nun günstige Berichte vom Rhein.

Die Berichterstatter sind gewiß nicht durch klingenden Lohn veranlaßt werden, wider besseres Wissen Stimmung zu machen. Der Zusammenhang ist auch ohne solche Verdächtigung klar. Der Berichterstatter muß irgendwo seine Kenntniß schöpfen; er geht also zu den Industriellen der Nachbarschaft, die für ihn, wie es einem frommen Redakteur ziemt, die höchsten Autoritäten sind. Diese Herren blasen ihm nun ein, was sie zu verbreiten für nöthig halten; natürlich auch nicht wider besseres Wissen: corriger la fortune, nannte es einst Lessings Hochstapler. Rechtfertigen läßt sich schließlich jede Ansicht. Da wird von neuen großen Aufträgen erzählt. Diese Aufträge sind wirklich vorhanden; nur verschweigt man dem neugierigen Frager, welchen Nutzen sie bringen und welcher Bettelkunst der ausländischen Agenten sie zu danken sind. Das braucht man ja nicht jedem Fremden auf die Nase zu binden; wozu giebts denn das Geschäftsgeheimniß? Der Journalist aber setzt sich sehr befriedigt an den Schreibtisch und meldet, was er sah und hörte, dem verehrlichen Publikum. Am nächsten Morgen stehts in der Zeitung, wird in alle Winde telegraphirt und bringt den Souffleuren höheren Lohn als Denen, die für mäßige Jahresgage auf der Preßbühne agiren. Nicht nur das berühmte „ahnungslose Publikum", sondern gerade auch der Börsenmensch hat, mag er noch so oft in die Preßküche geguckt haben, die tiefste Ehrfurcht vor dem gedruckten Wort und denkt gar nicht daran, daß selbst der klügste und ehrlichste Zeitungschreiber leicht irren kann. Der

Digitized by Google

Journalist aber wagt — weil er weiß, daß sein Artikel Vielen als Evangelium gelten wird — nur selten den Ausdruck eigener Meinung; er will seine Sache recht gut machen und klettert zu den Quellen hinauf, aus denen er lautere Wahrheit zu schöpfen glaubt. Gerade dem Gewissenhaften droht so die Gefahr, von Industriespekulanten ausgenützt zu werden. Die gefährlichsten Souffleure sind die Herren, die Stunden lang mit den Journalisten plaudern und sich stellen, als hätten sie nicht das winzigste Geheimniß vor ihnen. „Was wollen Sie wissen, Verehrtester? Aber mit dem größten Vergnügen! Ich decke Ihnen all meine Karten auf." Diesen Drahtziehern sind die Zeitungschreiber, wie die Börsenpuppen, nur Prügelknaben. Die Presse ist ihnen die Mauer, hinter der sie ungestört „arbeiten". Und sie verachten den Journalisten noch mehr als den Bankier. Unter vier Augen sind sie mit Beiden intim, Unter den Linden aber wollen sie nicht gegrüßt sein. Nur natürlich ists, daß nach solcher Erfahrung gerade die anständigsten Journalisten überhaupt keine Lust mehr haben, die Ansicht der Industrietyrannen zu hören, oder von vorn herein entschlossen sind, das Gegentheil Dessen zu glauben, was die „Autoritäten" ihnen sagen. Erdreisten sie sich aber, solche Ketzergedanken auszusprechen, dann gehts ihnen an den Kragen. Wozu haben wir das Börsengesetz? Noch giebt es Ehrenrichter in Berlin.

Plutus.



Briefkasten.

Landwehrmann in Luxemburg: Ob die zweijährige Dienstzeit zur Einübung des „neuen Griffes" ausreicht? Sicher. Die Compagniechefs und Korporalschaftführer werden ein Bischen stöhnen und der Parademarsch, der künftig ganz anders aussehen wird als bisher, wird manchen Schweißtropfen kosten; aber gehen wirds. Nur die Garde-Infanterie hat ja den neuen Griff zu lernen; nur sie hat, in Abtheilungen und auf dem Paradefeld, seit dem fünften Dezember den Kaiser mit „angezogenem Gewehr" — Kolben in der linken Hand, rechte an der Hülse — zu grüßen. Welchen Zweck die Aenderung des Reglements hat? In der Kabinetsordre steht: „Zum Andenken an die ruhmreiche Infanterie König Friedrichs des Großen, an diese kleine, todesmuthige Schaar, die das Fundament der preußischen Garde geworden ist." Zum ersten Mal wird im Reglement zwischen Garde und Linie unterschieden, zum ersten Mal für den höchsten deutschen Offizier ein besonderer Gruß eingeführt, auf den kein Kontingentsherr, kein Feldmarschall Anspruch hat. Alles, weil das Regiment Garde zu Fuß sich bei Leuthen tapfer gehalten hat. Niemand darf heute sagen, das preußische Heer sei auf Friedrichs Lorbern eingeschlafen.

Flottenfreund in Schwerte: Ja, der Neubau des Reichsmarineamtes soll sich wirklich in der Bellevuestraße erheben. Und richtig ist auch Ihre Annahme, diese Straße habe so ziemlich die höchsten Grundstückspreise in ganz Berlin. Einstweilen werden sechs Millionen gefordert. Einstweilen; denn vielfach hört man, das für den Neubau ausersehene Grundstück werde sich bald als zu klein erweisen und das Reich gezwungen sein, die Millionäre der Nachbarschaft auszukaufen. Warum es gerade die Bellevuestraße sein muß, weiß ich nicht. Symbol? Merkwürdig ist jedenfalls,

Digitized by Google

daß die Forderung im Bundesrath keinen Widerspruch gefunden hat, trotzdem namentlich die Regirungen der kleineren Staaten vor den Matrikularbeiträgen zittern, die das Reichsdefizit nöthig machen wird. Vielleicht fragt im Reichstag Jemand, ob das Marineamt nicht billiger unterzubringen wäre. Freilich: das geschmacklose Haus, das die Verbündeten Regirungen dem Reichstagspräsidenten gebaut haben, kostet auch drei Millionen; und da der Bewohner eines solchen Palastes nicht aus eigener Tasche leben kann, wird auch wieder ein neues Gehalt gefordert werden. Wozu denn knausern? Eine Viertelmillion für die Einrichtung der Kanzlerwohnung (die guten alten Bilder aus dem Museum sind nicht miteingerechnet), drei Millionen für den Reichstagspräsidenten, sechs fürs Marineamt, siebenhunderttausend Mark für phrasische Diplomatendepeschen, an denen die englischen Kabelgesellschaften ein schönes Stück Geld verdienen: wir habens ja. Allen Ressorts, sagen die Offiziösen, ist in diesem Etatsjahr äußerste Sparsamkeit zur Pflicht gemacht worden.

Leser des Berliner Tageblattes: Die Nachricht ist falsch. Die Dampfyacht „Kaiseradler" ist vom Kaiser zwar früher benutzt worden, aber Reichseigenthum geblieben und kann deshalb vom Kaiser nicht verschenkt werden. Die Mannesseelen der Jerusalemerstraße hätten gewiß nichts dagegen, wenn das Schiff, wie sie behaupten, dem Kronprinzen geschenkt worden wäre; aber Eugen lebt auch noch. Ob übrigens die Reisen des Kronprinzen jetzt auch schon zu politischen Ereignissen aufgebauscht werden sollen? Natürlich. Passen Sie mal auf, was wir über die weltgeschichtliche Bedeutung des Besuches lesen werden, den er dem Zarenhof macht. Ihre dritte Frage, wie viele Tage der Kronprinz Studirens halber in Bonn zugebracht habe, kann ich nicht beantworten, weil mir das nöthige Material fehlt.

Leser der Vossischen Zeitung: Im Inseratentheil Ihrer Zeitung wird „ein vom Kaiser Kwangh Sü selbst gemaltes Bild, mit eigenhändiger Aufschrift und genauester Uebersetzung aller Stempel und Inschriften" für sechshundert Mark zum Kauf angeboten. Ob der Kaiser von China malt, weiß ich nicht: daß er, um sechshundert Mark zu verdienen, seine Bilder losschlägt, ist unwahrscheinlich. Entweder ists Schwindel oder das Bild ist in China gestohlen worden. In beiden Fällen sollte die Expedition der Vossischen Zeitung sich nicht gegen Entgelt zu Vermittlerdiensten hergeben, die noch schlechter riechen als die einfache Alltagskuppelei.

German in Liverpool: Nein; Kiplings antideutsches Gedicht ist wenig beachtet worden. Es war schlecht und wurde nicht besser dadurch, daß Herr von Wildenbruch in einem noch schlechteren Trutzlied antwortete. Die meisten Deutschen waren gerecht genug, sich zu sagen: Wir haben Jahre lang, in gebundener und sehr ungebundener Rede, den Briten die Schande der Menschheit genannt; kein Wunder also, daß auch einmal ein Brite herüberschimpft. In hamburger Blättern wird eine Posse „Das große Schwein" angezeigt, die der Direktor des Ernst Drucker-Theaters mit dem Satz empfiehlt: „Am kölner Volkstheater über fünfhundertmal unter dem Titel ‚Chamberlain' aufgeführt. Ungeheuerster Lacherfolg." Das geht beinahe noch über die Patriotenspucknäpfe hinaus. Kipling (die Uebersetzung seines Gedichtes war, wie Sie mit Recht erwähnen, nicht wortgetreu und der Schimpf, der die englische Regirung treffen sollte, auf uns bezogen) nennt die deutschen Seeleute immerhin nur Gothen und Hunnen. Höflich ists nicht; um so weniger, als ihm vor drei Jahren der Deutsche Kaiser, der sich als „enthusiastischen Verehrer seiner unvergleichlichen Werke" bekannte, in einer Depesche „für die herzerhebende Art" gedankt hatte, „in der er die

Digitized by Google

Thaten unserer großen gemeinsamen Rasse besungen hat." Schon damals war Kipling einer der hitzigsten Chauvins im Vereinigten Königreich. Wenn er über kleistischen Zorn geböte, könnte mans hinnehmen; doch diesmal hat er nur kraftlos gescholten. Der Mann braucht uns nicht zu kümmern; der feine Dichter gehört der Weltliteratur und Goethe hätte ihn, trotz den Gothen und Hunnen, bewundert.

v. Y. in Berlin: Der selbe Name, aber nicht die selbe Person. Der Freiherr Speck von Sternburg, den Sie meinen, ist 1894 dadurch bekannt geworden, daß er erstens bei einer Hofjagd ins Wasser sprang und einen vom Kaiser geschossenen Hecht herausholte und zweitens eine lange Reise machte, um dem Kaiser einen Hirsch zu bringen, den die Kugel des Monarchen getroffen hatte. Der junge Herr bekam damals einen Orden und übersprang ein paar Sprossen auf der Ehrenleiter. Er wird wohl noch in der Forstkarriere sein. Der Freiherr Speck von Sternburg, der jetzt Herrn von Holleben in Amerika ablöst, ist Diplomat und war eben für Kalkutta zum Generalkonsul ernannt worden. Auch ein hübscher Sprung. Wird er, trotzdem seine Frau Amerikanerin ist und nach alter Sitte Diplomaten nie bei dem Staat akkreditirt werden sollen, dem ihre Frauen durch Geburt angehören, Botschafter in den Vereinigten Staaten, dann hält man ihn in Berlin sicher für fähig, eben so große Opfer zu bringen wie sein früher berühmt gewordener Namensvetter.

Histriomastix in Wien: Natürlich ist der Generalintendant Graf Hochberg freiwillig gegangen. Ganz wie Caprivi, Hohenlohe, Eulenburg, Holleben u. s. w. Jeder Würdenträger geht freiwillig. Und Graf Hochberg hat es ja selbst gesagt. Haben Sie seine Abschiedsrede nicht gelesen? Er sei zwar in der Vollkraft der Leistungsfähigkeit, müsse aber bedenken, daß er eines Tages weniger vollkräftig sein könne. Deshalb mußte ihm am siebenundzwanzigsten zum neunundzwanzigsten Dezember die „wiederholt erbetene" Entlassung gewährt und sofort ein Vertreter bestellt werden. Noch einen Monat, eine Woche länger den aufreibenden Dienst des Generalintendanten: und der Vollkräftige wäre ins Grab gesunken. Moritz war gut informirt, als er acht Tage vorher an Nina schrieb Hochbergs Zeit sei um und der Herr aus Wiesbaden werde bald einrücken. Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Hallermundskopf Burgberg: „Das erste Jagen dauerte fünfzig, das zweite vierzig Minuten. Der Kaiser schoß im ersten Jagen 35 Grobe Sauen und fing einige angeschossene Keiler mit der Saufeder ab; nach dem zweiten Jagen lagen vor seinem Stand 34 Grobe Sauen und neun starke Schaufler; einige besonders starke Keiler hatte er wiederum mit der Saufeder abgefangen. Graf Waldersee schoß elf, Herr von Podbielski acht Grobe Sauen. Selbst der beste Jäger kann in vierzig Minuten nicht dreiundvierzig Stück Schwarzwild erlegen, wenn die Thiere nicht direkt vor den Lauf getrieben werden." Ich war nie auf Hofjagden.

Hidigeigei in Hamburg: Bismarck, soll der Kaiser gesagt haben, gab dem Volk, das Bouillon brauchte, Champagner? In der Zeitung stehts. auch, daß mit dem Champagner das allgemeinen Wahlrecht gemeint sei. Obs wahr ist? Und was man sich unter der Bouillon zu denken habe? Sie müssen sich an einen Hofmann wenden. Ich weiß nur, daß Bismarck an den Nährwerth der Bouillon nicht geglaubt hat und daß sein Arzt zu sagen pflegt, es sei nicht unvernünftiger — nur unappetitlicher —, Urin zu trinken, als sich mit Thierfleischbrühe den Magen vollzupumpen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 24. Januar 1903.

Babel, Bebel, Bibel.

Ein berliner Konzertsaal. Auf den Ehrenplätzen der Deutsche Kaiser mit seiner Frau, der Kanzler des Reiches, der preußische Kultusminister, die bekanntesten Hofprediger. Auf der Katheder ein Assyriologe und Direktor der Königlichen Museen, der beweisen will, daß die zum Kranz der altjüdischen Mythen gewundenen Blätter und Blumen in Babylonien gewachsen sind, daß der Monotheismus nicht etwa von Israels Genius ersonnen ward, sondern, sehr lange vor Moses, in der frommen Vorstellung nordsemitischer Beduinen entstand und daß nur Aberglaube in der Bibel eine persönliche Offenbarung Gottes sehen kann. Haben wir solche „unmittelbare Gottesoffenbarung" denn verdient? Nein, antwortet der Redner: „denn geradezu frivol hat die Menschheit die zehn Worte auf den Gesetzestafeln vom Sinai bis auf diesen Tag behandelt". Und auch dieser Dekalog, fügt er hinzu, auch das mosaische Gesetz stammt nicht aus dem von neuem Sehnen befruchteten Schoß Israels, sondern ist, wie wir jetzt wissen, nur eine Wiederholung babylonischer Legenden; Hammurabi schon, der fast neunhundert Jahre vor Moses König von Babylon war, empfing, wie die Schrift unter einem uralten Steinbild uns lehrt, vom Sonnengott seine Gesetze. Nur im wachen Gewissen des Menschen spricht Gott. Das Alte Testament ist eine Sammlung importirter, von semitischer Phantasie bearbeiteter Mären, ist Menschenwerk, das der nachprüfenden Kritik morsch erscheint und schon deshalb nicht als unverrückbar feste Grundlage unseres Glaubens betrachtet werden darf. Die Reformation hat Manches überwunden; doch sie war nur eine Etape und wir müssen weiter. „Das große Wort von der Nothwendig-

Digitized by Google

keit einer Weiterentwickelung der Religion ist (vom Kaiser in Görlitz) gesprochen worden"; der Redner mahnt, dieses Wortes eingedenk zu bleiben, und schließt mit tiefer Verneigung vor dem „Adlerblick" Wilhelms des Zweiten. Ist der Beweis gelungen, dann sind die Wurzeln der Staatsreligion gelockert; mit dem Glauben an die „Heilige Schrift" als an eine persönliche Offenbarung Gottes stürzt das ganze ehrwürdige Dogmengebäude. Und der Versammlung scheint der Beweis gelungen; sie klatscht, als habe ein Paderewski oder Kubelik ihr Ohr erfreut. Auch von den Ehrenplätzen kommt kein Widerspruch, kein Echo zorniger Inbrunst. Die Hofprediger schweigen. Der Kanzler, der Kultusminister geben sich Mühe, in ihren Mienen zu zeigen, daß der Vortrag sie erbaut hat. Der Kaiser schüttelt die Hand des Redners, des Professors Friedrich Delitzsch, und stellt ihn seiner Frau vor, der frömmsten Dame im Reich, die an den Assyriologen „huldvolle Worte richtet".

Das geschah am dreizehnten Januar 1903. An dem selben Kalendertag hatte im vorigen Jahr Herr Professor Delitzsch über das selbe Thema in dem selben Saal schon einmal gesprochen. Auch damals hörte ihm der Kaiser zu und „auf Allerhöchsten Befehl" wurde der Vortrag im Schloß wiederholt, damit die Herrn und Fraun am Hof ihm lauschen könnten. Dieser erste Vortrag ist gedruckt, der zweite einstweilen nur aus Zeitungberichten bekannt, die dem Redner nicht genügen. Seine Absicht lehrt die kleine Schrift „Babel und Bibel" uns erkennen. Er steht staunend vor dem Ergebniß der Ausgrabungen und der Keilschriftforschungen. Das Alte Testament ist nicht mehr „eine Welt für sich"; mit Babylonien und Assyrien schon war das hebräische Alterthum „von Anfang bis zu Ende verkettet". Gestalten, Städte, ganze Völker des alten Legendenkreises werden unserem Blick lebendig. Den Stammestypus der Elamiten, Babylonier, Judäer, Israeliten, Araber zeigen enträthselte Steinbilder uns. Und auf Schritt und Tritt finden wir Gesträuch, das zum hebräischen Mythenkranz die Blätter und Blumen geliefert haben muß. An die Aussetzung Mosis erinnert die Legende von der Kindheit Sargons des Ersten. Wie Jesaias die assyrischen Truppen schildert, so schauen wir sie auf den Alabasterreliefs der Paläste Sargons und Sanheribs, auf den Bronzethoren Salmanassars. Die Form der Gesetze, das Opferwesen, das Münz-, Maß- und Gewichts-System holten die zwölf Stämme Israels sich aus der Alles beherrschenden babylonischen Kultur Kanaans. Vom Euphrat und Tigris stammt die Sabbathfeier. Zweitausend Jahre vor Christi, sechshundert Jahr vor Mosis Geburt wurde in Ninive die Geschichte einer Sintfluth aufgezeichnet, deren Noah

Digitized by Google

Xisuthros hieß; und die zehn Könige, die vor der Fluth in Babylonien herrschten, rufen uns die zehn vorsintfluthlichen Urväter des Alten Testamentes ins Gedächtniß. Weltschöpfung, Schlangenmythos, verbotene Frucht, Sündenfall, Scheol mit Paradies und Wüste, Kerubim und Seraphim: das Alles fand Israel im babylonischen Kulturkreis. Und diese Kultur wirkt in uns fort, wenn wir die Stunde in sechzig Minuten, die Minute in sechzig Sekunden theilen und am Himmel die zwölf Thierbilder unterscheiden. Sogar Spuren monotheistischer Regungen hat man am Euphrat ausgegraben und drei Thontäfelchen aus der Zeit Sinmubalits und seines Sohnes Hammurabi tragen die Inschrift: „Jahwe ist Gott." Selbst Jahwe also „ist ein uraltes Erbtheil jener kanaanäischen Stämme, die um 2500 vor Christi Geburt in Babylonien seßhaft wurden und aus denen dann nach Jahrhunderten die zwölf Stämme Israels hervorgehen sollten". Leider war Babylons Volk in religiösen Dingen so indolent, daß es, trotzdem freie Geister mahnten, in Marduk, dem Lichtgott, alle anderen Götter zu ehren, drei Jahrtausende lang den Polytheismus als Staatsreligion erhielt. Das Beispiel sollte uns warnen, uns nicht ruhen lassen, bis die Religion der Propheten und des Galiläers von den babylonisch-assyrischen Vorstellungen befreit ist.

Nicht so weit ins dunkle Land der Theologie wagt sich ein anderer Orientalist vor, der berliner Privatdozent Dr. Hugo Winckler, dessen Schrift „Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unserigen" mich lehrreicher dünkt als Delitzschs zwischen Schwärmerekstase und Feuilletonstil schwankende Darstellung. Winckler spricht als Assyriologe; er will Resultate seiner Wissenschaft ins Volk tragen, nicht irrende Seelen zum Heil führen. Die neuen Entdeckungen sind ihm wichtig, weil sie den Begriff der geschichtlichen Zeit erweitern; die „Weltgeschichte" begann uns bisher im siebenten, eigentlich erst im sechsten Jahrhundert und jetzt haben wir altorientalische Urkunden, die bis ins Jahr 3000 vor Christi Geburt zurückreichen. „Was früher der Anfang war, ist jetzt in die Mitte getreten"; und diese Erweiterung des Sehvermögens schafft ein völlig verändertes Bild der Menschheitentwickelung. Die ältesten Urkunden sind in sumerischer Sprache geschrieben, der Sprache der Gelehrten und Priester, die für den Orient ungefähr die selbe Bedeutung hatte wie für den Occident das Latein; nur hat das Volk, das sie sprach, uns kein Lebenszeichen, kein Denkmal hinterlassen. Nicht nach ihm nennen wir die Kultur, auch nicht nach den Assyrern, die zuletzt mit straffer militärischer und bureaukratischer Zucht am Euphrat und Tigris, in Syrien und Palästina herrschten, wie Preußen heute in Deutsch-

Digitized by Google

land herrscht; wir reden von babylonischer Weltanschauung, babylonischer Götterlehre. „Eine Gestirnreligion. Zahllose Götter, die aber nur Offenbarungformen der einen großen göttlichen Gewalt sind. Der Sternenhimmel ist das große Buch, in dem die Geschichten von Himmel und Erde verzeichnet sind und aus dem man sie ablesen kann. Dem Babylonier offenbart sich aller göttliche Wille in den Sternen und alle irdischen Einrichtungen müssen deshalb ein Abbild der himmlischen sein; das Bild eines geordneten Staatswesens muß genau dem himmlischen Vorbild entsprechen.“ Die Babylonier waren die Lehrmeister der Menschheit in der Astronomie, die den Sterngläubigen auch Astrologie werden mußte. Von ihnen kommt das Sexagesimalsystem, das in unserer Kalendereintheilung fortwirkt. Aus ihrem Kulturkreis holte Pythagoras seine Lehre. Unser Karneval hat ein Vorbild in einer Zeit übermüthigen Mummenschanzes, die in Babylonien — nach unserer Rechnung im Februar — den Beginn eines neuen Jahres feierte. Wenn wir von einer Ausdrucksform sagen, sie gehe über das Bohnenlied hinaus, so kehrt in solchem Wort die Erinnerung an die im babylonischen Karneval gewählte Bohnenkönigin wieder, der robuste Lebenslust derbe Lieder sang. Marduk, der Thôr der Germanen, ißt gern Erbsenbrei und sein Thier ist der Eber: noch heute wird in manchen Gegenden Norddeutschlands am Donnerstag (Thôrs Tag) Erbsenbrei mit Schweinefleisch gegessen. Die Zwillinge des Thierkreises, in deren Zeichen am Anfang der babylonischen Kultur die Frühlingstagesgleiche fiel, wurden ursprünglich als zwei Ziegenböcke dargestellt. „Das sind die beiden Thiere Thôrs, die er vor einen Wagen spannt. Sie sind uns in ihrer Symbolik als Zeichen des Frühjahrs sehr vertraut im Bockbier, dessen Erklärung so lange räthselhaft war; es ist das Frühjahrsbier, und wenn die Pyramiden die Ueberlieferung von fünf Jahrtausenden darstellen, so spricht aus dem Zeichen des Bockes zu uns ein Alterthum von siebentausend Jahren.“ Die Vorstellung von den sieben Himmeln ist der babylonischen Anschauung entlehnt, die den Thierkreis als ein siebenstufiges Amphitheater sah. Aus Babylon hallte der Fluch, Staub fressen zu müssen, der Schlange nach. Aus Babylon kam den Ptolemäern, Seleuziden und Caesaren der Anspruch, als Götter geehrt zu werden. In Babylon fand Campanella das Muster seines Solarierstaates. Dem babylonischen Neujahrsmythos entwuchs die Märchengestalt des Däumlings. Und so weiter ... In der Schätzung der hohen, durch die Jahrtausende wirkenden Kultur der Babylonier stimmen beide Assyriologen überein. Winckler bleibt nüchtern, auch wenn er die ungeheure Geistesarbeit des alten Volkes preist,

Digitized by Google

das sich eine einheitliche Weltanschauung zu schaffen vermochte. Delitzsch aber ruft, die Summe dieser neuen Erkenntnisse werde „das Leben der Menschen und Völker tiefer erregen und bedeutsameren Fortschritten zuführen als alle modernen Entdeckungen der Naturwissenschaften zusammen".

Wirklich?.. Der Laie kann die Ergebnisse der Spezialistenarbeit nicht nachprüfen, nicht entscheiden, ob die Keilschriftforschung fernen Enkeln nicht eben so wunderlich scheinen wird wie uns das Mühen der Astrologen. Wohl aber darf er fragen, ob die gerühmten Resultate denn gar so neu sind; und dieser Frage kann der leidlich Gebildete die Antwort finden. Giebt es seit gestern, seit vorgestern erst eine wissenschaftliche Bibelkritik? Delitzsch erinnert selbst an Jean Astruc, den Leibchirurgen Ludwigs des Vierzehnten, als an den Mann, der vor hundertundfünfzig Jahren, nach Goethes Wort zuerst „Messer und Sonde an den Pentateuch legte" und erkennen ließ, daß die fünf Bücher Mosis „aus sehr verschiedenartigen Quellenschriften zusammengestellt sind". Und seitdem sind die Orientalisten beider Erdtheile nicht müßig gewesen. Daß assyrische und egyptische Ueberlieferungen in Israels Institutionen fortwirkten, hatte schon Montesquieu geahnt. Vor fünfzig Jahren schrieb Paul de Lagarde, der gelehrte Sammler der „Materialien zur Geschichte und Kritik des Pentateuchs": „Das, was wir heute Altes Testament nennen, hat mit der jüdischen Religion herzlich wenig zu thun. Der Monotheismus ist nichts spezifisch Jüdisches: Chinesen, Inder, Griechen, vermuthlich auch Egypter haben ihn gehabt; er ist das nothwendige Ergebniß des Denkens und an sich ohne jeden ethischen Werth. Monotheismus ist so wenig Religion, wie das Wissen um die Einwohnerzahl Deutschlands deutscher Patriotismus, und das Wissen, daß man nur eine Mutter hat, kindliche Liebe ist." Ein Vierteljahrhundert danach sagte er, der egyptische Stamm der Leviten habe, als Erbe und Träger alter Kultur und höherer Bildung, die semitischen Horden unterjocht, nannte das Volk Israel „eine Mischung ganz verschiedener Bestandtheile" und erinnerte an die steten Beziehungen der Ostjordanländer zu den Beduinen der Wüste, an den von dort kommenden Einfluß und an die „arabische Seelenstimmung" der Propheten. Als sein Freund Renan die Histoire du peuple d'Israël schrieb, konnte er sich schon auf die kritische Vorarbeit der Reuß, Graf, Kuenen, Nöldeke, Wellhausen, Stade stützen und im Vorwort für das Licht danken, das aus Masperos egyptologischen und Schraders assyriologischen Forschungen auf seinen Weg gefallen sei. Im ersten Band — wo die Bibel die schlimmste Feindin der Wissenschaft genannt wird — füllt die Schilderung

Digitized by Google

des altbabylonischen Einflusses ein ganzes Kapitel, das schon die wichtigsten der jetzt von Delitzsch popularisirten Entdeckungen meldet und mit den Sätzen schließt: „Nicht erfunden hat das Volk wandernder Hirten diese merkwürdigen Geschichten, aber ihren Erfolg gesichert. Nur in der Vereinfachung, die der semitische Genius wirkte, konnte die Schöpfunglehre der Chaldäer die Welt erobern.“ Der Name Jahwe, hören wir, sei den Babyloniern entlehnt; auch die in Ninive gefundene Ziegelsteintafel, auf der die Geschichte der Sintfluth erzählt ist, erwähnt Renan schon. Andere Verwandtschaften und Aehnlichkeiten der Hauptreligionen des Orients mag man in Jacolliots seinem, von Nietzsche gern gelesenen Buch Manou, Moïse, Mahomet suchen. Und weil nun weitergegraben und weiterentziffert, weil nach den alten Urkunden manche neue ans Licht gebracht ist: deshalb soll der Menschheit ein neuer Morgen dämmern, sollen moderne Völker in brünstiger Wonne rufen: Ex oriente lux? Das ist der Traum eines Spezialisten, der sich in sein Netz eingesponnen und gar nicht gemerkt hat, daß die Fäden, die ihn fesseln, nicht bis an die Gefühlssphäre der Masse hinreichen. Die Menschen, denen die Bibel noch heute nicht Menschenwerk, sondern persönliche Offenbarung Gottes ist, werden auf Delitzschs Wort nicht andächtiger lauschen als auf die Rede stärkerer Vorarbeiter. Und die Anderen sind nicht von den Assyriologen bekehrt worden, sondern von den Naturforschern, deren „Entdeckungen“ der von der Gnadensonne bestrahlte Professor so gering schätzt. Wichtiger als die Frage, in welchem Umfang der babylonische Mythos in der Judenlegende nachgewirkt hat, unendlich wichtiger war die Erkenntniß, daß unsere Erde nicht der Mittelpunkt der Schöpfung ist, sondern ein kleiner Planet; denn der Morgenwind dieser Erkenntniß wehte alle Kosmogonien der Mythentage hinweg. Primus in orbe deos fecit timor. Diese von der Furcht geschaffenen Götter leben, so lange sie den Zitternden ein Hort sind, und sterben, wenn neue Gefahr auftaucht, gegen die ihre Macht sich unwirksam erweist. Die Enthüllung seiner Herkunft hat nie einen Gott getötet.

Der Lärm, der den Reden des Professors Delitzsch nachhallte, wäre unbegreiflich, wenn er der Neuheit der Verkündung gölte. Doch selbst der skeptische Beurtheiler neudeutscher Kultur kann nicht glauben, erst das über „Babel und Bibel“ Gesagte habe die Mehrheit der gebildeten Laien die „Heilige Schrift“ richtig schätzen gelehrt. Ein Zeitungschreiber, der sein Leben lang auf den Gemeinplätzen des Parlamentarismus und der Parteipolitik das Futter gefunden hat, mag die Behauptung, die Bibel sei aus babylonischen Ueberlieferungen entstanden, „neu und kühn“ nennen: die That-

sache ist längst sogar in sozialdemokratischen Volksschriften schon erwähnt worden, und wer nie davon hörte, konnte sich dennoch denken, daß Israels Gesetzbücher von fremden Elementen eben so wenig frei geblieben sind wie irgend eine moderne Staatsverfassung oder Sittenlehre. Das Alte Testament, gegen dessen Moral antisemitische Gelehrte und Demagogen so oft zum Kampf gerufen haben, ist uns eine Sammlung wundervoller Sinngedichte und Epen, deren Werth die größere oder geringere Undurchsichtigkeit ihres Ursprunges nicht mindern kann. Daß die Orthodoxen, Katholiken, Protestanten, Juden, in Bewegung kamen, hat einen anderen Grund; nicht der Redner hat sie aufgescheucht, sondern der Beifall, der ihm von dem an Rang höchsten Hörer gespendet wurde. Und ihr Bangen, ihr — zaghaft nur ausgesprochener — Groll ist leicht zu verstehen. Der Glaube an die persönliche Offenbarung Gottes, der wir die Heilige Schrift danken, war bis jetzt Staatsreligion; wer im Staat warm gebettet sein wollte, mußte diesen Glauben bekennen. Weh Jedem, der an der mosaischen Genesis zu zweifeln wagte! Viertausend Jahre nach Babels großer Zeit lebten wir in babylonischen Vorstellungen, — sollten wenigstens nach offizieller Weisung so leben. Nicht vom gestirnten Himmel zwar lasen wir die alles Handeln und Wandeln der Einzelnen und ganzer Völker bindenden Regeln ab; doch wir hatten ein Buch, aus dem Gott zu uns sprach, der freie Schöpfer des Himmels und der Erde. Er hat Alles vorausbestimmt, die Bahnen allen Geschehens vorgezeichnet; und die Aufgabe des Staates, der Kirche, der Wissenschaft ist, zu beweisen, daß die menschlichen Einrichtungen dem göttlichen Willen angepaßt sind, der sich in dem Heiligen Buch offenbart hat. Nicht neue Lehre sollte gefunden, sondern die alte vor Verdunkelung bewahrt werden. Die Aufgabe war manchmal recht schwer zu bewältigen. Der neuere widersprach dem älteren Bibeltheil und sollte doch der Verheißung Erfüllung bringen. Die Weisheit der Propheten, Evangelisten, Apostel bot keine im Kampf ums Dasein brauchbare Waffe. An allen Ecken riß die Alltagsarbeit, der Alltagsschacher Löcher in das Orientalengewebe. Man half sich, so gut es ging, trug das Prunkgewand nur noch an Feiertagen und war schon zufrieden, wenn die Lippe die vorgeschriebene Satzung sprach. An der durfte nicht gerüttelt werden; denn nur am festen Dogmenspalier reift eine Staatsreligion. Und nun? Nun soll die Religion „weiterentwickelt" werden. Nun giebt es keine „Gottesoffenbarung außer der, die Jeder in seinem Gewissen trägt". Das sagt nicht nur ein unbeträchtlicher Professor: Das billigt der Deutsche Kaiser, — derselbe Kaiser, der im Juli 1900 seiner Schiffsmannschaft in einer ganz

Digitized by Google

dem alttestamentarischen Mythenkreis entnommenen Predigt Herrn Josua als Vorbild gezeigt und noch vor ein paar Monaten in Aachen gesagt hat: „Beide christliche Konfessionen müssen das eine große Ziel im Auge behalten, die Gottesfurcht und die Ehrfurcht vor der Religion zu erhalten und zu stärken. Ob wir moderne Menschen sind, ob wir auf diesem oder jenem Gebiet wirken, ist einerlei: Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, Der ist verloren." Wo aber ist die haltbare Basis einer Religion, die nicht mit starken Wurzeln im Heiligen Lande der Träume ruht, sondern aus ihren ältesten Fasern gelöst und „weiterentwickelt" werden soll? Das Alte Testament scheint als Grundlage ja nicht mehr zu brauchen ... Eben, nach Delitzschs Vortrag, hat Maspero uns erzählt, in Susa sei das Gesetzbuch Hammurabis gefunden worden. Der große König von Babylon war ein kluger Mann: nicht im Menschensinn, sprach er zu seinem Volk, wuchs solche Weisheit; auch ein König konnte sie nur vom höheren Herrn des Himmels empfangen. Und er befahl, im Steinbild den König zu zeigen, der nach dem Diktat des Lichtgottes das Gesetz niederschreibt. Vielleicht hat sich sein Kodex deshalb so lange gehalten.

Die Unruhe der Orthodoxen ist nicht grundlos. Sie haben von dem frommen Joseph de Maistre gelernt, daß die Gefahr der Revolution Jeden bedroht, der die Fundamente eines alten Baues aufgräbt. Vor dieser Gräberei zittern sie, nicht vor babylonischen Ausgrabungen; denn auch sie wissen, daß die Enthüllung seiner Herkunft nie einen Gott zu töten vermochte. Christi Gemeinde ist nicht kleiner geworden, seit der Rationalismus den Sohn der Jungfrau verbannt und, statt dem Himmelsbeherrscher, dem Zimmermann die Ehren der Vaterschaft zuerkannt hat. Doch der in langer Uebung geschärfte Priesterinstinkt wehrt ihnen die Hoffnung, unsere an Leidenschaft und an einbildnerischen Kräften arme Zeit könne einen neuen Glauben gebären. Nur einen sehen sie; und der freut ihr Auge nicht. Der findet, wie Delitzsch, die Menschheit habe die zehn Worte vom Sinai bisher „geradezu frivol behandelt." Der will auch, auf seine besondere Weise, die Religion weiterentwickeln. Und die in die Hofmode gekommene Wahrheit, daß nur in des Menschen Gewissen Gott spricht, hat er längst in den Satz gefaßt: Religion ist Privatsache.



Digitized by Google

Ein Preßgesetz.

Vor hundertundsiebenzehn Jahren schrieb der Engländer George Crabbe, der zuerst Chirurg und dann Theologe war, ein satirisches Gedicht, The News-papers, das sich gegen die wachsende Fluth der Zeitungen richtete. Hier einige zierliche Verse daraus, die zeigen, wie damals die schulmeisternde gelehrte Dichtung in der Furcht, von dem jungen Riesen des Journalismus verdrängt zu werden, die ephemere Art seiner Erzeugnisse geißelte und gegen die Gefahr einer Verödung des geistigen Lebens Front machen zu müssen glaubte:

„Ach, Euer Zauber hat gelockt die schwanke Menge!
Des Lesers Auge bannt ein buhlerisch Gedränge,
Ein täglich neuer Schwarm von Blättern sonder Zahl.
Der Sterbliche benennt die Tötlichen: Journal.
Und ungelesen liegt der edlen Geister Band
Und unbemühet stirbt, was der Olymp gesandt".
„Der Zeitung wendet sich der Blick des Lesers zu:
Wem es vor Büchern graut, bei Blättern hat er Ruh!"
„. . . . . Des Schicksals Güte weiht
Sie eines Tages Ruhm und eines Tages Zeit.
Sorglos schreibt, wer sie schreibt, so Vieles grad' zusammen,
Wie viele Worte ihm die Zeile fertig rammen,
Wie viele Zeilen ihm die Spalte absolviren,
Wie viele Spalten ihm das Ganze ausmöbliren".

Freilich: das Leben des Journalisten war damals eben so wenig von Sorgen und Dornen frei wie heute und selbst im freien England standen Geld- und Gefängnißstrafen, stand sogar der Pranger für ihn in Bereitschaft. Bedeutende Staatsmänner wie Burke und Pitt erklärten sich im Allgemeinen für Preßfreiheit, wurden aber höchst empfindlich, wenn die Presse sich gegen ihre eigene werthe Person wandte, — wie ja auch der selbe preußische Herrscher, dessen Wort von den „Gazetten, die nicht genirt werden müssen" geflügelt ward, sich, wo sein Interesse ins Spiel kam, durchaus nicht besann, einen widerspenstigen gazettier mit einer Tracht Prügel zu der wünschenswerthen Parität in der Zeitungberichterstattung bringen zu lassen. Wie anders also die Stellungnahme zur Presse in der Arena der politischen Antagonismen als in der poetischen Spiegelung des Pfarrers von Townbridge! In der That war politisch der maßgebliche Gesichtspunkt, von dem aus Preßfreiheit gefordert wurde, stets die mit einem ungemessenen Glauben an die Wirkenskraft des freien Wortes gepaarte Ueberzeugung, wenn nur jede Fessel gelöst sei, werde das geistige Leben sich in der Presse kräftig regen; und der Widerstand gegen diese Forderung entsprang dem selben Glauben der Gewalthaber,

Digitized by Google

denen eben an Erweckung, Aufklärung, eigenem Urtheil und Selbständigkeit der Massen nichts gelegen war; mit anderen Worten: die selbe Prämisse bei Preßbeförderern und Befehdern, eine Auffassung, die an der Bedeutung der Presse für eine starke Intensifikation des geistigen Lebens nicht zweifelt.

Ist die Prämisse überhaupt oder doch für gegebene Zeit und gegebenen Ort falsch und vielmehr die kontradiktorische Gegenprämisse richtig, dann müssen politisch Preßbeförderer und Preßbefehder ihre Rollen tauschen; und so erklärt es sich, daß bei der fließenden Beschaffenheit des Zeitungwesens und in dem Wandel der Ansichten über seine konkrete Wirkung denn auch gelegentlich die Rollen ausgetauscht worden sind. Zwei hervorragende Beispiele aus dem Kampf der Meinungen in Deutschland mögen Das bestätigen. „Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse!“ rief Lassalle im Jahr 1863 den deutschen Arbeitern zu. Das Annoncengeschäft sei die Ursache des Verderbens: werde es den Zeitungen gesetzlich untersagt, dann müsse „von Stund an der Zeitungschreiber von Metier aufhören und an seine Stelle der Zeitungschreiber von Beruf treten.“ War das in der Weißgluth des höchsten Pathos flammende Verdammungurtheil des beredten Agitators nun doch nur eine ungeheuerliche Uebertreibung, so war sein Allheilmittel ungefähr dem Vorschlag vergleichbar, den Anbruch des Frühlings durch Staatsgesetze zu dekretiren. Er übersah oder wollte nicht sehen, daß seit dem ersten Inseratenblatt, der Feuille du bureau d'adresses des französischen Arztes Renaudot von 1633, sich Zeitungen und Annoncen überhaupt pari passu entwickelt haben. Und wie steht es um die von ihm vorausgesagte Degeneration? Weder ist, ohne daß sich die Grundlagen des Zeitungwesens inzwischen verändert hätten, seit seiner Prophezeiung der Volksgeist schlechter geworden noch auch nur — unter Anderem — die Entstehung einer Arbeiterpresse unmöglich gewesen, der er selbst, wenn er sie erlebt hätte, den ehrlichen Willen nicht bestreiten würde, mit den idealen Interessen des Volkes, wie sie diese versteht, Ernst zu machen, — und auch sie existirt mit und von dem Annoncengeschäft. Dagegen wurzelt heute so manche üble Eigenschaft der Presse besonders stark in den annoncenlosen „Urzeitungen“, jenen nicht für die Oeffentlichkeit direkt, sondern für die Redaktionen bestimmten mechanisch vervielfältigten Korrespondenzen, deren Abklatsch die Zeitungen in gewissen Theilen sind. Und etliche zwanzig Jahre nach Lassalle war es der wunderliche Konservative Böttcher De Lagarde, der die volle Schale apokalyptischen Zornes über die gesammte deutsche Presse ergoß. „Deutschland“, schrieb er, „ersäuft nachgerade in den ebbelosen Wogen des Holzpapieres“, „durch die Presse ist Deutschland ein großer Sumpf geworden“; und so weiter. Der leibhaftige Des Esseintes in der deutschen Publizistik, der verzweifelnd sein „Croule donc, vieux monde!“ stöhnt; die Menschheit aber will und kann selbst dem geistreichsten à rebours nicht Gehör schenken.

Digitized by Google

Nebenbei darf erwähnt werden, daß 1867 eine auf Wuttkes Arbeit „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung" (1866) gestützte Schrift von Josef Lukas „Die Presse ein Stück moderner Versimpelung" erschien und im selben Jahr zum zweiten Mal aufgelegt wurde. Der logische Ausgangspunkt dieser leidenschaftlichen Anklagen gegen die Presse ist, was Wuttke in seinem Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens nüchtern und präzis so ausdrückt: „Wenn Jedem, der etwas Rechtes zu sagen weiß, Etwas nämlich, das werth ist, von Anderen gekannt zu sein, die öffentliche Mittheilung seiner Gedanken und Erfahrungen auch wirklich freisteht, Das heißt — denn im Leben handelt es sich wenig um reine Möglichkeiten —, falls ihm Solches möglich ist, ohne daß er ein Opfer zu bringen nöthig hat, und ferner, wenn die Stimmen, die in der Presse laut werden, auch wirklich Das hören lassen, was Die, welche sich in ihr vernehmbar machen, gerade so wissen und genau so meinen, dann allerdings ist in der Presse eine mächtige Bürgschaft fortschreitender Entwickelung vorhanden. Allein die bloße Freiheit der Presse enthält noch lange nicht diese nothwendig vorauszusetzenden Bedingungen. Ob und wie weit sie da sind, hängt vielmehr an der Beschaffenheit des Zeitungwesens. An der großen Gewalt der Presse ist durchaus nicht zu zweifeln; man unterschätzt sie sogar noch gemeinhin und sieht darum die Zeitungschreiber zu gering an. Ist jedoch das Zeitungwesen in einen verkehrten Zustand hineingerathen, so schlägt es vielmehr einem Volke zum Unheil aus, befördert Verkehrtes, unterdrückt heilsame Bestrebungen und zieht den Sinn der Nation in der schädlichsten Weise herab." Wuttke glaubt aber trotz den Schattenseiten, die er selbst rücksichtlos aufdeckt, an eine Sanirung und gemeinnützige Weiterentwickelung der Presse aus ihrer eigenen Natur heraus, weil bei allen Kräften und Mitteln, die die Menschheit neu gewonnen habe, sich die nachtheilige Wirkungskraft erst erschöpfen müsse, ehe sie ihren vollen Segen verbreiten könne. Dabei streift er das Problem, wie man heute Zeitungen lesen solle, und empfiehlt: man lese gegensätzliche Zeitungen; man halte sich an das nackt Thatsächliche, lege aber auf die meisten Betrachtungen keinen Werth; man lese ungläubigen Sinnes.

Wenn man der heißen politischen Hoffnungen, die bis zur Mitte des Jahrhunderts von den Besten im Volk auf die Gewährung der Preßfreiheit gesetzt wurden, des Ringens der liberalen Demokratie und des Gegendruckes des Metternichsystemes gedenkt und vergleichend erwägt, wie die Gegenwart zur Presse und die Presse zur Gegenwart steht, so muß man allerdings einen starken Wandel konstatiren. Wahr ist, daß die periodische Presse uns in einer früher ungeahnten Weise zum „unentbehrlichen Lebensmöbel" geworden ist; daß sie, überall und um ein Geringes erhältlich, sich jeder anders nicht auszufüllenden Viertelstunde des Kulturmenschen als geistiger Lückenbüßer be-

Digitized by Google

mächtigt hat; daß die Mehrheit aller Zeitungleser sich eher sämmtlicher Idealismen entschlagen würde, für die ihre Zeitung eintritt, als daß sie sich der Zeitungen selbst berauben oder sich die Lecture auch nur verkümmern ließe; wahr ist, daß die äußere Verbreitung, Macht und Fülle der Zeitungen ungeheuerlich gewachsen ist und daß sie mit ihrem Heer von Angestellten und Affiliirten, ihren Schnellpressen und Setzmaschinen, ihrem Telegraphen- und Postdienst, ihren Abbildungen und Interviews, ihren Inseraten und Reklamen wie ein Riesenpolyp die Erdkugel umspannt halten: ja, wahr ist nicht nur, daß das Beste, was sie an geistigen Leistungen aufweisen, für sich und frei von dem überwuchernden Gestrüpp des Schlechten gedacht, den höchsten bisher erreichten Stand der Journalistik zeigen würde, sondern auch, daß sie eine vortreffliche und unvergleichlich reiche Thatsachenmosaik von bedeutendem Werth bieten. Wahr ist aber auch, daß diese Thatsachenmosaik weit davon entfernt ist, ein zusammenhängendes Thatsachenbild zu sein; daß ein sehr großer Theil des hastig aufgegriffenen Stoffes nur der oberflächlichen Befriedigung gedankenloser Neugier und werthlosem Sensationenbedürfniß dient und daß im modernen Preßbetrieb neben dem Guten das sich schamlos spreizende Schlechte und Schlechteste wohlgemuth in aller Breite schaltet. Der prototypische Begründer des „New York Herald" fand ein Mittel, die Aufmerksamkeit auf sein Blatt zu lenken, darin, daß er mit großen Lettern affichirte: „Mr. James Gordon Bennett öffentlich durchgepeitscht"; bald danach konnte er sich vor seinen Lesern rühmen, sogar zum zweiten Male durchgepeitscht worden zu sein. Und der wiener „Figaro" durfte sich im Jahre 1873 mit Recht die Persiflage erlauben: „Die hiesigen Revolverjournalisten wollen in Gemeinschaft mit den Ohrfeigenjournalisten einen Verein zur Wahrung der Standesverunehrung gründen". Wahr ist, daß die heutige Presse, von unzähligen Handlangern für die Augenblickswirkung bedient, stets das Gestern über das Heute vergessend, „stets neu, stets interessant, stets wachsam, wichtig und alarmirend", wie sie sein will, mit allen Listen und Schlichen des betrügerisch drapirten Sonderinteresses arbeitend, im faktiösen Verschweigen eben so geschickt wie im entstellenden Hervorheben, in ihren konkurrirenden Organen sich gelegentlich bis in die telegraphischen Meldungen hinein widersprechend, da, wo sie es auf die größte Massenverbreitung absieht, um keinen möglichen Käufer, Abonnenten oder Inserenten einzubüßen, in wässerigster Charakterlosigkeit und Mittelmäßigkeit plätschernd, als Lehrer und geistiger Führer im Völkerleben nicht mehr gelten kann. Daher mag heute der in den Regierungen verkörperte und um sich selbst besorgte Staat, der sich noch dazu aller Fertigkeiten und Künste der Zeitungpresse längst bemächtigt hat, unter Umständen die überlieferte politische Gegnerschaft fallen lassen und einem ungefährlichen Popularitätbedürfniß Rechnung tragen, wenn er selbst alte Schranken zum



Theil niederreißt. Die Zeiten sind vorüber, da „Viele, die Degen trugen, sich vor Gänsekielen fürchteten“.

So hat sich jetzt denn auch die österreichische Regirung bewogen gefunden, dem Reichsrath einen Entwurf vorzulegen, der die Presse von alten Ketten zu befreien verheißt. Sie hat dabei nicht nur den einst innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle so verpönten Geist der Zeit, der „sich gegen die verbliebenen Fundamente des alten Gesetzes auflehne“, zur Pathenschaft gebeten, sondern sich außerdem zur schmeichelhaftesten Anerkennung der bedeutenden Stellung, die der Presse im sozialen Leben zuzugestehen sei, entschlossen. In der Begründung des Entwurfes heißt es wenigstens: „Wenn auch viele Materien, welche die Zeitungen behandeln, vom Streite der Parteien so weit beeinflußt werden, daß von mancher Seite vielleicht auch jetzt noch der Wunsch gehegt wird, den Verbreitungskreis der Journale thunlichst einzuengen, so ist es doch wohl richtiger, einzelne Widrigkeiten mit in den Kauf zu nehmen, um den Gewinn zu sichern, der in der geistigen Fortbildung der breiten Schichten der Bevölkerung liegt“; und: „Eine Gefahr kann darin nicht erblickt werden, weil eine öffentlich geführte Diskussion eine natürliche Entladung der Meinungen und Absichten darstellt, die weniger Unheil stiftet als jede geheime Anstauung oder die Unterdrückung von Gesinnungen und Bestrebungen, die an ihre Berechtigung glauben, daneben aber in der sich stets vermehrenden allgemeinen Bildung und der sich daraus ergebenden Selbständigkeit der eigenen Ueberzeugung eine wirksame Abwehr auch gegen Exzesse von Zeitungen gegeben ist.“ Das klingt sehr gut, beinahe so gut, wie es der Weise von Frankfurt ausdrückte, als er 1851 schrieb: „Für die Staatsmaschine ist die Preßfreiheit Das, was für die Dampfmaschine die Sicherheitsvalve: denn durch sie macht jede Unzufriedenheit sich alsbald durch Worte Luft, ja, wird sich, wenn sie nicht sehr viel Stoff hat, an ihnen erschöpfen. Hat sie jedoch diesen, so ist es gut, daß man ihn bei Zeiten erkenne, um abzuhelfen. So geht es sehr viel besser, als wenn die Unzufriedenheit eingezwängt bleibt, brütet, gährt, kocht und erwächst, bis sie endlich zur Explosion gelangt.“ Wen solche Lehren nicht erfreun, verdienet nicht, ein Mensch zu sein, möchte Mancher mit Sarastro rufen. Nur paßt der Gedankengang, der vor einem halben Jahrhundert noch richtig war, auf die heutige Presse eben nicht mehr. So kann man nur bedauern, daß zur rechten Zeit, zur Zeit der Freiligrath und Herwegh, der Glasbrenner und Prutz solche Anschauungweise nicht in den Ministerien zu Hause war. Wie viel geistige Kräftevergeudung durch gegenwirkende Reibungwiderstände, wie viel an gemeinschädlicher Hemmung des Fortschrittes und vielleicht sogar an schweren Erschütterungen hätte dem Staatsleben erspart bleiben können! Heute aber? Man muß an Ibsens Volksfeind denken, unter dessen Maske der

Digitized by Google

nordische Dichter gegen die „überjährigen“ Wahrheiten zu Felde zieht. „Eine normal gebaute Wahrheit lebt, — nun, sagen wir: in der Regel fünfzehn, sechzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger. Wahrheiten, die hoch zu Jahren gekommen sind, haben sich bereits abgelebt. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, dann ist sie auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden.“ Und wie jede unklare oder schiefe Grundansicht auch die richtige Wahl der anzuwendenden Mittel gefährdet, so scheint der Weg, den der Gesetzesvorschlag mit seinen Neuerungen betritt, keineswegs sicher zu der proklamirten Abrüstung zu führen. Auch ist, wer lange gekargt hat, geneigt, jede Freigiebigkeit, zu der er sich entschließt, zu überschätzen. Oder ist die ganze liberale Pose nur Schein oder Selbsttäuschung und der berühmte Warnungruf des Laokoon wieder einmal für ein Danaergeschenk am Platz?

Allerdings giebt der Entwurf die Kolportage der periodischen Druckschriften frei; und daß die Freiheit des Straßenverkaufes für die Verbreitung und Rentabilität der Zeitungen vortheilhaft ist, liegt auf der Hand. Wie viel dieser Vortheil bedeutet, lehrt freilich keine Erfahrung. Das wird natürlich erst der gesetzlich nicht verbriefte Absatzumfang — und zwar vielleicht als nicht sehr erheblich — herausstellen. Immerhin handelt es sich hier um das Begräbniß einer überlebten Polizeimaßregel. Eben so bei der wesentlichen Beschränkung der Zulässigkeit einer nichtrichterlichen vorläufigen Beschlagnahme. Zweifelhafter aber sind die weiteren Vorschläge: zunächst die Reform des sogenannten objektiven Verfahrens. Diese juristische Wunderlichkeit und spezifisch österreichische Einrichtung besteht darin, daß das nach Ansicht der Staatsanwaltschaft strafbare Preßerzeugniß, ohne daß nach Verfasser und Verbreiter gefragt wird, also ohne Verfahren gegen eine bestimmte Person, vor Gericht gestellt und entweder freigegeben oder endgiltig verboten wird. Erleichtert eine solche Gepflogenheit — sie ist zutreffend eine Nachcensur genannt worden — das Einschreiten gegen die Presse um so mehr, als dieser im subjektiven Verfahren für Verbrechen und Vergehen der schwerfällige Schwurgerichtsapparat durch die Verfassung garantirt ist, so vermindert sie doch zugleich die Konsequenzen des Einschreitens; und die Gewöhnung, es regelmäßig dabei bewenden zu lassen, bedeutet eine trotz den lästigen Präventivbeschlagnahmen angenehm empfundene Herabsetzung der persönlichen Gefahr für die der Presse Angehörigen. Dieses Verfahren soll, abgesehen von Kriegszeiten, nur noch in der Begrenzung, wie sie auch Paragraph 42 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches vorschreibt, wenn nämlich die Verfolgung oder Verurtheilung einer bestimmten Person nicht ausführbar ist, zulässig sein. Nun sagt der Entwurf, sowohl die Auffassung, daß mit dem bisherigen Verfahren den Journalen eine Wohlthat erwiesen werde, weil die Verfolgung der betheiligten Personen unterbleibe, als auch die Ansicht der Presse, daß sie

Digitized by Google

dadurch häufiger zu Schaden komme, als wenn eine persönliche Verfolgung eingeleitet werden müßte, drängten zur Aenderung des herrschenden Zustandes. Keine Wahrnehmung der Vergangenheit diene zum Belege seiner Nützlichkeit, man könne vielleicht im Gegentheil sagen, daß die häufigen Beschlagnahmen „die öffentliche Meinung mehr aufreizten, als der größte Theil der konfiszirten Artikel es vermocht hätte.“ Aus dieser Begründung entnimmt der früher österreichische Oberlandesgerichtspräsident von Krall, daß die Beseitigung des Verfahrens im bestehenden Umfang „nicht als eine Konzession an die Presse, sondern als eine Staatsnothwendigkeit anzusehen sei“; und unleugbar ist die Ausdrucksweise der Zeitungen in Oesterreich unter dem geltenden Regime freier als im Deutschen Reich, wo der Journalist, der Stellung gegen Regirung, Behörden oder behördlich gut akkreditirte Private nimmt, stets das Damoklesschwert einer Strafverfolgung über seinem Haupt schweben sieht. Während ferner, abgesehen von der kriminellen Haftung für den Inhalt einer Druckschrift nach den allgemeinen Strafgesetzen, das Preßgesetz bisher zwar den Redakteur und den Verleger für die Vernachlässigung pflichtgemäßer Aufmerksamkeit in Bezug auf den Inhalt — den Verleger, sofern er nicht einen inländischen Verfasser oder Herausgeber zu nennen vermag —, den Drucker dagegen nur für den Bereich der preßpolizeilichen Bestimmungen bei der Drucklegung und den Verbreiter nur im Fall einer ungesetzlichen Verbreitungweise verantwortlich macht, nähert sich der Entwurf der gleichmäßigen Verantwortlichkeit von Redakteur, Verleger, Drucker und Verbreiter für den Inhalt, wie sie im Paragraphen 21 des deutschen Reichspreßgesetzes normirt ist, und steigert damit die Fahrlässigkeithaftung des Druckers und Verbreiters. Eine Annäherung an die Rechtsverhältnisse des Deutschen Reiches — Kompetenz der Schöffengerichte für Privatklagesachen — bedeutet endlich im Resultat die vom Entwurf gewollte Umtaufe der Vergehensstrafen für Beleidigungen, die durch die Presse begangen werden, in bloße Uebertretungstrafen, womit alle Injurien, außer den dem öffentlichen Ankläger vorbehaltenen, der schwurgerichtlichen Kompetenz entzogen und an den Einzelrichter gelangen würden. Auch diese Maßregel ist geeignet, die Presse mit häufigeren Verfolgungen zu bedrohen; und ist von der Judikatur der deutschen Schöffengerichte in Preßbeleidigungprozessen nicht viel Gutes zu sagen, so wird man in Oesterreich mit dem Einzelrichter wohl auch keine besseren Erfahrungen machen. Immerhin ist zuzugeben, daß die Reaktion gegen die einst so populären Schwurgerichte als ein nicht nur auf Oesterreich beschränktes Zeitphänomen auftritt. Selbst die Sozialdemokratie hat hüben und drüben Anlaß, sich gelegentlich den Berufsrichter statt des Bourgeois-Geschworenen zu wünschen. Das Berichtigungverfahren soll dadurch verbessert werden, daß der verantwortliche Redakteur die Aufnahme einer Berichtigung verweigern darf, wenn er die

Digitized by Google

gänzliche oder einen wesentlichen Theil des Inhaltes betreffende Unwahrheit der Berichtigung nachweisen kann. Praktisch dürfte diese Bestimmung kaum von Belang sein: ist der Redakteur in der bezeichneten Lage, so wird er sich gewiß gern einer formellen Berichtigungpflicht unterziehen, die ihm unter gleichzeitiger Führung des Gegenbeweises ermöglicht, den Gegner coram publico als Lügner zu stäupen. Auch ist es eine wunderliche „Genugthuung", die den Zeitungen gegen den Mißbrauch der Berichtigungbefugniß angeboten wird, wenn der wissentlich falscher Angaben überführte Berichtiger einer Geldstrafe ausgesetzt sein soll. Zu Ungunsten der Parlamentsmitglieder, die zugleich Journalisten sind, will der Entwurf den Zeitraum des Ruhens der Strafverfolgung wegen gesetzlicher Immunität der Abgeordneten in die Verjährungzeit der Preßdelikte nicht miteingerechnet wissen; und dem in Oesterreich vielfach hervorgetretenen Mißbrauch, daß beschlagnahmte Druckschriften in Interpellationen aufgenommen wurden und auf diese Weise unter dem Schutz der Parlamentsberichte zur nachträglichen öffentlichen Verbreitung gelangten, will eine Vorschrift steuern, die den Reichsrath, die Delegation des Reichsrathes und die Landtage zu beschließen ermächtigt, daß gewisse Mittheilungen aus beschlagnahmten Druckschriften nicht zu veröffentlichen sind. Schließlich schafft der Entwurf noch allerlei neue Uebertretungthatbestände, um muthwillige Enthüllungen aus dem Privatleben, unsittliche Ankündigungen, Anzeigen behördlich verbotener Heilmittel und nicht zugelassener Lose und Lospapiere, endlich Boykottaufforderungen gegen „bestimmte Kreise von Industriellen, Gewerbetreibenden, Advokaten, Aerzten, Apothekern, Hebammen und Anderen" in Druckschriften zu verhindern: eine wenig anmuthende Sammlung von polizeilichen Quisquilien. Desinit in piscem mulier formosa superne.

Ist nach allem Gesagten die so pomphaft eingeleitete Gesetzgebungaktion der Mühe werth? Ich glaube: Nein. Ist überhaupt von einer Spezialgesetzgebung für die Presse noch Ersprießliches zu erwarten? Ich glaube, auch diese Frage verneinen zu sollen. Und zur Unterstützung dieser Ansicht darf ich eine Stimme aus dem Jahr 1874 anführen. Als den deutschen Wählern damals der Entwurf des Reichspreßgesetzes vorlag, las man in der demokratischen „Wage": „Wozu überhaupt ein Preßgesetz? Der Gedanke ist weder so neu noch so radikal, wie man glaubt." Das Blatt erinnerte an das geflügelte Wort des Reichskanzlers, man könne den Parlamentarismus durch die Parlamente selbst töten. „Die Bewegungen im Leben der Nationen bereiten und vollziehen sich jetzt auf anderem Wege als nur dem literarischen. Hat Fürst Bismarck nicht selbst eine ausreichende Erfahrung gemacht, als er trotz seinen Preßordonnanzen und obwohl er damit in der That die oppositionelle Presse in Preußen lahmlegte, doch in den Konfliktsjahren die ungeheure Majorität im Lande gegen sich hatte und als er hin-

wiederum ohne Beihilfe dieser Ordonnanzen 1866 durch die That von sieben Tagen diese Majorität zu sich herüberzog?" „Habt Ihr ein gut Gewissen und gesunde Nerven, was in der Regel zusammengehört, so gebt die Presse frei; und habt Ihr Euren Macchiavell mit Nutzen gelesen, so gebt sie erst recht frei!" Die Auswüchse und Schädlinge der Presse werden weder durch grimmige Ergüsse über ihre Korruption noch durch Staatsgesetze, am Wenigsten durch Strafparagraphen beseitigt, sondern müssen ihr Gegengewicht — um mich der Worte Macaulays über die englische Presse in einer zuläßigen Verallgemeinerung zu bedienen — in dem Urtheil des großen Körpers gebildeter Leser finden, dem die freie Wahl zwischen dem ihm vorgelegten Guten und Schlechten gelassen wird. Ottomar Rosenbach meint gelegentlich, heute setzten die Leistungen der Presse jeden Leser in den Stand, durch eigenes Denken und Vergleichen Stellung zu allen Tagesfragen zu nehmen; leider ziehe es aber die Mehrzahl noch vor, die gegebenen Anregungen gleichsam als dogmatische Ergebnisse zu acceptiren. Ich gehe einen Schritt weiter. Die immanente Entwickelung der Dinge weist die Tagespresse aller Länder darauf hin, ein immer vollständigeres und werthvolleres Rohmaterial zu produziren und zu reproduziren, das den selbständigen Leser günstiger stellt als selbst die bestpräparirte vorverdaute geistige Nahrung der Blätter alten Schlages, während die feilgebotenen Ganz- und Halbfabrikate in Meinungwaare, auch wo sie nicht das Motto „Billig und Schlecht" ahnen lassen, mehr und mehr nur für den geistig zurückgebliebenen und den trägen Leser mitgeführt werden. Der Zeitungleser, wie er sein sollte, ist aber doch schon heute nicht selten zu finden: der Leser, der wesentlich nur auf Nachrichten, nicht auf Urtheile und Ueberzeugungen fahndet und sich zwar Thatsachen, aber nicht fremden unkontrolirbaren Meinungen beugen will; dem das Meiste der Zeitungargumentation so gleichgiltig ist, als sei er eine „mit Heu ausgepolsterte Menschenhaut", und der dem vulgum pecus unter den Zeitungschreibern selbst überläßt, „prügelnde Hände an einander zu legen, damit doch Einer da sei, der den Anderen bestrafe", wie es in dem Letzten Willen des Armenadvokaten Siebenkäs dem Schuft von Blaise und dem Schuft von Meyern verordnet wird. Die Zahl dieser skeptischen, dieser klassischen Leser wird stetig zunehmen, — und auch die intellektuell minderwerthige und moralisch schlechte Presse thut fortwährend das Ihrige dazu. Denn was können ihre täglichen faustdicken Lügen, ihre leichtfertige Schnellarbeit, ihre Gedankenlosigkeiten wirksamer propagiren als Das, was Labruyère als das Seltenste und Werthvollste bezeichnete, l'esprit de discernement: après lequel „ce qu'il y a au monde de plus rare ce sont les diamants et les perles"?

Charlottenburg. Dr. Arthur Berthold.



Soziale Anthropologie.

Moderne Ideen, mir bangt um Euch! Bezahlte und unbezahlte Schakale umkreisen Euch lechzend. Ihr werdet, seit hundert Jahren, von Euren eifervollsten Freunden verrathen, um Silberlinge und Schäbigeres. Alle gelehrten Eulen Europas verkünden, ohne bei Tage zu blinzeln, täglich, stündlich Euren Untergang. Und wüßte man nicht, daß Ihr vor neunzehnhundert Jahren aus dem Schoße menschenverbrüdernder Liebe auf dem Kalvarienberge geboren, von den erlesensten Geistern des greisenden Abendlandes nacherzeugt, in erschütternden Kämpfen der bête humaine abgerungen, ja, aufgezwungen wurdet, also nicht untergehen könnet, nicht untergehen dürfet, — man müßte Euch verloren geben. Euch, denen man doch, wenn man so sagen darf, seinen aufrechten Gang und das Bischen Ozon seiner bürgerlichen Existenz dankt.

Seit hundert Jahren, sagte ich. Ich dachte an Napoleon, der den Kampf einleitete; an Nietzsche, der ihn philosophisch abschloß; an die großen und kleinen Napoleoniden, die sie, bald mit Feuer und Eisen, bald mit Papier und Tinte, vom Wege ihrer gradlinigen Entwickelung abdrängten. An Napoleon, diesen Riesendamm aus wetterfestem Granit; den Ersten, der mit Erfolg unternahm, die blutroth gefärbte Fluth moderner Ideen zurückzustauen; den gigantischen, aber seelenblinden Verächter aller Ausgeburten des „reinen“ Geistes. An Nietzsche, der diesem Zertrümmerer Gedanken, Seele, Zwecke gab; wie vor ihm, verschämt und unter moralischen Martern, der Puritaner Carlyle, offener und einleuchtender der transszendentale Amerikaner Ralph Waldo Emerson und, wer weiß es noch, der große deutsche Immoralist Wolfgang Goethe. An das unzählbare Heer politischer Quaksalber und literarischer Eunuchen, die die edlen modernen Ideen als Feigenblätter für ihre Ohnmacht mißbrauchten. Und endlich an die drohend verbündeten Mächte biologischer, anthropologischer und historischer Wissenschaften, die ihnen — diesem Chor trunkener Begriffe: Humanität, Aufklärung, Fortschritt, Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit für Alle, Alle — so viele Einschränkungen anhefteten, ihre Geltungmöglichkeit an so viele Bedingungen knüpften, daß sie all ihre hinreißende, einst so einleuchtende Selbstverständlichkeit einbüßten. Aber dieser Wissenschaften großes Abstraktum, die soziale Anthropologie, ist eigentlich noch nicht fertig; kaum angefangen, heißt Das; über Ansätze kaum hinausgewachsen; ein unorganisches Gemengsel von Darwinismus, der als lückenlose Erkenntniß angesprochen wird, und Historismus, der sich der „exakteren“ Schwester so gern anschmiegt, ja, unterordnet; nicht entfernt an die Einheit heranreichend, durch die Aristoteles' Politik und Hobbes' De Cive noch heute gefangen nehmen. (Wie schal und leer, wie zusammengelesen munden nach dieser Kost die Brougham, Roscher, Droysen, Treitschke selbst!) So dünkte mich. Aber mancher Achtung gebietende Forscher und Schreiber meinte anders, gab seinem Meinen lauten Ausdruck und wies, um zu zeigen, welches organischen Bundes „exakte“ Naturwissenschaft und historische Erfahrung fähig sind, auf die Bemühungen des angesehenen badensischen Statistikers Otto Ammon hin, der seine „Gesellschaftordnung und ihre natürlichen Grundlagen“ (Jena, bei Gustav Fischer) allen Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen beschäftigen, gewidmet hat. Auch Ammon spricht, nach berühmten Mustern, von den modernen

Digitized by Google

Ideen nur in Gänsefüßchen; er ist also up to date. Auch er hegt eine fast bis zu ihrer völligen Unkenntniß reichende Verachtung der Geisteswissenschaften; es gehört also, um ihm folgen zu können, nicht Bildung (es wäre Verbildung), sondern nur der gesunde Menschenverstand zur Ausrüstung des ihm vorschwebenden idealen Lesers. Das nüchternste aller Mittel, die Zahl (Statistik, Kombinatorik), ist das Zaubermittel, mit dem dieser geachtete Statistiker in seinem „Entwurf einer Sozialanthropologie" die Aufklärung über die krausesten soziologischen Probleme sich herbeizuführen getraut. Und da sein Buch in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt hat, so darf man annehmen, daß die Gebildeten ein großes Bedürfniß verspüren, ihren sozialen und politischen Anschauungen eine anthropologische und biologische Grundlage zu geben. Auch andere Symptome bezeugen, daß diese naturalistische Strömung das politische Denken der bürgerlichen Kreise umzugestalten beginnt; vor Allem jene mit ihrem bramarbasirenden Getöse ganz Europa erfüllende Rassenmäkelei, die, von einer vorschnell verallgemeinernden Pseudowissenschaft genährt, jede Form der politischen und sozialen Ideologie, jede Erinnerung an die Ideale des humanen achtzehnten Jahrhunderts als Merkmal einer entnationalisirenden Denkweise bloszustellen trachtet. Diese pseudo-naturalistische Richtung ist von Gobineau und Houston Stewart Chamberlain mächtig befruchtet worden; denn nachdem diese geistreichen, aber Aperçus mit fruchtbaren wissenschaftlichen Gedanken verwechselnden Männer versucht haben, die Geschichte vom Begriff der Rasse aus neu zu konstruiren und an die Stelle transszendenter Werthe anthropologische zu setzen, brüstet sich der rohe Naturalismus enger Köpfe, dem nicht einmal das ABC der wissenschaftlichen Soziologie geläufig ist, mit dem Recht eben dieser Wissenschaft. Es wäre kein geringes Verdienst, die Gebildeten durch wahre Aufklärung über die konstanten und die veränderlichen Grundlagen unserer Gesellschaftordnung vor den Verirrungen jenes turbulenten Naturalismus zu schützen. Gebührt es Otto Ammon?

Sein Buch hat die Absicht, die Wahnvorstellung zu verscheuchen, als ob durch die fortschreitende Sozialisirung der Gesellschaft eine Vermischung der Stände und Berufsklassen, ein Aufhören jeder hierarchischen Gesellschaftordnung, ein Versagen aller differenzirenden Kräfte in der Gemeinschaft angezeigt würde. Durch diese Tendenz stellt sich Ammons Buch zu jener Abwehrliteratur gegen den Marxismus, die im Anschwellen begriffen ist. Seine Kampfmittel sind der Darwinismus (Biologie), die Sozialökonomie, so weit sie auf Statistik beruht, und die Sozialpsychologie, von der bekanntlich, da sie als Wissenschaft nicht oder noch nicht existirt, jeder nach seinen angeborenen oder anerzogenen Instinkten den ihm passenden Gebrauch macht. Ueberall wird der größte Nachdruck auf die rangscheidenden Faktoren in der menschlichen Natur gelegt und man fühlt sich nicht selten an Nietzsche erinnert; aber was Ammons Standpunkt von Nietzsches Kampf gegen die „modernen Ideen" unterscheidet (Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit für Alle, Altruismus, Frauenemanzipation, Demokratie), ist erstens der Versuch, die Nothwendigkeit der sozialen Differenzirung streng wissenschaftlich zu begründen, dann aber die Bemühung, die vorhandenen sozialen Auslesemechanismen oder, wie Ammon sich ausdrückt, die eben wirksamen „Gesellschaftmechanismen zur natürlichen Auslese der Individuen" im Allgemeinen zu rechtfertigen; ein Unternehmen, das Nietzsche geradezu verabscheut hätte. Es wird also voraus-

gesetzt, daß die — als Thatsache, wie es scheint, von Niemandem bestrittene — fortschreitende Sozialisirung der Gesellschaft widernatürlich und antibiologisch sei, daß hier plötzlich der Naturzwang durchbrochen und der Wille sich wirklich, wie Metaphysiker glauben und lehren, ein von ihm entbundenes Reich der Freiheit schaffen könne. Marx, den der Verfasser ziemlich summarisch auf einundzwanzig Seiten abthut, meinte: In dem Ablauf der wirthschaftlichen Entwickelung sei, sagen wir, seit Einführung der arbeitsparenden Maschine und der Trennung des Arbeiters vom Grund und Boden und den Produktionmitteln, der Kapitalismus erreicht; sei nicht gewollt, sondern eingetreten; oder sei eingetreten, weil wir ihn wollen mußten. Die modernen Ideen seien der ideologische Ausdruck für die ersten Symptome des verfallenden Kapitalismus und besagen, daß der sozialen Differenzirung durch Privatbesitz (an Produktionmitteln) in absehbarer Zeit ein Ende gesetzt scheint. So wenigstens liest sich der von aller politischen Tendenz gesäuberte Marx. Er sucht einfach die wirthschaftliche Entwickelungrichtung zu registriren. Verfällt nun thatsächlich der Kapitalismus oder ändert er seine ökonomisch-soziale Struktur und juristische Form, so ist damit bewiesen, daß er antibiologisch ist oder zu sein anfängt, daß andere Formen der sozialen Differenzirung begannen, sich geltend zu machen. Nicht: daß überhaupt die soziale Differenzirung aus dem geschichtlichen Leben sich abzuschwächen oder zu schwinden anfängt. Und noch weniger: daß sie zu verschwinden habe. In keinem Fall darf man — Ammon thut es — sagen: Marxens Denken sei antibiologisch. Er hat nur behauptet: daß die auf kapitalistischer Basis ruhende soziale Differenzirung nicht in alle Ewigkeit fortbestehen werde; nur bestritten, daß die von ihm geschaffenen sozialen Auslesemechanismen die sozialen Auslesemechanismen schlechthin seien.

Nach dieser ersten Orientirung muß ich sagen, daß in Ammons Buch mir Richtiges mit Falschem stark vermengt scheint, so weit seine Interpretation und Konstruktion der biologischen und statistischen Thatsachen zum Zwecke der „Beruhigung" der bürgerlichen Gesellschaft reicht. Für sehr richtig halte ich seinen Widerwillen, in der „sozialen Frage" das wissenschaftliche Problem zu sehen, das Leben der unteren Klassen günstiger zu gestalten. (Mehr Lohn! Mehr Muße! Mehr Bildung!) Das wissenschaftliche Problem reicht weiter; reicht bis zur Kritik der vorhandenen Auslesemechanismen heran und darüber hinaus. Ihre Aufgabe definirt Ammon dahin, die Individuen nach ihrer Befähigung auszulesen und an die ihren Anlagen am Besten entsprechende Stelle zu bringen. Er rechnet zu ihnen die Schulen aller Art, die als Siebe für die Befähigung wirken sollen, die Prüfungen für die Beamtenstellungen, das Disziplinarverfahren gegen Beamte, die Konkurrenz unter Handwerkern, Arbeitern, Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Industriellen, in Kunst, Wissenschaft und Erfindungwesen; auch die Erblichkeit der obersten Stellen in der Gesellschaft. Nach Ammon besitzen die Monarchen mit seltenen Ausnahmen, in Folge der außerordentlich lange wirkenden natürlichen Auslese, eine das Mittelmaß überragende Begabung, — eine mit Liebe vertretene Anschauung, die, fürchte ich, wenig Gegenliebe finden wird. „Mir scheint nun, daß die geschilderten Auslesemechanismen, wenn sie auch nicht immer tadellos funktioniren, doch im Großen und Ganzen dahin führen, tüchtige Männer emporzubringen. Vielleicht kommen an die ersten Plätze nicht immer die Allertüchtigsten, aber in der Regel Solche, deren Begabung genügt." Unter den Spitzen der

Digitized by Google

Behörden viele charaktervolle Männer und wissenschaftlich geschulte, einsichtige Köpfe; unter den Großindustriellen viele bedeutende organisatorische Talente; im städtischen Bürgerstand großer Bildungdrang und eine erfreuliche Regsamkeit des „gesunden Menschenverstandes" —: so ungefähr charakterisirt Ammon die herrschenden sozialen Schichten. Man sieht: es ist so ziemlich Alles in Ordnung: um so mehr, als die Begabung in den unteren Ständen den mittleren Durchschnitt nicht oft überschreitet, häufig ihn nicht erreicht. „Die Meinung, daß die Zahl der Individuen, die trotz höherer Begabung in engen Verhältnissen verschmachten müssen, eine erhebliche sei, halte ich für irrig." Und da die humantären Einrichtungen der Gesellschaft (Stiftungen, Stipendien u. s. w.) sich der unbemittelten Talente annehmen und ihr Aufsteigen in höhere Berufsklassen befördern, so folgt, daß die große Masse der Zurückbleibenden geistig und auch sozial auf der untersten Stufe stehen müsse. Die Kritik der Gesellschaftmechanismen fällt, wie man sieht, sehr mild aus; sie wird gestützt durch einen darwinistischen Exkurs über die Seelenanlagen, die über den Platz des Menschen im sozialen Körper entscheiden, und die Berechnung der Begabung mit Hilfe der Kombinationrechnung. Danach müßten die Deutschen unter ihren $6^1/_2$ Millionen Männern von vierzig Jahren und darüber etwa 6 bis 7 Genies, 92 Hochbegabte und 1538 sehr begabte Persönlichkeiten, $3^1/_4$ Millionen besseres und $2^1/_4$ Millionen gewöhnliches Mittelgut besitzen. Es bestände also die Möglichkeit, einen ganz hervorragenden Reichstag zu bilden, da für die Auswahl von 400 Mitgliedern 3000 talentreiche Persönlichkeiten zur Verfügung stehen, — wenn die Wähler nur die richtigen Kandidaten herauszufinden wüßten, klagt Ammon; er vergißt, daß die bürgerlichen Parteien im Reichstag in der Mehrheit sind, also doch wohl der „gesunde Menschenverstand" des Bürgerthumes, dem die Fähigkeit nachgerühmt wird, sonst den Nagel auf den Kopf zu treffen, in dem Fall dieses Auslesemechanismus die richtigen Köpfe nicht auszuspüren vermag. Diese Zahlenwissenschaft ist, mit Verlaub, doch die gräßlichste Pseudowissenschaft Sie spukt besonders unangenehm in dem der Erblichkeit des Genies und Talentes gewidmeten Kapital: schon die Terminologie ist unwissenschaftlich, da die Regeln der Kombinationlehre eine soziale Erscheinung nicht erklären, sondern registriren und die Aufgabe stellen, sie aus biologischen und sozialökonomischen Ursachen herzuleiten. Und ob wirklich das kombinatorische Spiel mit den vier Anlagerichtungen des Menschen (den intellektuellen, den moralischen — mit Ausschluß der meist hemmenden altruistischen Regungen —, den wirthschaftlichen und den körperlichen) die Wirksamkeit der schaffenden Naturkräfte kausal enthüllt? Erfreulicher lesen sich die Ausführungen über die Bedeutung der Ständebildung für das Gesellschaftleben; nur würde auch hier der „biologisch denkende" Sozialökonom und Historiker (um den verpönten Philosophen zu übergehen) sie anders begründen als Ammon. Dieser rühmt ihr vier Vortheile nach: 1. die Ständebildung beschränkt die Panmixie und bewirkt dadurch die viel häufigere Erzeugung hochbegabter Individuen, stellt also die natürliche Züchtung beim Menschen dar; 2. die Absonderung der Kinder der bevorzugten Stände von der großen Masse ermöglicht ihre sorgfältigere Erziehung; 3. die bessere Ernährung und die sorgenlosere Lebensweise der den bevorzugten Ständen angehörigen Individuen wirken steigernd auf die Wirksamkeit der Seelenanlagen; die günstigeren Lebens-

Digitized by Google

bedingungen der höheren Stände spornen die den unteren Ständen Angehörigen an, ihre besten Kräfte im Wettbewerb einzusetzen, um dieser günstigen Bedingungen theilhaftig zu werden. Der Refrain ist immer wieder, daß die Gesellschaftordnung unter diesen Verhältnissen eine harmonische Gestalt annehmen mußte. Die heutige Ständebildung ist die wohlthätige Folge eines vollkommenen Ausleseprozesses. Neu ist dieser sozialpolitische Optimismus nicht, verhältnißmäßig neu sind nur die anthropologischen Ursachen, die Ammon zu dessen Trägern macht. Die Stände, meint er, unterscheiden sich nicht nur durch Bildung und Charakter, sondern auch durch äußere Rassenmerkmale, die während des individuellen Lebens unveränderlich sind und vererbt werden. Wenn in dem einen Stande die Langköpfigkeit, in dem anderen die Rundköpfigkeit vorherrscht, so kann die Ursache hiervon nur in einem den einzelnen, von ihm betroffenen Individuen unbewußten Ausleseprozeß liegen. Das soll heißen: Die Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten, die die Mitglieder eines Standes auszeichnen, die sie einander unbewußt annähern, sie sich zu einander gesellen, sich vermischen und Art und Wesen vererben läßt, sind Eigenschaften des Blutes, der Rasse. Standeseigenthümlichkeiten sind Rasseneigenthümlichkeiten; verschiedene Stände weisen daher auf verschiedene Rassen. Wir rühren an die Wurzel des die natürliche Auslese beim Menschen beherrschenden Prozesses und kommen damit auf den Punkt, der dem Buch des Anthropologen Ammon seine besondere Farbe giebt.

Um die heutige Ständebildung in Deutschland zu erklären, greift er auf die bekannte Eintheilung in höheren und niederen Adel, Gemeinfreie und Unfreie zurück. Der hohe Adel des Mittelalters ist aus dem fränkischen Dienstadel entstanden. Obwohl hoher Adel und Gemeinfreie ursprünglich von gleicher Rasse waren, sonderte sich der Adel durch Inzucht ab: Kinder aus Mischehen folgten der „ärgeren Hand“. Die Masse der Gemeinfreien, also auch der hohe Adel, der durch einen sozialen Ausleseprozeß aus ihm abgesondert wurde und später durch Inzucht (wie die Familien der führenden Fürsten) fest wurde, war arisch. Ihr gegenüber stand die Masse der Unfreien aus Kriegsgefangenen eigener und fremder Rasse, wie aus Mischlingen beider. Diese Unfreien sind dunkeläugige und dunkelhaarige Rundköpfe, in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich aus Asien eingewandert und als Rasse von den helläugigen, blondhaarigen, langköpfigen, siegreichen Ariern deutlich unterschieden; auch innerlich, nach ihren inferioren Seelenanlagen (sind sie doch besiegt worden!), verschieden. Die Mischlinge Beider — für deren zahlreiches Vorkommen Schalk Amor stets sorgte — stehen seelisch und körperlich unter den beiden Stammrassen. Das Verbot der Ehegemeinschaft mit Unfreien und Mischlingen war daher vom Standpunkt des Rassenadels eine Nothwendigkeit. Es ist klar, daß die verschiedenen Rassen sich in verschiedenen Ständen kristallisirten. Im späteren Mittelalter vermischten sich die rechtlichen Schranken zwischen Freien und Unfreien und den rechtlich und sozial zwischen beiden stehenden Hörigen; sie verschmolzen allmählich zum „Volk“. Der niedere Adel ist ursprünglich aus den Dienstmannen (Ministerialen) der Edlen und Fürsten hervorgegangen, — also hauptsächlich, wie Ammon mit R. Schröder, J. F. von Schulte und A. Schulte annimmt, aus Unfreien: die Rasse hinderte also nicht am sozialen Aufstieg. Durch Beschränkung der Ehegemeinschaft auf Seinesgleichen befestigte sich der ursprünglich durch un-

Digitized by Google

bewußte natürliche Auslese entstandene niedere Adel immer mehr als besondere Varietät. Ich kann all diese anthropologischen Hypothesen hier nur andeuten; der Kenner weiß, wie fast jeder Schritt auf diesem schlüpfrigen Gebiet zu Bedenken Anlaß giebt. Einerlei. Halten wir fest, daß unsere wenigen edlen und fürstlichen Geschlechter der Gegenwart, die in Folge von Kriegen und Aussterben der Nachkommenschaft an Zahl und Mitgliedern sich im Laufe der Zeiten stark vermindert haben, und der hohe Adel aus fränkischer Zeit rein arisch sind oder sein müßten; die Vermischung mit „Adelsfamilien dunkler Rasse" zerstört freilich den mechanischen Rassenkalkul. Ferner: daß der niedere Adel vorzugsweise eine Auslese aus nicht arischer Rasse darstellt. Endlich: daß das heutige deutsche Volk aus einer Mischung arisch-germanischer und nicht arischer Bestandtheile hervorgegangen, also eigentlich doch wohl eine Bastardirung ist. Daß im niederen Adel heute vielfach in stärkerem Maße als in der übrigen Bevölkerung die körperlichen Merkmale der Germanen zu finden sind, daß er den germanischen Charakter vielfach am Reinsten ausgeprägt zeigt, muß freilich nach Ammons Prämissen als anthropologisches Wunder betrachtet werden: da eine unbewußte Auslese doch die Rasse in historischer Zeit nicht zu ändern, also aus Turaniern (wie man die vorgeschichtlichen, nicht arischen Bewohner Europas oft nennt) nicht arische Germanen zu machen vermag. Ob die brünetten, brachykephalen Bewohner Europas, die gegenüber den vorausgesetztermaßen blonden dolichokephalen Ariern bekanntlich immer mehr an Boden gewinnen, wirklich aus Asien eingewandert sind oder, wie nach Virchow die Iberer und Ligurer, Reste der vorarischen Bevölkerungen unseres Erdtheils darstellen, ist wissenschaftlich unentschieden und wahrscheinlich endgiltig nie zu entscheiden. Auch widerstreitet Ammons ganz unbegründete Behauptung, die Arier seien die nordeuropäische Urbevölkerung und von hier aus nach dem Süden Europas wie nach Asien ausgewandert, so sehr dem die umständlich diskutirte Frage zusammenfassenden Ausspruch Rankes (Der Mensch, II² 581): „Alle aus arischer Wurzel hervorgegangenen Stämme scheinen von Osten her nach Europa eingewandert zu sein, ein Satz, den auch die modernste Kritik nicht umzustoßen vermocht hat," daß ich mich begnüge, diesen Widerspruch einfach zu konstatiren. Weiß Ammon nicht, daß die kühnste Behauptung wissenschaftlicher Anthropologen dahin geht: daß ein großer Theil der Völker, die in neolithischer Periode Mittel- und Nordeuropa bewohnten, wahrscheinlich arisch gewesen ist? All Das aber mag noch hingehen: wichtiger ist die Verwerthung dieser anthropologischen „Resultate" für die Erkenntniß der heutigen Ständegliederung.

Ammon unterscheidet vier Stände: 1. den Stand der Gebildeten, wozu Gelehrte, Beamte, überhaupt „alle Personen von hervorragender Bedeutung gehören", zum Beispiel Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Handeltreibende, Kapitalisten und Rentner, mögen sie sich „von" schreiben oder nicht. Zwischenheirathen unter den Zugehörigen dieses höchsten Standes sollen äußerst wirksam sein können, — trotzdem sie doch, sollte man meinen, der sonst so befürchteten, antisozial thätigen Panmixie in bedenklichem Umfang Vorschub leisten müssen, da die vorausgesetzte akademische Bildung dieser Standespersonen nicht auch ihr Blut uniformiren kann. Anthropologisch scheinen sie doch auch oder gerade nach Ammon ein Rassenbabel (zwei „reine" Rassen, die dolichokephale und brachykephale, nebst

Digitized by Google

ihren Bastarden verschiedenster Potenz) darzustellen ... 2. Der Mittelstand (eigentliches Bürgerthum; gebildeter Mittelstand). Er umfaßt Gewerbetreibende, Handelsleute, Subalternbeamte u. s. w. Auch sie haben ein Bildungmerkmal: die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst. Durch Zwischenheirathen — bei denen „mit vollem Recht" auf die beiderseitige Vermögenslage Rücksicht genommen wird — wird auch diese Varietät fest. Ist sie es schon? So dürfen wir angesichts des Mischlingscharakters ihrer Entstehung fragen. 3. Die Arbeiter aller Grade und Alle, die nur Volksschulbildung genossen haben. Sie bilden den unteren Stand. Noch weiter nach unten zweigt sich das Proletariat ab. 4. Die Bauern, die zwar ihrer Bildung nach zum dritten Stande gehören, aber wirthschaftlich und rassenhygienisch sich deutlich von den städtischen Arbeitern unterscheiden. Ich beschränke mich hier wieder auf Berichterstattung, da eine Kritik des lächerlich schwankenden Eintheilungprinzipes (Bildung an erster, Besitz an zweiter Stelle) fast einer Bevormundung des Lesers gleichzukommen schiene. Nicht einmal die Art der Arbeit, die Art der Bildung, die Art und der Umfang des Besitzes ist berücksichtigt. Die deutsche Berufsstatistik von 1895 unterschied im Ganzen 10 298 verschiedene Berufsbezeichnungen. Und dabei bilden sich, wie Bücher in „Die Entstehung der Volkswirthschaft" zeigt, neue Berufsspezialitäten, die sich die ganze Persönlichkeit des Menschen unterwerfen und fortwährend neue Varietäten erzeugen; denn wirthschaftliche Berufsbildung sind Anpassungvorgänge. Das bedeutet doch, daß die anthropologische und soziale Differenzirung unter der Herrschaft des Kapitalismus noch fortschreitet, — ein Punkt, dessen sich Ammon bei seinem Eintheilungversuch nicht entsinnt, obwohl er in seiner Polemik à la Julius Wolf gegen Marx an der Hand der bekannten Einkommenstatistiken sich zu beweisen müht, daß die goldene Brücke zwischen Arm und Reich, zwischen Kapitalisten und Proletariern sehr stark begangen wird, also gegen die Armsäligkeit einer Eintheilung der wirthschaftenden Menschen nach Besitzquote zu Felde zieht. Womit nicht gesagt sein soll, daß Marx sein Prognostikon der zukünftigen Wirthschaftentwickelung so armsälig motivirt ...

Doch zurück zum Anthropologischen. Die meisten Langköpfe hatte nach Ammon in Baden der „studirte" Stand; die Rundköpfe überwiegen in dem gewerblichen Mittelstand; je weiter nach unten, desto zahlreicher werden die Mischlingtypen; doch sind die unteren Stände in den Städten an Langköpfen reicher als die Bauern. Der Langkopf wird ohne Weiteres als Zeichen kulturell höchster Rasse angesprochen, obwohl er weder an sich ein definitives Rassenmerkmal ist noch gar einen Maßstab für die geistige Begabung abgiebt: die Neger sind Langköpfe! Wie Dem auch sei: Ammon glaubt, sich auf „exakt" wissenschaftlichem Boden zu bewegen, wenn er die vorhandenen Wirthschaft- und Gesellschaftklassen, die übrigens heute noch keineswegs scharf gesondert sind, anthropologisch in dem angedeuteten Sinn herleitet, obwohl, was allein feststeht, gleiche wirthschaftliche Stellung und Gewöhnung, nicht das Blut und die Rasse zu neuen sozialen Gruppenbildungen geführt haben. Aber ich spreche schon gar nicht vom Problematischen seiner Prämissen: die geringste Forderung an eine ernste Darstellung wäre doch, diese Prämissen überall respektirt zu sehen. Das aber geschieht nicht. Ammon verwerthet, wo er von der so wichtigen Bluterneuerung der Stände spricht, die viel beachtete Lehre Georg Hansens vom Bevölkerungstrom (in „Die

Digitized by Google

drei Bevölkerungstufen", 1889). Danach ergießt sich fortwährend ein Bevölkerungstrom vom Lande in die Industriecentren, die Städte, den kein Rückstrom wieder ausgleicht. Grund der Erscheinung: der große Geburtenüberschuß auf dem flachen Lande kann durch die Landwirthschaft nicht mehr versorgt werden. Die Einwanderer unterliegen einer fortwährenden Auslese. Die erste Generation gehört dem unteren Stande (Fabrikarbeiter, ungelernte Arbeiter u. s. w.) und darunter an. Die tüchtigsten Kräfte dieser Generation bringen ihre Nachkommenschaft eine Stufe höher hinauf, in den Mittelstand hinein. Und aus ihr gehen in der dritten Generation viele Studirte hervor. Also nicht nur strömt vom Lande den Städten fortwährend Bevölkerung zu, sondern diese steigt fortwährend auf; und in den Städten schafft der Tod unter den höheren Ständen Raum für den Nachschub. Ammons Zusätze und Erläuterung zu dieser Lehre sind dankens- und beachtenswerth, da sie den Prozeß der Ständebildung als einen Ausleseprozeß darzustellen suchen. Er hat, scheint mir, zu erkennen gegeben, 1. daß die Ständebildung fortwährend im Fluß ist, und zwar mehr als zu irgend einer Zeit historischen Gedenkens; 2. daß neue Varietäten in naturwissenschaftlichem Sinn, also Varietäten mit scharf differenzirten Merkmalen, während der kapitalistischen Wirthschaftentwickelung sich höchstens nach unten hin (Bauern, Industriearbeiter, Proletariat) haben bilden können; 3. daß, da die Bluterneuerung der — besonders in Folge der hygienisch untergrabenden Stadteinflüsse fortwährend aussterbenden — oberen Stände von unten (den Bauern) her geschieht, die Rassenzugehörigkeit keineswegs über die sozialen Eigenschaften unterrichtet, die „ausgelesen" werden. Anders Ammon: er behauptet, daß „äußere Rassenmerkmale" sich in den verschiedenen Ständen ausprägen, womit er bei seinem Versuch, den sozialen Optimismus anthropologisch zu begründen, ursprünglich durchaus nicht sagen will, daß auf allen Stufen der Bevölkerung der Mischling vorherrscht, daß die Bevölkerung Deutschlands hoffnunglos bastardirt ist. Aber dieser Schluß ist unvermeidlich: in Baden fand er an echten arischen Rundköpfen etwa 1,45 Prozent; und er muß ferner bekennen, daß die günstigen Kombinationen unter den Mischlingen an Zahl sehr gering seien (132). Es findet also anthropologisch eine rückschrittliche Auslese in Deutschland statt: die rundköpfige Menge wird immer mehr oder ist schon der maßgebende Faktor. Sie scheint also doch vor dem Leben Recht zu behalten, also „erlesene" Kräfte zu bergen ...

An dieser Klippe scheitert schließlich die mit geschwellten Hoffnungen unternommene Fahrt ins Anthropologische. „Aber das Alles hilft nichts. Ob die höheren Klassen ursprünglich von fremder Abstammung sind oder nicht, ist für die Beurtheilung ihrer sozialen Pflichten einerlei. Sie sind heute mit dem Volke durch tausend Bande des Blutes und der Geschichte verbunden und schulden ihm Nächstenliebe, Führung und Schutz. Ihre edlere Abkunft kann sich nur auf eine einzige Weise, nämlich durch das reinere Walten gemeinnütziger Gesinnung, Achtung gebietend bemerkbar machen." Also doch wieder Humanität? Doch wieder achtzehntes Jahrhundert? Erst galt es, die ideologischen (transszendenten) Werthmaßstäbe durch anthropologische zu verdrängen, die Rasse an die Stelle des humanes Handeln begründenden Idealbegriffes der Menschheit zu setzen, anthropologische Differenzen zu verewigen, das Christenthum als den geschichtlich mächtigsten Faktor, einen sittlichen Universalismus herbeizuführen, zu verdächtigen; und das Mittel

Digitized by Google

dazu waren, wie der Biologe Ernst von Baer höhnt, zoologische Gründe. Und nun, wie bei Chamberlain — dessen Darstellung freilich unvergleichlich blendender, dessen Argumentation aber auch sehr viel verworrener ist —, dieses lammfromme Ergebniß, dieses Stranden am Sande der „modernen Ideen". Dieses Resultat war fast vorauszusehen; denn die wissenschaftliche Soziologie ist zu einer auch nur einigermaßen definitiven Synthese noch nicht gerüstet, so bedeutsam ihre Einzelforschungen auch sind. Ammons Versuch einer Synthese muß daher als gescheitert angesehen und der Leser vor dem verhängnißvollen Irrthum gewarnt werden, als ob er, im Besitz des „Entwurfes einer Sozialanthropologie", von nun an das Studium der Meister — Comte, J. St. Mill, Herbert Spencer, Karl Marx, Tocqueville und ihrer Schüler, Ausleger, Umdeuter, Fortentwickler — entbehren könne. Dr. Samuel Saenger.



Die Hungernden.

In einem Augenblick, da Detleff sich von dem Gefühl seiner Ueberflüssigkeit ergriffen fühlte, ließ er, wie unversehens, sich von dem festlichen Gewühl hinwegtragen und entschwand ohne Abschied den Blicken der beiden Menschenkinder. Er überließ sich einer Strömung, die ihn an der einen Längswand des üppigen Theatersaales hinführte; und erst, als er sich weit von Lili und dem kleinen Maler entfernt wußte, leistete er Widerstand und faßte festen Fuß: nah der Bühne, an die mit Gold überladene Wölbung einer Proszeniumsloge gelehnt, zwischen einer bärtigen Barock-Karyatide mit tragend gebeugtem Nacken und ihrem weiblichen Gegenstück, das ein Paar schwellender Brüste in den Saal hinausschob. So gut und schlecht es ging, gab er sich die Haltung behaglichen Schauens, indem er hier und da das Opernglas zu den Augen hob, und sein umhergleitender Blick mied in der strahlenden Runde nur einen Punkt.

Das Fest war auf seiner Höhe. In den Hintergründen der bauchigen Logen ward an gedeckten Tischen gespeist und getrunken, während an den Brüstungen sich Herren in schwarzen und farbigen Fräcken, riesige Blumen im Knopfloch, zu den gepuderten Schultern phantastisch gewandeter und koiffirter Damen niederbeugten und plaudernd hinabwiesen auf das bunte Gewimmel im Saal, das sich in Gruppen sonderte, sich strömend dahinschob, sich staute, in Wirbeln zusammenquirlte und sich in raschem Farbenspiel wieder lichtete ... Die Frauen, in fließenden Roben, die schutenartigen Hüte mit grotesken Schleifen unterm Kinn befestigt und gestützt auf hohe Stöcke, hielten langgestielte Lorgnons vor die Augen und der Männer gepuffte Aermel ragten fast bis zu den Krämpen ihrer grauen, niedrigen Cylinderhüte empor. Laute Scherze flogen zu den Rängen hinauf und Bier- und Sektgläser wurden grüßend erhoben. Man drängte sich, zurückgebeugten Hauptes, vor der offenen Bühne, wo sich bunt und kreischend irgend etwas Excentrisches vollzog. Dann, als der Vorhang zusammenrauschte, stob unter Gelächter Alles zurück. Das Orchester erbrauste. Man drängte sich lustwandelnd an einander vorbei. Und das goldgelbe Licht, das den Prunkraum

Digitized by Google

erfüllte, gab den Augen all der heißen Menschen einen blanken Schein, während Alle in beschleunigten, ziellos begehrlichen Athemzügen den erregenden Dunst von Blumen und Wein, von Speisen, Staub, Puder, Parfum und festlich erhitzten Körpern einsogen . . .

Das Orchester brach ab. Arm in Arm blieb man stehen und blickte lächelnd auf die Bühne, wo sich quäkend und seufzend etwas Neues begab. Vier oder fünf Personen in Bauernkostüm parodirten auf Klarinetten und nie erhörten näselnden Streichinstrumenten das chromatische Ringen der Tristan-Musik . . . Detleff schloß einen Augenblick seine Lider, die brannten. Sein Sinn war so geartet, daß er die leidende Einheitsehnsucht vernehmen mußte, die aus diesen Tönen auch noch in ihrer muthwilligen Entstellung sprach; und plötzlich stieg aufs Neue die erstickende Wehmuth des Einsamen in ihm auf, der sich in Neid und Liebe an ein lichtes und gewöhnliches Kind des Lebens verlor.

Lili . . . Seine Seele bildete den Namen aus Flehen und Zärtlichkeit; und nun konnte er doch seinem Blick nicht länger wehren, heimlich zu jenem fernen Punkt zu gleiten . . . Ja, sie war noch da, stand noch dort hinten an der selben Stelle, wo er sie vorhin verlassen hatte, und manchmal, wenn das Gedräng sich theilte, sah er sie ganz, wie sie in ihrem milchweißen, mit Silber besetzten Kleide, den blonden Kopf ein Wenig schief geneigt und die Hände auf dem Rücken, an der Wand lehnte und plaudernd dem kleinen Maler in die Augen blickte, schelmisch und unverwandt in seine Augen, die eben so blau, eben so freiliegend und ungetrübt waren wie ihre eigenen.

Wovon sprachen sie, wovon sprachen sie nur noch immer? Ach, dies Geplauder, das so leicht und mühelos aus dem unerschöpflichen Born der Harmlosigkeit, der Anspruchlosigkeit, Unschuld und Munterkeit floß und an dem er, ernst und langsam gemacht durch ein Leben der Träumerei und Erkenntniß, durch lähmende Einsichten und die Drangsal des Schaffens, nicht theilzunehmen verstand! Er war gegangen, hatte sich in einem Anfall von Trotz, Verzweiflung und Großmuth davongestohlen und die beiden Menschenkinder allein gelassen, um dann noch, aus der Ferne, mit dieser würgenden Eifersucht in der Kehle das Lächeln der Erleichterung zu sehen, mit dem sie sich, voll Einverständniß, seiner drückenden Gegenwart ledig sahen.

Warum doch war er heute nur wieder gekommen? Welches perverse Verlangen trieb ihn, sich zu seiner Qual unter die Menge der Unbefangenen zu mischen, die ihn umdrängte und erregte, ohne ihn je in Wirklichkeit in sich aufzunehmen? Ach, er kannte es wohl, dies Verlangen! „Wir Einsamen“, so hatte er irgendwo einmal in einer stillen Bekenntnißstunde geschrieben, „wir abgeschiedenen Träumer und Enterbten des Lebens, die wir in einem künstlichen und eisigen Abseits und Außerhalb unsere grüblerischen Tage verbringen, wir, die wir einen kalten Hauch unbesiegbarer Befremdung um uns verbreiten, so bald wir unsere mit dem Mal der Erkenntniß und der Muthlosigkeit gezeichneten Stirnen unter lebendigen Wesen sehen lassen, wir armen Gespenster des Daseins, denen man mit einer scheuen Achtung begegnet und die man sobald wie möglich wieder sich selbst überläßt, damit unser hohler und wissender Blick die Freude nicht länger störe, — wir Alle hegen eine verstohlene und zehrende Sehnsucht in uns nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach Freundschaft, Hingebung,

Digitized by Google

Vertraulichkeit und menschlichem Glück. Das ‚Leben‘, von dem wir ausgeschlossen sind, nicht als eine Vision von blutiger Größe und wilder Schönheit, nicht als das Ungewöhnliche stellt es uns Ungewöhnlichen sich dar; sondern das Normale, Wohlanständige und Liebenswürdige ist das Reich unserer Sehnsucht, ist das Leben in seiner verführerischen Banalität."

Er blickte hinüber zu den Plaudernden, während durch den ganzen Saal ein gutmüthiges Gelächter das Spiel der Klarinette unterbrach, die das schwere und süße Melos der Liebe zu gellender Sentimentalität verzerrte. Ihr seid es, empfand er. Ihr seid das warme, holde, thörichte Leben, wie es als ewiger Gegensatz dem Geist gegenüber steht. Glaubt nicht, daß er Euch verachtet. Glaubt ihm nicht seine Miene der Geringschätzung. Wir schleichen Euch nach, wir stummen Unholde, wir stehen fern und in unseren Augen brennt eine gierig schauende Sehnsucht, Euch gleich zu sein.

Regt sich der Stolz? Möchte er leugnen, daß wir einsam sind? Prahlt er, daß des Geistes Werk der Liebe eine höhere Vereinigung sichert mit Lebenden an allen Orten und zu aller Zeit? Ach, mit wem? Mit wem? Immer doch nur mit Unseresgleichen, mit Leidenden und Sehnsüchtigen und Armen und niemals mit Euch, Ihr Blauäugigen, die Ihr den Geist nicht nöthig habt!

... Nun tanzten sie. Die Produktionen auf der Bühne waren beendet. Das Orchester schmetterte und sang. Auf dem glatten Boden schleiften, drehten und wiegten die Paare. Und Lili tanzte mit dem kleinen Maler. Wie zierlich ihr holdes Köpfchen aus dem Kelch des gestickten steifen Kragens erwuchs! In einem gelassenen und elastischen Schreiten und Wenden bewegten sie sich auf engem Raume umher; sein Gesicht war dem ihren zugewandt; und lächelnd, in beherrschter Hingabe an die süße Trivialität der Rhythmen, fuhren sie fort, zu plaudern.

Eine Bewegung wie von greifenden und formenden Händen entstand plötzlich in dem Einsamen. Ihr seid dennoch mein, empfand er, und ich bin über Euch. Durchschaue ich nicht lächelnd Eure einfachen Seelen? Merke und bewahre ich nicht mit spöttischer Liebe jede naive Regung Eurer Körper? Spannen sich nicht angesichts Eures unbewußten Treibens in mir die Kräfte des Wortes und der Ironie, daß mir das Herz pocht vor Begier und lustvollem Machtgefühl, Euch spielend nachzubilden und im Licht meiner Kunst Euer thörichtes Glück der Rührung der Welt preiszugeben?... Und dann sank matt und sehnsüchtig Alles wieder in ihm zusammen, was sich so trotzig aufgerichtet hatte. Einmal, nur eine Nacht wie diese, kein Künstler sein, sondern ein Mensch! Einmal dem Fluch entfliehn, der da unverbrüchlich lautete: Du darfst nicht sein, Du sollst schauen; Du darfst nicht leben, Du sollst schaffen; Du darfst nicht lieben, Du sollst wissen! Einmal in treuherzigem und schlichtem Gefühl leben, lieben und loben! Einmal unter Euch sein, in Euch sein, Ihr sein, Ihr Lebendigen! Einmal Euch in entzückten Zügen schlürfen, Ihr Wonnen der Gewöhnlichkeit!

Er zuckte zusammen und wandte sich ab. Ihm war, als ob in alle diese hübschen, erhitzten Gesichter, wenn sie ihn anblickten, ein kalter und forschender Ausdruck träte. Der Wunsch, das Feld zu räumen, die Stille und Dunkelheit zu suchen, wurde plötzlich so stark in ihm, daß er nicht widerstand. Fort.


Digitized by Google

gehen, ohne Abschied sich ganz zurückziehen, wie er sich vorhin von Lilis Seite zurückgezogen hatte, und daheim den heißen, unselig berauschten Kopf auf ein kühles Kissen legen ... Er schritt zum Ausgang.

Würde sie es bemerken? Er kannte es so wohl, dies Fortgehen, dies schweigende, stolze und verzweifelte Entweichen aus einem Saal, einem Garten, von irgend einem Ort fröhlicher Geselligkeit, mit der verhehlten Hoffnung, dem lichten Wesen, zu dem man sich hinübersehnt, einen kurzen Augenblick des Schattens, des Nachdenkens, des Mitleidens zu bereiten! Er blieb stehen und schaute noch einmal hinüber. Ein Flehen entstand in ihm. Dableiben, ausharren, bei ihr verweilen, wenn auch von fern, und irgend ein unvorhergesehenes Glück erwarten? Umsonst. Es gab keine Annäherung, keine Verständigung, keine Hoffnung. Geh, geh ins Dunkel, stütze den Kopf in die Hände und weine, wenn Du kannst, wenn es Thränen giebt in Deiner Welt der Erstarrung, der Ironie, des Eises, des Geistes und der Kunst! Er verließ den Saal.

Ein brennender, still bohrender Schmerz war in seiner Brust und zugleich eine unsinnige, unvernünftige Erwartung. Sie müßte es sehen, müßte begreifen, müßte kommen, ihm folgen, wenn auch nur aus Mitleid, müßte ihn aufhalten auf halbem Wege und zu ihm sagen: Bleib da, sei froh, — ich liebe Dich Und er ging ganz langsam, obgleich er wußte, so zum Lachen gewiß wußte, daß sie keines Weges kommen werde, die kleine tanzende, plaudernde Lili.

Es war zwei Uhr morgens. Die Korridore lagen verödet und hinter den langen Tischen der Garderoben nickten schläfrig die Aufseherinnen. Kein Mensch außer ihm dachte ans Heimgehen. Er hüllte sich in seinen Mantel, nahm Hut und Stock und verließ das Theater.

Auf dem Platz, in dem weißlich durchleuchteten Nebel der Winternacht standen Droschken in langer Reihe. Mit hängenden Köpfen, Decken über den Rücken, hielten die Pferde vor den Wagen; die vermummten Kutscher stampften in Gruppen den harten Schnee. Detlef winkte einem von ihnen, und während der Mann sein Thier bereitete, harrte er am Ausgang des erleuchteten Vestibuls und ließ die kalte, herbe Luft seine pochenden Schläfen umspielen.

Der fade Nachgeschmack des Schaumweines machte ihm Lust, zu rauchen. Mechanisch zog er eine Cigarette hervor, entzündete ein Streichholz und setzte sie in Brand. Und da, in diesem Augenblick, als das Flämmchen erlosch, begegnete ihm Etwas, das er zunächst nicht begriff, wovor er rathlos und entsetzt mit hängenden Armen stand ...

Aus dem Dunkel tauchte, wie seine Sehkraft sich von der Blendung durch das kleine Feuer erholte, ein verwildertes, ausgehöhltes, rothbärtiges Antlitz auf, dessen entzündete und elend umränderte Augen mit einem Ausdruck von wüstem Hohn und einem gewissen gierigen Forschen in die seinen starrten. Zwei oder drei Schritte von ihm entfernt, die Fäuste in die tief sitzenden Taschen seiner Hose vergraben, den Kragen seiner zerlumpten Jacke emporgeklappt, lehnte an einem Laternenpfahl der Mensch, dem dies leidvolle Gesicht gehörte. Sein Blick glitt über Detleffs ganze Gestalt, über seinen Pelzmantel, auf dem das Opernglas hing, hinab bis auf seine Lackschuhe, und bohrte sich dann wieder mit lüsternem und gierigem Prüfen in seinen; ein einziges Mal stieß der Mensch kurz und verächtlich die Luft durch die Nase aus ... und dann schauerte [illegible] in

Digitized by Google

Körper im Frost zusammen, schienen seine schlaffen Wangen sich noch tiefer auszuhöhlen, während seine Lider sich zitternd schlossen und seine Mundwinkel sich hämisch zugleich und gramvoll abwärts zogen.

Detleff stand erstarrt. Der Anschein von Behagen und Wohlleben, mit dem er, der Festtheilnehmer, das Theater verlassen, dem Kutscher gewinkt, seiner silbernen Dose die Cigarette entnommen haben mochte, kam ihm plötzlich zum Bewußtsein. Unwillkürlich erhob er die Hand, im Begriff, sich vor den Kopf zu schlagen. Er that einen Schritt auf den Menschen zu, er athmete auf, um zu sprechen, zu erklären ... und dann stieg er dennoch stumm in den bereit stehenden Wagen, so fassunglos, daß er fast dem Kutscher die Adresse zu nennen vergaß.

Welcher Irrthum, mein Gott, — welch ungeheures Mißverständniß! Dieser Darbende und Ausgeschlossene hatte ihn mit Gier und Bitterkeit betrachtet, mit der gewaltsamen Verachtung, die Neid und Sehnsucht ist! Hatte dieser Hungernde sich nicht ein Wenig zur Schau gestellt? Hatte aus seinem Frösteln, seiner gramvollen und hämischen Grimasse nicht der Wunsch gesprochen, Eindruck zu machen, ihm, dem kecken Glücklichen, einen Augenblick des Schattens, des Nachdenkens, des Mitleidens zu bereiten? Du irrst, Freund. Du verfehltest die Wirkung. Dein Jammerbild ist mir keine schreckende und beschämende Mahnung aus einer fremden Welt. Wir sind ja Brüder!

Sitzt es hier, Kamerad, hier oberhalb der Brust und brennt? Wie ich Das kenne! Und warum kamst Du doch? Warum bleibst Du nicht trotzig und stolz im Dunkel, sondern nimmst Deinen Platz unter erleuchteten Fenstern, hinter denen Musik und das Lachen des Lebens ist? Kenne ich nicht auch das kranke Verlangen, das Dich dorthin trieb, Dein Elend zu nähren, das man eben so wohl Liebe heißen kann wie Haß? Nichts ist mir fremd von allem Jammer, der Dich beseelt, — und Du dachtest, mich zu beschämen! Was ist Geist? Spielender Haß! Was ist Kunst? Bildende Sehnsucht! Daheim sind wir Beide im Lande der Betrogenen, der Hungernden, Anklagenden und Verneinenden; und auch die verrätherischen Stunden voll Selbstverachtung sind uns gemeinsam, da wir uns in schmählicher Liebe an das Leben, das thörichte Glück verlieren. Aber Du erkanntest mich nicht.

Irrthum! Irrthum! ... Und da dies Bedauern ihn ganz erfüllte, glänzte irgendwo in seiner Tiefe eine schmerzliche und zugleich süße Ahnung auf ... Irrt denn nur Jener? Wo ist des Irrthums Ende? Ist nicht alle Sehnsucht auf Erden ein Irrthum, die meine zuerst die dem einfach und triebhaft Lebendigen gilt, dem stummen Leben, das die Verklärung durch Geist und Kunst, die Erlösung durch das Wort nicht kennt? Ach, wir sind Alle Geschwister, wir Geschöpfe des friedlos leidenden Willens, und wir erkennen einander nicht. Eine andere Liebe thut noth, eine andere ...

Und während er daheim unter seinen Büchern, Bildern und still schauenden Büsten saß, bewegte ihn dies milde Wort: „Kindlein, liebet einander!"

München. Thomas Mann.



Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Grillparzers sämmtliche Werke. Verlag von Max Hesse, Leipzig, 1903.

Um die literarische Absicht zu zeigen, die mich zu dieser neuen, vollständigen Ausgabe — die, außer Bildnissen und Handschriftproben, im Schlußband auch Grillparzers Tagebuchblätter bringt — trieb, scheint die Einleitung zur „Jüdin von Toledo" mir besonders geeignet. Hier ist ihr wichtigster Theil:

Dieses zweite der nachgelassenen Trauerspiele Grillparzers gehört zu seinen meistbewunderten und meistgescholtenen Werken. Bauernfeld, der sonst doch warm genug für ihn fühlte, schrieb darüber in sein Tagebuch: „Was Grillparzer mit dieser spanischen Cocotte aus dem Mittelalter wollte, weiß ich nicht. Er wohl selber kaum. Vermuthlich imponirte ihm der naive Lope de Vega. Dem wollte er nachahmen. Aber Alles wie verfehlt! Die Jüdin nichts als eine Art Maitresse, wenn sie auch im dritten Akt etwas über Liebe phantasirt. Der König uninteressant, die Königin langweilig!" Laube hingegen bewunderte zwar die Charakteristik und nannte das Stück „ein in engem Rahmen tief durchdachtes Kunstwerk, dessen Werth bei wiederholter Lecture erst recht deutlich wird", zweifelte aber an dessen Bühnenwirksamkeit: „Die ‚Jüdin' hat etwas Fremdes und ist wegen ihres ernüchternden letzten Aktes wohl kaum schmackhaft zu machen für das deutsche Publikum." Norddeutsche Kritiker, wie Bulthaupt und Hermann Conrad, urtheilten gar hart darüber; Bulthaupt meinte, „die Spanier hätten sich an ihm (Grillparzer) gerächt," Conrad sprach geradezu von „moralischer Urtheilsschwäche"; „der Schluß des Dramas ist einfach empörend'. Aehnlich urtheilte Gottfried Keller, den wir doch als Verehrer Grillparzers kennen, in einem Brief an Emil Kuh: „Ich bin über das rein Schematische in der ‚Jüdin' einfach empört; es kommt mir dieses Stück vor wie jene hundert Erstlingsstücke vielversprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist. Ich kann mir diese Macherei nur aus der eigensinnigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisirt hat" ...

Und dennoch ist es gerade diese „Jüdin von Toledo", die unseren Dichter auf den kühnsten Wegen zu neuer, origineller und tief poetisch empfundener Tragik zeigt, und trotz der „Grausamkeit" des Schlusses erscheint diese Tragoedie am Häufigsten auf den großen Bühnen Wiens, Berlins, Münchens. Ueber die Köpfe der streitenden Aesthetiker hinweg haben sich gestaltungfreudige Schauspieler der „Jüdin" bemächtigt, weil sie dankbare Aufgaben in fast allen ihren Rollen gefunden haben, und das literarisch erlösende Wort für dieses Werk hat auch erst ein Kritiker gefunden, der mit dem Theater in engster Berührung steht: Alfred von Berger in seinen „Dramaturgischen Vorträgen" (1890). Den Weg zur einzig richtigen Erklärung der Dichtung hat Berger nach jener ersten Skizzirung des Planes zur „Jüdin" gewonnen, die Grillparzer schon 1824 niedergeschrieben hat.

Mit seiner Abhängigkeit von den Spaniern, insbesondere von Lope de Vegas Darstellung des selben Stoffes in „Las paces de los Reyes y Judia de Toledo", ist es nicht so weit her. Grillparzer bewunderte an diesem Werk Lopes zumal den „übervortrefflichen Schluß des Ganzen, so vortrefflich, daß ich ihm an Innigkeit beinahe nichts im ganzen Bereiche der Poesie an die Seite

Digitized by Google

zu setzen wüßte." Aber diese Bewunderung hinderte ihn nicht, in der Zeichnung der Charaktere, in der Gestaltung der Fabel, in der Auffassung des im Stoff enthaltenen tragischen Problems ganz und gar seine eigenen Wege zu gehen. Selbst der genauste Vergleich beider Dichtungen (A. Farinelli in seinem Buch über Lope und Grillparzer) mußte zu dem Schluß kommen, daß Lopes Stück für unseren Dichter nichts mehr als eine Fabelquelle und keineswegs Vorbild war und daß in beiden Werken der ganze große Unterschied der Nationen und Zeitalter, der die Dichter angehören, klar zu Tage trete.

Bei Lope belauscht der an die kalte Engländerin Leonora jung vermählte König Alfonso die schöne Jüdin Raquel im Bade und verliebt sich so leidenschaftlich in sie, daß er ihr sieben Jahre lang anhängt. Raquel ist keine leichtsinnige Person: sie liebt den König ganz aufrichtig und mit Eifersucht; er wiederum hat nichts weniger als Gewissensbisse über seine Untreue, hört nicht auf vor seiner Gattin den scheinbar guten Gatten zu spielen, und das Verhältniß mit der temperamentvollen und sympathischen Jüdin würde gewiß noch weitere sieben Jahre dauern, wenn sie nicht von den spanischen Granden ermordet würde. Alfonsos Wuth darüber wird nur durch das Dazwischentreten eines Engels besänftigt. Und die Versöhnung der Gatten geschieht schließlich in der von Grillparzer also beschriebenen Szene: „Der König, der an den Hof zurück will, und die Königin, die ihrem Gatten entgegenreist, treffen, ohne von einander zu wissen, in einer Kapelle zusammen, in der ein wunderthätiges Bild der Mutter Gottes zur Verehrung aufgestellt ist. Sie knien, von einander entfernt, nieder und fangen an, in lauten, sich durchkreuzenden Worten ihr Herz vor der Gnadenmutter auszuschütten. Der König, der sich dadurch in seiner Andacht gestört findet, schickt seinen Kämmerling, die fremde Dame um Mäßigung ihres lauten Gebetes zu ersuchen. Die Königin lehnt die Botschaft ab. Sie habe ihren Gatten verloren und sei in ihrem Recht, zu klagen. Indessen ist ihr Kammerfräulein zu dem Kammerherrn des Königs hingekniet, die Erkennungen tauschen sich aus und das fürstliche Ehepaar feiert seine Versöhnung vor dem Altar der Gebenedeiten." Von Alledem hat Grillparzer, der weder jenes Eingreifen des Erzengels noch diese Schlußszene verwenden konnte, kaum mehr als das nackte Gerippe der Handlung beibehalten, daß der König, unbefriedigt von der Kälte und Aeußerlichkeit seiner Gemahlin, der Engländerin, sich in die Jüdin verliebt, die aber von den Granden, doch nicht erst nach sieben Jahren, ermordet wird. Bei Grillparzer lernt Alfonso die schöne Rahel nicht wider ihren Willen kennen, sondern das überaus kokette Mädchen legt es in seiner naiven Schlauheit geradezu darauf an, ihn zu erobern. Rahel denkt in ihrer Thorheit, der man mit dem König nur darum nicht zürnen kann, weil sie so liebenswürdig und sinnlich berauschend sich geberdet, an nichts weiter als daran, im König den denkbar vornehmsten Liebhaber ihrer Schönheit zu besitzen: sie ahnt in ihrer Eitelkeit nicht die Verwickelungen, die sie heraufbeschwört, sie hat gar kein Gewissen der Ehefrau des zu erobernden Mannes gegenüber, sie ist eine Philinen-Natur ohne den Esprit des goethischen Mädchens. Der eigentliche Held des Stückes ist aber nicht sie, die Jüdin von Toledo, sondern er, der von ihr verführte König, der auch im Vordergrunde der Handlung steht. „Was er spricht, ist Weisheit, aber erlernte Bücherweisheit. Die Welt hat ihn noch nicht in ihre


Digitized by Google

strenge Lehre genommen", heißt es schon in der Skizze vom Jahr 1824, wo Grillparzer sich noch mit dem goethischen Faustproblem beschäftigte, und so ists auch im fertigen Stück. Unbekannt mit der Liebe, ohne Kenntniß der Frauen, ist Alfonso aus Staatsraison in eine konventionelle Ehe getreten, die ihn nicht befriedigt. Seine Frau ist mehr Königin als Weib; sie vergißt nie ihre Würde und verleugnet die Natur, auch wenn sie ihre ehelichen Pflichten erfüllt. Rahel aber ist nur Weib, gar nichts Anderes als Geschlechtswesen, Instinkt, Natur in reizendster Verkörperung. Das mochte Alfonso geahnt, aber nie gesehen, nie gefühlt, nie erlebt haben: darum zündet er beim Feuer, das Rahel entfachte. Aber er ist insofern kein echter Spanier vom Holze der Gestalten Lopes, als er sich nicht widerstandlos der Leidenschaft überläßt, die ihn jetzt ergreift, sondern, als naher poetischer Verwandter des deutschen Faust, mit ihr kämpft, Schritt vor Schritt nur der Versuchung erliegt. Selbst im Taumel des Genusses bleibt er sich des Unrechtes bewußt, das er als Ehemann begeht, und bewußt auch der liebenswürdigen Unwürdigkeit Rahels, der er erlegen ist. Diesen seelischen Kampf Alfonsos hat Grillparzer mit wundersamer Feinheit und Tiefe gezeichnet; er ist der eigentliche Inhalt und Mittelpunkt des Trauerspiels. Daher konnte es Alfred von Berger mit Recht ein „Erziehungstück" nennen. Wie die Welt, das Leben selbst den mit so viel angelernter Weisheit erfüllten jungen König in die Schule nimmt und durch mehr Leiden als Freuden zum ganzen Mann erzieht, durch die Sünde hinauf zur wahren Tugend, zur echten Freiheit führt: Das zu veranschaulichen, ist Zweck der Dichtung; und den hat sie auch thatsächlich erreicht: Alfonso reift vor unseren Augen. Die tiefsinnige Anschauung vom Wesen der Tugend, die hier zu Grunde liegt, als einem Gut, das erworben werden muß, damit man es besitze:

> Besiegter Fehl ist all des Menschen Tugend,
> Und wo kein Kampf, da ist auch keine Macht —

diese Lehre hat Conrad total verkannt, als er dem Dichter „moralische Urtheilsschwäche" zum Vorwurf machte.

Die Bedenken gegen das Stück, zumal gegen die „Grausamkeit" des Schlusses, haben einen anderen Grund. Das Thema der „Jüdin von Toledo" ist nah verwandt mit dem der „Agnes Bernauer" von Hebbel: hier wie dort wird ein Einzelwesen der Staatsraison zum Opfer gebracht. König Alfonso ist sich bewußt, daß, wenn Könige sündigen, das ganze Volk darunter zu leiden hat: „Was Andern Laune, ist beim Fürsten Schuld." Dieses Thema ist Grillparzer durch den Skandal, den die Tänzerin Lola Montez dem König Ludwig von Bayern machte, so zwar, daß er gezwungen ward, 1848 dem Throne zu entsagen, um diese Zeit nah gelegt worden, und August Sauer vermuthet daher, daß der Dichter eben deshalb damals den alten Plan seines Stückes wieder aufgenommen und es vollendet habe. Im Gedicht „Lola Montez" (1847) heißt es, ganz im Geiste der „Jüdin von Toledo", am Schluß: „Drum kehrt Euch nicht verachtend von dem Weib, in deren Arm ein König ward zum Mann: sie gab dem besseren Gedanken Leib, verlor sich selbst, allein die Welt gewann." Aber so wenig wie Hebbel gelang es Grillparzer, die gefährliche Härte dieses außerordentlichen tragischen Motivs dichterisch zu überwinden. So viel sich auch Grillparzer bemüht hat, für seine von Laune, Uebermuth, Sinnlichkeit und harm-

Digitized by Google

loser Thorheit sprühende Rahel keine volle tragische Sympathie aufkommen zu lassen, wie viel Schuld auch auf Rahel durch die Charakteristik ihres widerlichen Vaters gehäuft wird, so daß ihr Tod als nur zu sehr verdient erscheinen muß: man kommt schließlich dennoch nicht darüber hinweg, daß sich Alfonso so furchtbar rasch von der Liebe zur schönen Jüdin ernüchtert fühlt, daß ihn der Anblick ihrer Leiche so sehr anwidert und daß er zwar sich selbst mit der Thronentsagung straft, aber den Mördern seiner Liebe auch so rasch verzeiht. Hier offenbart sich jene Herbheit Grillparzers als Tragiker, die Volkelt mit Nachdruck betont und die in seltsamem Bunde mit seiner Weichheit in so vielen anderen Anschauungen steht. Berger meint, der Fehler des Stückes liege darin, daß die Gegenspieler der Jüdin, die spanischen Granden mit Don Manriquez an der Spitze, nicht männlich bedeutend genug gezeichnet seien, um den Staatsgedanken, gegen den sich Rahel versündigt und den sie vertreten, mit genügender Kraft veranschaulichen zu können. Und wir wissen aus eigener Erfahrung (im Burgtheater), daß die Darstellerinnen der Königin, einer schauspielerisch freilich undankbaren Rolle, weil Leonore eine unsympathische Figur sein soll, ein Uebriges thun, die herbe Poesie des Stückes zu verwirren, indem sie diese Königin zur Märtyrerin der Ehe verwandeln; dann versteht man Alfonsos Handlungen vollends nicht.

Wien. Dr. Moritz Necker.

✦

Zwischen zwölf und vierzehn Uhr. Dresden 1903, Moewig & Hoeffner.

In Inhalt und Form sind meine anspruchlosen Erzählungen sehr verschieden. Sie sind sämmtlich während meiner Universitätzeit entstanden, als noch Alles, selbst das Bescheidenste und Unbedeutendste, sich mit tiefen Strichen meiner Seele einzeichnete. Damals schrieb ich sie nieder, wie ich sie gefühlt hatte. Das sichert ihnen eine gewisse subjektive Wahrheit.

Brünn. Dr. Albert Heiderich.

✦

Hochzeitnacht. Geschichten in Moll und Dur. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender.

Dieses Buch soll mit seinen achtundzwanzig Geschichten einen Mikrokosmos des menschlichen Lebens bieten, wo Schmerz und Freude gleichmäßig vertheilt sind. Darum ertönt hier das erschütternde Klagen der leidenden Kreatur, das befreiende Lachen des Humors und das scharfe Hohngelächter der Satire.

Weißensee. Max Hoffmann.

✦

Starke Liebe. Verlag von G. Müller-Mann in Leipzig.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß eine Gouvernante ein unglückliches, grausam unterdrücktes Wesen ist, und es gehört ein gewisser Muth dazu, das Gegentheil zu behaupten. Nun: ich habe ihn; denn meine Lebenserfahrung hat mich gelehrt, daß auch die Gouvernantenfrage ihre zwei Seiten hat, und ich erlaube mir, die zweite, wenig bekannte oder vornehm ignorirte Seite dieser Frage in meinem Roman zu zeigen, dessen Hauptperson nach dem Leben gezeichnet ist.

Düsseldorf. Anna von Krane.

✦

Digitized by Google

Antwort.

Einem Kritiker seines im ersten Januarheft veröffentlichten Aufsatzes „Christenthum und Kapitalismus“ wünscht Herr Karl Jentsch öffentlich zu antworten. Hier ist sein Brief:

„Sie lesen meine Aufsätze gern, auch wenn Sie den darin ausgesprochenen Ansichten nicht beizupflichten vermögen, fühlen sich aber durch meine Behauptung, daß die Menschen den christlichen Herrgott brauchen, zu heftigem Widerspruch herausgefordert. ‚Welchen Standpunkt man auch einnehmen möge: von jedem aus müssen Sie darin als Utilitarier erscheinen. Wie? Gott muß sein, weil er nützlich oder unentbehrlich ist? Ob der Blitz nützlich oder schädlich ist: er ist. Zur Erklärung des Wesens der Elektrizität braucht man Hypothesen; an ihrer Existenz zweifelt Niemand.‘ Gestatten Sie mir zunächst, dem letzten Satz die korrekte Form zu geben: ‚An der Wirklichkeit der Erscheinung, die wir Blitz nennen, zweifelt Niemand; zu ihrer Erklärung brauchen wir eine Hypothese, die Hypothese der elektrischen Welle, mit der wir zugleich auch viele andere Erscheinungen erklären.‘ Elektrizität ist die gemeinsame Bezeichnung für eine Menge verwandter Naturerscheinungen und für ihre hypothetische Ursache. Der Weltgrund gehört weder in das Gebiet der Erscheinungen noch in das der mathematischen und logischen Sätze; er ist weder unseren Sinnen noch unserem Verstand zugänglich. Aber unsere Vernunft muß ihn denken. Die Form nun, die man ihm giebt, ist die Universalhypothese. Je nach der verschiedenen Struktur seines Denkorgans giebt ihm der Eine die Form des christlichen Gottes, der Andere die der absoluten Idee oder des Unbewußten (das eine sehr formlose Form ist) oder der Naturkausalität. Etwas Anderes als eine Hypothese kann Gott für den Denkgeist, für die Philosophie, niemals sein; wäre es anders, so würden die Denker über sein Dasein oder Nichtsein so wenig streiten wie über den Pythagoräer oder über die Ludolfsche Zahl oder über das Dasein des Balkens, an den sie sich im Finsteren stoßen. Sie, geehrter Herr, entrüsten sich nun gerade darüber, daß ich Gott zur Hypothese mache. ‚Wenn Sie sagen: Millionen Unglückliche brauchen einen Herrgott, so stellen Sie damit die wirkliche Existenz Gottes in Frage, so machen Sie die Existenz Gottes abhängig von ihrer vorausgesetzten Nützlichkeit oder Unentbehrlichkeit. Damit ist Gott ein hypothetischer Gott, kein schlechthin existirender.‘ Seitdem es Denker und eine Philosophie giebt, steht Gott in Frage; ich brauche ihn also nicht erst in Frage zu stellen. Den falschen Schluß: die Menschen brauchen den Glauben an Gott, also existirt Gott, habe ich nirgends gezogen; ohne danach zu fragen, ob dieser Glaube begründet ist oder nicht, erinnere ich nur an die Thatsache, daß Millionen ihn brauchen und daß daher die Anstrengungen Derer, die ihnen diesen Glauben entreißen wollen, vergeblich sind. Ihre dann folgende Philippika gegen die ‚Mittelparteiler‘, die aus selbstsüchtigen Beweggründen Religiosität heucheln, steht zu dem Thema in gar keiner Beziehung. Sie kommen mit ihr zu einem Schluß, den ich nicht verstehe: ‚Wer die Wahrhaftigkeit, die Grundlage alles Guten und Sittlichen, befördern will, muß sich auf einen der beiden Standpunkte stellen: entweder er muß wirklich und wahrhaftig aus Gewissensdrang an einen schlechthin existirenden, persönlichen, allmächtigen und allwissenden, für jeden Menschen im geistigen Rapport des Gebetes zugänglichen Gott glauben oder er muß offen und ehrlich an einen solchen Gott nicht glauben, weil es ihm sein Gewissen verbietet. Was da-

Digitized by Google

zwischen liegt, ist Unwahrhaftigkeit und Heuchelei.' Hier sind wieder zunächst einige Unklarheiten zu beseitigen. Nicht aus Gewissensdrang glaubt man, sondern, weil man als Kind den Glauben empfangen hat, oder aus persönlicher Lebenserfahrung. Glauben, Nichtglauben und Schwanken zwischen Beidem sind nichts Willkürliches; deshalb kann man weder dazu verpflichtet noch kann Eins davon verboten werden. Es hat also keinen Sinn, zu sagen: Die Wahrhaftigkeit fordert, daß Du glaubst oder nicht glaubst. Die Wahrhaftigkeit fordert nur, daß man sich nicht zu einem Glauben bekenne, den man nicht hat Unerfüllbar, daher unbillig, ist auch Ihre Forderung, daß sich Jeder für oder wider das Dasein Gottes entscheiden soll. Was wollen Sie denn mit einem Menschen machen, der nicht mit sich ins Reine kommt? Wenn Sie ihm den Kopf nicht abschlagen: mit Schelten bringen Sie ihn aus seinen Zweifeln nicht heraus. Die Entschiedenen aber — und deren Zahl ist nicht klein — erfüllen ja Ihre Forderung; die Einen glauben an Gott, die Anderen glauben nicht an ihn. Was wollen Sie also noch? Wollen Sie, daß Jedermann ein öffentliches Bekenntniß ablege? Das geschieht ja auch alle Tage von beiden Seiten. Wollen Sie, daß ich Farbe bekenne? Das habe ich ja schon sehr oft gethan: ich habe mich für den christlichen Gott entschieden. Wenn Sie sagen, wer sich nicht für den christlichen Theismus oder für den Atheismus entscheide, verletze die Wahrhaftigkeit, so ist Das ungefähr so, wie wenn Sie sagten, wer sich nicht für den Atomismus oder für den Dynamismus entscheidet, ist unsittlich. Das würde dann die Vertreter der neusten Hypothese, des Energismus, treffen. Oder wollen Sie die Hypothesen ganz verbieten? Dann verbieten Sie nur gleich die Physik, in der man keinen Schritt thun kann ohne eine Hypothese, eine Voraussetzung; Voraussetzunglosigkeit ist und bleibt eben in jedem Sinn Unsinn und Lüge. Nun ist ja freilich die Gottesidee nicht blos Hypothese, sondern zugleich auch Kraft, weil sie nicht, gleich den physikalischen Hypothesen, nur der intellektuellen Sphäre angehört, sondern auch der ästhetischen, der moralischen und der Sphäre der Begehrungen. Und in diesen Regionen der Psyche nun hat sie sich seit Jahrtausenden nützlich und unentbehrlich erwiesen. Wenn ich Das von Zeit zu Zeit konstatire, bin ich weder ein Utilitarier noch sonst ein ‚arier‘, sondern nur nüchterner Thatsachenmensch. Utilitarier in der Religion wäre ich, wenn ich, als Geistlicher — so Etwas soll ja hier und da vorgekommen sein —, den Leuten gerade den Gott predigte, den sie für ihre Leidenschaften brauchen, etwa ein Goldenes Kalb oder eine Venus oder einen Kriegsgott, und dadurch diese Leute für meine eigene Zwecke einfinge. Indem ich nun das hochgelahrte und höchst aufgeklärte Publikum ab und zu an eine ihm unbequeme Thatsache erinnere, glaube ich, Nützliches zu thun, denn es kommt alle Tage vor, daß sich gescheite Leute an Balken, die sie nicht sehen wollen, den Schädel einrennen; Thatsachen sind unverschämt harte Balken. Insofern bin ich ja wirklich Utilitarier, aber diesen Utilitarismus werden Sie hoffentlich verzeihen; Sie müßten es denn lieber sehen, wenn die Menschen Unnützes und Schädliches thun, etwa aus kantischem Rigorismus nach dem Rezept von Schillers Distichon".

Neisse. ✤ Karl Jentsch.

Bleichröder.

Neulich verkündete uns eine kleine Notiz, im Januar dieses Jahres feiere das Bankhaus S. Bleichröder das Jubiläum seines hundertjährigen Be-

Digitized by Google

stehens. Mehr haben wir bis zu der Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, nicht gehört; unbekannt ist der Jubiläumstag, unbekannt sind auch die Absichten der Geschäftsinhaber. Vielleicht ist auf eine geräuschvolle Feier verzichtet worden, weil erst vor kurzer Zeit der junge Georg von Bleichröder auf einer Automobilfahrt jähen Tod fand. Hoffentlich merken wenigstens die Beamten des Hauses mehr von dem für die Firma wichtigen Gedenktag, als Hansemanns Spartrieb die Beamten der Diskontogesellschaft von deren Jubiläum merken ließ; nicht einmal die Denkschrift, die doch wenigstens einen Buchhändlerwerth von fünf Mark hatte, wurde allen Beamten beschert: die meisten durften sich an dem Betrag satt sehen, der in der Gewinn und Verlust-Rechnung auf das Pensionfondskonto gebucht war. Die Firma Bleichröder hätte eigentlich allen Grund zu lauter Feier; denn kaum jemals ist eine Privatfirma in der kurzen Zeitspanne eines Jahrhunderts zu so unbedingt herrschender Stellung gelangt. Als der Abschluß des fünfundsiebenzigsten Geschäftsjahres gefeiert wurde, gab der Sozius Gersons von Bleichröder, der inzwischen auch verstorbene Geheimrath Schwabach, eine Erklärung des raschen Erfolges; drei Sonnen, sagte er, haben dem Hause Bleichröder geleuchtet: die Gunst Rothschilds, Bismarcks und des ersten Deutschen Kaisers. Diese drei Sonnen schufen den Glanz. Nur durch solche Verbindung glücklicher Umstände konnte das Geschäft, das der kleine Wechsler Samuel Bleichröder 1803 in Berlin gründete, zum Welthaus werden.

Vorfahren der Familie Bleichröder lebten schon lange in Berlin; kluge Leute scheinen darunter gewesen zu sein. Moses Mendelssohn erzählt, vom berliner Armenverweser sei ein junger Jude aus dem Weichbild gewiesen worden, weil er ein deutsches Buch bei sich trug und dadurch strafbarer Emanzipationbestrebungen verdächtig wurde. Dieser Bildungsucher war der Ahnherr der Bleichröder. Das Geschäft Samuels mag anfangs recht und schlecht gegangen sein, wie andere auch. Aber schon Samuel verstand, wie später sein Sohn Gerson, sich werthvolle „Beziehungen“ zu sichern. Der Präsident der preußischen Seehandlung, der allerdings den nicht ganz arischen Namen Bloch trug, gehörte zu den Protektoren des jungen Geschäftes. Gegen Ende der zwanziger Jahre kam der Freiherr Anselm von Rothschild nach Berlin, um einen Vertreter zu suchen, der ihm namentlich das in der Familie Rothschild schon damals traditionelle Diskontgeschäft in Preußens Hauptstadt besorgen sollte. Präsident Bloch empfahl Bleichröder; und Rothschild nahm den Vorschlag vielleicht um so lieber an, als er in dem kleinen Juden nicht einen künftigen Konkurrenten wittern konnte. Er hatte die Wahl nicht zu bereuen. Auch Gerson Bleichröder blieb, als er nach des Vaters Tod Chef geworden war, den frankfurter Herren ein ergebener Diener. Das wird manchmal wohl nicht leicht gewesen sein; am Schwersten gewiß in der letzten Zeit, als der eigensinnig bizarre Willy von Rothschild das deutsche Geschäft mehr und mehr einengte und schließlich ganz versumpfen ließ. Nie aber vergaß Gerson Bleichröder, daß er dem Hause Rothschild das Ansehen zu danken hatte, ohne das die Entwickelung seiner Firma unmöglich geworden wäre. Eine Weile war er wohl nur Rothschilds Vermittler. Dadurch aber, daß die größten Bankhäuser, wenn ihnen am ersten Fälligkeitstage ihre Accepte vorgelegt wurden, stets vor dem stolzen Giro M. A. von Rothschild & Söhne die Unterschrift S. Bleichröder sahen, wuchs natürlich das Prestige der Firma, die immer zusammen mit dem besten Namen der deutschen Finanzwelt genannt

Digitized by Google

wurde. Mit dem Nimbus wuchs auch der Kundenkreis; und als der Kapitalismus siegreich nach Deutschland vordrang und von dem französischen Börsenkaiserthum Louis Napoleons der wirthschaftliche Wagemuth sich über die Nachbarländer verbreitete, war Bleichröder schon eine Macht.

Noch leuchtete ihm Rothschilds Sonne im hellstem Mittagsglanz und schon stieg an seinem Himmel ein neues Taggestirn auf: in stürmischer Zeit war Otto von Bismarck an die Spitze der preußischen Regirung getreten. Als Diplomat, vielleicht durch Rothschild in Paris oder Frankfurt, mag er mit Bleichröder bekannt geworden sein und schon nach kurzer Zeit tuschelte man an der berliner Börse, Gerson Bleichröder sei der finanzielle Vertrauensmann des neuen Ministerpräsidenten. Bismarcks Aufgabe war, mit eiserner Willenskraft den Konflikt mit dem liberalen Abgeordnetenhaus durchzufechten. Bald erkannte er die Nothwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Oesterreich, wußte aber noch nicht, woher er das Geld zum Krieg nehmen sollte, da die Volksvertreter für Bewilligungen nicht zu haben waren. Er rief Bleichröder zum König nach Karlsbad. Eine heikle Situation für Gerson. Er durfte dem König nicht verschweigen, daß Rothschild eben so wenig wie ein anderer deutscher Bankier daran denken konnte, einer Regirung zu pumpen, der die Steuern verweigert wurden und die ein unglücklicher Krieg über Nacht ins Grab fegen konnte. Da er aber auch den wichtigen Kunden nicht verlieren wollte, wählte er einen Ausweg, den er ohne Risiko betreten konnte: er bewog die preußische Regirung, ihren Antheil an der Köln-Mindener-Bahn zu verkaufen. Für ihn selbst wars wohl kein schlechtes Geschäft; und Bismarck erhielt dadurch zunächst wenigstens die zum Beginn des Krieges nöthigen Mittel. Dieser kluge Vorschlag verschaffte Gerson Bleichröder die Gunst des alten Königs und befestigte damit seine Stellung noch wesentlich. Als dann Frankreich besiegt war und die erste Rate der Kriegsentschädigung bezahlt werden sollte, rief ihn Bismarck nach Versailles ins Hauptquartier. Nach seinem Rath wurde der Zahlungmodus bestimmt und der kluge Mann brachte es wieder fertig, seinen beiden Herren, Rothschild und Bismarck, zu gleicher Zeit einen Dienst zu erweisen. Die preußischen Unterhändler wollten anfangs Wechsel des pariser Rothschild, wegen seines Verhaltens in der Kriegszeit, nicht in Zahlung nehmen. Bleichröder brachte sie von diesem Vorhaben ab und bewahrte sie damit vor den Schwierigkeiten, die entstanden wären, wenn man etwa gar die Wechsel des Welthauses Rothschild abgelehnt hätte. Bleichröders persönliches Auftreten in dieser historischen Zeit lernen wir aus einer Stelle der jüngst veröffentlichten Briefe und Tagebuchblätter des Generals und Admirals Albrecht von Stosch kennen, der am dreizehnten Februar 1871 aus Versailles schrieb: „Zum Empfang der Wechsel ist Bleichröder hierher kommandirt. Er gerieth in spaßhafte Begeisterung über zwei Wechsel zu je zwei Millionen Thaler von Rothschild, zeigte sie mir wiederholt und fragte mich, ob es wohl Schöneres gebe. Er war Feuer und Flamme dafür, so viel Geld auf so kleinem Zettel vereinigt zu sehen." Stolz, wie ein Ingenieur eine technisch meisterhaft gebaute Brücke betrachtet, sah Bleichröder auf die beiden Urkunden, die den Fortschritt der Technik des Geldverkehres bezeugten, — doppelt stolz, weil die Rothschilds, seine Intimsten, dieses Meisterstück geleistet hatten.

Aus dem Hauptquartier kehrte Gerson Bleichröder mit dem Eisernen Kreuz und dem Adelsbrief an die Spree heim. Den Männern, die in heißem

Digitized by Google

Ringen auf dem Schlachtfelde das schlichte Tapferkeitzeichen erkämpft hatten, war nicht zu verargen, daß sie grollend die Dekorirung des Finanzmannes sahen. Bismarck hatte mit dem Vorschlag dieser Auszeichnung einen Fehler gemacht, der hier zum Zorn, dort zum Hohn stimmte. Im Kladderadatsch wurde der neue Ritter des Eisernen Kreuzes mit einer Couponschere als einziger Waffe vorgeführt. Jules Favre hat erzählt, Bismarck habe gewünscht, daß die Franzosen sich auch bei den späteren Ratenzahlungen Bleichröders Hilfe bedienten; die Absicht sei aber aufgegeben worden, weil der Bankier sich eine Garantieprovision ausbedang.

Nach dem Krieg kam die Gründerzeit. Bleichröder machte das Treiben recht eifrig mit, wenn er sich auch nicht so weit vorwagte wie Hansemann. Beide hatten parlamentarischen Schildknappen. Herr von Kardorff, damals noch überzeugter Freihändler, durfte sich an den fetten Tantiemen der Laurahütte und anderer Gründungen Bleichröders erfreuen: er ließ sich diese mühelosen Profite gefallen, um, wie er gesagt hat, „seine parlamentarische Thätigkeit ohne Vermögensverluste ausüben zu können“. Auch die Gründung der Preußischen Centralbodenkreditgesellschaft, die die Segnungen des Crédit Foncier nach Deutschland verpflanzen sollte, vertrat Herr von Kardorff mit anderen Parlamentariern, wie von Bethmann-Hollweg, van Bernuth, von Wedell-Malchow, Braun-Wiesbaden und Genossen. Als Gründer der Bodenkreditgesellschaft zeichneten Baron Karl von Rothschild, Baron Abraham von Oppenheim, Gerson Bleichröder, Adolf Hansemann und Oberbürgermeister Miquel. Die berüchtigte Gründung der Deutschen Reichs- und Kontinental-Eisenbahngesellschaft, die Posen-Kreuzburger, die Weimar-Geraer, die rumänische und die Gotthardbahn kommen zum Theil auch auf das Konto Bleichröders. Nie hat Deutschland eine schlimmere Korruption gesehen als in diesen wüsten Jahren. Parlamentarier, Gelehrte, Minister waren von der Gier, schnell reich zu werden, besessen. Und Bismarck, dem der unbefangene Kritiker eine persönliche Schuld mindestens nicht nachweisen kann, hat sicherlich selbst damals Fehler gemacht; ein Beispiel: die verhängnißvolle Transaktion mit dem Reichsinvalidenfonds. Was dann geschah, ist noch in Aller Gedächtniß. Lasker trat auf. „Gründer!“ brüllte die eine, „Hetzer!“ antwortete die andere Seite. In beiden Lagern wurde gesündigt. Wohl verdienten die Leute, die das Schandtreiben mitgemacht hatten, den Pranger; doch die Angreifer schossen weit übers Ziel hinaus. Die Strömung, die so wild einsetzte und Schlamm und Koth ins Land spülte, mußte kommen und kam zur richtigen Stunde; die Aktiengesellschaft ist nun einmal das Symbol des modernen Großkapitalismus, gegen den jeder Einzelangriff bürgerlicher Politiker zwecklos und sinnlos sein mußte. Aber der See raste. Wer sich überhaupt nur an der Gründung einer Aktiengesellschaft betheiligt hatte, wurde verdammt. Wie falsch dieses Vorurtheil oft war, lehrt gerade die Geschichte der Gründungen Bleichröders: fast alle sind später gut geworden. Die so laut verlästerte Laurahütte gehört heute zu unseren besten Werken und auch für die Gründung der Zechen Hibernia und Shamrock, der damals die Börse selbst den Spottnamen „Schamroth“ gab, spricht der Erfolg. Daß Bismarck sich je an Gründungen betheiligt habe, ist nicht bewiesen. Seine innere Politik aber mußte den liberalen Gründern willkommen sein und sein Verhältniß zu Bleichröder wurde deshalb von den verärgerten Konservativen zum Ziel ihrer Angriffe gemacht. Nicht nur der hitzige

Digitized by Google

Dr. Perrot, der Verfasser der Deklaranten-Artikel der Kreuzzeitung, der bei aller Tüchtigkeit kritiklose Glagau und der fromme, fanatische und starrköpfige Diest-Daber bekämpften ihn persönlich wegen seiner Beziehungen zu Bleichröder, sondern auch der geistig viel höher stehende Rudolf Meyer. Wundern durfte sich der Kanzler darüber nicht. Dem Bankier stand die Thür des früheren Palais Radziwill stets offen, er wurde mit diplomatischen Missionen betraut und besaß Generalvollmacht für die Verwaltung des fürstlichen Vermögens. Diest-Daber behauptete, Bleichröder habe Bismarck achtzehn Prozent Zinsen erwirthschaftet. Bleichröders Wesen — und mehr noch später das seiner Söhne — war nur zu geeignet, persönliche Antipathien zu wecken. Er prunkte mit seinen hohen Beziehungen, sah die höchsten civilen und militärischen Würdenträger — freilich nie Bismarck selbst*) — auf seinen Bällen, wo der selbe Offizier vortanzte, dem bei Hofe dieses Amt zufiel, und man erzählte, der Parvenu weigere sich, bürgerliche Offiziere einzuladen. Daß Bleichröder seine politischen Informationen seinem Geschäft nutzbar machte, ist selbstverständlich; und eben so, daß die Feinde nur die reichen Gewinne sahen, nicht aber die Millionenverluste, die auch nicht fehlten. Um ein Beispiel anzuführen, erinnere ich an die verfehlte Rubelspekulation, die er unternahm, als der Afghanenkrieg zu drohen schien. Nachdem Bismarck gestürzt war, wurde es auch um Bleichröder stiller. Doch gehörte er nicht zu Denen, die — ein selbst für Bismarcks Feinde ekelhaftes Schauspiel — sich von dem Jahrzehnte lang Umschmeichelten geschwind abwandten, als habe ihn die Pest befallen. Dem Mann, der für die Größe der Firma so viel gethan hatte. blieb der alte Gerson ein dankbarer Bewunderer.

Am neunzehnten Februar 1893 starb der längst Erblindete. Dem jüdischen Leichenwagen folgten die Vertreter vieler Monarchen und Fürsten. Mit ihm wurde der Nimbus seines Geschäftes zu Grabe getragen. Seit auch Schwabach tot ist, unterscheidet das Haus Bleichröder sich kaum noch von anderen ersten Bankhäusern. Nicht ein Sohn Gersons ist heute der eigentliche Leiter, sondern der junge Dr. Paul Schwabach. Der Väter Thatkraft scheint sich eben nur in ganz seltenen Fällen bis ins dritte Glied zu vererben; meist muß man schon froh sein, wenn wenigstens der Väter Reichthum unangetastet erhalten bleibt.

Plutus.

*) Ein Verhältniß persönlicher Intimität hat zwischen Bismarck und Bleichröder niemals bestanden. Der Kanzler hatte keine Zeit, sich selbst um seine Geldsachen zu kümmern, und überließ dem als klug bewährten Bankier die Verwaltung. Die Behauptung Diests, Bleichröder habe achtzehn Prozent herausgewirthschaftet, klingt recht unwahrscheinlich. Daß ein Mann in der herrschenden Stellung Bleichröders das Vermögen des Gönners gut anlegte, ist klar. Hätte Bismarck spekulirt oder sich gar an Gründungen betheiligt, dann hätte er viel beträchtlichere Summen hinterlassen. Er ließ den Bankier sorgen und griff so selten persönlich ein, daß Bleichröder ganz entsetzt war, als der Kanzler plötzlich den Verkauf seiner sämmtlichen russischen Papiere forderte. Ob ein Krieg in Sicht sei, fragte er. Nein, sagte Bismarck; aber auf der russischen Seite können schließlich stets Reibungen entstehen und in einer schlaflosen Nacht ist mir eingefallen, daß ein deutscher Kanzler nicht durch seinen Besitz am Wohlergehen der Russen interessirt sein sollte. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 31. Januar 1903.

Der Kaiser im Reichstag.

In Erfurt wurde nach einer Parlamentssitzung im Frühjahr 1850 einmal die Frage erörtert, wie stark die in Böhmen gesammelte österreichische Truppenmacht wohl sein möge. Die von Pfuel zum Abendessen geladenen Abgeordneten nannten verschiedene Ziffern; einzelne erzählten, vertrauliche Nachrichten sprächen von ungefähr hunderttausend Mann. Joseph Maria von Radowitz, der General und Günstling Friedrich Wilhelms des Vierten, hörte eine Weile ruhig zu und sagte dann, mit der Miene unwiderleglicher Gewißheit, in entscheidendem Ton: „Oesterreich hat in Böhmen 28 254 Mann und 7132 Pferde". Radowitz war schon damals der eigentliche Leiter der auswärtigen Politik Preußens und der Mann des königlichen Vertrauens; er mußte Bescheid wissen und Niemand durfte wagen, dem kompetentesten Beurtheiler zu widersprechen. Doch dem Abgeordneten Otto von Bismarck fehlte der Glaube an die Botschaft; und er erfuhr denn auch bald, daß Oesterreichs böhmische Truppenmacht viel stärker und Radowitzs Ziffer einfach aus der Luft gegriffen war. Die kleine Geschichte tauchte beim Lesen der neusten Reichstagsstenogramme im Gedächtniß auf. Graf Bülow ist als Intelligenz und als Redner, trotz der Preßkultur, beträchtlich schwächer als der General, über den Polte Gerlach, der Flügelmann des anderen Kamarillagliedes, schrieb: „Die Verehrung des Königs für Radowitz beruht auf seinem scheinbar scharf logisch-mathematischen Raisonnement, bei dem seine gedankenlose Indifferenz es ihm möglich macht, jeden Widerspruch mit dem König zu vermeiden; nun sieht der König in dieser seinem Ideengange ganz entgegengesetzten Denkart die Probe für das Exempel, das er sich zusammengerechnet

Digitized by Google

hat, und hält sich so seiner Sache gewiß.“ Das schärfer hinschauende Auge findet im Bilde des vierten Kanzlers dennoch Aehnlichkeiten mit dem Mann, den Bismarck „den geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs“ genannt hat. Auch Radowitz war mehr Redner als Politiker; auch seine — an Geist freilich viel reichere, von viel tieferer Bildung gestützte — Rhetorik glich einem Feuerwerk, das nach kurzer Herrlichkeit spurlos verpufft; auch seine Reden wirkten nur auf den geblendeten Hörer, nicht auf den kühlen Leser; und auch er verstand, wenn er das Wort hatte, alle Schwierigkeiten wegzusprechen und den behaglichen Glauben zu verbreiten, an den preußischen Zuständen sei nichts auszusetzen und Unkenntniß nur oder Mißverstand könne dans le meilleur des mondes possibles sich in Klage und Tadel verirren. Lange hielt dieses Brillantfeuerwerk ja niemals vor; doch dann stieg eine neue Rakete himmelan und wieder war für ein Weilchen die unbequem laute Sorge beschwichtigt. Graf Bülow hält sich an das selbe Rezept; und wenn in der höfischen und diplomatischen Schicht die schöne Maske auch recht lange schon durchschaut ist und das Volksempfinden der immer bereiten, immer gleich hoch gestimmten Beredsamkeit die Resonanz versagt: unter Parlamentariern und Journalisten findet der Portefeuilletonist noch Bewunderer. Er ist so höflich, behandelt Jeden so gut, kräuselt niedliche Schnitzel und hat alle Töne in seiner Kehle: leichten Scherz und männlichen Ernst, Diplomatendiskretion und biedere Offenheit; und nie ärgert den Hörer, den Freund oder Feind, die lästige Gewalt einer überlegenen Persönlichkeit. Einen so angenehmen Herrn kränkt man nicht; selbst wenn man sich verpflichtet glaubt, ihn, dem Wähler zur Freude, unsanften Tadel hören zu lassen, wird aus dem Wortgeplänkel nie blutiger Ernst. Die Agrarier werfen ihm vor, er weigere ihrem Gewerbe den unentbehrlichen Schutz, die Cobdeniten, er habe mit unzulässigen Mitteln einen Hunger- und Wuchertarif durchgedrückt; fast alle Parteien, an ihrer Spitze das Centrum, rügen, daß er den Kaiser nicht ausreichend informirt, nicht vor ungedeckt schroffem Urtheil und sichtbarem Irrthum bewahrt. Solche Uebereinstimmung könnte, trotzdem kein Gesetz die Verantwortlichkeit bindet, einem Kanzler das Leben sehr sauer machen. Doch Niemand denkt an ernste Konsequenzen. Das Budget oder wenigstens den Posten „Gehalt des Reichskanzlers“ ablehnen? Eine Petition of Right an den Kaiser schicken? Kein Wunsch fliegt zu so steilen Höhen. Graf Bülow redet, Graf Bülow lächelt, — und die eben noch wildesten Männer blicken aus heiterem Auge getrost zu ihm hin und auf der Tribüne schmunzeln die Zeitungschreiber: „Höllisch geschickt hat ers wieder gemacht“.

Digitized by Google

Auch diesmal wieder. Naive Seelen hatten, weil im Sommer und Herbst Gewitterwolken aufzuziehen schienen, eine lange nachhallende Entladung der atmosphärischen Elektrizität gefürchtet. Die dem bayerischen Centrum und der deutschen Sozialdemokratie vom Reichsoberhaupt zugefügte Kränkung, das von der dicksten Tünche nicht zu verbergende Wirthschaftelend, die zum Theil schon sichtbaren Folgen des fast beispiellos unklugen Vorgehens gegen Venezuela, ein Reichshaushaltsetat, der alle Fehler einer unsteten Parvenupolitik enthüllt und den Muthigsten schrecken könnte: gefährlichen Konflikten war nicht auszubiegen. Die Person des Kaisers würde in die Debatte gezerrt, der nützliche Glaube an die Festigkeit unserer Institutionen gelockert und dem Kanzler nur die Wahl gelassen werden, beim Kaiser oder im Reichstag das Spiel zu verlieren. Die Aengstlichen wurden von ihrem Gedächtniß und ihrer Psychologie schlecht bedient. Ungefähr so wars nach den Hochsommersensationen ja immer gewesen und immer wurde der Sturm, der Kurzsichtigen zu drohen schien, ohne allzu große Mühe beschworen; warum sollte es diesmal anders sein? Wer sich von Heldenposen nicht schrecken läßt, weiß, daß Niemand einen ernsten Konflikt wünscht und die Wildesten sich mit der kleidsamen Grimasse der Leidenschaft begnügen. Nichts zu fürchten, nichts zu hoffen; nicht einmal die in der Welt Schwarzer Kunst beliebte „Klärung der Situation.“ Nichts. Graf Bülow wird lächeln, wird reden und haarscharf beweisen, daß kein Tadelswörtchen sachlich begründet ist; dann verrollt der Theaterdonner in die Soffitten und Alles kehrt wieder zur alten Ordnung. So ists gekommen; trotz der wider Erwarten thörichten, jeden gerechten Sinn zur Wuth aufreizenden Taktik des senilen Reichstagspräsidenten ist Alles glatt gegangen. Herr Omnis blieb gleichgiltig; und die Volksvertreter erhitzten sich gerade nur bis zu dem Thermometerstrich, der die richtige Wahltemperatur verhieß. Keine Budgetweigerung, keine Drohung, keine Resolution. Als aus Morgen und Abend der fünfte Tag ward, konnte Candides Hofmeister mit der Stimmung zufrieden sein, war unter der deutschen Sonne nichts Neues zu schauen.

Manche gute Rede war gehalten und das persönliche System Wilhelms des Zweiten aufrichtiger als je vorher kritisirt worden. Nicht nur von Demokraten. Sogar der alte Herr von Kardorff sagte: „Wenn die heutigen Zustände fortbestehen, wird es dem Reichstagspräsidenten immer schwieriger werden, die Person Seiner Majestät aus den Debatten fern zu halten.“ Und Herr Dr. Schaedler sprach noch viel deutlicher. Die vom Kaiser an den Prinzregenten geschickte Depesche greife die Selbständigkeit und das Recht der zweiten bayerischen Kammer an und sei unvereinbar mit dem föderativen

Digitized by Google

Charakter des Reiches; der Kanzler müsse Rede stehen und ohne Rückhalt bekennen, ob er, der allein verantwortliche Beamte, den Kaiser über die bayerischen Vorgänge informirt und der Veröffentlichung der Depesche zugestimmt habe. Der Kanzler, der am selben Tag schon im Abgeordnetenhaus die rhetorische Rettung der Ostmarken geleistet hatte, ließ auf die Antwort nicht warten; seine helle Siegermiene schien fröhlich in den Saal hinabzurufen: Nun, Kinder, paßt mal auf; was so schlimm geschildert wurde, ist im Grunde die einfachste, harmloseste Sache von der Welt. Nur „Anordnungen und Verfügungen des Kaisers bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers", meine Herren; die swinemünder Depesche enthielt keine Anordnung oder Verfügung, bedurfte also auch keiner Gegenzeichnung. (Unbestreitbar; nur war gefragt worden, wessen Verfügung die Publikation der Depesche bewirkt hat und wer die Schuld daran trägt, daß die Veröffentlichung mit der Lüge eingeleitet wurde, sie sei von München aus befohlen worden. Keine Antwort; oder doch eine: nur Wolffs Telegraphisches Bureau, das alle interessanten Vorgänge meldet, hat die Depesche veröffentlicht. Jeder weiß, daß W. T. B. nicht das winzigste vom Kaiser gesprochene Wörtchen ohne Autorisation ans Licht brächte; und doch folgt der „Aufklärung" nicht Gelächter noch Zischen.) Auch die ersten Erlasse des Kaisers Friedrich, auch die Februarerlasse des jetzt regirenden Herrn seien nicht kontrasignirt gewesen. (Abermals unbestreitbar; nur hat in beiden Fällen Bismarck die nicht von ihm entworfenen Erlasse absichtlich nicht unterschrieben, weil er die Veröffentlichung zwar nicht hindern, den Inhalt aber nicht mit seinem Namen decken wollte.) Das ist der gefeierten Taktik erster Theil; bestreite, was nicht behauptet, behaupte, was nicht bestritten wird: und keine Redegewalt kann Dir widerstehen. Nach dem Allgemeinen das Besondere. Der Kaiser hat erstens das Recht, seiner Meinung den seiner kräftigen, impulsiven Natur entsprechenden Ausdruck zu wählen, und braucht auch für „persönliche Kundgebungen programmatischer Art" keine ministerielle Deckung; gerade der besondere Fall aber bietet nicht den geringsten Grund zur Klage. Die Depesche soll in München böses Blut gemacht haben? Lächerlich. Der Prinzregent hat ja gedankt; und sein Sohn hat in Posen den Dank wiederholt. Zweiter Theil der Taktik: das Selbstverständliche, von der Sitte Aufgezwungene wird als wichtiges Beweisstück vorgeführt. Rasch noch ein Ornament: Kaiser und Prinzregent sind Freunde und zwischen Freunden ist für Mißverständnisse kein Raum. (Alle Bundesfürsten sind Freunde; auch zwischen Dresden, Karlsruhe, Meiningen, Dessau, Detmold und der Reichs-

Digitized by Google

hauptstadt war die Leitung nie unterbrochen und nie haben berliner Tischgespräche die Wittelsbacher verstimmt.) Eine dichte Wortwolke: so nannte mit Recht am nächsten Tage Herr von Vollmar die Advokatenrede des Kanzlers, „in der kaum ein einziger staatsrechtlich, logisch oder thatsächlich haltbarer Satz zu finden war." Der Sozialdemokrat zeigte noch einmal die ganze Schwäche der Beweisführung. Die Voraussetzungen der Depesche waren falsch; sie hat Fürsten und Volk in Bayern geärgert; der Prinzregent hat die Aufforderung, sie veröffentlichen zu lassen, abgelehnt; sie ist trotzdem, ohne Mitwirkung des Kanzlers, veröffentlicht worden. Sehr schön; das Alles konnte scharfen Auges auch vorher keine Wortwolke verhüllen. Doch der Kanzler, den Jeder glimpflich behandelt, denkt: Sunt verba et voces. Ueber die Bayernsache spricht er nicht mehr; die Klagereden sind ja in drei Tagen vergessen. Er hat den Hörern Interessanteres zu bieten. „Herr von Vollmar schien Seiner Majestät dem Kaiser und der Monarchie eine antisoziale Tendenz imputiren zu wollen". (War ihm nicht eingefallen; aber Graf Bülow hatte sich zu einer Antwort auf die — vom Präsidenten verbotene — Kritik der essener und der breslauer Rede gerüstet und mußte einen Uebergang ins Soziale suchen.) „Wie Alle wissen, ist die soziale Gesetzgebung in Deutschland durch Kaiser Wilhelm den Ersten ins Leben gerufen worden". (Wie Alle wissen, hat der alte Kaiser selbst oft gesagt, daß Idee und Ausführung Bismarck gehörten.) „Die Monarchie hat in Deutschland thatsächlich mehr für die arbeitenden Klassen gethan, als bisher in irgend einem anderen Lande für die Arbeiter geschehen ist". (Was hat sie denn „thatsächlich gethan"? Die Lasten der Schutzgesetze trägt nicht sie, sondern das Volk; und das ihr unbequeme Recht freier Koalition hat sie nicht gewährt.) Das hat neulich erst ein Engländer nach einem Besuch in unserem Reichsversicherungamt bezeugt. Auch Herr Millerand hat als Minister gesagt, in Deutschland habe „der Staat" (nicht: die Monarchie) mehr gethan als in Frankreich, und in einem Privatgespräch mit dem Fürsten Radolin „die Hochherzigkeit und Weitsicht" unseres Kaisers gerühmt; folgt ein radolinischer Lobgesang auf Millerands „ruhige und würdige Persönlichkeit". Was, könnte man sagen, kümmern uns diese Mären? Ein gut aufgenommener Brite macht Deutschland die üblichen Komplimente. Ein französischer Minister sagt dem Botschafter des Deutschen Kaisers unter vier Augen Artigkeiten. Ist es lohnend, ists auch nur passend, sie auf diese Zufallsworte festzunageln? Aber es kommt noch besser. „Absolutismus ist, wie kein deutsches Wort, so keine deutsche Einrichtung." Ja, halten zu Gnaden: ist Kaiser ein deutsches Wort? Oder Kanzler? Oder

Minister, Civilkabinetschef, General, Admiral, Prinz? Darf man so zu Erwachsenen reden? Man darf. „Höllisch geschickt hat ers wieder gemacht.“

Das waren ein paar Proben. Die nächsten Tage brachten noch zwei Reden des Kanzlers. Charakteristiken des Kaisers; in einer Ausführlichkeit, die nicht nach Jedermanns Geschmack sein wird. Herr Richter hatte gesagt: „Zu keiner Zeit war es so schwierig, Minister zu sein, wie heute und zu keiner Zeit waren die Herren so wenig beneidenswerth.“ Durch Nicken des Kopfes zeigte Graf Bülow seine Uebereinstimmung mit diesen Worten, deren Sinn nicht zweifelhaft sein konnte. Hatte er damit etwa angedeutet, auch er sehe den heutigen Stand der Dinge nicht ohne Sorge? Nie kam ihm solcher Gedanke. Das lauteste Lob reicht an die Vortrefflichkeit unserer Zustände noch nicht heran. Der Kaiser ist nicht voreingenommen; er verträgt, er wünscht sogar Widerspruch. Von Absolutismus, Caesarismus, Bonapartismus — der Krypto-Absolutismus, vor dem Bismarck, als dem gefährlichsten, nach 1892 so oft warnte, wurde nicht mitgenannt — kann in Deutschland überhaupt nicht die Rede sein. Wir sind ja nicht in Marokko. „Die starke und ausgeprägte und begabte Individualität eines Fürsten ist für das Volk von sehr großem Vortheil; und je stärker und ausgeprägter die Individualität eines Fürsten ist, um so mehr wird er geneigt sein, theilzunehmen an der Politik und einzugreifen in den Gang der Staatsgeschäfte.“ (Dagegen Bismarck: „Der Kaiser ist als solcher kein Faktor der Gesetzgebung, sondern wirkt nur als König von Preußen durch die preußischen Stimmen am Bundesrath mit; ich sehe für die Zukunft des monarchischen Gedankens eine Gefahr darin, wenn ein Herrscher, selbst in der besten Absicht, allzu häufig vor der Oeffentlichkeit sich ohne ministerielle Bekleidungstücke zeigt.“) „Für das thatkräftige Streben und redliche Wollen unseres Kaisers, für den großen Zug in seinem Wesen, für seinen freien und vorurtheillosen Sinn sollte man nicht ungerecht sein. An ihm ist nichts Kleinliches. Was Sie ihm auch vorwerfen mögen, — ein Philister ist er nicht; und Das ist sehr viel werth im zwanzigsten Jahrhundert.“ (Sind andere Kaiser und Könige, weil sie ihre vielleicht eben so „starke und ausgeprägte und begabte Individualität“ seltener der Kritik aussetzen, nun also Philister? Der Herr Graf wird das rasche Wort bereuen, wenn er hört, wie es an deutschen Höfen gewirkt hat. Und er sollte sich einmal die Frage vorlegen, wie sich die Dinge gestalten würden, wenn alle Bundesfürsten, deren jeder in seinen Reichsgrenzen die selben Rechte hat wie der König in Preußen, so „thatkräftig in den Gang der Staatsgeschäfte eingriffen.“) Herr Bebel tadelt, in einer ungemein wirksamen Rede, den

Digitized by Google

heftigen Ton, den der Kaiser gegen die Sozialdemokratie angeschlagen habe. Antwort des Kanzlers: „Was führen denn Sie selbst für eine Sprache? Fiel nicht eben in ihren Reihen ein Zwischenruf, den ich nicht wiederholen mag?" (Ein Vergleich, der, wenn der Absolutismus nicht „ein asiatisches Gewächs" wäre — wie das Christenthum übrigens und die Ihnen ans Herz gewachsene Kaiseridee, Excellenz —, einen Kanzlerkopf kosten könnte.) „So lange die Sozialdemokratie sich als Gegnerin der Monarchie bekennt, können Sie sich auch nicht darüber wundern, daß der oberste Träger des monarchischen Prinzips sich dagegen mit Entschiedenheit und, wenn es seiner Natur entspricht, hier und da auch mit Schroffheit zur Wehr setzt." Darauf hat nur ein Zuruf geantwortet. Der Sitzungbericht meldet das Echo: „Lebhafte Rufe: Sehr richtig!" Im Deutschen Reichstag sitzen also viele Männer, die meinen, der Gegner der Monarchie habe kein Recht zur Klage, wenn er von dem höchsten und hörbarsten Vertreter des Reiches laut gescholten, feiger Lüge, ehrlosen Betruges, schändlichen Mordes beschuldigt wird. Das war der in fünf langen Tagwerken ans Licht geförderten Weisheit letzter Schluß. „Lebhafte Rufe: Sehr richtig!" Nicht der leiseste Widerspruch. In keinem Parlamente der Welt wäre solcher Grundsatz ruhig angehört oder gar mit Beifall begrüßt worden. Selbst der treuste Monarchist hätte gesagt: Nein, Herr Kanzler; keinen Bürger, nicht den letzten, erbärmlichsten, darf der Monarch beleidigen, nicht den überführten Verbrecher öffentlich Dieb oder Mörder schelten; wenn Sie daran auch nur eine Sekunde zweifeln, fehlt Ihnen für die Pflichten konstitutionellen Lebens und für die Bedeutung monarchischer Privilegien jedes Verständniß. In Berlin wird anders geredet. Und es gab in Berlin nervöse Leute, die eine weithin wirkende Elektrizitätentladung gefürchtet hatten.

...Den Sozialdemokraten werden die guten Reden der Vollmar und Bebel neue Stimmen werben; ists aber wirklich wichtig, ob fünfundsechzig oder siebenzig Rothe in den nächsten Reichstag einziehen? Auch mancher Bürgerliche hat sich der Reden gefreut, die „mal was riskirten"; nicht Kinder nur macht man mit wohlfeilen Worten satt. Ein reinigendes Gewitter war erwartet worden. Du lieber Himmel! Auf wen sollen diese kalten Schläge denn wirken? Auf den Kanzler gewiß nicht. Der hat wieder erfahren, wie leicht sich mit diesem mad Parliament leben läßt, und ist auf seinen Plaidererfolg wahrscheinlich noch sehr stolz. Ein anderer Kanzler hätte entweder seine Entlassung erbeten oder den Kampf gegen die Kritiker des Monarchen aufgenommen. Graf Bülow fand eine dritte Möglichkeit. Er schließt sich den vom Kaiser öffentlich gefällten Urtheilen nicht an, wirft dem bayerischen Centrum

Digitized by Google

nicht „schnöde Undankbarkeit“, den Sozialdemokraten nicht Ausbeutung, Ehrlosigkeit, Lug und Trug vorund läßt, mindestens nutu et signis, Leichtgläubige hoffen, daß er manche Beschwerde der Opposition für begründet hält. Sein Gegengrund ist, jenseits von Gut und Böse: die interessante Persönlichkeit; eine so starke, ausgeprägte, begabte Individualität setzt sich selbst die Grenzen. Das ist der Standpunkt des Managers. Der Legitimist Graf von Falloux sagte 1849: „L'injure subit la loi des corps physiques; elle n'acquiert de gravité qu'en proportion de la hauteur d'où elle tombe. Graf Bülow findet, auch die von der höchsten Staatsspitze hertönende Beleidigung sei dankbar hinzunehmen, wenn sie nur aus einer besonders starken Seele stammt. Er hat Recht; denn er hat Erfolg. Ein Vierteljahrtausend ist vergangen, seit das englische Unterhaus seine Unzufriedenheit mit Jakobs munteren Sprüngen in die Resolution faßte: „Wir können uns ein Volk ohne König, doch keinen König ohne Volk denken“; und dem Wort folgte die That, der Resolution die Revolution. Heute braucht kein Minister um seinen Sold zu zittern. Heute wird nur geredet; und unter Rednern hat der Kanzler gewonnenes Spiel. Noch weniger kann das Spektakel auf den Kaiser wirken. Der weiß jedenfalls, was er will, und läßt sich durch schnell verklingende Scheltkonzerte sicher nicht über die Thatsache täuschen, daß er alles Wesentliche durchzusetzen vermag. Wenn das gute Volk ein Weilchen zugehört hat, wird es der Sache überdrüssig werden und finden, allzu scharfe Kritik des Reichsvertreters gleiche, weil sie das Geschäft schädige, Bacons remedium sane morbo deterius. Auch Herr Bebel kann nicht bezweifeln, daß seine „große Rede“ im nächsten Jahr schon geringere Resonanz haben wird. Kommen wird sie, denn Alles ist glatt gegangen und nichts Neues unter der deutschen Sonne zu schauen; und Graf Bülow, der ein unübertrefflicher Kabinetsminister geworden wäre, wird dann wieder alle Schwierigkeiten wegläacheln, wegplaidiren. Nur ... Das berliner Wetter wird nicht in unserem Himmel gemacht; und draußen zieht sichs drohend zusammen. Schon werden, ein Jahr nach der Knüpfung „unzerreißbarer Freundschaftbande“, in den Vereinigten Staaten Deutsche insultirt. Schon waffnet das ganze englische Sprachgebiet sich zum Krieg gegen die deutsche Produktion. Großbritanien nimmt unseren Fabrikanten die billigsten Dynamomaschinen nicht mehr ab, die Yankees erklären, es sei Gewissenspflicht, ihre Kohlenschatzkammern den Armen der weiten Erde zu öffnen, und in Südamerika sind alle Kolonialhoffnungen von Schiffsgeschützen zerstört. Das Gewitter, das aus diesen Gegenden naht, wird am Ende nicht so leicht zu besprechen sein wie das Stürmchen, das im Reichstag den Kaiser umheulte.

Digitized by Google

Creare in gioia . . .

(D'Annunzio.)

Wenn sich flüsternd, wie in Leidenschaft,
Maienfrühe über Wäldern regt,
Wächst hinaus in aller Knospenkraft,
Was geheim die tiefste Wurzel hegt.
Und es steht in einem neuen Licht,
Trunken von den eignen Seligkeiten,
Auferwecktes, das die Fesseln bricht, —
Und es darf in froher Sonne schreiten . . .

Wenn der wilden Schwäne lichter Flug
Brausend durch die Morgenwolken schwingt,
Rührt der wundervolle Lenzeszug
An die Seele, daß sie tönt und singt.
Und Das wächst zu einem Hohenlied
Mit des Waldes heimlichen Akkorden.
Was die Herzen und die Welt durchzieht,
Ist im Glück empfangen und geworden.

Alles Göttliche entstammt dem Glanz.
Aus dem sonnenlichtgeküßten Meer
Wandelt mit dem schimmervollen Kranz
Venus, jene Himmelsfrau, daher.
Wer in einer heilgen Freude schafft,
Unbewußt, in Sonne und in Lachen,
Läßt in seiner frohen Götterkraft
Eine ganze Schönheitwelt erwachen . . .

Aber alle trübe Menschlichkeit,
Die der Kampf zu Boden niederzwingt,
Schafft im Weh und in der Dunkelheit.
Und was ihrem Schoße sich entringt
Und dem Tag erschließt den scheuen Blick,
Trägt den alten Erdenfluch vom Sehnen . . .
Und in jedes kaum geborne Glück
Quellen unerschöpfte, heiße Thränen.

Digitized by Google

Gieb, Du ferner Gott, daß mein Gesang
Aus den Himmeln seinen Jubel nimmt
Und doch seiner Harfen trunknen Klang
Auf den Erdenton der Sehnsucht stimmt!
Und daß diese auferweckte Welt,
Die empfangen ward in Schöpferfreude,
Von der Erde mildes Maß erhält,
Mit der Thräne, mit dem heilgen Leide! . . .

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Das Gesetz der Güterkonzentration.*)

Die Thatsache, daß die Güter dieser Welt ungleich vertheilt sind, daß es auf der einen Seite Menschen giebt, die nicht arbeiten und doch im Ueberfluß schwelgen, und auf der anderen Seite arme Teufel, die schwer arbeiten und kaum so viel erwerben, wie sie brauchen, um ihren Hunger zu stillen, ist allbekannt; und eben so bekannt ist, daß man von je her bestrebt war, den Ursachen dieser wenig erfreulichen Erscheinung nachzuspüren. Deshalb ist denn auch die „Lehre vom Einkommen und seiner Vertheilung" ein wesentliches Kapitel in jedem Lehrbuch der Nationalökonomie. Jetzt beginnt jedoch eine gewisse Opposition gegen die Art sich bemerkbar zu machen, in der diese Frage bisher in der nationalökonomischen Wissenschaft behandelt und beantwortet wurde. Seit den Tagen Adams Smith wurde nämlich die Lehre von der Einkommensvertheilung immer mit der Lehre von der Güterproduktion verquickt. Die bisherigen Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft faßten insbesondere den Gutspächter ins Auge; sie sahen, wie der Mann gepachtete, also fremde Grundstücke durch gedungene Arbeitkräfte bestellen läßt, sahen, daß er häufig mit geliehenem Gelde („Kapital") wirthschaftet, und legten sich die Frage vor, wie sich der Ertrag dieses landwirthschaftlichen Betriebes unter die betheiligten vier Personen (oder Gruppen), den Grundbesitzer, den „Kapitalisten", die Arbeiter und den Unternehmer (hier also den Pächter), vertheilt. Die Antwort lautete: Der Grundeigenthümer (Verpächter) erhält den Pachtschilling, die Grundrente, der Kapitalist den Zins, die Arbeiter bekommen ihren Lohn und der Ueberschuß verbleibt,

*) Dr. Stephan Worms: „Das Gesetz der Güterkonzentration in der individualistischen Rechts- und Wirthschaftordnung. Erster Halbband: Das Gesetz der Güterkonzentration und seine Bedeutung für die Wirthschaftpolitik." Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1901.

Digitized by Google

wenn er nämlich vorhanden ist, dem Pächter und bildet seinen Unternehmergewinn. Dann wurde nach der Höhe dieser vier Einkommenszweige geforscht. Die Antwort schien leicht: die Grundrente, der Zins und der Arbeitlohn ist der Preis, der für die Ueberlassung dieser Produktionmittel gezahlt wird, und die Höhe dieses Preises hängt — wie die Höhe jedes Preises — ab von Angebot und Nachfrage, natürlich unter Berücksichtigung der Qualität des gekauften Objektes. Die Höhe der Grundrente (des Pachtschillings) hängt also ab in erster Reihe von der Fruchtbarkeit, Lage und Größe der Grundstücke und in zweiter Reihe von Angebot und Nachfrage; das Selbe gilt vom Arbeitlohn: er hängt ab von der Qualität der Leistung (ob gelernte oder ungelernte Arbeit) und von Angebot und Nachfrage. Beim Zins (gedacht wurde dabei immer nur an den Zins für Gelddarlehen) ist von einer Qualität nicht die Rede, er wird also lediglich durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bedingt; und schließlich hängt auch die Höhe des Unternehmergewinnes davon ab, ob das Angebot der „Unternehmerleistungen“ groß oder klein ist.

Damit war nach der Meinung der ersten Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft die Sache endgiltig abgethan; das angebliche „Gesetz“ von Angebot und Nachfrage stand für sie wie ein Dogma fest; darüber hinaus vermochten sie nicht zu denken. Und wenn Einer von ihnen sich die Frage vorlegte, wie es komme, daß die Grundbesitzer und Kapitalisten reich oder doch wohlhabend, die Arbeiter aber in der Regel arm seien, so war die Antwort wieder leicht gefunden. Die Arbeiter sind eben ein furchtbar leichtsinniges Volk und selbst an ihrer elenden Lage schuld; denn verdient Einer von ihnen nur so viel, wie er nothdürftig zum Leben braucht, so hat er nichts Eiligeres zu thun, als zu heirathen und mindestens ein Dutzend Kinder in die Welt zu setzen, die dann natürlich wieder nur Arbeiter werden und durch ihr übergroßes Angebot von „Händen“ den Lohn auf das Existenzminimum herabdrücken. Wären diese unglückfäligen Arbeiter nur ein Wenig tugendhaft und sittsam, im Punkte der Eheschließung so zurückhaltend und vorsichtig wie die Grundbesitzer und Kapitalisten (die „höheren Stände“), dann würden — und nicht nur „würden“, sondern „müßten“ — auch sie nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage im Wohlstand leben.

Später kamen die Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus, Rodbertus, Marx und Lassalle. Sie griffen auf den von Adam Smith aufgestellten Grundsatz zurück, daß die Arbeit die einzige Quelle des Reichthums sei, allein Werthe schaffe, und sagten: Ist es richtig, daß die Arbeit allein Werthe schafft, dann gebührt eigentlich und von Rechtes wegen das ganze Arbeitprodukt den Arbeitern, die es durch ihrer Hände Arbeit hervorvorgebracht haben, und dann ist es, streng genommen, ein Raub oder Diebstahl, wenn von diesem Arbeitprodukt ein Theil weggenommen und dem

Digitized by Google

Grundbesitzer als Grundrente, dem Kapitalisten als Zins und dem Unternehmer als Unternehmergewinn zugewandt wird. Wenn also die Grundbesitzer, Kapitalisten und Unternehmer im Wohlstand, die Arbeiter dagegen im Elend leben, so ist Das darauf zurückzuführen, daß den Arbeitern (in widerrechtlicher Weise) ein Theil ihres Arbeitproduktes entzogen wird, daß sie von den Unternehmern, Grundbesitzern und Kapitalisten „ausgebeutet" werden.

Das war bisher der Stand der Lehre. Und so schroff sonst auch die Vertreter der klassischen oder orthodoxen Nationalökonomie und die der sozialistischen Richtung einander gegenüberstanden: darin kommen beide Parteien überein, daß die eigentliche Ursache der Vermögensungleichheiten in dem Prozeß der Güterproduktion zu suchen sei. Gegen diese Lehre macht sich nun eine Opposition nach zwei Richtungen hin bemerkbar. Die eine dieser Strömungen geht von mir aus und kehrt sich insbesondere gegen die orthodoxe Lehre. Die Vertreter dieser älteren Lehre standen unter dem Bann der Vorstellung, daß die ganze Welt nichts Anderes sei als ein einziger großer Börsensaal und das menschliche Leben eine ununterbrochene Kette von regelrechten Handelsgeschäften. Da ist es denn sehr begreiflich, daß diese Männer wähnten, die Verträge, die der Pächter (der Unternehmer) mit dem Grundbesitzer, mit dem Geldverleiher (dem Kapitalisten) und mit den Arbeitern abschließt, stünden unter der Herrschaft des „Gesetzes" von Angebot und Nachfrage und deshalb seien die Grundrente, der Kapitalzins und der Arbeitlohn naturgesetzlich festgestellte Größen, die man eben so als unabwendbare Thatsachen hinnehmen muß wie etwa das Klima eines Landes. Doch sieht man etwas genauer hin, so zeigt sich, daß dieses angebliche „Gesetz" von Angebot und Nachfrage nichts Anderes ist als eine fable convenue. Die Preise der verschiedenen Artikel kommen nämlich immer nur im Wege von Vertragsabschlüssen zwischen zwei Personen, dem Käufer und dem Verkäufer, zu Stande; und selbst da, wo es sich um „fixe" Preise handelt, kann der Verkäufer zehnmal seine Preise festsetzen, so hoch oder so niedrig er will: so lange er keinen Käufer findet, der ihm den geforderten Betrag auch effektiv zahlt, ist eben der Preis nicht zu Stande gekommen. Beobachtet man aber die einzelnen Kaufs- und Verkaufsabschlüsse, wie sie sich thatsächlich abspielen, so zeigen sie sich als ein Kampf oder ein Ringen, in dem jeder Theil alle Künste seiner Beredsamkeit spielen läßt und bestrebt ist, alle Vortheile seiner Position auszunutzen, um die Preisfestsetzung herbeizuführen, die er wünscht. Und wenn man gar in die höchsten Regionen des Großhandels hinaufsteigt, wo nach der gangbaren Meinung das „Gesetz" von Angebot und Nachfrage seine Wirksamkeit in vollster Reinheit entfaltet, wenn man sich also in die Börsensäle begiebt, so zeigt sich erst recht deutlich, daß dort der Preis weit weniger durch Angebot und Nachfrage als durch sonstige „Künste" beeinflußt wird. Ist

Digitized by Google

also der Vertragsabschluß, die schließliche Festsetzung des Preises, nichts Anderes als das Resultat eines Kampfes — ein Friedensschluß nach vorausgegangenem Kampf —, dann bedarf es auch keines weiteren Beweises, daß jedesmal der stärkere Theil als Sieger aus dem Kampf hervorgehen wird.

Durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage wird nun allerdings die Stärke und Schwäche der Position des Kauflustigen oder des Verkauflustigen wesentlich beeinflußt; aber die Stärke oder Schwäche der Position der beiden Parteien hängt nicht ausschließlich von Angebot und Nachfrage, sondern eben so sehr von anderen Umständen ab. Das Angebot einer Waare mag noch so groß sein: der Preis wird doch nicht zum Sinken gebracht werden, wenn die Verkauflustigen erklären, daß sie unter diesem oder jenem Preis nicht verkaufen wollen, und wenn sie stark genug sind, diesen Entschluß auch durchzuführen. Und umgekehrt kann das Angebot einer Waare noch so gering sein und der Preis wird trotzdem nicht steigen, wenn kein Kauflustiger den geforderten höheren Preis bewilligen will. Wer Das bedenkt, ehe er nach der Vertheilung des Einkommens fragt, merkt bald, daß die Höhe der Grundrente, des Kapitalzinses, des Arbeitlohnes und des Unternehmergewinnes durchaus nicht durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage festgesetzt wird, sondern daß deren Festsetzung das Resultat eines Kampfes ist, in dem die betheiligten Parteien mit allen ihnen zu Gebot stehenden Machtmitteln (Gewalt, List u. s. w.) um die Beute raufen, eines Kampfes, aus dem selbstverständlich die Stärkeren als die Sieger hervorgehen. Und da es keines weiteren Beweises bedarf, daß die besitzlosen Arbeiter die weitaus schwächste Partei in diesem Kampf sind, so ist auch ganz begreiflich, daß sie den kleinsten Theil von der Beute bekommen, — mit anderen Worten, daß die Grundbesitzer, die Kapitalisten und die Unternehmer den (wenigstens relativ) weitaus größten Theil des „Volkseinkommens“ oder des „Nationalproduktes“ an sich reißen, große Vermögensmassen in ihren Händen ansammeln und reich werden, während die Arbeiter arm bleiben.

Der zweite Angriff, der sich gegen die herrschende Ansicht, gegen die orthodoxe wie gegen die sozialistische Auffassung richtet, geht von dem Dr. Stephan Worms aus, auf dessen Buch ich hier hinweisen will. Die Vertreter der orthodoxen wie die der sozialistischen Richtung behaupten, die Vermögensungleichheiten seinen nur oder doch vorwiegend auf die Art zurückzuführen, wie sich das Produkt (oder dessen Werth) unter die vier an der Produktion betheiligten Parteien, den Grundbesitzer, den Kapitalisten, die Arbeiter und den Unternehmer vertheilt. (Daß die orthodoxe Nationalökonomie diese Vertheilung als eine naturgesetzliche und unabänderliche Thatsache hinnahm, während der Sozialismus sie einfach als Raub an den Arbeitern bezeichnet, ist für uns unwesentlich.) Worms aber vertritt die Meinung, daß

Digitized by Google

die Betheiligung an der Produktion zwar auch eine Ursache der ungleichen Vermögens- und Einkommensvertheilung ist, daß aber diese Ungleichheiten mehr auf die spätere Betheiligung am Verkehr (Handels-, Börsengewinn u. s. w.) zurückzuführen seien. Der Gedanke selbst ist auch schon von Anderen ausgesprochen worden, neu jedoch ist der Versuch des Verfassers, diese Thatsache aus den Gesetzen der Tauschoperationen wissenschaftlich zu beweisen. Auf diesen ziemlich komplizirten Beweis will ich hier nicht eingehen. Worms analysirt den Tausch in einem Zustande ohne Konkurrenz und unter der Herrschaft der freien Konkurrenz, den Tausch zu Konsumtion- und zu Produktionzwecken und kommt zu dem Ergebniß, daß durch den Tausch in gewissen Fällen sich zwar die Lage des reicheren Tausch-Kontrahenten zu Gunsten des ärmeren verschlechtert, daß aber in einer sich selbst überlassenen Volkswirthschaft in den allermeisten Fällen die Betheiligung am Tauschverkehr den reicheren Theil immer reicher, den ärmeren immer ärmer machen muß.

Neu ist auch die Konsequenz, die Worms aus seiner Theorie zieht. Rodbertus, Marx und Lassalle meinen, die Ursache des Massenelends sei die Ausbeutung, die ungerechte Vertheilung des Einkommens beim Prozeß der Gütererzeugung. Auf Grund seiner viel genannten „materialistischen Geschichtauffassung" gelangt dann Marx zu dem Resultat, daß dieser Prozeß der Verelendung der Massen und der Konzentration der Vermögen in den Händen einer immer geringer werdenden Anzahl von Milliardären zu Hegels berühmter „Negation der Negation", nämlich dazu führen muß, daß — um mit Bellamy zu sprechen — „Alles verstaatlicht", also die ganze Produktion in die Hände des Staates oder der Gesammtheit hinübergeleitet wird. Fällt aber, wie Worms nachgewiesen zu haben glaubt, die Voraussetzung, ist das „Gesetz der Güterkonzentration" nicht auf die Vertheilung des Einkommens bei der Güterproduktion, also nicht auf die „Ausbeutung" der Arbeiter durch den Grundbesitzer, den Kapitalisten und den Unternehmer, sondern auf die fortgesetzte Betheiligung am Tausch- (Handels-) Verkehr zurückzuführen und kann dieses „Gesetz der Güterkonzentration" seine Wirksamkeit nur in einer ungeregelten, sich selbst überlassenen Volkswirthschaft entfalten und können wir durch eine vernünftige Sozialpolitik diese fortschreitende Güterkonzentration hemmen, so fällt damit auch Marxens Schlußfolgerung: wir marschiren nicht in den Zukunftstaat und der Mittelstand kann erhalten werden. Im zweiten Band seines Werkes will Worms zeigen, welche sozialpolitische Maßregeln die Güterkonzentration aufhalten können.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.



Digitized by Google

Babel-Bibel.

Verehrter Herr Harden, Sie wünschen meine Ansicht über Babelbibelbibelbabel zu vernehmen. Warum sollte ich sie nicht aussprechen? Zwar bin ich nicht Assyriologe; aber auch die Zeitungschreiber, die den zweiten Vortrag des Professors Delitzsch als die Morgenröthe des allzu lange zögernden Tages begrüßen, verwenden schwerlich ihre knapp zugemessene Erholungzeit auf die Entzifferung von Keilschriftdenkmälern. Sie schrieben mir, Sie verstünden den Lärm nicht, den diese „Neuheit" erregt. In der Sache ist der freilich nicht begründet, schon darum nicht, weil die Neuheit alt ist. Seit der Encyklopädistenzeit wird die Bibel zu einem unbedeutenden Ableger altorientalischer Weisheit herabgesetzt und die im ersten Vortrag des Professors (über den Inhalt des zweiten sind wir noch nicht genau unterrichtet) behandelten Episoden babylonischer Epen, den Schöpfungmythos und die Fluthsage, haben wir schon seit Jahren in allen möglichen Zeitschriften gelesen; auch in die neueren Handbücher der Weltgeschichte sind sie aufgenommen worden. Die freudige Aufregung, die Delitzschs Vorträge erzeugten, entstammt der Hoffnung der Voraussetzunglosen, die Autorität des Kaisers werde nun endlich dem neuen Glauben zum Sieg über den alten Aberglauben verhelfen.

Diese Hoffnung beruht nun auf zwei irrigen Voraussetzungen. Die eine besteht in der Ueberschätzung der Macht des Kaisers. Ist es schon ein mehr als kühner Schluß, daß der Kaiser, weil er zwei interessante Vorträge eines Gelehrten anhört, Alles für wahr halten müsse, was dieser Gelehrte sagt, so ist es noch kühner, zu glauben, der Monarch werde als König von Preußen — in Bayern hat er ja nichts zu sagen — den gläubigen Gelehrten die Hochschulen verschließen und in den Volksschulen die biblische Geschichte durch die natürliche Schöpfungsgeschichte und die babylonischen Epen ersetzen lassen. Alle Behörden ohne Ausnahmen würden sich einem so thörichten Unternehmen widersetzen, dessen Undurchführbarkeit selbst dann feststünde, wenn es technisch möglich wäre. Das ist es nämlich schon deshalb nicht, weil es eine Welterklärung, mit der man die biblische ersetzen könnte, nicht giebt. Es giebt Hunderte von Welterklärungen, jeder Tag oder wenigstens jede Woche bringt uns eine neue, und ehe sich nicht die Gelehrten über eine geeinigt haben, kann man an ihre Einführung in die Schulen nicht denken.

Die zweite irrige Voraussetzung besteht in dem Glauben, daß Wissenschaft und Offenbarungsglaube unvereinbar seien, daß die Wissenschaft den Offenbarungsglauben widerlegt habe und daß sie ihn vernichten werde, sobald man sie in die Schule einlassen wird. Die weite Verbreitung dieses Glaubens in der Professorenschaft beweist die Unfähigkeit vieler zünftigen Gelehrten, wissenschaftlich zu denken. Zwingende Beweise lassen sich nur innerhalb der

Digitized by Google

exakten Wissenschaften führen; exakt ist aber jede Wissenschaft nur so weit, wie sie entweder mathematisch ist oder sich auf das Beschreiben von Gegenständen beschränkt. Das heißt also: nur die Astronomie, die Physik, die Chemie, die Geognosie, die beschreibende Zoologie und Botanik, die Erdbeschreibung sind exakte Wissenschaften. Zwischen diesen und dem christlichen Glauben ist aber kein Konflikt möglich, denn sie haben keine Berührungpunkte. Die drei Wissenschaften aber, mit denen man das Christenthum totgeschlagen zu haben vermeint, die Geologie, die Biologie und die Geschichte, sind nicht exakt, denn die Richtigkeit ihrer Ergebnisse läßt sich weder arithmetisch prüfen noch durch die Anschauung beweisen. So oft ein Biologe oder ein Historiker zuversichtlich behauptet, er könne jetzt unwiderleglich beweisen, daß die Bibel Unrecht habe, begrüßt der bekannte Chor das vermeintlich erlösende Wort mit Jubel. Vor fünfunddreißig Jahren hat es Haeckel gesprochen; heute erklären die maßgebenden Botaniker und Zoologen den Darwinismus, wenigstens Das, was man in Deutschland dreißig Jahre lang als Darwinismus gepredigt hat, für eine Verirrung. In der Geschichte können sich die Gelehrten nicht einmal über Ereignisse einigen, die wir selbst mit erlebt haben. Wie will man also Behauptungen über Dinge beweisen, die vor tausend Jahren passirt sind? Ob die Entfernung des Grabhügels der bei Marathon gefallenen Athener von der Stadt richtig angegeben ist oder nicht, kann Jeder feststellen: er braucht nur hinzugehen und die Entfernung zu messen; daß aber Professor Delbrück die Zahl der Griechen und der Perser, die bei Marathon gekämpft haben, richtiger schätze als Herodot: dafür läßt sich kein zwingender Beweis führen. Und nun gar in Keilschrift überlieferte Nachrichten! Schriftwerke, die nur wenige Gelehrte zu entziffern vermögen, deren Entzifferung kein größerer Kreis von Gebildeten nachprüfen kann! Schriftwerke aus dem Jahre 600 oder 700 vor Christus, die sich als Abschriften von tausend oder zweitausend Jahre älteren Schriften geben! Haben die Abschreiber nichts geändert, nichts aus neueren Schriften in die alten eingeschoben? Haben sie die in einer veralteten Sprache abgefaßte Urschrift auch nur verstanden? Wenn hier noch von Beweisen gesprochen wird, schüttelt der Besonnene den Kopf, lächelt und denkt sich Verschiedenes, was auszusprechen nicht klug wäre.

Die Art von Beweis, die das alte Schriftwerk der Christenheit selbst für sich führt, liegt auf einem ganz anderen Gebiet, auf einem Gebiet, in das weder die wirklichen noch die angeblichen wissenschaftlichen Beweise hineinreichen. Wenn Jemand die babylonischen Epon, so weit sie durch Bruchstücke bekannt geworden sind, dem Buche Genesis vorzieht, so sage ich: Dem Manne geht der Geschmack ab; er vermag nicht das Schöne vom Häßlichen, das Erhabene vom Kindischen, das durch schlichte Einfalt von seiner inneren

Wahrheit Ueberzeugende vom Wüsten und Verirrten zu unterscheiden. Die babylonischen Sachen mögen älter oder jünger sein als das erste Buch Mosis: Das ist mir ganz gleichgiltig. Sind sie älter, dann sage ich: Erst der biblische Autor hat aus dem wüsten und werthlosen Stoff das Kunstwerk geschaffen, das sich zum Mittel der Völkererziehung eignete. Sind sie jünger, so sage ich: Sie sind eine polytheistische Verhunzung der biblischen Erzählungen. Und wenn ich bekenne, Gott habe sich mir in der Natur, in der Bibel und in meinen Lebenserfahrungen offenbart: wie will es da ein Gelehrter anstellen, mich zu widerlegen? Das hat ja gar keinen Sinn. Es ist ganz so, wie wenn er mein Bekenntniß widerlegen wollte, daß mir Mozart besser gefällt als Wagner. Der Eine erfährt Gott, der Andere erfährt den toten Naturmechanismus, der Dritte die absolute Idee, der Vierte das Karma oder sonst ein theosophisches Wesen; widerlegen kann Keiner den Anderen. Die Offenbarung aber, die Patriarchen, Propheten, Apostel empfangen haben, braucht man sich nicht anders zu denken als die, welche gleich mir Millionen Christen heute noch empfangen; nur ist sie jenen Erwählten reichlicher und kräftiger zugeströmt und hat sie befähigt, auf Jahrtausende hinaus zu wirken. Wenn sich der Orthodoxe einbildet, der Glaube an die Offenbarung stehe und falle mit dem Glauben an die buchstäbliche Wahrheit ihrer poetischen Einkleidung und an die Formen, die ihr eine kindliche Phantasie andichtet, so theilt er eine der irrigen Voraussetzungen seiner Gegner.

All Das gilt auch für den Fall, daß Professor Delitzsch in seinen Vorträgen nichts als die lautere und unanfechtbare Wahrheit verkündet hat; aber dieser Fall ist sehr unwahrscheinlich. In Dingen, die man wegen mangelnder Fachkenntniß nicht selbst beurtheilen kann, muß man sich an Autoritäten halten. Die Mehrzahl der Fachautoritäten scheint nun gegen Delitzsch zu stehen. Von den fachmännischen Widerlegungen habe ich nur zwei gelesen: Eduard Königs Schrift „Bibel und Babel" (Berlin, bei Martin Warneck) und den diesem Gegenstande gewidmeten Abschnitt in der den Lesern der „Zukunft" bekannten Schrift „Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom" von Houston Stewart Chamberlain. Dieser ist nicht selbst Assyriologe, aber er hat sich das Material von Assyriologen geben lassen. Sein Standpunkt liegt von dem meinen sehr weit entfernt; er denkt vom Alten Testament so gering, wie ich hoch von ihm denke. Den Zorn des berühmten Antisemiten erregt, daß Delitzsch, nachdem er den Juden das Verdienst, den Monotheismus begründet zu haben, abgesprochen hat, dieses Verdienst doch wieder einem anderen semitischen Stamm zuspricht. Aber diese Tendenz beeinträchtigt nicht den Werth der Kritik, die er an Delitzsch übt. Den Inhalt der Schriften von König und Chamberlain gebe ich nicht an, weil jeder Gebildete, also auch jeder Zukunftleser, die Pflicht hat, sich über die Kernpunkte einer so

Digitized by Google

wichtigen Streitfrage gründlich zu informiren, wenn es ohne großen Zeitaufwand möglich ist; und die Lecture der beiden Kritiken (51 und 41 Seiten) erfordert nicht mehr als eine Stunde. Zwei Proben mögen den wahrscheinlichen Ausgang der Debatte wenigstens andeuten. Delitzsch hat nach König aus der Fluthgeschichte zwar den Satz angeführt: „Die Götter rochen den süßen Geruch des Opfers", aber den darauf folgenden ausgelassen: „Die Götter sammelten sich wie Fliegen über dem Opfer", und daß gleich darauf zwischen den Göttern und Göttinnen Streit ausbrach. Delitzsch hat eben ganz gut gewußt, daß ein einziges Sätzchen dieser Art die Vorstellung, solches babylonische Epos könne jemals die Bibel verdrängen oder auch nur die Hochschätzung vor ihr vermindern, zur Lächerlichkeit stempelt. Und Chamberlain schreibt: „Ueber den wissenschaftlichen Werth des Vortrages ist unter den Fachmännern aller Richtungen nur eine Stimme gewesen; mehrere vortreffliche Gelehrte haben denn auch die öffentliche Zurückweisung der kühnen Behauptungen des Assyriologen unternommen." Klug sind die Juden, die in einer Versammlung gegen die Verunglimpfung ihres größten Heiligthumes durch den Professor feierlich protestirt haben. Als Nachkommen des Bundesvolkes und als wandelnde Zeugen für die Wahrheit beider Testamente sind die Juden der gläubigen Christenheit ehrwürdig. Dieser ihr Charakter war im Mittelalter der Beweggrund für die Päpste, sie gegen Verfolgungen, die ihnen ihre Privilegien zuzogen, zu schützen, und dieser ihr Charakter wird sich auch in zukünftigen Krisen als ein stärkerer Schutz bewähren als ihr Reichthum. Die Voraussetzunglosen aber sind wieder einmal hineingefallen.*)

Neisse. **Karl Jentsch.**

*) Eben lese ich den guten Artikel „Vom Bibelglauben zum Babelglauben" in der „Germania" vom einundzwanzigsten Januar. Darin wird gerügt, daß, nach den Zeitungberichten zu urtheilen, Professor Delitzsch in seinem zweiten Vortrage zwar die Angriffe der Theologen auf seinen ersten Vortrag zurückgewiesen, die an diesem Vortrag geübte philologische Kritik der Assyriologen dagegen mit keiner Silbe erwähnt habe. Wenn Das wahr ist, dann hat der Herr seine Rolle in der wissenschaftlichen Welt ausgespielt.

Herr Ola Hansson legt Werth darauf, seinem am zehnten Januar hier veröffentlichten Aufsatz „Die Vorgeschichte des Konkordates" die folgenden Sätze nachgetragen zu sehen: „Ernest Daudet hat in seinem in der „Nation" von mir besprochenen Buch „La conjuration de Pichegru" geschildert, wie der lange gesuchte Vorwand zur Durchführung des Staatsstreiches in Montjaillards Enthüllungen gefunden wurde, die gerade damals in Bonapartes Hände gefallen waren und von ihm nach Paris geschickt wurden. Das Buch Du Teils erwähnt diese Angelegenheit nicht; im Verhalten Bonapartes ist hier also ein dunkler Punkt, von dem aus Klärung und Zusammenhang gesucht werden könnten".

Digitized by Google

Der Hausirer.

Vor etlichen Jahren verbrachte ich den Sommer mit Frau und Kindern in einem kleinen sächsischen Städtchen mit engen Gassen und uralten Giebelhäusern. Wir lebten ganz abgeschlossen für uns, kannten keine Seele und suchten mit unseren paar Groschen schlecht und recht auszukommen. Es ging uns damals jammervoll; und ich erinnere mich sehr deutlich, wie wir manchen Abend verängstigt die Pfennige addirten, die so ein Tag verschlungen hatte. Dennoch ließen wir den Muth nicht sinken und klammerten uns fest an die Hoffnung, daß auf dieses Elend bessere Zeiten folgen würden.

Wir bewohnten ein kleines Häuschen, das mit seinem schattigen Gärtchen an der Landstraße lag. Wenn die Kinder unter fröhlichem Schreien und hellem Lachen sich auf dem Rasen wälzten, vergaßen wir unsere Sorgen. Es war damals ein wundervoller Sommer mit wolkenlosem Himmel und wärmender, leuchtender Sonne. Wir konnten all unsere Mahlzeiten im Freien einnehmen und bis in die späte Nacht hinein im Garten uns aufhalten.

Als wir eines Nachmittags — es war im Spätsommer und glühend heiß — in der Laube unseren Kaffee tranken, sahen wir einen großen, weißhaarigen Mann auf unser Haus zukommen. Und bald darauf stand er am Zaun und lüftete ein Wenig den Hut. Wir konnten ihn jetzt ganz in der Nähe betrachten. Er hatte kurz geschorenes Haar, einen martialischen Schnurrbart, der halbkreisförmig wuchs, und wasserhelle Augen. Eine stark entwickelte Nase und ein ungewöhnlich breites Kinn gaben seinem Gesicht etwas Hartes und Trotziges. Er trug eine Jacke aus blauem Kattun, deren Farbe verschossen war, und an den Füßen Sandalen. Auf dem Rücken hatte er einen breiten, viereckigen Kasten. Es war auf den ersten Blick klar, daß er ein hausirender Handelsmann war, der mit seinen Waaren die Dörfer und kleinen Städte abklapperte.

Die Mittagsgluth hatte ihn gebadet. In tiefer Erschöpfung zog er ein großes, druckkattunenes Tuch aus seiner Tasche und wischte sich den perlenden Schweiß von dem hochrothen Gesicht.

„Ein heißer Tag ... Darf man näher treten, junge Herrschaft?"

Ich sah meine Frau und meine Frau sah mich an. Auch noch so bescheidene Einkäufe ließ unsere magere Kasse nicht zu. Und darum war es uns peinlich, trügerische Hoffnungen zu wecken.

Der Hausirer hatte den Blick, den wir ausgetauscht, im Nu verstanden.

„Ich bitte nur um einen Trunk frischen Wassers!" Und gleichsam entschuldigend fügte er hinzu: „Ich rede den Herrschaften nichts auf!"

Ich bat ihn also, näher zu treten. Sein ganzes Aussehen hatte etwas patriarchalisch Ehrwürdiges und weckte Vertrauen. Dabei hatte der Mann in der Art, wie er sich trug und wie er sprach, noch etwas Besonderes an sich. Was es eigentlich war, wußte ich nicht.

Meine Frau goß ihm eine Tasse Kaffee ein, die er gierig in einem Zuge austrank.

„Ah! Das thut gut! Die Herrschaften müssen wissen, ich habe einen weiten Marsch hinter mir." Er schloß einen Moment die schweren, großen Augenlider, über denen sich struppige, weiße Brauen wölbten.

Digitized by Google

Inzwischen hatte meine Frau ihm noch eine große Butterschnitte zurechtgemacht, die er jedoch dankend ablehnte.

Er hatte sich den Kasten vom Rücken geschnallt, die Jacke aufgeknöpft und genoß mit sichtlichem Behagen den Frieden dieses Sommernachmittags.

„'s ist wohl ein schweres Leben", sagte ich, auf den Kasten deutend.

Er schüttelte den Kopf. „Kann nicht klagen. Ich habe meine feste Kundschaft. Wer mich kennt, weiß, daß ich solide Waare führe und mit kleinem Nutzen arbeite. Wozu brauch' ich viel Geld? Ich bin frei wie der Vogel." Er lächelte dabei pfiffig und verschlagen.

„Was haben Sie denn da im Kasten?" fragte meine Frau mit leiser Neugier.

„Ach, so Allerhand! Was halt ein Hausirer haben muß: Nadeln und Zwirn, Spitzen und Knöpfe, Heftpflaster und Wundersalbe." Er machte keine Miene, den Kasten zu öffnen, sah vielmehr verträumt in die Sonne, die sinken wollte. „Der Herr sind Gelehrter?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Na, Kaufmann sind Sie nicht. Das sieht man Ihnen an! Auf Die kenn' ich mich aus!"

„Ich bin Schriftsteller!"

„Schriftsteller! ... So! ... Wird man davon satt? ..."

„Selten!"

„Da schreiben Sie also Bücher?"

„Gewissermaßen ja!"

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß Einer sich hinsetzt und Bücher liest."

„Gelesen werden sie schon, — nur nicht gekauft."

Er überhörte meinen Einwurf.

„Wozu liest man Bücher? Was können Einem Bücher sagen?! Man lebt sein eigenes Buch, das einzige, das Einen interessirt, und damit Basta!"

Ich sagte langsam: „Die Bücher haben doch einen gewissen Werth."

„Pah! Ich möcht' wissen, welchen!"

„Man erfährt aus ihnen manchmal, daß man sich und sein Schicksal viel zu ernst und wichtig nimmt."

„Wers thut, ist ein Narr!"

„Die Meisten thun es; und ich finde es auch menschlich."

„Die Meisten sind Narren!"

„Aber unglückliche, die eher Mitleid als Spott verdienen."

Der Hausirer machte mit der Rechten eine abwehrende Handbewegung. „Lieber Herr: Das ist fauler Zauber! ... Fauler Zauber ... Sie können mirs glauben!"

„So ohne Weiteres nicht. Ich finde die Behauptung etwas kühn."

„'ne simple Wahrheit ist es, weiter gar nichts!" Er nahm die Mütze vom Kopf und fuhr mit der Hand über seine Stirn, die breit und schön war. „Ich weiß ganz gut", meinte er sinnend, „daß Einen das Unglück bei der Gurgel packen kann, — weiß ich ganz gut. Aber ersticken braucht man daran nicht! Im Gegentheil! Ist man das Bischen Schreck und Betäubung einmal wieder los, so fängt man laut zu lachen an und der ganze Schwindel ist wie weggeblasen."

„Ich verstehe Sie nicht ganz."

Digitized by Google

„Glaub' ich. Habs versteckt ausgedrückt! ... Na, ich will die Herrschaften nicht länger stören. Schönen Dank für die Aufnahme." Er wollte sich den Kasten wieder umschnallen. Ich aber hinderte ihn daran.

„Nein", sagte ich lachend, „so leichten Kaufs lasse ich Sie nicht davon! Erst Einen neugierig machen und dann verduften: Das geht nicht!"

„Will der Herr mich aufziehen? Was kann Ihnen an meiner Weisheit gelegen sein! 'n alter Mann. Und alte Leute werden kindisch, sagt man doch!"

„Wer so rüstig aussieht und so gut auf den Beinen ist wie Sie, gehört zu den Jungen! Man ist so alt, wie man sich fühlt."

Er lachte kurz auf. „Ich habe dreiundsiebenzig auf dem Buckel. Uebrigens, wenn Sies interessirt, — ich behaupte: es giebt kein Unglück. Das bildet man sich nur ein, so lange man noch grün ist. Sterben müssen wir Alle. Weshalb sich für die paar Jahre den Kopf verdrehen! Es brennt Einem das Haus ab: gut, es brennt ab, — was weiter! Oder man macht Bankerot und der Stuhl wird Einem unter dem Hintern weggezogen. Die junge Frau mag die Ausdrucksweise verzeihen: wenn man beständig in der Kneipe schläft, gewöhnt man sich so was leicht an. 's ist notabene ein ganz gesundes Wort! Also man macht Bankerot; was weiter? Soll man sich darum aufregen?"

„Verzeihen Sie, aber es giebt doch außer diesen materiellen Ding'en noch Anderes, was Einem an die Nieren geht, sollte ich meinen!"

„Hab' ich früher auch gedacht! Es giebt eben nichts! Die Frau stirbt Einem; schön: sie stirbt! Der Tod holt Einem die Kinder; hol er sie! Es giebt für Alles einen Trost: Gott hatt es so bestimmt. Wer weiß, wie es den Kindern im Leben gegangen wäre? Und so weiter und so weiter ... Alter Zimt! Man bleibe mir damit vom Leibe!"

Ich sah ihn erstaunt und befremdet an. „So kann nur Jemand sprechen", entgegnete ich, „der nie Frau und Kinder besessen hat."

„Sie irren. Ich hatte Frau und hatte Kinder. Und wer hätte mich hindern können, mir wieder eine zu nehmen und wieder Kinder in die Welt zu setzen? 's ist wohl erlogen, daß man blos die Hände auszustrecken braucht, damit an jedem Finger zehn Weibsbilder hängen? Und denkt denn ein Mann beim Heirathen überhaupt ans Kinderkriegen? Unsinn! Sie sind da und er gewöhnt sich langsam an sie; und sind sie flügge, entwöhnt er sich wieder."

„Wenn ich so dächte wie Sie, würde ich mir einen Strick nehmen und mich aufhängen."

Er sah mich mit zwinkernden Augen seltsam und verschmitzt an. „Seit ich so denke, bin ich frei, fühle ich mich wohl. Was kann mir noch passiren? Sehen Sie, ich trage seit etlichen Jahren eine Brille, durch die ich Alles rosig sehe, gerade wie das Abendroth, das dort hinaufzieht! Scheint die Sonne, so ist sie da, um mich zu wärmen. Regnet und wettert es, so kann ich mich aufs nächste Wirthshaus freuen, wo es für mich eine warme Suppe und zum Mindesten 'nen Strohsack giebt! Würfelbecher und 'n Kartenspiel sind gewöhnlich auch da! Woran fehlts mir also? Mehr als satt werden kann Niemand! Ich werde satt, ich lösche meinen Durst, ich ruhe meine Glieder aus. Ich mache Reisen, komme durch Wälder und Felder, bade meine müden Füße im nächsten Bach und trinke, wenn mich dürstet, aus der reinsten Quelle das klarste Wasser! Muß ich sterben:

Digitized by Google

gut, so sterbe ich ohne Furcht; ich tröste mich mit Denen, die mirs vorgemacht haben. Nur die Lebenden, kalkulir' ich, bilden sich ein, daß das Sterben so schwer ist. Der an der Reihe ist, nimmts leichter. Glauben thu' ich an nichts, an gar nichts . . In der Hinsicht laß ich mich mal überraschen . . ."

Ich muß wohl ein ziemlich dummes Gesicht gemacht haben, denn ich merkte, wie er mich spöttisch betrachtete und leise lächelte.

„Ja", sagte ich nach einer Weile, „das Alles mag ja ganz gut und schön sein. Ich kann mir mit einiger Mühe auch vorstellen, daß einmal eine Zeit kommt, wo es nicht mehr in Einem gährt, wo man die Dinge ruhig und gelassen aufnimmt und weder vom Leid noch von der Freude stark berührt wird. Das aber werden Sie mir wohl zugeben: von seiner Vergangenheit, von Dem, was man durchgemacht und gelitten hat, als man noch nicht so weit war, davon kommt man nie los. Jeder Mensch trägt seine Vergangenheit mit sich, wie ein Gewicht, das an seinem Körper hängt und nicht abzuschütteln ist. Wie ein Reisegepäck, dessen er sich nicht einmal in der Todesstunde zu entledigen vermag. Lieber Mann, Sie lächeln. Aber schließlich kann sich Jeder nur auf seine Erfahrungen berufen. Und da weiß ich, daß ich einmal auf dem Krankenbett dachte, es sei mit mir Matthäi am Letzten. Und die Aerzte waren der selben Ansicht und meine Leute auch. Ich hörte gewissermaßen den Tod leise und doch ver-vernehmlich pochen. Ich will davon nicht sprechen. Nur möchte ich Ihnen sagen: in den schlaflosen Nächten — ich war meist bei Besinnung — zog, was ich längst begraben wähnte, an mir vorüber. Und Einzelheiten, deren ich mir während des Erlebens selbst kaum bewußt geworden war, tauchten mit furchtbarer Deutlichkeit auf. Da wurde mir klar, daß man mit Dem, was hinter Einem liegt, verwachsen ist, daß die Vergangenheit ein innerer Bestandtheil unseres Ich ist."

„Man hat gar keine Vergangenheit; man hat das tolle Zeug nur geträumt", erwiderte er mit Hohn. „Wacht man auf, so sagt man sich: Träume sind Schäume und kommen aus dem Bauch. Man hat sich am Tag zu voll gefressen und muß es nachts büßen."

„So einfach liegen wohl die Dinge nicht."

„Doch! Noch viel einfacher. Was ist, ist nur durch unsere Vorstellungen; und unsere Vorstellungen wachsen allein durch unseren Willen. Das ganze Kunststück besteht darin, lästige Vorstellungen zu vergessen, das Gefühl für die Vergangenheit mit Stumpf und Stiel aus sich heraus zu reißen. Ich habs fertig gebracht. Basta!" Und zu etwas ganz Anderem überspringend, sagte er: „Heute giebts einen schönen Abend... Aber nun wird es Zeit, daß ich in meine Kaschemme komme; da sitzt 'ne ganze Tafelrunde, die auf mich lauert. 's sind gute Menschen, die nicht genug von mir hören können. Ich bin so zu sagen im Wirthshaus der Allerweltnarr, ich mache ihnen Theater vor ohne Coulissen und ohne bengalisches Licht. Die Leute wissen, daß ich viel herumkomme, und lassen sich von mir bis in die späte Nacht hinein erzählen. Und der Wirth setzt sich auch dazu und füllt mir das Glas. Ich habe meinen Spaß und sie den ihren. Das Volk ist gutmüthig und dumm, läßt sich einen Bären nach dem anderen aufbinden. Was wollen Sie: welcher Unterschied ist zwischen Erschwindeltem und Wahrem? Mit Verlaub, gar keiner!"

Ich bat ihn, zu bleiben und unser Abendbrot zu theilen. Er willigte

Digitized by Google

nach einigem Zögern ein. „Ist mal was Anderes! Mit Schriftgelehrten kommt ja Unsereiner kaum zusammen." Bei diesen Worten zog er in gutmüthigem Hohn wieder den Mund schief.

Ich that, als wenn ich es nicht merkte. Ich empfand: hier sitzt Dir ein Mensch gegenüber, wie Du ihn nicht alle Tage auf der Landstraße triffst. Und mit der niederträchtigen Antheilnahme des Schriftstellers wünschte ich, in seinem Inneren zu lesen. Schon jetzt glaubte ich, zu wissen, daß der Mann da nicht sein Lebtag als Hausirer durch das Land gezogen war.

Meine Frau erhob sich, um in der Küche die Vorbereitungen zu treffen. Mir wars recht, mit ihm allein zu sein. Vorsichtig nahm ich das Gespräch wieder auf. „Sie werden auch nicht immer so wie heute gedacht haben."

„Das weiß Gott und der Teufel." Er lachte kurz auf. „Das Leben lehrt Einen denken. Man kommt schon allmählich dahinter," sagte er nach einer langen Pause. „Auch dafür muß man dankbar sein!"

In diesem Augenblick kamen meine beiden Jungen lachend und jauchzend in den Garten gesprungen. Sie stürzten freudig auf mich zu. Der Eine kletterte auf meinen Schoß, der Andere klammerte sich an meine Hand.

„Wollt Ihr nicht Guten Tag sagen?"

Sie thaten es zögernd. Dann aber überschütteten sie mich mit ihrer Liebe, so daß ich Mühe hatte, mich von ihnen zu befreien. Der Hausirer holte aus seinem Kasten ein rothes Schächtelchen mit Pfefferminzplätzchen und gab es ihnen. Sie schrien vor Jubel auf und liefen davon.

„Rennt nicht so," rief ich ihnen mahnend nach.

Als ich mich dann meinem Besuch wieder zuwandte, merkte ich sofort, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. So ein grüblerischer, versorgter Ernst stand auf seinem Gesicht.

„In dem Alter", sagte er sinnend, „hat man am Meisten von ihnen. Die Körperchen sind rund und die Seelen noch nicht vergiftet. Und doch . . . Es ist eine Narrheit, sein Herz an die Kinder zu hängen. Eine Narrheit ists. Kinder sind die Feinde der Eltern! Und wie viel Fremdes und Bösartiges steckt in ihnen! Haben Sie Das von uns oder von der Mutter? Ich nehme an, von der Mutter. Ist ein Mann gemein, so hat die Gemeinheit immer noch etwas Gradliniges, das man wenigstens übersehen kann; aber ist die Frau ein Satan, so mag Gott Einem helfen oder nicht: man ist ein geschlagenes Menschenkind. Die Bosheit eines Weibes ist nicht auszudenken!"

„Haben Sie Töchter", fragte er unvermittelt.

„Nein!"

„Wenn Sie an Gott glauben, danken Sies ihm."

„Es scheint, als ob Sie schlimme Erfahrungen hinter sich haben."

„Ob ich die hinter mir habe! Was meinen Sie, junger Herr, hab' ich hinter mir! . . ." Und nun lachte er plötzlich grimmig auf, während er die Brauen in die Höhe zog.

Lange schwiegen wir Beide. Dann stützte er den großen Schädel zwischen die Hände und begann:

„Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo ich mich nicht auf der Landstraße herumgetrieben habe, sondern mein Haus und Heim hatte. Damals — es mögen

Digitized by Google

jetzt über dreiundzwanzig Jahre her sein — galt ich für einen wohlhabenden Kaufmann, der sich — ich darf es wohl sagen — eines gewissen Rufes erfreute. Man hielt mich für fleißig, für redlich und dabei doch nicht für auf den Kopf gefallen. Ich wohnte in einer Stadt, die an hunderttausend Einwohner hatte, und besaß einen schönen, hellen, großen Laden. In den Schaufenstern lagen die neusten Stoffe und drinnen herrschte von früh bis abends das regste Leben. Die Reisenden kamen mit den neusten Mustern in mein Kontor und ich hatte Mühe, sie mir vom Leibe zu halten. Denn, wies so ist: hat Einer ein gut gehendes Geschäft, so wird Absatz und Verdienst noch höher eingeschätzt, als sie sind. Wie sollen es auch die außen Stehenden beurtheilen, wenn man selbst erst am Ende des Jahres weiß, was man verkauft und wie viel man verdient hat? Ich hatte eine ganze Schaar von jungen Leuten, und wenn ich so durch den Laden schritt, an den aufgestapelten Waaren vorbei, die Kunden begrüßte und die Verkäufer kontrolirte, so schwoll mir manchmal der Kamm. Ich kam mir wie ein kleiner König vor. Trotzdem hielt man mich für einen gerechten Chef, der wohl auf Pünktlichkeit und Ordnung achtete, aber doch auch wußte, was er seinen Leuten schuldig war. Der Laden hatte drei Lager. In dem einen wurden Kleiderstoffe, in dem anderen Leinen und Shirting und in dem dritten Posamentirwaaren verkauft. Damals mußte man in einer Provinzstadt Alles führen, wenn man sein Geschäft machen wollte. Na, ich glaubte, mir könnte es nicht fehlen. Ich hatte ja eine Hilfe, wie man sie sich nicht zuverlässiger wünschen konnte, in meiner Frau und meinen beiden Töchtern, die an den drei Kassen saßen und nicht nur das Geld für die verkaufte Waare in Empfang nahmen, sondern, was noch viel wichtiger war, überall ihr Auge hatten.

Ich konnte mit Ruhe auf Reisen gehen und für die Winter- und Frühjahrssaison die Einkäufe besorgen; ich wußte ja Alles in den besten Händen. Ich sage Ihnen: drei so tüchtige Weibsbilder giebts auf der Welt nicht noch einmal. Mag sein, daß sie öfter, als nöthig war, die Köpfe zusammensteckten, heimlich tuschelten und auseinander stoben, wenn ich unvermuthet dazu kam. Ich lachte und zog sie auf. Weiber haben halt ihre Marotten! Und wenn sie erst den kurzen Rock ausgezogen, beginnt die Geheimnißthuerei und so eine Art Scheu selbst vor dem Vater. Notabene: die hatten sie immer vor mir. Ich zerbrach mir nicht den Kopf darüber, nannte die Drei im Scherz Verschwörerbande und höhnte sie weidlich. Ich hatte ja nicht nur ein gut gehendes Geschäft: ich war auch ein glücklicher Familienvater. Das heißt: Ich hielt mich dafür. Zärtliches Gethue war mir zuwider. Ich bin von Hause aus ein grüblerischer, wenn auch keineswegs wortkarger Mensch. Mit Gefühlen bin ich immer sparsam gewesen. Oefter als einmal im Jahr — und Das war an ihrem Geburtstage — hab' ich sie nicht geküßt. Das weiß ich heute noch.

Sie glaubten wohl im Stillen, ich sei hart, streng und sonderlich. Mochten Sies! Was lag daran!? Du lieber Gott, — ich hatte meine Zeiten und Mucken, wo mit mir nicht gut Kirschen essen war. Bildete mir dann aus Gott weiß was für einem Grund ein, irgend etwas Schweres müßte mich treffen, ich sei unter einem unglücklichen Stern geboren, und was des dummen Zeuges mehr ist. In dem Zustand lief ich düster und verschlossen neben ihnen her, schlief unruhig, aß und trank nicht. Das begriffen sie nicht. Doch ich fand mich immer wieder schnell zu mir zurück und lachte mich selbst aus. Die Arbeit heilte mich.

Digitized by Google

Die Arbeit! Das ist nun freilich wieder ein Kapitel für sich. Konnte ich mich von früh bis spät plagen, so sollten auch meine Frauensleute nicht die Hände in den Schoß legen. Dachte in meinem Unverstand: Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell! Ihr Murren half ihnen nicht; sie mußten heran; und tüchtig heran. Und sie gewöhnten sich ans Arbeiten. Nichts dagegen zu sagen! „Ihr dankt mirs noch einmal, daß ich Euch in der Jugend gelehrt habe, dem Herrgott nicht die Zeit zu stehlen!“ Prosit die Mahlzeit: sie habens mir gedankt!

Ich hab' es nun mein Lebtag nicht ausstehen mögen, wenn die Mädel sich wie die Pfingstochsen putzten und zum Tanze liefen. 'ne ehrliche Bürgerstochter, die auf sich hält, läßt sich nicht von Jedem herumschwenken; wartet, bis der Rechte kommt. Meine Weiber dachten anders, aber sie fügten sich schließlich. Wir lebten ganz in der Familie und ich kann Ihnen sagen, wir befanden uns wohl dabei... Wenn mir damals ein Freund gesagt hätte: Sei vor ihnen auf der Hut, sie führen Etwas gegen Dich im Schilde, — ich hätte kurzen Prozeß gemacht und den Burschen vor die Thür gesetzt. Ein Baarvermögen besaß ich nicht. Mein Besitz bestand in einem großen, schönen Haus, in dem sich auch mein Laden befand. Das Haus war auf den Namen meiner Frau geschrieben. Ein Geschäftsmann weiß ja nie, was ihm im Leben einmal passiren kann, und so sollte wenigstens das Grundstück für alle Fälle meiner Familie gesichert sein. Es war nichts weiter als eine Formsache, denn das Geschäft hatte einen solchen Aufschwung genommen, daß ich in absehbarer Zeit — ich rechnete auf zehn gute Jahre — ein vermögender, unabhängiger Mann sein mußte.

Verzeihen Sie, wenn ich etwas weit aushole. Aber wie sollen Sie das Ende verstehen ohne den Anfang?

Also ich war, Alles in Allem, ein glücklicher Mann. Kleine Aergernisse hat jeder Geschäftsmann. Das gehört gewissermaßen zum Metier. Darüber redet man nicht. Der Aerger, den ich damals hatte, ging von zwei jungen Leuten aus, die bei mir konditionirten. Zwei Brüder, die ich auf die Empfehlung eines Geschäftsfreundes engagirte, obwohl mir die Jungen schon beim ersten Blick nicht recht gefielen. Meine Frauensleute dagegen hatten schon nach wenigen Tagen einen Narren an ihnen gefressen. Gut, dachte ich mir, Du hast ein Vorurtheil; es wird sich geben. Es gab sich aber nicht, im Gegentheil: die beiden Menschen wurden mir von Stunde zu Stunde widerwärtiger. Dabei hatte ich nicht den mindesten Grund, gegen sie vorzugehen. Sie kamen früher und gingen später als die Anderen. Sie waren gewandte Verkäufer, die mit dem Publikum umzugehen wußten, und häufig kamen Kunden, die direkt verlangten, von ihnen bedient zu werden. Das Seltsamste dabei war, daß die Burschen von Ansehen häßlich waren. Aber sie hatten eine geriebene Art, sich bei Jedermann einzunisten, so eine hündische Anschmiegsamkeit, mit der sie zu Stande brachten, immer gerade den Ton zu schmettern, den die Leute hören wollten.

Was mich gegen sie aufbrachte, lag tiefer. Ich traute ihnen nicht über den Weg. Sie steckten in Alles ihre Nasen hinein. Sie kümmerten sich um Dinge, die sie nicht so viel angingen. Sie machten sich an den Büchern zu schaffen, drängten sich beim Einkauf heran, achteten auf jede Stecknadel, — mit einem Wort: sie waren von einer Beflissenheit und Betriebsamkeit, daß mir

Digitized by Google

angst und bang wurde. Bist Du eigentlich der Chef oder sind sie es, fragte ich mich manchmal im Stillen. Was wollen sie eigentlich? Haben sie die Absicht, Dich herauszudrängen, oder welchen Zweck verfolgen sie sonst? Ich kann Ihnen sagen, mir wurde vor den Menschen unheimlich; denn davon war ich überzeugt, daß sie nicht aus Liebe zur Sache sich Arme und Beine herausrissen.

Ich war verstimmt, wenn ich morgens in meinen Laden trat. Ihr Anblick reizte mich auf. Dabei galt ich von Hause aus immer für einen umgänglichen Menschen, der den Frieden liebte. Meinem Doktor fiel mein verändertes Wesen auf. Er nahm mich eines Tages bei Seite. ‚Menschenskind, was ist Ihnen denn? Ihr Gesicht gefällt mir schon lange nicht.‘ Ich wollte erst nicht mit der Sprache heraus, dann aber empfand ich es selbst als eine Wohlthat, mit einer Seele mich auszusprechen. Lieber Doktor, ich werde leberkrank, schloß ich, wenn ich die beiden Kerle noch lange um mich sehe. ‚Dann schmeißen Sie sie 'raus! Je eher, desto bester!‘ Den Rath hatte ich mir selbst gegeben; aber woher nimmt man immer gleich die Energie? Ich dachte also: mach kurzen Prozeß, handle, ehe es zu spät ist.

Ich lasse mir die Jungen in mein Privatkontor rufen, nehme sie mir vor und sage kurz und bündig etwa Folgendes: Meine Herren, so leid es mir thut, ich muß Ihnen zum Ersten kündigen. Weshalb? Das ist meine Sache! Gott sei Dank: es war heraus ... Uebrigens, wenn es Ihnen lieber ist, setze ich noch schnell hinzu, können Sie auch sofort gehen. Das Gehalt würde ich Ihnen selbstverständlich bis zum Ersten auszahlen und an einem guten Zeugniß für Ihr weiteres Fortkommen soll es auch nicht fehlen. Ich warte auf eine Antwort: aber vergebens. Die Beiden geben keinen Laut von sich, lächeln nur auf eine kaum merkliche, niederträchtige Weise ... Lächelt, so viel Ihr wollt, dachte ich; wenn ich Euch nur erst aus dem Laden habe! Alles Andere soll mich nicht scheren. Ich gebe ihnen ein Zeichen, daß sie entlassen sind, und danke mit einem Stoßgebet meinem Schöpfer.

Wollte ich behaupten, mir sei ganz wohl dabei gewesen, so müßte ich lügen. Das Schlimmste stand ja noch bevor: die Sache den Frauensleuten beizubringen. Na, vor der gegebenen Thatsache mußten sie sich ja beugen.

Ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als ich es ihnen bei Tisch versetzen wollte, wußten sie es bereits, — zu meinem Erstaunen. Es war ein vollständiges Komplot, bei dem Jede ihre Rolle durchführte. Die ganze Gesellschaft hatte ein paar Stunden vorher Kriegsrath abgehalten.

Was soll ich Ihnen sagen? Sie versuchten es erst im Guten, beriefen sich auf meine Gerechtigkeit, sagten, welchen üblen Eindruck es machen müsse, wenn man zwei Angestellte davonjage, denen man höchstens ihren Fleiß und ihre Pflichttreue vorwerfen könne. Ich blieb fest. Ich schlug mich nur an die Stirn und fragte mich, wie es denn möglich sei, daß meine Leute so ganz anders empfinden konnten als ich. Damals dämmerte mir zum ersten Male auf, daß da Etwas faul und morsch sein müsse. Als sie sahen, daß alles Zureden umsonst sei, fing der regelrechte Kampf an. Die Weiber waren wie behext. Sie stichelten und maulten. Setzten böse Mienen auf und warfen mir Steine in den Weg, wo sie nur konnten. Lieber Herr: wenn drei Weiber gegen einen Mann sind, so, werden Sie zugeben, ists ein etwas ungleicher Kampf!

Digitized by Google

Im Geschäft klappte nichts mehr. Die Bande ging darauf aus, mich mürbe zu machen. Und wenn ich wie ein Unwetter losfuhr, begegnete ich höhnischen Blicken und einem Widerstand, den ich nicht brechen konnte. Meine Frau murrte und knurrte. Das seien die Folgen meiner Härte.

Die beiden Brüder hielten sich im Hintergrunde, wichen mir aalglatt aus, so daß ich sie nicht fassen konnte. Du lieber Gott: man ist nicht aus Eisen ... Schließlich hatten sie mich so weit. Was sollte ich thun? das Haus wurde mir ja zur Hölle.

Von dem Tage an, wo ich die Kündigung zurückzog, war mein Unglück fertig. Ich hatte die Schlacht verloren, war verrathen und verkauft. Die Burschen trugen die Köpfe höher, auch wenn sie nach wie vor mieden, mit mir in Konflikt zu kommen. Ich fühlte deutlich, daß ich den Boden unter den Füßen verloren hatte. Ich war nicht mehr Herr in meinem eigenen Laden. Ich merkte oder glaubte wenigstens zu merken, wie das Personal hinter meinem Rücken wisperte und flüsterte. Ich war durch all den Aerger körperlich elend geworden und mein Elend wuchs, wenn ich sah, wie Frau und Töchter mich mit ihren lauernden Blicken hetzten.

Und dann fingen sie ganz leise zu bohren an, so daß ich zuerst gar nicht wußte, worauf sie hinauswollten. Ich müsse mich schonen, hätte mich in den letzten Jahren überanstrengt; es sei an der Zeit, etwas mehr Rücksicht auf mich zu nehmen. Vielleicht wäre es überhaupt das Beste, die ganze Last auf jüngere Schultern abzuwälzen. Ich lachte ihnen ins Gesicht. Narrenspossen! So lange ich noch japsen kann, rühre ich mich nicht von meinem Posten. Sie zogen lange Gesichter und meinten, Jeder müsse natürlich wissen, was er zu thun habe. Sie hätten es nur für ihre Pflicht gehalten, mich rechtzeitig zu warnen.

Ich wills kurz machen. Eines schönen Tages kommen die beiden Schlingel befrackt und mit weißen Handschuhen in meine Privatwohnung und wünschen, mich zu sprechen. Mir ahnte nichts Gutes. Also: womit kann ich den Herren dienen?

Sie spielten erst eine kleine Weile die Verlegenen, bis es herauskommt, daß sie meinen väterlichen Segen wünschen; mit meinen Töchtern seien sie bereits einig... So! Sind Sie! ... Hm! .. Das Wort will mir nicht aus der Kehle. Ein Gefühl, als ob mich Einer am Halse würgte.

Ich weiß nicht, ob Sie den Zustand kennen, wenn Einer innerlich weint und dabei ausschaut wie ein Bild von Stein.

Tausend Gedanken jagten mir durchs Hirn. Bist Du denn schon ein Kadaver, daß man einfach über Deinen Kopf hinweggeht und Dir nichts weiter übrig bleibt, als wie ein Pagode zu nicken und Ja und Amen zu sagen? Ist es mit Dir zu Ende?

Wie die Beiden herausgekommen sind, weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls waren sie vierzehn Tage später an die frische Luft gesetzt; mein Laden war wieder gesäubert.

Ich hatte mich nach ihnen erkundigt und nette Dinge erfahren. Sie waren aus einer übel beleumdeten Familie und hatten selbst schon Einiges auf dem Kerbholz. Meine Weiber mochten Zeter und Mordio schreien: es half ihnen nichts. Ich selbst aber hatte meinen Knacks weg. Und mochte ich mich noch

Digitized by Google

so sehr sträuben, — mein Doktor bestand darauf, daß ich für eine längere Zeit ausspannte, um mich von den Aufregungen zu erholen.

Mirs wars schließlich recht. Denn es ist keine Kleinigkeit, mit drei mürrischen Weibern, die das Maul schief ziehen und Einem weder Red' noch Antwort stehen, unter einem Dach zu hausen. Wenn Du heimkehrst, werden sie ausgebrummt haben, dachte ich bei mir, und reiste ab."

Er hielt plötzlich inne und sah mich groß an.

„Ja, Das dachte ich ... So'n Mensch hat ja zuweilen Gedanken, oder red't sich zum Mindesten ein, er habe welche.

Die sechs Wochen verstrichen und ich kehre etwas unruhig heim. Die Mädel hatten während der ganzen Zeit keine Zeile an mich geschrieben und die Alte nur nothdürftige Berichte, die sich in ganz allgemeinen Redensarten auf das Geschäft bezogen. Ich steige aus dem Zug, sehe mir die Augen aus, aber keine Seele ist da, die mich erwartet. Schön. Du findest den Weg auch allein und wirst ihnen Eins aufspielen. Kräfte hast Du ja gesammelt. Du wirst ihnen zeigen, daß Du der Herr im Hause bist und Dich nicht von drei Schürzen ins Bockshorn jagen läßt. Ich beschleunige meine Schritte, damit mir der Zorn nicht unterwegs verraucht. Wie ich in meine Straße einbiege: was sehe ich? Einen Moment bilde ich mir ein, daß mir meine Phantasie was vorgaukelt. Aber nein, es ist kein Irrthum: da ist ein funkelnagelneuer Laden, in dessen Auslagen alle Waaren aufgestapelt sind, die ich selbst führe.

Ich halte mich an der Goldstange vor dem Laden fest; und wie ein Blödsinniger starre ich die großen goldenen Schilder an.

Aha! Gebrüder Soundso! ... Die Burschen haben sich Dir gegenüber gesetzt, um Dir gehörig in die Suppe zu spucken. Euch Halunken werd' ichs besorgen! Gottlob, man hat seine Kundschaft, die an Einem hängt, hat nicht vergebens all die Jahre gearbeitet und sich mit kleinem Gewinn zufrieden gegeben. Der Geier soll Euch holen! Ich werfe noch einen Blick auf die Auszeichnungen und lache laut auf. Straf mich der Herrgott: aber geriebene Spitzbuben sind Das! Preise weit unter dem Einkauf! Die wollen die Leute födern! Die gehen aufs Ganze, fangen gleich als Schwindler an. Offen gestanden: ich hatte, nachdem ich mal über den ersten Schreck war, eine saftige Freude, so 'ne Art von Genugthuung, daß ich mich in der Bagage nicht getäuscht hatte.

Und nun nach Hause! Zuerst in den Laden, um es den Weibern unter die Nase zu reiben. Darum also hatte die Alte so einsilbig geschrieben. Darum hatte sich Keins von ihnen auf der Bahn sehen lassen! Nun war ja Alles klar! Sie schämten sich gottsjämmerlich. Ich fühlte, wie ich innerlich weich wurde. Du wirst es ihnen leicht machen und Deinen Frieden mit ihnen schließen. Sie mögen genug Angst und Pein ausgestanden haben!

Angelangt! Ich reiße die Thür auf! .. Von den Weibern keins zu sehen. Fremde Gesichter und eine heillose Unordnung, als ob Zigeuner in dem Laden gehaust hätten. Die Regale sind ausgeräumt. Alles liegt kunterbunt durcheinander. Die Verkäufer starren mich an, wie wenn ich von den Toten auferstanden wäre. Ich fange zu brüllen an wie ein Ochse, dem plötzlich aufdämmert, daß er zur Schlachtbank soll. Ich erschrecke vor dem Klang meiner eigenen Stimme... Herr des Himmels: hab' ich den Verstand verloren? Träume ich? Bin ich bereits blöd? Oder will man mich blöd machen?

Digitized by Google

Ich träume nicht. Klipp und klar wird mir bewiesen, daß ich wache. Nach und nach wird mir beigebracht, was sich in meiner Abwesenheit zugetragen hat. Die Weiber haben den Konkurs angemeldet, einen jammervollen Konkurs. Mein Geschäft war ruinirt, ohne daß ichs wußte. Die Waaren seit, wer weiß wie lange, nicht bezahlt. Sie denken, Herr, ich spreche irr. Habs vielleicht auch einmal geglaubt. Ich sage Ihnen, das Alles war so fein eingefädelt, wie es nur Weiber vermögen. Man hatte die Gläubiger immer getröstet und für die Katastrophe als besten Zeitpunkt meine Sommerreise sich ausgesucht.

Ich weiß, was Sie sagen wollen: ich sei ein Narr gewesen, wenn das Alles hinter meinem Rücken geschehen konnte. Leugne ich? Fällt mir nicht ein! Sie haben dreimal Recht: ich war ein Narr! Wer hat die Kassen geführt? Meine Töchter und meine Frau. Wer die Korrespondenz? Wieder meine Töchter und meine Frau!

Ich merks Ihnen an: die Sache kommt Ihnen immer noch etwas schleierhaft vor. Ja, meinen Sie, daß die Geschichte so einfach war? Gewiß: ich hatte ein blühendes Geschäft; alle Welt war davon überzeugt. Aber, lieber Herr, Ueberzeugungen sind billig wie Brombeeren! Was nützt Ihnen das Haus, wenn es vom Schwamm zerfressen ist? Was taugt Ihnen der Schrank, in dem der Holzwurm sich eingenistet hat? . . . Mein Weib, meine Töchter, mein eigen Fleisch und Blut hatte mich, ohne daß ich es ahnte und ahnen konnte, bestohlen, begaunert, bis aufs Blut geschröpft. Nennen Sie es, wie es Ihnen paßt . . . Mein Geld hatten sie gemaust, die Waaren bei Seite gebracht, die Lieferanten nicht bezahlt. Die Post hatten sie hinter meinem Rücken aufgefangen, so daß ich keinen der Mahnbriefe zu sehen bekam.

Jetzt wußte ich, warum die Gesellschaft, warum sie wie die Kletten an einander hingen. Nicht die Leidenschaft: das gemeinsame Verbrechen hatte sie zusammengekettet. Und als ich fort war, hieß es: Der Kerl hat sich gedrückt, sich aus dem Staube gemacht und die armen Weiber in der Patsche sitzen lassen.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wo die gestohlenen Waaren lagen? Desto besser, wenn Sies errathen haben. Stimmt! Bei den Laufejungen, die ich davongejagt hatte. Mit meinem Geld, mit meinen Waaren hatten sie ihren Laden aufgemacht . . .

Das war meine Heimkehr! Ich war über Nacht zum Bettler und Betrüger geworden und wußte selbst nicht, wie!

Als ich mich von meiner Betäubung langsam zu erholen begann, hab' ich mich wie ein Idiot immer und immer das Selbe gefragt: Wie war es denn möglich? Du hast doch nur für sie Dich abgerackert, für sie Dir den Bissen vom Munde abgespart! Schließlich habe ich mein letztes Bischen Willenskraft zusammengelesen und mit der Fragerei Schluß gemacht. Man soll nicht alle Räthsel lösen wollen!

Mein Haus hatten sie zu Geld gemacht. Herr, lachen Sie nicht: das Haus gehörte ja nicht mir, es war auf den Namen meiner Frau geschrieben. Gott schütze mich vor Verleumdungen! Das Haus gehörte ihr nach dem Buchstaben des Gesetzes. Alles, was recht ist . . . Recht muß Recht bleiben! Jedenfalls wußte ich nicht, wo ich meinen Schädel hinlegen sollte.

Gott sei gelobt: auch dafür kam Rath! In meiner Tasche klimperten

Digitized by Google

noch dreizehn harte Thaler, die ich aus der Sommerfrische gerettet hatte. Ich brachte die Nacht in einem Wirthshaus der Vorstadt zu, wo mich kein Mensch kannte.

Man soll jedes Ding beschlafen! Die Erleuchtung kommt schon. Am anderen Morgen wußte ich, daß ich und nur ich allein gesündigt hatte. Wie darf ein Vater zwischen seine Töchter und ihre Liebsten sich stellen? Will ein Mensch ins Unglück rennen, so darf ihn Niemand hindern. Wers thut, muß die Suppe auslöffeln, die er sich eingebrockt hat. Jeder Mensch hat ganz allein das Bestimmungrecht über sich! Punktum! Väter, die sich anmaßen, Schicksal zu spielen, soll man an Laternenpfählen aufhängen. Was wissen Väter von dem Glück ihrer Kinder? Das war meine Weisheit am folgenden Morgen.

Den Tag darauf rieth mir Einer, der es gut mit mir meinte, ich solle zu den Gerichten gehen ... Ich hab' ihm heimgeleuchtet. So weit hatte ich meine fünf Sinne noch zusammen. Wie hatte ich einen Schein auf Recht, wenn meine eigene Sippe ... Lassen wirs! Ein Weib flennt und ein Mann handelt. Für mich gabs nur Eins: fort aus dieser Welt, — weit weg. Nichts mehr hören und sehen. Schluß machen! An einen Strick hab' ich dabei nicht gedacht. Den Kasten da hab' ich mir gekauft, dazu allerlei Plunder und 'nen Tragriemen. Dann bin ich losgezogen, als Handelsmann oder, richtiger gesagt, als Hausirer ...

Ich kam mir wie ein Fürst vor; nach allen Auslagen hatte ich noch sechs Thaler baar und keinen Pfennig Schulden auf die Waare. Und wenn ein Hausirer sein Geschäft versteht — leicht ist es nicht und gelernt will es auch sein —, so braucht er nicht zu verhungern.

Ich habe mein Glück gemacht. Ich kenn' mich aus mit den Leuten auf dem Lande und in der Stadt. Schimpft Einer auf seine Frau: ich kann ihn trösten. Lieber Freund, es giebt Schlimmere! Bilde Dir nur nicht ein, daß gerade Du besonders tief in der Tinte sitzt. Schimpft einer seinen Nachbar oder Knecht einen Schweinehund, so lach ich ihn aus: Warte Du erst ab, bis Dir wirklich der Satan in die Quere kommt! Ich sage Ihnen, ich führe ein gutes Leben. So leicht tausche ich mit Keinem!"

Er schwieg und holte aus seiner breiten Brust Athem.

„Und die Vergangenheit?" fragte ich leise.

Er sah mich groß und verwundert an, als ob ich ihn aus tiefen Träumen jäh herausgerissen hätte. „Die Vergangenheit? ... Lieber Herr ... Glauben Sie wirklich an den Schwindel? Ach so! Sie wollen mich mit meinem eigenen Schicksal schlagen. Stimmt nicht! Ich habe nach acht Tagen keine Vergangenheit mehr gehabt. Ich hatte nur geträumt. Wer will mir beweisen, daß ich jemals Frau und Töchter hatte und als geachteter Kaufmann in meinem Laden auf und nieder gegangen bin? Soll sich Einer unterstehen, mir Das zu beweisen! ... Seit dreiundzwanzig Jahren klappere ich Dörfer und Städte als Hausirer ab. Was vorher war, — ja, was war vorher? Ich weiß es nicht! Niemand kann dafür, wenn ein wüster Traum ihn überfällt. In meiner Vorstellung sieht die Welt rosig aus. Und mit den Menschen läßt sichs auskommen. Wozu vergällt man sich das Bischen Dasein? Man lebt die Stunde, die man hat! Man blickt nicht hinter sich und nicht vor sich! Basta!"

„Und was ist aus den Ihren geworden?"

„Weiß ichs?! Ins Elend und in den Dreck gerathen. Gestorben und

Digitized by Google

verdorben. Mich gehts nicht an! Sind es denn die Meinen? Nein! Waren wir jemals zusammen? Nein! Was kann ich schließlich dafür, daß die Brut geboren wurde! Der Herrgott läßt Vielerlei wachsen. Wird wissen, wozu!... Gute Nacht Herr! Wenn ich jetzt nicht eile, kann mirs passiren, daß ich in meiner Herberge nicht unterkomme! Grüßen Sie die junge Frau! Bleiben Sie gesund. So lange man heile Glieder hat, ist Alles zu ertragen!"

Er hatte den Kasten umgeschnallt und war, ehe ich antworten konnte, aus dem Garten ...

Eine kurze Weile sah ich hinter dem Zaun noch seinen Schatten; dann verschwand auch der im Dunkel der anbrechenden Nacht.

Felix Hollaender.



Selbstanzeigen.

Pan. Sonnenopfer der Jugend. Stürmer-Verlag von Josef Singer. Straßburg i./E. 1903.

Zwei Proben:

I. Im Garten.

Schon ists die Nacht.
Ein leiser, feiner Duft im Wind
und Dämmern weißer Nelken . .
Düften weißer Nelken . . Weiche Mädchenarme,
die sich um den Nacken schmiegen,
stumme, stumme, weiße Lust —
und durch das Schmeicheln drängt zum Mund
die Rose dort, ein rother Mund . .
Dann ists, als schritt' in nelkenweißem,
dämmrungleuchtendem Gewande,
das ein goldner Gürtel um die Hüften hält,
ein Mädchen, schlank und träumend stolz,
den langen, schmalen Weg der Mitte . .
als irrt' um ihre Schritte zitternd Tönen:
Erwachen aller Blumen und Entschlummern —
schritte durch den Garten und verschwände . .
Nur ein Ton, wie er im Abendsonnenweben schwimmt,
ein Duft nur blieb, dort, wo zum letzten Mal
das Goldhaar hergeblickt. Die Sommernacht . .

II. Erste Fahrt.

Die Nacht preßt ihre Lider zu.
Wikingschiffe prallen an einander,
würgend wälzt der Kampf
von einem Bord zum andern sich.

Ein Blitz geht irr:
Im Vorderbug
ein Königssohn.

Digitized by Google

in seinen Locken
zitternd Licht, die Streitaxt
wühlt im Knäuel unter ihm, —
den Blitz trank heiß die Nacht.

Der Tag bleicht überm Nordermeer.
Zwei Wikingschiffe treiben
eng im Krampf der Enterhaken
noch verbunden durch das Gold . .
Der Morgenschein lacht
still im Blut, das zwischen
Haufen schwimmt Erschlagener
und, wie Abendröthen niederhängen,
rinnt ins Meer.

Nur im Vorderbug der Königssohn,
das Messer tief im Herzen, . .
durch die langen Locken
streichelt sanft das junge Licht
und macht den Thau erglühen,
der wie Perlen liegt,
die eingenäht in blonden Sammet . .

Groß schlägt der Tag die Augen auf.

München. René Schickele.

Durch die Mandschurei und Sibirien. Reisen und Studien. Von Rudolf Zabel. Mit 146 Abbildungen und dem Portrait des Verfassers. Gebunden 20 Mark. Georg Wigand in Leipzig.

Rudolf Zabel hat während des chinesischen Feldzuges als Berichterstatter der Vossischen Zeitung eine Sonderexpedition von Peking aus durch das mandschurische Aufstandsgebiet unternommen und authentisches Material zur Beurtheilung der russischen Stellung in Ostasien mitgebracht. Sein Werk bietet denn auch wirklich Neues und kann lernbegierigen Lesern empfohlen werden.

Leipzig. Georg Wigand.

Balders Tod. Schwerin i. M. Eduard Herberger. 75 Pfennige.

Ein Versuch, dem sturmvollen Bilde der eddischen Götterwelt die lichte Gestalt des jungen Tages abzugewinnen, den frühe Nacht vor dem großen Ende verschlingt, und in die dunkle Abendgluth des kampffrohen und doch lebensmüden Heidenthums das reine Morgenroth des welterneuernden Evangeliums der Liebe hineinzuwirken, — Götterschicksal und Menschenlos einander spiegelnd und durchdringend. Auch ein Versuch, dem alten Stamm des Wortdramas das urgermanische Edelreis des Stabreims zu vermählen.

Kassel. Leopold Ripcke.

Digitized by Google

Die Transvaalbahn.

Unter der Aegide der Berliner Handelsgesellschaft und der angesehenen Bankfirma Robert Warschauer & Co. wurden am vierten Juli 1894 elf Millionen Gulden holländischer Währung Nominal mit 6 Prozent garantirte Aktien der Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft zum Kurs von 132 zur Zeichnung aufgelegt. Der Minenschwindel stand damals in seiner Sünden Maienblüthe; nicht nur die Goldgrube, nein: das Kulturland der Zukunft sollte Transvaal sein. Die ersten Zeichner machten ein gutes Geschäft; 132 war gar kein Geld für eine Aktie, die von der reichen Transvaal-Regirung mit einer recht fetten Garantie bedacht war. Als sich obendrein herausstellte, daß diese Garantie eine überflüssige Formalität blieb und bald Dividenden bis zu 13 Prozent bezahlt werden konnten, stiegen die Aktien schnell und standen schließlich über 200. Besonders verlockend waren die Rückkaufsbedingungen in der von der Transvaal-Regirung verliehenenen Konzession. Die Aktionäre hatten in diesem Fall den zwanzigfachen Betrag der Durchschnittsdividende der letzten drei Betriebsjahre zu fordern; dazu kam noch 1 Prozent des Nominalbetrages der Aktien für jedes Jahr, um das der Ankauf vor dem in Aussicht genommenen Termin (ersten Januar 1915) erfolgte. Als die Aktientreiberei an der Börse den Höhepunkt erreicht hatte, sprach man schon von der Möglichkeit eines dem Sinn der Konzession entsprechenden Rückkaufes; und durch solches Gerede wurde natürlich der Kurs noch höher hinauf getrieben. Aber es kam anders, als die Aktionäre geträumt hatten. Der Transvaalkrieg brach aus; und in dem langen, wechselvollen Verlauf dieses Feldzuges wurde von der englischen Regirung das rollende Material der Bahn konfiszirt. Mit einem Schlag war die Lage verändert. Die Optimisten unter den Aktionären hofften freilich, England werde die Bahn zu den in der Konzession vorgeschriebenen Bedingungen verstaatlichen; auf den Höhen der Bankwelt aber entstand die nach allem Vorangegangenen nicht unberechtigte Furcht, die Briten könnten ihre Macht mißbrauchen. Im November 1900 erschien denn auch ein Aufruf der beiden Emissionfirmen, der rieth, eine Schutzvereinigung der deutschen Aktionäre zu gründen. Besonders ein Vorgang, der völkerrechtliche Schwierigkeiten herbeizuführen drohte, empfahl solche Gründung. Um dem Staat Geld zu schaffen, ließ Krüger starke Aktienposten aus dem Regirungbesitz verkaufen. Die Aktien gingen hauptsächlich nach Holland und Frankreich. England machte Bedenken gegen das Eigenthumsrecht an diesen Aktien geltend; und die deutsche Schutzvereinigung forderte den Nachweis, daß die Aktien schon vor dem ersten Dezember 1900 den sich zum Beitritt Meldenden gehört hatten. Der britische Anspruch blieb zunächst auf dem Boden des Gesetzes. Natürlich konnte England die wichtige Transvaalbahn nicht länger im Besitz einer Privatgesellschaft, noch dazu einer holländischen, lassen; die Verstaatlichung war unvermeidlich geworden. Die londoner Regirung berief eine Kommission, die sämmtliche Transvaal-Konzessionen — für die Bahn, die Minen und die Dynamitgesellschaft — prüfen sollte. Am elften Juni 1901 erschien das englische Blaubuch mit dem Bericht dieser Kommission. Da sich herausgestellt hatte, daß mehrfach wackere Burenhäuptlinge bestochen worden waren, wurde die Legalität des Dynamitmonopols bestritten, ausdrücklich aber anerkannt,

Digitized by Google

die Konzession für die Transvaalbahn sei in allen Formen des Rechtes ertheilt. Aus Gründen, von denen noch zu reden sein wird, sei die Konzession aber als verwirkt und damit die Enteignungsklausel als nicht mehr giltig zu betrachten. Doch die Kommission bestand aus ungemein edlen Seelen; sie verkündete, England werde Großmuth walten lassen und den Aktionären gnädig eine Abfindung gewähren. Das deutsche Komitee erhob sofort Einspruch; es konnte sich dabei sogar auf die Stimmen englischer Finanzblätter stützen, die schon im Oktober 1900 die Annexionwünsche der natürlich von den Times geführten Jingopresse zurückgewiesen hatten. Die deutsche Schutzvereinigung wandte sich an das Auswärtige Amt und ersuchte, ihre Interessen zu schützen. Niemand konnte annehmen, das Deutsche Reich werde wegen der Transvaal-Aktionäre Großbritanien den Krieg erklären; immerhin aber hätte man in der Wilhelmstraße wohl mehr Energie gezeigt, wenn man nicht auf die England günstige Stimmung einer höheren Stelle Rücksicht genommen hätte. Das erste Angebot, das die englische Regirung machte, wurde trotzdem, weil es gar zu niedrig schien, vom Auswärtigen Amt zurückgewiesen. Diese Offerte, die dem Schutzkomitee nicht vorgelegt worden war, soll sich zwischen 160 und 170 Prozent bewegt haben.

Am Abend vor einer Versammlung, zu der vor ein paar Wochen die dem deutschen Komitee Angehörigen ins berliner Savoy-Hotel berufen waren, ging den Leitern der Schutzvereinigung vom Auswärtigen Amt ein neues Angebot der englischen Regirung zu, das der Versammlung einstweilen nur „zur Kenntnißnahme“ unterbreitet wurde. Diese zweite Offerte bot ungefähr das Selbe wie die erste, nämlich auf die Aktie im Nominalbetrag von 83 Pfund 6 Shilling 8 Pence eine Abfindung von 133 Pfund Sterling. Und dieses Angebot sollte auch für die deutschen Aktionäre gelten, die sich der Schutzvereinigung nicht angeschlossen hatten. In der Diskussion zeigte sich fast ausnahmelos die Neigung zu schroffer Ablehnung; und in dieser Tendenz wurden die Aktionäre noch durch ein Gutachten des auch den Lesern der „Zukunft“ bekannten züricher Völkerrechtslehrers Professor Meili bestärkt, der die Einwände der englischen Kommission förmlich zerpflückte. Wenn das einen dicken Band füllende Gutachten des Professors veröffentlicht ist, wird man sehen, daß es sich nicht mit der Begründung der deutschen Rechtsansprüche begnügt, sondern in flammenden Worten den Rechtsbruch brandmarkt, dessen Schmach das auf die Höhe seiner Kultur so stolze England am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nicht gescheut hat.

Denn darüber ist kein Zweifel möglich: die von der englischen Kommission vorgebrachten Gründe sind unhaltbar und wirken, als seien sie nur ersonnen, um einem an Räubertaktik erinnernden Plan den Schein des Rechtes zu wahren. Die Thatsache, daß England sich von den Grundlagen allen Völkerrechtes entfernt, giebt der Bahnfrage eine über den engen Kreis der Transvaalaktionäre hinausreichende Bedeutung. Wie die englische Kommission selbst zugeben muß, ist gegen die Legalität der Konzession nichts einzuwenden; die Aktionäre sind also gutgläubige, rechtmäßige Besitzer. Nun gilt im Völkerrecht der Grundsatz, daß in Landkriegen das Privateigenthum unverletzlich ist. Eine Ausnahme bildet, wie von allen Völkerrechtslehrern seit Hugo Grotius unbedingt anerkannt wird, die nécessité de guerre, die im Völkerrecht die selben Wirkungen herbeiführt wie der Nothstand im nationalen Strafrecht und bürgerlichen Recht. Ein solcher

Digitized by Google

Nothstand lag für England vor, als es die Bahn vorläufig konfiszirte. Ueber den Umfang zeitweiliger Enteignung im Kriege sagt der münchener Professor Ullmann in seinem Handbuch: „Die Bedeutung der Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, Kabel, Schiffe u. s. w. für die heutige Kriegführung rechtfertigt die Beschlagnahme und Benutzung dieser Gegenstände, auch wenn sie Privateigenthum sind; nach dem Friedensschluß muß Restitution erfolgen." England wäre also verpflichtet gewesen, der Bahngesellschaft ihr Eigenthum zurückzugeben. Die englische Regirung behauptet aber, in den Krieg eingreifende Handlungen, für die alle Aktionäre gesetzlich haftbar seien, hätten England in der Kapkolonie und in Natal großen Schaden zugefügt; sie konstatirt also ein völkerrechtliches Delikt der Bahngesellschaft, das man Bruch der Neutralität oder sonstwie nennen mag, und erklärt, dieses Delikt müsse die Gesellschaft nun mit dem Verlust der Konzession büßen. Diese Konstruktion läßt sich aber nicht halten. Geheimrath von Liszt erklärt in seiner systematischen Darstellung des Völkerrechtes, in sachlicher Uebereinstimmung mit Ullmann und anderen Fachgenossen: „Völkerrechtliches Delikt ist die von einem Staat ausgehende Verletzung eines völkerrechtlich geschützten Interesses eines anderen Staates. Subjekt des völkerrechtlichen Deliktes, mithin Träger der durch dieses begründeten Verantwortlichkeit, ist nur der Staat selbst." Nach dieser Auffassung ist es undenkbar, eine Privatperson oder eine Aktiengesellschaft für einen Völkerrechtsbruch haftbar zu machen. Daneben aber erhebt sich noch eine andere Frage. Hat denn die Direktion der Transvaalbahn überhaupt rechtswidrig gehandelt, als sie sich in den Dienst der rechtmäßigen Regirung stellte? Diese Frage ist zu verneinen. Selbst wenn sie gewollt hätte: unter der Herrschaft des Kriegsrechtes konnte die Direktion sich solcher Dienstleistung gar nicht entziehen. Widerstand gegen die Anordnungen der Transvaal-Regirung war, wenn er von einer afrikanischen Gesellschaft ausging, als Rebellion anzusehen; doch auch einer holländischen Gesellschaft wäre die Weigerung unter den obwaltenden Umständen übel bekommen. Denn wie der englischen, so stand auch der Transvaal-Regirung nach dem Kodex des droit international das Recht zu, das Privateigenthum neutraler Fremdlinge einstweilen zu konfisziren, — und sie hätte von diesem Recht natürlich ohne langes Zaudern Gebrauch gemacht.

Den deutschen Aktionären, denen England so fadenscheinige Vorwände zu bieten wagt, bleiben zwei Möglichkeiten. Entweder pochen sie auf ihr gutes Recht und versuchen, mit allen Mitteln es durchzusetzen: dann müssen sie fordern, daß unsere Regirung gegen England nicht weniger energisch vorgehe als gegen Haiti und Venezuela. Das kann sie um so leichter, als sie bei der holländischen und der französischen Regirung Unterstützung finden wird. Fürchten die deutschen Aktionäre aber, bis zur schiedsgerichtlichen Entscheidung der Sache könne allzu viel Zeit vergehen, dann müssen sie sich mit dem Protest gegen den Rechtsbruch begnügen und die Offerte annehmen. Eine andere Möglichkeit wird wohl auch die deutsche Schutzvereinigung nicht zu zeigen im Stande sein.

Die englische Regirung hat in ihrer Offerte den deutschen Aktionären einen gefährlichen Köder hingeworfen. Da heißt es nämlich: „Die Regirung Seiner Majestät des Königs von England erklärt sich bereit, falls sie später außerdeutschen Aktionären eine größere Abfindung gewährt, diese auch den deutschen Aktionären und Exaktionären zukommen zu lassen." Schon merkt man, daß

Digitized by Google

Neigung besteht, auf diesen Köder zu beißen. Die französischen Aktien nämlich — die, wie man wispert, aus dem Besitz der Burenregirung stammen sollen — sind zum größten Theil in den Händen des französischen Stumm, des bekannten Herrn Schneider im Creuzot, der keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß er seinen Rechtsanspruch mit aller Entschiedenheit verfechten werde. Viele deutsche Aktionäre scheinen nun Lust zu haben, die englische Offerte zunächst einmal anzunehmen und sich dann von dem französischen Millionär die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Diese Hoffnung könnte aber leicht trügen. Ich bin sicher, daß die deutschen Aktionäre, wenn sie den englischen Vorschlag jetzt annehmen, später nie einen Heller mehr bekommen. Denn die englische Regirung wird gar nicht daran denken, sich auf einen Rechtsstreit mit Herrn Schneider einzulassen. Ist sie durch die Nachgiebigkeit der deutschen Aktionäre erst im Besitz der Aktienmehrheit, so kann sie stets bei der ja noch zu Recht bestehenden Aktiengesellschaft die Einberufung einer Generalversammlung beantragen und dort den Verkauf des Gesellschafteigenthumes zu einem von ihr bestimmten Preis beschließen lassen. Diesen Weg würde sie sicher beschreiten.

Auffällig bleibt immerhin, daß England den Aktionären einen so lächerlichen Preis bot. Wie kam sie zu dieser Offerte? Unglaublich klingt die Behauptung, Herr Fürstenberg, der Direktor der Berliner Handelsgesellschaft, habe der englischen Regirung erklärt, sie könne auch zu einem verhältnißmäßig niedrigen Preis die Aktien bekommen. Nun sitzt zwar nicht Herr Fürstenberg, sondern sein früherer Kollege Winterfeldt im Schutzkomitee der Aktionäre; da die Berliner Handelsgesellschaft Hauptemittentin der Aktien war, würde die gegen Herrn Fürstenberg erhobene Anklage den Hauptdirektor des Institutes der Untreue bezichtigen. Am fünfzehnten Januar hat denn auch das Komitee feierlich in seinem Namen und im Namen sämmtlicher Geschäftsinhaber der Handelsgesellschaft und sämmtlicher Direktoren der Dresdener Bank erklärt, daß weder diese noch eine ähnliche Mittheilung von ihnen direkt oder indirekt dem englischen Botschafter oder irgend einer anderen Stelle gemacht worden sei. Danach war also die Anschuldigung als unbegründet zu betrachten. Trotzdem wurde am neunzehnten Januar in der „Welt am Montag" noch einmal darauf hingewiesen, daß die formell und thatsächlich korrekte Erklärung in unüberbrückbarem Widerspruch zu einer Version stehe, die von angesehenen Leuten verbreitet und geglaubt werde. Die englische Regirung habe aus politischen Rücksichten Werth darauf gelegt, der öffentlichen Meinung Deutschlands einen Schritt entgegenzukommen und — wenn auch nicht den der Konzession entsprechenden Kurs von 264 — wenigstens einen Kurs von etwa 234 zu bewilligen. Der englische Botschafter habe sich an den englischen Generalkonsul in Berlin gewandt und ihn ersucht, ihm Zuverlässiges über die Frage der Transvaalbahn mitzutheilen. „Der englische Generalkonsul habe sich an die Emittenten gewandt und von dieser Seite, die den Bestrebungen des Komitees skeptisch gegenüberstand, soll die den Aktionären ungünstige Beantwortung erfolgt sein." In dem Blatt, dem ich diesen Satz entnehme, wurde eine unzweideutige Erklärung des englischen Generalkonsuls Dr. Schwabach gefordert. Auch mir scheint solche Erklärung unentbehrlich, damit die schädliche Fabel von der Treulosigkeit deutscher Bankdirektoren nicht noch länger herumgetragen und geglaubt wird.

Plutus.



Digitized by Google

Theaternotizen.

Herr Frank Wedekind, der begabteste der jüngeren deutschen Dramatiker, hat sich endlich Gehör erzwungen. Daß ers vermochte, war in diesem Theaterwinter unseres Mißvergnügens bisher die einzige Freude. Was von Strindberg und Gorkij auf die Bühne kam — auf die Bühne des Kleinen Theaters, dessen Leiter, der Schauspieler Reinhardt, mehr literarischen Geschmack und Spürsinn gezeigt hat als die älteren und berühmteren Thespiskärrner —, konnte uns über die poetische Persönlichkeit des Schweden und des Kleinrussen nichts wesentlich Neues sagen. An Maeterlincks Massenerfolg, dem stärksten, der seit dem „Weißen Rössel" und „Alt-Heidelberg" erstritten ward, durfte man sich nicht freuen, weil er nicht die feinsten Kräfte des Dichters krönte, sondern ein mit leicht zugänglichen Reizen lockendes Kompromißstück, ein sorglos gebautes Luftschloß, dessen Grundmauern unter dem nachprüfenden Hammer zerbröckeln. Herr Wedekind aber hat mit einem seiner frechsten Versuche gesiegt, einem, der den ganzen Mann giebt. Der ist ziemlich schwer zu charakterisiren; seines Wesens Bild soll heute hier auch nur angedeutet werden. Ein merkwürdig polyglottes Talent, dem die lustigsten Bänkelsänge und die wüstesten Melodramenstimmungen gelingen. Er scheint alle Kulturcentren der alten Europa zu kennen, in allen Perversitäten den Kursus durchschmarutzt zu haben, in der höchsten Hochstaplerwelt heimisch zu sein. Hochstaplertypen trifft er mit fast unfehlbarer Sicherheit. Und wenn er mit drei Strichen, wie Manet einen Frauenkopf, ein Abenteurermilieu hinmalt, hallt es lange im Gedächtniß des Betrachters nach. Nichts von der Kammerdienerehrfurcht, gar nichts von der Moralpredigerwuth, die den deutschen Schriftsteller sonst beim Eintritt in die große Welt anwandeln. Ein respektloser Kerl, der uns das moderne Hofstück schreiben könnte, nicht nur die billige Serenissimusschnurre. Amoralisch; „das Leben ist eine Rutschbahn": das Schlußwort seines Marquis von Keith könnte als Motto über seinen sämmtlichen Werken stehen. Unlogisch; was er darstellt, mußte nicht, konnte aber so sein. Deshalb, da wir die unlogischen Tragoedien nun einmal, mit Archer, Melodramen nennen, eigentlich immer, wenn er Ernst macht, melodramatisch. Und in den Mitteln nie wählerisch; manchmal glaubt man, vor einer amerikanischen show zu sitzen, wo die grellste Sensation die schlaffen Nervenbündel aufpeitschen soll; vor Barnums Gräuelsammlung. Dann wieder ganz unverzerrte, ungeputzte Natur; und eine Psychologie, der Genieblitze vorwärts leuchten. Auch das Tempo ist amerikanisch. Ein Antipode des umständlich trödelnden Naturalismus, mit dem er doch aufwuchs; schnell, schnell, nur nicht aufhalten. Eine Leiche? Weiter, ehe sie kalt wird. Eine Familienkatastrophe? Weg, ehe der Gestank uns in die Nase steigt. Was liegt daran? Das Leben ist eine Rutschbahn. Oder ein Tollhaus. Oder ein Brunstrevier, wo Hysterie und Satyriasis sich paaren. Das Einfache, Normale scheint für den neununddreißigjährigen Herrn Wedekind nicht vorhanden. Was er aber sieht, schaut er aus eigenem Auge. Ein Excentrickünstler. Ein Serpentinedramatiker. Er wirkt wie die stärksten Nummern der Variététheater. Nichts für unschuldige Kinder noch für schlichte Seelen, die von keuscher Heimathkunst und anderen philiströsen Idealen träumen. Auch kein Alltagsfutter, von dem man sich nähren kann. Doch wie geschaffen, um müden, überreizten, perversen Weltstädtern mit verruchten Künsten die Zeit zu kürzen. Der Regisseur schamloser Bacchanalien, der sich selbst und die ehrenwerthe Festgenossenschaft unbarmherzig

Digitized by Google

höhnt. Dabei ein Dialog, der an Paganinis Hexentanz und moto perpetuo erinnert; und ein heller Theaterinstinkt, der unmöglich Scheinendes möglich macht. Sogar den Censor hat dieser Teufelskerl dupirt. „Der Erdgeist", die Sexualtragikomoedie — er giebt das Ding, das nicht eine Stunde lang in die reine tragische Sphäre hineinreicht, ganz frech für eine Tragoedie aus —, die ihm den Erfolg brachte, mußte nach Menschenvoraussicht verboten werden. Doch der Kunstpolizist, der selbe, der Wildes Salome und Heyses Maria von Magdala nicht an die Rampe läßt, roch diesen getrüffelten, halb schon fauligen Wildbraten nicht. Wer sollte auch ahnen, daß man dem Machtspruch einer preußischen Behörde solche Ruchlosigkeit unterbreiten könne? Daß sie unerkannt durchging, verschaffte uns allein schon ein echt wedekindliches Vergnügen. Dieser Erdgeist wirkt nicht der Gottheit lebendiges Kleid. Ein Frauenzimmer, das als Waise in Nachtkaffeehäusern barfuß Streichhölzer verkauft, auf geradem Weg in die niedrigste Ruttenprostitution geräth, entdeckt, gewaschen, parfumirt, möblirt, als Modell benutzt, als Balletstern gezeigt, geheirathet, geschieden, wieder geheirathet wird und mit seinem gemeinen Weibchenreiz Alles an sich zieht, Greise und Kinder, Künstler und Hochstapler, Prinzen und Gauner, Idealisten und Lesbierinnen. Eine prostituirte Undine, der „keine Seele ward zu Theil" und die auf der glatten Lebensrutschbahn nie das Wundern lernt. Ihre Männchen töten sich oder werden von ihr getötet; ihre Tribaden müssen zusehen und warten, bis sie Zeit hat. Ihren Entdecker und Quälgeist knallt sie selbst nieder, da er sie bedroht, nennt ihn dann „den Einzigen, den ich geliebt", und bietet sich, vor der Leiche, seinem Sohn an: wenn er sie vor dem Schwurgericht bewahrt, kann er „verlangen, was er will". Sie hat nur in einer Münze zahlen gelernt, in der überall giltigen Währung, deren Kaufkraft hübschen Proletarierinnen leicht vorwärts hilft; und weil sie stets zahlen kann, stets zu zahlen bereit ist, dem Liftboy, dem schmutzigsten Strolch, wenn sie ihn braucht, und weils ihr an Kundschaft nie fehlt, verliert sie nie ganz ihre Ruhe. Heute eine Robe für fünfzehntausend Mark, morgen in Lumpen: einerlei; übermorgen beißt wieder ein Goldfisch an. Jeder Liebhaber heißt sie, sieht sie anders; und jeder hielt doch das selbe Lustfleisch im Arm, hat das selbe Zugpflaster auf der brennenden Stelle. Erdgeist? Ein Bischen zu tiefsinnig für die bitterböse Mär von der kleinen Babylonierin. Die Fortsetzung — die Herr Reinhardt um Mitternacht mal einem kleinen Kreis literarischer, nicht pornographischer Feinschmecker vorspielen sollte — trägt den passenderen und witzigeren Titel „Die Büchse der Pandora". Lulu, die erdgeistliche guenon du pays de Nod, wird von ihrer sapphischen Freundin aus dem Zuchthaus geschmuggelt, geht mit einem Athleten nach Paris, vermiethet sich dort für Wochen, Tage, Stunden, kuppelt, spielt und läßt spielen, wird von Erpressern denunzirt, flüchtet nach London und endet, als syphilitische Winkelprostituirte, in einer Leichenkammer unter dem Lustmördermesser Jacks des Aufschlitzers. Adams Rache... Das klingt widrig und riecht nach den Müllhäufchen der Hintertreppe. Und Blödsinn ists, diesen „Erdgeist" — der, et hoc meminisse juvabit, dem Makronenmagen unserer Thiergärtnerinnen gemundet hat — in ernsten Tönen als ein Meisterwerk von philosophischer Tiefe zu preisen; Blödsinn, über den Herr Wedekind hoffentlich als Erster mitlacht. Aber die zwingende Gewalt der kurzen Visionen, die Lebensfülle dieser Welt tragikomischer, mit unerschütterlich ernsthafter Miene am Marionettendraht gelenkter Karikaturen, die Schlagkraft der Sprache, den ungebrochenen Schöpferwillen einer im Engen frech und froh einherflatternden Phantasie und die

Digitized by Google

Grazie, die mit Priapeien jonglirt: das Alles muß jeder moralinfreie Kenner bewundern. Und deshalb sich des Erfolges freuen. Nicht etwa des Stückes wegen, das auf neunzig unter hundert Zuschauern nur schädlich wirken kann und dem darum, so lange es täglich auf dem Theaterzettel stand, hier nicht die Trommel gerührt wurde. Vielleicht aber hat Herr Wedekind jetzt erfahren, empfunden, welche Großmacht das aufgeführte Drama ist. Vielleicht besinnt er sich und findet, daß es der Darstellung würdigere Gegenstände giebt als Satyriasis und Hysterie, Abenteurerstreiche, Strolchzunftkniffe und Dirnenwirthschaft. Er blieb lange unbeachtet und wollte sich am Ende als Schlangenmensch, Cakewalktänzer und Feuerfresser Aufmerksamkeit erzwingen. Jetzt steht er im Licht. Was er zu sagen hat, wird gehört, seine Stücke werden, wenn sie nicht ganz unmöglich sind, aufgeführt werden. Er braucht nicht länger mehr als Artist um Beifall zu buhlen. Er kann Künstler sein und die Yankeehumore zum Tempel hinausjagen. Laß sie in die Säue fahren, Herr der Hoffnungen! Ich wünsche dem bald Vierzigjährigen straffere Selbstdisziplin. Die wird ihn lehren, daß nicht alles Menschengethier wedekindisch redet, wird ihn warnen, als Spottchorführer seinen Gestalten immer unter die Nasenspitze zu leuchten. Der „Erdgeist" war eine Sensation, ein Bauchtanz der tota mulier. Der Erdgeistdichter ist reicher als Alle, die ringsum nach dem selben Kranz langen, und, in seinem Bezirk, nicht ärmer als Oskar Wilde, der, nach parodistischen Schwänken, Herodes und Salome zu schaffen vermochte. Wir warten. Die Bretter sind leer. Und den Deutschen hat nie ein Molière gelebt, der im Possenspiel die dunkelsten Klüfte der Psyche, die tiefsten Abgründe des Massenbewußtseins mit weithin lodernden Feuergarben bestrahlte.

* * *

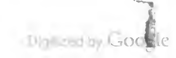
Sonst ist nicht viel Neues zu melden. Die Franzosen aus dem letzten Boot, der graue, knifflige Hervieu und der mild witzige, weltmännisch resignirte Capus, sind nicht kräftig genug, um die Gefahr einer verplumpenden Darstellung überstehen zu können; nur den grausamen Plauderer Donnay, der im Chat Noir zierliche Bosheit gelernt hat, trug in einem neuen Schauspielhäuschen, dem Trianontheater, die Bascule in guter Zufallslaune zu einem Erfolg. Frau Maeterlinck-Leblanc, eine reife Sängerin, der Monna Vanna den Weg ins Sprechdrama bahnen sollte, kam mit einer hinter dem pariser Weichbild geworbenen Truppe. Statt den Hochmuth zu tadeln, der solches Schauspiel der deutschen Theaterhauptstadt zu bieten wagt, benutzten ein paar Kritiker den Anlaß, um zu erklären, nun sei an der Ueberlegenheit unserer Spielkunst kein Zweifel mehr möglich. Wie erbärmlich, wäre richtiger zu sagen gewesen, muß Maeterlincks Drama auf unserer berühmtesten Bühne gespielt werden, wenn solche armsälige Gaststümperei überhaupt diskutabel schien. Der Direktor dieser Bühne, Herr Brahm, der den belgischen Dichter früher wie einen Schuljungen verhöhnt hat, gab Herrn Maeterlinck ein Fest. Warum nicht? „Monna Vanna" bringt noch viel mehr Geld als „Es lebe das Leben" und deckt alte Sünden mit ihrem Mantel der Liebe zu. Das Fest soll wunderschön gewesen sein; Abendessen mit Reden, aber ohne Wein sechs Mark auf den Kopf. Da sich nicht viel Dekoratives gemeldet hatte, wurden am Vorabend die erreichbaren Reserven herangezogen. Die „Schaffenden" würdig durch die Dioskuren Sudermann-Fulda vertreten. Ein paar Maler, Bildhauer, Musiker, Journalisten. Keiner von Denen, die das schmächtige Genie des Belgiers früh erkannt und ihm Verständniß

zu erobern versucht hatten. Im Namen der deutschen Kunst begrüßte natürlich der schlichte Bürger des Berliner Tageblattes den Gast, der Dichter den Dichter; oder, nach Ohm Brahms weisem Rathschluß, der „beste“ deutsche den „besten“ fremden Autor. Herr Sudermann sprach Einiges über sich selbst und seine „lebenbejahende“ Weltanschauung, zu der sich nun auch der Vlame beinahe schon durchgerungen habe, und hob vor Nietzsches Denkmal das Bein; die intelligenteren Festgenossen starrten während des sinnlosen, eitlen Geschwätzes beschämt in ihre Suppenteller. Herr Maeterlinck, der den Anredner für einen eben so trivialen Gesellen hält wie wir Alle und also nicht mehr erwartet hatte, antwortete leise, bescheiden, fein; keine Silbe streifte den Katzenstegdichter, doch Deutschland bekam eine gallisch üppige Guirlande. Der zweite Festredner, der junge Germanist Dr. Jacobs, den eine trockene, aber lesbare Maeterlinckbiographie für dieses Röllchen empfahl, verglich die eindringlichen den aufdringlichen Dramatikern und hatte, da beide Gattungen eben zum Wort gekommen waren, die Lächler für sich. Beim Dessert leistete Herr Engel, Mosses Junger Mann für den Rayon der Aesthetik, Witzblattverse, die allerlei „Aktualitäten“ in Beziehung zu Maeterlincks Werken bringen sollten. Peinliche Verlegenheit schlich um den Tisch. Einzelne zischten. Als der Ulkpoet schließlich die Kronprinzessin von Sachsen und ihren Seladon aufmarschiren ließ, trieb die Scham ein Grüppchen Kultivirter aus dem Saal. Scandalum. Der Possenreißer knickte zusammen und die Tafel wurde aufgehoben. In den Berichten, die in der berliner Presse erschienen, wurde das Aergerniß verschwiegen. Der belgische Dichter aber, dem nicht einmal der sonst sichere Professor Schmidt servirt ward, hat nun erfahren, wie „Das literarische Berlin“ seine Festgäste ehrt.

*   *
*

Die Hoftheater haben einen neuen Gebieter: Herrn von Hülsen, dem nächstens wohl die Herrschaft über alle preußischen Hofbühnen zufallen wird. Er wohnt in einem sonst nur Königlichen Hoheiten eingeräumten Palast und hat an Hebbels Witwe geschrieben, er werde das Vermächtniß des großen Friedrich hüten. Das sollte wahrscheinlich ein dramaturgisches Programm bedeuten. Die erste That unter seinem Regime war denn auch die Einstudirung der Gygestragoedie. Wurde zweimal aufgeführt und dann, weil die Einnahmen nicht genügten, „bis auf Weiteres“ ad acta gelegt. So werden Vermächtnisse gehütet. Im Jahr 1902, im ganzen Jahr sind Dramen Goethes an acht, Kleists an drei Abenden im Königlichen Schauspielhaus aufgeführt worden. Molière, Hebbel, Anzengruber waren mit je einem Werk im Spielplan vertreten. Herr Felix Philippi sprach an dreiundsiebenzig Abenden zum deutschen Volk. Das Neuste: Herr von Wildenbruch gilt als schlimmer Sittenverderber; Dramen, die des Kaisers Frau mit ihren Kindern nicht ohne Aergerniß ansehen kann, sollen nicht mehr aufgeführt werden; und: „Ich brauche keine Kapellmeister, die komponiren“ ... Eine nette Anekdote erzählte Herr Coquelin, der wieder gastirte. Ort: Schloß des Fürsten Henckel, der, auf des Kaisers Wunsch, den französischen Mimen zur Jagd eingeladen hatte. Kürassiere machen Musik. Mitten im Gespräch springt der Kaiser auf, erklettert die zur Galerie führende Treppe, nimmt dem Kapellmeister den Taktstock aus der Hand und dirigirt das Musikstück, das ihm zu langsam gespielt worden war, in schnellerem Tempo weiter. Als er in den Saal zurückkehrt, sagt er: „Ich habe meinen Kürassieren eine Musikstunde gegeben“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.


Digitized by Google



Berlin, den 7. Februar 1903.

Die Frauen der Obrenowitsch.

Es wird dem Leser dieser Zeilen vielleicht mehr als einmal vorkommen, als ob ich sanfte Predigten aus der Biedermaierzeit oder naive Dramen aus Igors Sagenkreisen erzählte. Doch was ich hier berichte, sind Aufzeichnungen aus der Chronik eines Fürstenhauses, dessen Geschichte kaum hundert Jahre alt ist. Den Inhalt Dessen, was ich hier zu sagen habe, möchte ich in ein kurzes Wort zusammenfassen. In Europa gilt es für ausgemacht, daß das Privatleben der Fürsten das Schicksal des Staates nicht mehr beeinflußt. Entweder sind wir auf der Balkanhalbinsel noch nicht so weit oder der Satz ist überhaupt falsch; genug: bei uns in Serbien sind und waren das Glück wie das Verhängniß des Staates an Glück und Verhängniß im privaten Leben unserer Fürsten geknüpft.

Der Mann, der im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus einem Fünftel der serbischen Nation einen neuen nationalen Staat und eine nationale Dynastie gründete, war, wie bekannt, der Bauer Milosch Theodorowitsch, der aber diesen Namen nur trug, so lange er die Ochsen seines Halbbruders, des Wojwoden Milan Obrenowitsch, auf den Markt in Ragusa trieb. Später, als er selbst Wojwode von Rudnik geworden war, änderte er seinen Zunamen und nannte sich nach seinem Stiefvater und Wohlthäter Milosch Obrenowitsch. Er war ein Analphabet, der sein ganzes Leben lang nicht lesen und schreiben konnte und all seine Staatsakten mit einer Stempelunterschrift versah. Und doch war dieser Analphabet einer der talentvollsten, wenn nicht der genialste Serbe des vorigen Jahrhunderts. Ich habe in einer Reihe geschichtlicher Studien und in einer Rede, die ich als Ministerpräsident bei der Enthüllung seines Denkmales in Požarewatz hielt, nachzuweisen versucht, was Alles die Natur in diesem Mann an Feuer zusammengehäuft hatte. Er war ein außer-

Digitized by Google

ordentliches Temperament, ein außerordentlicher Soldat und ein außerordentlicher Diplomat. Im Besitz solcher Fähigkeiten machte er zu einem suzerainen Fürstenthum, was vorher eine verwüstete türkische Provinz gewesen war; sein organisatorisches Talent aber, das nicht minder groß war, erhob dieses Vasallenfürstenthum zur Hoffnung der ganzen Balkanhalbinsel. Und ich wiederhole, was ich in jener Rede sagte: Wie unser mythischer Nationalheld Kraljewitsch Marko im Heldenlied als die Verkörperung aller guten und schlechten Eigenschaften des serbischen Volkes im Mittelalter erscheint, gerade so wurde Fürst Milosch zur Personifikation seines Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Die Türken, denen er eine der größten und schönsten Provinzen entriß, die Türken, an denen er die Serie der schrecklichen Amputationen begann, durch die sie heute in Europa nur noch auf Makedonien und die Umgebung von Konstantinopel zusammengeschrumpft sind, sie also, die ihn wie den ärgsten Feind hassen müßten, haben ihn „Milosch den Großen“ (Kodza-Milosch) genannt, — und zwar siebenzig Jahre vor dem Tage, da dieser Titel ihm vom serbischen Parlament zugesprochen wurde.

Dieser Milosch Obrenowitsch hatte sich, als er noch selbst Bauer war, mit einer Bäuerin verheirathet. Noch bevor er die den Händen des ersten Karagjorgje entfallene national-revolutionäre Fahne ergriff und dem versammelten Volk in Takowo sein berühmtes „Hier bin ich! Krieg den Türken!“ zurief, also bevor er noch ahnen konnte, daß es je einen serbischen Fürsten geben könne und daß er dieser Fürst werden würde, nahm er die Bäuerin Ljubitza Vukomanowitsch, übrigens eine Bäuerin aus recht angesehenem Hause, zur Frau und machte aus ihr dann, nachdem er auf dem Schlachtfelde den neuen serbischen Thron errichtet hatte, die erste serbische Fürstin.

Ich habe erwähnt, daß ich von Erscheinungen zu sprechen haben werde, die wie an ein heroisches Zeitalter gemahnen; in ihre Reihe gehört in allererster Linie Ljubitza M. Obrenowitsch. Die Bilder, die wir von ihr haben, zeigen, daß sie eine Frau von großer Schönheit gewesen sein muß. Sie war aber eben so charaktervoll und muthig wie schön; und es ist nicht Anekdote, sondern einfache Wahrheit, daß sie mit Pistole und Handschar so gut umzugehen wußte wie mit dem Kochlöffel und Spinnrocken und daß, als Milosch einst nach einer verlorenen Schlacht nach Hause kam und erklärte, Alles sei verloren und er könne nur noch sterben, dieses Weib die Schürze löste und sie dem Mann und seinen Wojwoden mit den Worten zuwarf: „Hier, bindet Euch die Weiberschürze um; für Euch sind keine Waffen.“

Die so unerwartete fürstliche Würde, die gewöhnlich auch die besten unter den Parvenus aus dem Gleichgewicht bringt und zu lächerlichen Karikaturen macht, war nicht im Stande, den eisernen Charakter dieser Frau zu zerbrechen und ihren gesunden Menschenverstand zu trüben. Sie blieb auch

Digitized by Google

auf dem Thron die Selbe, die sie gewesen war: eine treue Gattin, eine sparsame Hausfrau, eine gute, scharfäugige Mutter, die ihren Sohn, wenn es sein mußte, ganz so bei den Ohren nahm, wie es in ihrem Heimathdorfe Brusnitza üblich war. Der einzige Unterschied bestand darin, daß sie jetzt ganz Serbien als das eigene Haus betrachtete, für das sie mit unerschöpflicher Mutterliebe zu sorgen hatte. Wenn je der von Hoflakaien so oft mißbrauchte Titel „Landesmutter" mit vollem Recht einer Fürstin zukam, so sicherlich ihr; ein ganzes Buch könnte man schreiben, — sowohl über Das, was sie Gutes gethan, als auch darüber, was sie an Bösem verhütete, durch ihre Güte, ihre Thränen, ihr Flehen, mit dem sie ihrem jähzornigen Gatten oft genug Grausamkeiten und Unrecht abkaufte, zu denen der zum Autokraten Gewordene jetzt ganz wie ein Harun al Raschid neigte. Sonst pflegt man Kleines mit Großem zu vergleichen; bin ich zu demokratisch, wenn ich den auf Thronen geborenen und für die Herrscherpflichten erzogenen Fürstinnen unserer Tage das Zeugniß ausstelle, daß es unter ihnen Einige giebt, die wirklich vielleicht auf der selben moralischen Höhe stehen, auf der diese schlichte Frau aus dem Volke stand? Von Einer weiß ich es übrigens ganz bestimmt, daß sie in Allem das Ebenbild der Fürstin Ljubitza ist, bis auf eine Eigenschaft freilich, die ihr fehlt; dieser Mangel erhöht aber nur das Gefühl ihr schuldiger Verehrung. Wenn man findet, daß ich schwärme, so mag man es verzeihen; auch sie ist ja eine Serbin und ich habe, Gott sei Dank, noch nicht verlernt, tief zu fühlen, wenn ich von den Männern und Frauen meines Stammes rede. Es ist die Fürstin Milena von Montenegro. Ihre Weiblichkeit ist noch wärmerer Bewunderung werth als die Ljubitzas; denn sie hat gezeigt, daß eine gekrönte Frau manches Herzeleid dulden und verschweigen muß, wenn sie damit dem Glück ihres Hauses und ihres Landes dient. Man merkt: ich muß mich einem Gegenstande nähern, der im europäischen Westen ja schon zu den nicht mehr ernsthaft diskutirten Geschäften gehört; bei uns im Osten hängen daran aber noch immer oft Blut und Thränen, selbst der Völker. Wir haben im Balkan einen anderen Hof, wo der Fürst fünfundzwanzig Lebensjahre lang beständig „coups de canif dans le contrat de mariage" machte. Als er des Spielens überdrüssig wurde und zu seiner Frau mit der Bitte um Verzeihung zurückkehrte, erwiderte sie: „Majestät, Sie sind mein Herr und Gebieter, Sie sind der Vater meiner Kinder: ich habe Ihnen nichts zu verzeihen." Meint man, daß nur durch die Hofmoral abgestumpfte Sinne so sprechen? Das ist Täuschung. Solche Akte weiblicher Toleranz haben manchmal den Werth von Thaten, die einen Thron festigen oder gar erhalten, — und diese Toleranz fehlte eben der armen Ljubitza. Sie war eine primitive, impulsive Natur, die nach den Gesetzen der Reflexthätigkeit handelte. Die in einem patriarchalischen Bauernhause Geborene hatte von der Heiligkeit

Digitized by Google

der Ehe die höchste, unmodernste Auffassung; und als sie eines Tages eine der vielen Maitressen ihres Mannes in ihrem eigenen Ehebett fand, nahm sie ruhig von der Wand eine der geladenen Pistolen, die da immer hingen, und erschoß das Frauenzimmer wie eine tolle Hündin. Dieser Pistolenschuß zerstörte ihr Familienglück und wurde zum Schicksal für die kaum gegründete Dynastie. Denn zunächst wurde sie mit ihren Kindern nach Požarewatz verbannt; natürlich mit allen Ehren: man schuf dort für sie einen eigenen Hofhalt. Das Ehepaar versöhnte sich dann und zog sogar wieder zusammen, so daß in Belgrad, wohin inzwischen die Residenz verlegt worden war, eine einheitliche Hofhaltung geführt wurde; allein man weiß, wie es nach solchen Läsionen des Gefühles zu gehen pflegt: je mehr Beide zu vergessen sich bemühten, desto schärfer nagte insgeheim das aufgestachelte Gefühl und wartete auf Ausbruch, — bis der Augenblick kam.

Sind all diese Dinge bei Ihnen in Deutschland bekannt? Ich weiß es nicht und will sie wenigstens rasch notiren. Auch im Staate hatte sich inzwischen Manches geändert. Eine Intelligenz hatten wir noch nicht; wir mußten sie von den ungarischen Serben her importiren und sie brachten die Begriffe der Bureaukratie Metternichs mit. Das empörte; und da zur selben Zeit aus dem Westen das erste Echo konstitutionellen Lebens herüberhallte, gab es plötzlich eine täglich sich verschärfende Kritik der neuen Dynastie und ihrer Autokratie. Diesem Geist der Opposition kam, merkwürdig genug, noch stärkere Hilfe aus Rußland. Denn dorthin hatte Milosch, da zu Hause Schulen fehlten, die Kinder der vornehmsten Familien des Landes zur Ausbildung geschickt, und sie Alle, die, mit dem Knabenflaum auf der Lippe, als seine Bewunderer hinreisten, lernten dort die russische Aristokratie inmitten ihres Lebens auf den reichen Gütern kennen und kamen mit dem Bewußtsein zurück, daß die Obrenowitsch ja doch nur Bauern gewesen seien und daß sie selbst mit dem selben Recht wenigstens Grafen und Barone sein könnten, mit dem die Obrenowitsch zu Fürsten geworden waren. So sammelten sich die bitteren Stimmungen von allen Seiten her, bis es zu wispern, zu raunen und immer deutlicher zu sprechen begann. Milosch der Mann mit der eisernen Faust? Nun freilich: er hatte ja das Regiren bei den Türken gesehen und gelernt. Das türkische Joch abgeschüttelt? Bravo: solches Wort klingt gut; aber „cela ne valait pas la peine de changer de gouvernement“, wenn der serbische Fürst gerade wie ein türkischer Pascha regirt. Einen Augenblick lang hemmte Milosch noch die Fluth dadurch, daß er, dem Drucke der sogenannten Verfassungfreunde nachgebend, Konzessionen machte und dem Lande die Verfassung von 1835 schenkte. Aber es war zu spät; schließlich verbanden sich alle vier Gruppen der Unzufriedenen, um den Fürsten zu stürzen und seinen ältesten Sohn auf den Thron zu bringen. Und nun

Digitized by Google

kam zu allem Unglück noch der Zorn Rußlands. Milosch, der Diplomat, war einmal auch naiv und hatte ohne die Erlaubniß des Kaisers von der Pforte die Anerkennung der Thronfolge in seiner Familie erbeten und erhalten; Milosch, der Autokrat, hatte ferner durch die erwähnte Verleihung einer Konstitution mit den „revolutionären Elementen" paktirt; und als dann die Klage an die Newa gelangte, daß er nicht ein christlicher Herrscher mehr, sondern ein türkischer Pascha sei, war er verloren. Und als die Tragoedie des Fürsten so weit gediehen war, gesellte sich auch die Tragoedie des Mannes hinzu; denn die tötlich beleidigte Bäuerin von Brusnitza, die verrathene Gemahlin, die verzweifelte Mutter ließ sich von den Feinden ihres Mannes überzeugen, daß sie den Thron für ihre Söhne nur retten könne, wenn sie in die Entthronung ihres Gemahls willige. Da wurde nun aus der großen Frau mit einem Male doch ein schwaches Weib: sie setzte ihren Namen an die Spitze einer Anklage gegen den Fürsten, die, von einem Bruder Miloschs noch dazu mitunterzeichnet, im Namen des „serbischen Volkes" dem russischen Kaiser unterbreitet wurde. Was darauf folgen mußte, ist nur allzu klar; von den Unzufriedenen angefeindet, von den Strebern verrathen, von der eigenen Familie mitangeklagt, wurde Milosch entthront, — und so mußte der Befreier und Begründer des neuen serbischen Staates in die Verbannung wandern.

Und Ljubitza mit ihrer Politik? Ihr ältester Sohn, Fürst Milan, stieg auf den Thron, starb aber nach Monatsfrist; nach ihm kam ihr zweiter Sohn, Michael: auch ihn verbannte man nach drei Jahren und erklärte die ganze Dynastie des Thrones verlustig. Unter den Auspizien Rußlands wurde dann Alexander Karageorgewitsch, ein Sohn des Führers der ersten serbischen Revolution, zum Fürsten gewählt. Ljubitza starb im Exil und wurde im serbischen Kloster Krušedol in Syrmien begraben. Sechzehn Jahre nachher, 1858, wurde die Dynastie auf Grund des Legitimitätprinzips auf dem Thron restaurirt; aber Ljubitza erlebte den Tag nicht mehr: sie sah nur das Elend ihres mit durch ihre Schuld gestürzten Hauses. Mitschuldig war sie, weil sie nicht begriff, daß die Frau auf dem Thron das Recht nicht hat, das doch dem einfachsten Weib aus dem Volk zukommt, sondern daß sie ihr größtes und schwerstes Martyrium lächelnd tragen muß, weil ihr privates Schicksal für das Schicksal des Staates entscheidend werden kann.

Die Restauration gab sich von Anfang an als das Beste, was eine Restauration sein kann, nämlich offen und unumwunden als eine Gutmachung des Unrechtes, das die Nation ihrem Befreier zugefügt hatte. Nicht Michael, der zweitverbannte Fürst, sondern sein Vater, der alte Milosch selbst wurde zurückberufen und in seinem Gefolge kehrte Michael nur als Thronfolger heim, um nach zwei Jahren, die seinem Vater noch zu leben vergönnt war, selbst wieder den Thron zu besteigen. Auch er hatte sein Leid. Bemerken

Digitized by Google

will ich, daß er es war, der die eherne Devise schuf: „Tempus et meum jus!“ und daraus läßt sich eigentlich die ganze Art des Mannes erkennen. Serben waren und sind wir Alle: er war der erste große europäische Serbe. Er hatte im Exil viel gelernt, im Verkehr mit den Monarchen und großen Staatsmännern Europas die verschiedenen politischen Systeme und Faktoren in der Nähe gesehen. Bücher, Menschen, Dinge, Systeme: Alles war für ihn ein Lebendiges, das er rastlos studirte, und zwar mit einem schier untrüglichen Blick für alle Wesenheit. Und Alles, was er war, war er als Mann, der sein Volk liebte, und nicht nur als Opportunist, der sich auf die Mittel verstand, wie man einen unsicheren Thron haltbar macht. Wäre das Wort nicht schon durch unzählige gekrönte Karikaturen entwerthet, so möchte ich beinahe sagen: er war der richtige große Idealist auf dem Thron und der richtige Herrscher für ein Volk, das sich im Uebergangsstadium aus dem patriarchalischen in das moderne Leben befand. Die konsultative Nationalversammlung, die er regelmäßig einberief, hörte er auch; er machte den früher allmächtigen oligarchischen Staatsrath wieder zu Dem, was er sein sollte, zu einer Kommission, die Gesetze vorzubereiten hat. In der ganzen Verwaltung wurde nun wirklich „das Gesetz der höchste Wille im Staat.“ Auch entfernte er die letzten türkischen Garnisonen aus Serbien und besetzte alle serbischen Festungen endlich mit Soldaten, die Serbiens Fahne trugen; er wurde die einzige Hoffnung aller Balkanchristen und daneben ein Liebling aller europäischen Souveraine.

Wenn Einer, so hätte er verdient, glücklich zu sein. Doch das Glück versagte sich ihm. Noch im Exil hatte er sich mit der schönen Gräfin Julie Hunyadi verheirathet, einer Tochter des alten und ruhmvollen Geschlechtes, das einst dem ungarischen Thron einen seiner größten Könige geschenkt hatte, und einer Frau, die in Allem auf seiner geistigen Höhe stand. Aber sie blieb kinderlos. Meint man, daß es für mich als Politiker nicht schicklich ist, ernsthaft von dem Unglück der Kinderlosigkeit einer fürstlichen Ehe zu reden? Nein: es ist weder komisch noch unschicklich; wer bedenkt, welche Rolle diese Frage im heutigen Serbien spielt, wird begreifen, was ich meine, wenn ich daran erinnere, wie Julie Hunyadi-Obrenowitsch handelte, als die Jahre vergingen, ohne daß sie ihrem Gatten einen Thronerben gebar. Die Dynastie stand auf den zwei Augen ihres Mannes, den sie liebte und der sie liebte, und da opferte sie sich und ihr persönliches Glück.

Das Opfer war vergebens; Michael wurde ermordet, und sein Märtyrertod brachte den Sohn eines seiner Vettern als Milan Obrenowitsch den Vierten auf den Thron. Vorausschicken will ich nun, daß ich Milan liebte und ihm als Minister aus aller Kraft meiner Seele diente; ich will aber auch gleich sagen, warum. Während seiner zwanzigjährigen Regirung hat

Digitized by Google

dieser Fürst das von seinen Vorfahren ererbte kleine Vasallenfürstenthum nicht nur um ein gutes Drittel an Gebiet und Einwohnerzahl vergrößert, sondern er hat es zur Unabhängigkeit geführt, zum Königreich erhoben und es mit allen Attributen eines modernen Staates ausgestattet. Ich glaube nicht, daß ich blind bin; König Milan hatte wirklich, wie alle guten, so auch alle schlechten Eigenschaften des Begründers der Dynastie geerbt; und die schlechten wurden durch eine zügellose Leidenschaftlichkeit gesteigert, die ihm als Erbtheil seiner Mutter Marie Obrenowitsch, geborenen Catargi, im Blut saß. Dennoch wäre er, als der größte Herrscher der Balkanstaaten gesegnet und von Europa geachtet, bis an sein Lebensende auf seinem Throne geblieben, wenn er nur die Frau gefunden hätte, die seinen und ihren Beruf verstand. Sein und des Landes Unglück wollte aber, daß er das erste schöne Mädchen, in das er sich verliebte, zur Fürstin und dann zur ersten Königin Serbiens erhob. Als Träger einer jungen und so wenig gesicherten Dynastie mußte er schon nach politisch wichtigeren Verwandtschaften Umschau halten, als die war, die ihm das Fräulein von Keschko mitbrachte; verhängnißvoller als alles Andere wurde aber der Umstand, daß dieses junge Mädchen, das im bürgerlichen Leben vielleicht die idealste Frau und Mutter geworden wäre, sich auf dem Thron nicht zurechtzufinden vermochte. Heute, wo sie selbst als Frau wie als Mutter so unglücklich ist, ziemt es mir nicht, die wahrhaftige Geschichte der Königin Natalie zu schreiben, — mir am Wenigsten, weil gerade ich als Minister gezwungen war, die Scheidung Milans von seiner Gattin zu ermöglichen und durchzuführen. Nur, was ich sagen darf, will ich sagen. Ihr Schicksal hing nicht ganz von ihrem freien Willen ab; es war von der Natur schon in der Wiege entschieden. Königin Natalie war auffallend schön; und Schönheit, der sich nicht ungewöhnliche Bildung und Charakterstärke gesellt, pflegt in sich selbst allzu verliebt zu sein, als daß sie aufrichtiger Liebe zu einem Anderen fähig wäre. Ohne eine solche Liebe aber ist eine glückliche Ehe, wenigstens in der Zeit der stürmischen Jugend, undenkbar. Wenn ein Pygmalion seine Götterschönheit mit leidenschaftlichen Küssen zum lebenden Weibe erwecken konnte: zur hingebenden Gattin wäre auch sie nie geworden. Und mußte er dann, trotz aller Schönheit, sich nicht unglücklich nennen?

Trotzdem dauerte die Liebe Milans zu seiner Venus viel länger, als dieses Gefühl in den von der Leidenschaft rasch geschlossenen Ehen gewöhnlich dauert. Ich weiß nicht, ob es bekannt ist, daß es in dieser Ehe einmal eine Frühgeburt gab; ein Prinz Sergius wurde damals geboren. Aerztliche Kunst konnte diese Frühgeburt noch verhindern. Das wäre sicher ein Glück für die Dynastie gewesen, denn heute stünde sie nicht auf den zwei Augen des Königs Alexander. Also noch damals war König Milan in seine Frau so verliebt, daß er die Aerzte an ihrer Pflichterfüllung hinderte, weil die

Digitized by Google

Königin litt, was doch unter Millionen Frauen jede leiden muß und leidet ... Ich höre den Ruf: Geschichten aus der Wochenstube, die ein Politiker in einer historischen Studie auskramt! Doch was kümmert sich die Natur um äußere konventionelle Zimperlichkeiten? Wenn in der Wochenbettzeit entscheidende Charakterzüge sichtbar werden, dann muß man sie eben beachten; oder man schreibt nicht Biographien, sondern falsches, albernes Zeug. In dem Mädchenpensionat, wo Natalie von Keschko in Odessa erzogen wurde, waren die jungen Damen nicht für die Pflicht einer Königin vorbereitet worden. Nur an sich dachte sie, an ihre eigenen Bedürfnisse, an ihre Schönheit, die sie triumphiren sehen wollte; und die Frauen, die in die Intimität der jungen Fürstin zugelassen wurden, hatten nun natürlich leichtes Spiel, als sie ihr bewiesen, daß sie, um ihre Schönheit zu bewahren, das Frauenmartyrium meiden müsse. Sie mied es denn auch, und als ihr einst ein treuer Freund ihres Hauses vorahnend die Gefahr dieser gewollten Unfruchtbarkeit klar zu machen versuchte, erwiderte sie: Je ne dis pas non. Dans dix ans: oui, mais jusque là, je veux vivre. „Vivre“: ganz einfach, bürgerlich „vivre“. Es war danach; ein Luxus kam auf, wie er in Serbien nie vorher gesehen worden war; und da er über die Mittel der „Hoffähigen“ weit hinausging. trug er viel zur Korrumpirung der bis dahin bescheiden lebenden Beamten bei. In einem Brief des verstorbenen Regenten Jovan Ristitsch an die Königin wurde der Schade, den dieses Leben in der serbischen Gesellschaft anrichtete, deutlich geschildert, aber ohne Erfolg. Alles tanzte, tanzte unermüdlich: mit den kleinen Attachés, mit den großen Diplomaten, mit alten Generalen; und wenn man manchmal mit so einem alten Tänzer stürzte, dann lachte die auf dem Boden liegende Majestät, — und Milan war unglücklich. Thut nichts: La reine s'amuse. Durch das ganze Haus zog singend und klingend die Lust; jung sein und leben: Das war die Religion. Da war ein junger, von Kraft strotzender Mann, verliebt und mit natürlichen Rechten, den man König nannte, — und er mußte riskiren, im Vorzimmer das Kichern seiner eigenen Lakaien zu hören, wenn er den Zugang zu seinen besten Rechten einfach verschlossen fand. Da zog er denn endlich die Konsequenz; und darum behaupte ich, daß der Ruf des Don Juans, der ihn verfolgte, nie begründet war. Im Gegentheil: er war sogar schüchtern; wo er Gnade fand, da blieb er auch gleich mit seiner ganzen Seele hängen; und er konnte so fest hängen, daß seine Minister und Freunde ihn immer nur mit Gewalt von einem Weiberrock losreißen konnten. So war es einst schon mit seiner frühesten Liebe; da war er zur Abdankung bereit, um Die zu heirathen, die ihn zuerst lieben gelehrt hatte; so war es später, als man ihm die legitime Liebe so thöricht versagte. Er stieß auf eine Levantinerin, die Frau eines hohen Hofbeamten, die gleich begriff, welche Chance ihr das Elend des fürst-


Digitized by Google

lichen Hauses bot; und er, jung, schön und Fürst, ward zur Beute der unschönen und kinderreichen Frau. Die aber, die ihn hinausgetrieben und zum dankbaren Empfänger fremder Almosen an Liebe gemacht hatte, schrie, statt selbstverschuldetes Leid mit Würde zu tragen und von dem arg geschädigten Prestige des Hauses zu retten, was noch zu retten war, ihren Schmerz laut in die Welt hinaus. Und da begann das große Unglück. Die Presse der ganzen Welt bemächtigte sich des leckeren Bissens und die belgrader Hofwäsche wurde vor Aller Augen gewaschen. Ein Mann, der glücklich gewesen wäre, wenn seine Frau ihm die eheliche Treue ermöglicht hätte, ein hochbegabter König, der für sein Land und für die Civilisation auf der Balkanhalbinsel noch so Vieles zu leisten vermochte, wurde als erbärmlicher Lüstling hingestellt und zur ständigen Karikatur gemacht. Alle Sympathien wandten sich der schönen Unglücklichen auf dem Thron zu und keinem Menschen fiel es ein, zu fragen, wie es denn gekommen sei, daß eine unschöne Matrone einer solchen jungen Göttin vorgezogen werden konnte.

Die Politik mischte sich ins Spiel. Auf dem Berliner Kongreß hatten Fürst Gortschakow und Graf Schuwalow unserem Vertreter Jovan Ristitsch erklärt, Serbien könne nur bekommen, was Oesterreich-Ungarn ihm gewähren wolle. Da schrieb König Milan den denkwürdigen Brief an Andrassy, in dem er sich aufrichtig dem Habsburgerreich anschloß. Die Wirkung war, daß Graf Andrassy, in vollem Einvernehmen mit seinem Kaiser und König, Das, was Serbien in zwei Kriegen errungen hatte, gegen die russischen Vertreter auf dem Berliner Kongreß vertheidigte. Durch den Kaiser und durch Andrassy wurde also wenigstens der größte Theil dieser Errungenschaften für Serbien gerettet. Das verpflichtete. In San Stefano wollte man uns und unserer Zukunft den Todesstoß geben; durch Oesterreich-Ungarn wurde uns in Berlin doch unser Recht. Und da, gerade da opponirte die in Florenz und von nicht-russischen Eltern geborene Königin, die des Russischen so wenig mächtig war, daß sie auf russische Anreden immer nur französisch antwortete. Sie war Russophilin! „Für jedes Heiligenbild, für jedes Kirchenbuch und Meßgewand, für jeden Rubel, den Rußland den Serben je geschenkt hat, haben wir mit je zwei Menschenleben gedankt, mit Strömen serbischen Blutes, das für das Heilige Rußland vergossen wurde." Was ich hier sage, ist ein Citat aus der Schrift eines serbischen Akademikers, der die Ehre hatte, seine Ansicht der Königin vortragen zu dürfen. Sie antwortete: „Sie haben Recht. Das Alles ist wahr. Sehen Sie hier die mit Brillanten besetzte Tabakdose? Sie ist die einzige Belohnung, die Fürst Milosch für den unschätzbaren Dienst erhielt, den Serbien Rußland damals leistete. Und dennoch und trotz San Stefano werde ich es immer lieben." „Auch wenn Euer Majestät die Ueberzeugung gewinnen sollten, daß das offizielle Rußland gegen Ihren Gemahl und Ihren Sohn arbeitet?" — „Auch dann."

Digitized by Google

Nach Alledem wird man begreifen, wie das Gerücht entstehen konnte, die Königin habe nach Slivnitza den Plan gehegt, ihren Gemahl vom Thron zu stürzen und sich selbst zur Regentin zu machen. Ich glaube daran nicht; aus zwei Gründen. Erstens kannte die Königin die serbische Geschichte doch wohl zu gut, um nicht zu wissen, daß es unserer nationalen Grundanschauung vom Frauenberuf widerspricht, sich eine Frau an die Spitze des Staates gestellt zu denken; thatsächlich hat in den acht Jahrhunderten unserer Geschichte nie eine Frau irgend ein serbisches Land regirt. Zweitens heißt es, ihr habe das Vorbild Katharinas der Zweiten vorgeschwebt; aber da mußte ihr wieder aus der russischen Geschichte bekannt sein, daß Katharina schon als Thronfolgerin sich Jahre lang und sehr ernst mit allen Staatswissenschaften befaßte und sich mit deutscher Gründlichkeit für den Beruf einer Kaiserin vorbereitete. Katharina hat Romane erlebt, aber nie Zeit zum Lesen von Romanen gehabt. Ich kannte in Serbien eine Königin, die nur Romane las, nichts Anderes. Auch hätte Katharina nicht einen ganzen Tag daran gewandt, einem russischen Staatsmann ihre Schätze an Brüsseler Spitzen zu zeigen. Alle weibliche Kleinlichkeit und Eitelkeit war ihr fremd; deshalb konnte sie die große Kaiserin werden.

Einerlei. König Milan glaubte, seine Frau habe die Absicht gehabt, seine Niederlage auf dem Schlachtfeld zu benutzen, um sich zur Regentin zu machen. Dieser Tropfen brachte den Becher zum Ueberlaufen. Natalie mußte mit dem Kronprinzen auf Reisen gehen; und eines Tages saß der serbische Ministerrath förmlich wie versteinert da, als König Milan die niederschmetternde Mittheilung machte, er habe gestern vom Metropoliten schriftlich die Scheidung von der Königin Natalie verlangt. Das arme Ministerium hatte bis dahin nichts geahnt, — nicht geahnt, daß es vom König berufen war, um diese Scheidung durchzuführen. Erst durch diese „private“ Mittheilung, die dem Kabinet gewissermaßen nur „zur gefälligen Kenntnißnahme“ und in einer Form unterbreitet wurde, als ob es sich nicht um eine Staatsfrage ersten Ranges handelte, wurden den Ministern die Augen geöffnet. Was thun? Jetzt stand man vor der Alternative, entweder sofort die Entlassung zu fordern und damit den König selbst auf dem Thron unmöglich zu machen oder zu bleiben und die Autorität der Krone zu retten, sei es auch um den Preis des eigenen politischen Lebens. Und König Milan war ein guter Psychologe und wußte, was er that, als er in dieses Ministerium Männer rief, von denen er sicher war, daß sie bereit waren, für ihn nicht nur politisch, sondern physisch zu sterben..

Zunächst versuchten sie, den verhängnißvollen Antrag des Königs zurückzunehmen und einen modus vivendi herbeizuführen, der die Ehescheidung vermeiden könne. Von den unglaublichen Anstrengungen, die es kostete, will ich hier nicht reden; aber schließlich stimmte der König einem Kompromiß


Digitized by Google

zu, wonach die Scheidungsklage zurückgezogen werden sollte, wenn die Königin einwilligte, bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr des Kronprinzen im Ausland zu leben und die Erziehung des Kronprinzen zu leiten. Und natürlich wurde ihr für diese ganze Zeit auch nach Gebühr der Besitz eines Hofstaates und der auf sie entfallende Theil der Civilliste zugebilligt, mit der Garantie, daß das hierüber auszufertigende Staatsdokument nicht nur vom König, sondern auch vom ganzen Ministerium und Staatsrath, von allen Kirchenfürsten und allen Spitzen des Staates mitunterzeichnet werde. Mit dem Texte dieses Dokumentes ging eine besondere Gesandtschaft nach Wiesbaden, wo die Königin weilte, um ihre Einwilligung einzuholen, und das Ministerium hoffte, daß die Mutterliebe stärker sein werde als der beleidigte Stolz. Das war ein Irrthum. Die Königin ließ sich das einzige Kind von der Staatsgewalt wegnehmen, statt es bei sich zu behalten und mit dem volljährigen Kronprinzen als Königin nach Serbien zurückzukehren.

Und die öffentliche Meinung? Nun, es kam, wie es so oft kommt. In Serbien sowohl wie in Europa hatte man keine Ahnung von den wahren Motiven und den vorangegangenen Peripetien dieser unglücklichen Lösung und verurtheilte einstimmig den König; die Sympathien der ganzen Welt waren auf der Seite der schönen Königin, der man durch Gendarmen das einzige Kind entriß. Beschimpft, von gut geheizten Verleumdungmaschinen mit Koth überworfen, lebte König Milan nun weiter, fatalistisch, wie es die Natur des Slaven ist, ohne auch nur recht den Versuch zu machen, der Welt ihren Irrthum zu nehmen. Nur noch ein Gedanke erfüllte ihn seitdem: den Thron für seinen Sohn zu retten. Zu diesem Zweck gab er die bekannte ultraradikale Verfassung und entsagte dem Thron. Warum? War es nöthig? Und was versprach er sich davon? Nie äußerte er sich hierüber mit voller Klarheit; aber mir scheint, er sagte sich: Das serbische Volk wird erleben, daß ein Obrenowitsch ihm seinen Willen thut, und wenn es dann die Wirkungen dieser verderblichen Verfassung mit eigenen Augen sieht, wird es wieder in die Bahnen eines vernünftigen Konstitutionalismus zurückverlangen. Und die Abdankung? Rußland ist mein Feind, mein gefährlichster Feind, gefährlicher noch als der innere Radikalismus; und wollte ich, daß es meine Schuld nicht auch an meinem Sohn räche, so müßte ich meine loyale Haltung gegenüber Oesterreich-Ungarn, das mich seit Andrassy gestützt und gefördert hat, ändern. Last not least aber wollte er nun nach allen Richtungen hin alle Schleier abwerfen und reinen Tisch machen; er wollte der Frau, die sich ihm hingegeben und ihm die Liebe gewährt hatte, die er im eigenen Hause entbehrte, für ihr Familienglück, das vernichtet zu haben er sich anschuldigte, Satisfaktion geben und sie heirathen. Zum Glück war er aber serbischer Patriot genug, um einzusehen, daß er diesen Schritt nicht als König, sondern nur als Privatmann thun durfte.

Digitized by Google

Und so kam wieder ein vierzehnjähriges Kind auf den Thron und wieder hatten wir eine Regentschaft, — die schlechteste Regirungform, die es für einen Staat geben kann. Der Vater des Königs ging ins Ausland, die Mutter kam nach Serbien. Dann wurde auch sie mit Gewalt aus dem Reich entfernt; beide Eltern des Königs wurden durch „Gesetz" aus Serbien verbannt. Dieses Gesetz brach aber der Regentschaft den Hals. Denn König Alexander machte seinen ersten Staatsstreich, erklärte sich eigenmächtig für volljährig und ergriff, beinahe noch ein Kind, selbst die Zügel der Regirung. Was folgte, ist bekannt: zunächst das unwürdige chassez-croisez der kürzeren oder längeren Besuche Milans und Natalies in Belgrad; dann 1897 das Programm der Regirung über den Parteien mit Milan als Generalissimus der Armee und einer Devise, wonach aus Alexander ein Großer Kurfürst und aus Serbien das Brandenburg der Balkanhalbinsel zu machen gewesen wäre. Was diese Regirung für Serbien that, ist mit den Worten charakterisirt, die der mit Recht so verehrte Doyen der europäischen Monarchen, Kaiser Franz Joseph, zu Milan sprach. „Seit fünfzig Jahren", sagte er im Juni 1900, „beobachte ich aufmerksam, was in Serbien vorgeht. Nun: noch niemals war bei Ihnen solche Ordnung, Ruhe und ernste Arbeit wie in den letzten drei Jahren. Darum: nur so weiter!" Leider gings aber nicht so weiter. Die Regirung, deren Devise „Serbien über Alles" war, mußte zurücktreten, weil der junge König heirathen wollte. Als dieses Ministerium ernannt wurde, hatte sein Präsident eine Versöhnung der königlichen Eltern geplant, um das schreckliche Schauspiel einer häuslichen Zerstörung mit all den Folgen, die noch immer fortwirkten, zu beenden. König Milan sagte Ja; für die Königin Natalie erklärte König Alexander auf der Stelle kategorisch, seine Mutter werde nie in diese Aussöhnung willigen. Und dann kam die letzte Heirathgeschichte. Ein serbischer Politiker, der aus der Chronik seines Königshauses erzählt, ist nur allzu sehr vor dem Verdacht geschützt, ein Panegyriker des Frauenverstandes zu sein; dürfte er wenigstens das Lob der Frauentugend singen! . . . Man mußte an die Verheirathung Alexanders denken. Der König sträubte sich; er sei noch zu jung, sagte er. Im Ministerrath machte man ihm den Standpunkt klar und drohte sogar mit Demission, weil es nöthig sei, auf der durch Leidenschaften zerstörten Stätte wieder ein festes und reines Haus zu bauen. Da gab er endlich nach. Zwei große Monarchen interessirten sich für die Sache; bei dem Einen intervenirte König Milan und der serbische Ministerpräsident sollte den Plan mit dem ersten Minister des Monarchen besprechen. Die Braut war ausersehen, Tag und Ort für die Zusammenkunft des jungen Paares festgesetzt; nur noch um geringfügige Nebensächlichkeiten des Ceremoniells handelte es sich. Endlich sollte im serbischen Königshaus wieder die einfache bürgerliche Ruhe und Ehre herrschen.

Digitized by Google

Da — König Milan war nach Karlsbad, der Regirungchef nach Paris gegangen — erschien die Proklamation des Königs, die seine Heirath mit einer gewesenen Hofdame seiner Mutter verkündete.

Alles Weitere ist bekannt. Wer will, hat das Recht, dem König Milan und der Königin Natalie einen Stein nachzuwerfen; Jeder hat das Recht, sie für Das verantwortlich zu machen, was sie auf Serbiens Thron gethan oder unterlassen haben. Einen einzigen Menschen auf der ganzen Welt giebt es, der kein Recht dazu hat. Und gerade er, der einzige Sohn dieses unglücklichen Menschenpaares, hat, um zu heirathen, wie es ihm paßte, gegen Vater und Mutter in einer Weise gehandelt, die in ruhiger Rede kaum zu schildern ist. Wie groß auch die tragische Schuld des Königs Milan und der Königin Natalie sein mag: die Strafe, die sie am eigenen Sohn erlebten, war zu grausam und unverdient. Milan war der Glücklichere: er starb bald im Exil; der Haß wird es bestreiten und doch sage ichs: als ein wahrer König Lear. Die unglücklichste Mutter aber lebt und muß das Kreuz freudlos weiter tragen. Selbst wir, die als Patrioten und treue Staatsdiener, in Erfüllung der Pflicht, wie wir sie verstehen, gezwungen waren, gegen die Macht der Königin Natalie zu kämpfen, müssen heute vor ihrem Unglück das Knie beugen. Sie und die Frau, die ihr auf dem Thron folgte, sind nicht zu vergleichen. Die unglückliche Natalie — selbst ihr Feind muß es zugeben — war, ob auch schuldig, als Weib redlich und rein . . .

Der Titel dieser Skizze sollte mich zwingen, nun über die Frau zu sprechen, die heute Königin von Serbien heißt. Ich kann und will es nicht; denn ich erzähle hier vom Unglück, nicht aus der Sittengeschichte Serbiens.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die bisherige Geschichte der Dynastie Obrenowitsch erinnert an ein altes serbisches Epos. Drei Brüder, Vasallen des alten Serbenreiches, bauten ihr Familienschloß an der Bojana. Alles, was am Tage erbaut wurde, rissen die bösen Feen in der Nacht nieder. Erst als eine ihrer Frauen geopfert und lebendig in die Fundamente eingemauert wurde, war der Bann gebrochen und die Burg konnte fertig gebaut werden. Gerade so bauten drei Fürsten aus dem Hause Obrenowitsch mit übermenschlichen Anstrengungen siebenzig Jahre lang an den Grundmauern des neuen serbischen Staates: und immer wurde, was Einer aufgebaut hatte, von Frauenhänden zerstört. Soll sich das grausame Schicksal aus dem Liede des vierzehnten Jahrhunderts im zwanzigsten wiederholen?

Wien. Dr. Vladan Georgewitsch.



Digitized by Google

Ochrida.

In Ochrida, der alten bulgarischen Zarenstadt, wurde eine werthvolle Handschrift, der Kodex des Heiligen Klemens, aufbewahrt: das Protokolbuch der Synoden des ehemaligen Patriarchates von ganz Bulgarien, Serbien, Albanien und dem westlichen Meer, wie sich die Erzbischöfe von Ochrida mit Stolz betitelten. Vom elften Jahrhundert bis zum Untergang des Patriarchates (1767) bekleideten nur Griechen (oder völlig gräzisirte Slaven und Rumänen) diese Würde. Das Protokolbuch umfaßt allerdings nur das letzte Jahrhundert; dennoch ist es für die Kirchen- und Sittengeschichte des Ostens höchst wichtig; um so mehr bedauerten die Gelehrten, daß in den heißen Nationalitätkämpfen, die sich dort vor vierzig Jahren zwischen Griechen und Bulgaren abspielten, der kostbare Kodex verloren ging.

Schon längst hegte ich die Absicht, einmal auf die Suche danach zu gehen; doch die jetzigen prekären Verhältnisse Makedoniens, wo der Einfall der bulgarischen Komitate wenigstens nach den Zeitungberichten eine allgemeine Unsicherheit erzeugt hat, veranlaßten mich, diesen Plan, wenn auch schweren Herzens, aufzugeben. Auf meiner Wallfahrt nach dem Heiligen Berge hatte ich aber das Glück, als Schiffsgenossen den russischen Generalkonsul von Monastir (Bitolia), Herrn Alexander Rostkowskij, kennen zu lernen, einen der gründlichsten Kenner der makedonischen Verhältnisse, der das Land nach allen Seiten bereist hat. Als ich ihm beiläufig meine früheren Ochridapläne erzählte, lächelte er und meinte, die angeblichen Gefahren seien lange nicht so groß, wie die Zeitungen sie ausmalten. Der Vali werde mir Soldaten zur Bedeckung geben und außerdem könne ich auf russischen Schutz rechnen. Man weiß, was der Zar aller Reußen am Goldenen Horn und in der ganzen Türkei zu bedeuten hat. Urplötzlich trat nun vor meine Seele die Möglichkeit, beinahe begrabene Lieblingspläne ausführen zu können. Dieser Gedanke regte mich so auf, daß ich die ganze Nacht, seit langen Jahren zum ersten Male, nicht schlief. Am nächsten Morgen schrieb ich schleunig an die Deutsche Botschaft in Konstantinopel, ob sie gegen die von mir geplante Reise nach Ochrida, denen ich gleich Korytza und Kastoria, den Mittelpunkt des bulgarischen Aufstandsgebietes, anschloß, nichts einzuwenden habe. Ich wurde aufgefordert, die Antwort beim Generalkonsulat in Salonik abzuholen, wo ich nach einem zweimonatigen Athosaufenhalt im Oktober eintraf. Dort wurde mir mitgetheilt, daß gegen eine Reise nach Ochrida und Korytza keinerlei Bedenken bestünden; wegen Kastoria aber solle ich mich an den k. k. östreichisch-ungarischen Konsul in Monastir wenden, der dort die Deutschen zu schützen habe. Zwischen Kastoria und Florina hatte sich nämlich der Chef der westlichen Komitate, der aus der Gegend von Klisura gebürtige Oberst Jankow, eingenistet und lieferte den Türken fast täglich Gefechte. Ich fuhr also nach Monastir, wo ich in dem gastfreien Hause des russischen Konsuls und seiner liebenswürdigen Gemahlin die angenehmsten und lehrreichsten Stunden verbrachte. Er sowohl als mein offizieller Protektor Dr. Kral riethen mir unbedingt zu der Reise; Kral hatte vor erst vierzehn Tagen die selbe Reise gemacht und den schlimmen Paß von Kastoria nach Florina überschritten. Mit Herrn Rostkowskij und seinem Dragoman machte ich dann einen feierlichen Besuch beim

Digitized by Google

Vali (Oberpräsidenten der Provinz). Nach Austausch einiger zierlichen, regelmäßig vom Dolmetscher unterbrochenen Redensarten erhielt ich vier Mann Bedeckung nebst einem Unteroffizier zudekretirt. Am anderen Morgen erschien aber eine zehnköpfige Bedeckungmannschaft; und nachdem der führende Tschausch (Unteroffizier) mir erklärt hatte, daß er und seine Leute mich durch alle Bulgaren und Banden hindurchhauen würden, fuhren wir fröhlich in den prachtvollen Morgen hinaus. Ueberall in Makedonien sind leidlich gut gehaltene Fahrstraßen vorhanden, so daß ich den größten Theil der Reise im Wagen zurücklegen konnte. Die Straßen werden auch im Stand gehalten; mehrfach begegneten mir Gruppen mit der Ausbesserung der Straße beschäftigter Arbeiter. Die Kosten dieser Wegebauten sind für die türkische Regirung sehr gering; denn die verschiedenen Dorfschaften werden der Reihe nach zum Robott kommandirt. Die mißvergnügten, finsteren Gesichter der Arbeiter sprachen deutlich genug aus, daß nur harter Druck sie zu diesem Frohndienst zwinge.

Unsere türkischen Begleiter, namentlich die beiden Tschausche, zwei Albanesen, waren prächtige Menschen. Der Vali hatte den Beiden den Auftrag gegeben, während der ganzen Reise uns zu begleiten; die übrige Mannschaft wechselte fast täglich. Tutun (Tabak) und Cigaretten übten bald ihre Macht auf die Türkenherzen; ich pflegte mich reichlich damit zu versorgen; mein Tabakbeutel wurde bald als öffentliches Gemeingut anerkannt und wanderte fröhlich von Pferd zu Pferd, kehrte aber regelmäßig nur unbeträchtlich erleichtert in meine Hände zurück. Auch der einfache Türke zeigt in solchen Fällen stets höflichen Anstand und Diskretion. Unser Kutscher und — wenn wir ritten — der die Saumthiere treibende Agogiate waren fast immer Christen. Wenn wir Wein tranken, fragte ich den Kutscher, um mich über Nationalität und Glauben zu vergewissern: „Bist Du ein Christ?" „Ja, Herr, ein orthodoxer", war stets die Antwort. Darauf überreichte ich ihm einen vollen Becher mit den feierlichen Worten: „Das schönste Privileg der Christen ist der Wein". Unter fröhlichem Grinsen stürzte er den Trank hinunter, während unsere Türken wehmüthig zusahen. Die Albanesen, namentlich die vom Südstamm der Toska, sind religiös durchaus nicht fanatisch; sie gehören meist den Derwischorden der Mewlewi oder Bektaschi an und der mystische Geist des Sufismus wirkt wohlthätig auflösend auf die starren Fesseln der Satzung. Wäre einer dieser braven Askerler (Soldaten) allein mit uns gewesen, er hätte fröhlich mitgezecht. So kontrolirte und hemmte Einer den Anderen. Ich wagte daher nie, ihnen von dem durch den Propheten verdammten Getränk anzubieten.

Unsere Mittagsrast hielten wir auf halbem Wege in dem volkreichen Marktflecken Resna ab, dessen 786 Häuser Bulgaren, Rumänen und Albanesen bewohnen. Es war gerade Jahrmarkt; in den Straßen fluthete ein fröhliches Menschengewoge und der Markt bot ein farbenreiches Bild. In den Buden wurden Tücher und Frauenschmuck feilgeboten; im Freien hatten die Gemüse- und Fruchthändler ihre Waaren allerliebst und zierlich geordnet; Thongefäße von eben so eigenthümlichen wie geschmackvollen Formen wurden uns zu lächerlich billigen Preisen angeboten. Der schwierige Transport verhinderte mich an größeren Einkäufen. Während mein Reisegefährte unsere türkische Begleitmannschaft und vier Typen der hoffnungvollen Dorfjugend photographirte, erhandelte ich bei

Digitized by Google

einem Prachtexemplar von altem Spaniolen drei Tücher und mußte natürlich dem eben so fertig griechisch wie französisch sprechenden Hebräer über das Woher und Wohin nach des alten Homeros Weise Rede stehen. Zu meinem Glück hatte ich den Bazar in meiner Reisemütze besucht; später hörte ich, daß ein Hutmensch in diesem ausschließlich Fez tragenden Volk unter der Jugend eine ähnliche für das angestaunte Objekt peinliche Aufregung hervorruft wie die Söhne des Himmlischen Reiches, als sie sich zum ersten Mal auf Berlins Straßen wagten.

Durch eine waldige und gebirgige, Strecken lang ungemein schöne, an Jura- und Schwarzwaldpartien erinnernde Landschaft erreichten wir in finsterer Nacht die alte Zaren- und Patriarchenstadt. Unsere Soldaten zogen ab, während wir Zuflucht im „Gasthaus von Thessalonike", einem höchst primitiven Chan, fanden. Eine halsbrechende Treppe führte auf einen ungemein geräumigen Vorplatz, der aber, von morschen Stützen getragen, unter unseren Schritten gleich einem Meer hin und her wogte. Die Zimmer waren klein, aber reinlich und die Wirthsleute herzensgut. Mein Begleiter gewann ihre Freundschaft schnell dadurch, daß er sie in einer hübschen Gruppe photographirte. Natürlich verschenkte er seine Photographien. Das erregte bei Griechen und anderen Orthodoxen einen geradezu unbegrenzten Enthusiasmus; bekanntlich hat die griechische Kirche die beiden Aerzte, Kosmas und Damianos, die unentgeltlich praktizirten, nur aus diesem Grunde unter ihre Heiligen aufgenommen. Ein Arzt, der gratis kurirt, ist für den Geld liebenden Hellenen ein unbegreifliches Geschöpf; nur ein großer Sanktus kann so handeln. Zum Lobe unseres nobeln Hotels muß ich übrigens sagen, daß hier wie auf dem Athos und in ganz Makedonien die Betten sehr reinlich waren. Ich hatte eine große Büchse „Persisches Pulver" und ein Feldbett, das mir der russische Konsul liebenswürdiger Weise lieh, ganz umsonst mitgenommen.

Der Ochridsko Jezero (See von Ochrida) ist berühmt wegen seiner ausgezeichneten Fische. Ein alter französischer Lazarist, der einige Zeit in der Stadt geweilt hatte, schrieb: „A Ochrida il n'y a rien de dangereux que les truites qui disputent le rang même à celles d'Arcachon. Im bulgarischen Athoskloster Zografu besuchte mich ein Mönch, als er vernommen hatte, daß ich nach Ochrida reisen wolle, und stellte sich mir als Bürger dieser Stadt vor. Er machte mich vor Allem auf die ausgezeichneten Erzeugnisse des sehr fischreichen Sees aufmerksam und pries in einem schwungvollen Dithyrambus die unvergleichliche Letniza (Sommerfisch), eine Art Lachsforelle, mit ihrem zarten, rosenrothen Fleisch als „la fine fleur de la délicatesse." Bei unseren guten Wirthsleuten und später beim Wladika schlemmte ich oft in Letniza und kann versichern, daß sie ihren Ruf verdient. Sie wird übrigens, in Eis verpackt, nach Sofia und weiter exportirt; aber so wohlschmeckend und zart wie die frische Forelle an Ort und Stelle ist sie dann natürlich nicht mehr.

Nach zwei im Kloster verbrachten Monaten war ich an die sehr gesunde Lebensweise des Heiligen Berges und namentlich an das Frühaufstehen gewöhnt. Waschvorrichtungen im Zimmer kennen weder die Klöster (außer Esfigmenu) noch die Gasthäuser des Ostens. Im Korridor sprudelt eine Fontaine mit geräumigem Becken, wo die Völker der nothwendigen Reinlichkeit gemeinsam, aber der Reihe nach, obliegen. In Ochrida fehlte auch sie. Der bulgarische, nur noth=

Digitized by Google

dürftig griechisch redende Diener Tode (Theodor) errieth aber meine Wünsche und führte mich, mit einem prachtvollen friesartigen Handtuch bewaffnet, durch den Garten an das Ufer der wogenden See, wo ich auf der Landungtreppe für die Barken meinen äußeren Menschen würdiger zu gestalten hatte. Dieser Tode, eine biedere Seele von einer fast hündischen Anhänglichkeit an mich, war trotz seinen zwanzig Jahren schon verheirathet und Vater von zwei Kindern; sie und seine Frau sollte er mit einem Wochenlohn von dreißig Grusch (ungefähr fünf Mark) ernähren. Zum Glück war die Frau, um für ihren Lebenserwerb besser zu sorgen, nach Monastir verzogen. Die allzu frühen Heirathen sind überhaupt ein Krebsschaden unter den dortigen Bulgaren und Albanesen. In Starova, einem albanesischen Städtchen am Südufer des Sees, zeigte man mir einen jungen Toska (Albanesen) von fünfundzwanzig Jahren, der einen zehnjährigen Sohn und eine achtjährige Tochter besaß. Bei der schlechten türkischen Verwaltung, der argen Bedrückung durch die Beamten und dieser rasenden Vermehrung der Bevölkerung ist es ganz unmöglich, dem furchtbaren Elend zu steuern.

Früh um Sechs trat ich, von meinem freundlichen Wirth begleitet, den Rundgang durch die Stadt an. Die engen, unreinlichen, auch für türkische Begriffe ungewöhnlich schlecht gepflasterten Straßen und Bergstiege machen keinen guten Eindruck. Vom See aus gewährt die Stadt dagegen einen wundervollen Anblick. Terassenförmig steigt sie vom Ufer empor und wird durch zwei Hügel gekrönt, deren einen das ehemalige alte Schloß der Feudalherrscher oder Paschas von Ochrida einnimmt. Noch lebt im Gedächtniß des Volkes die Erinnerung an Dschelaleddin-Bey, der eine Christin zur Frau hatte und auf seiner Burg in Ali Paschas Tagen ganz unabhängig schaltete und waltete. Die andere Bergeshöhe wird von der Kirche des Heiligen Klemens beherrscht, der ehemaligen Kathedrale der von 924 bis 1767 über ganz Westmakedonien und Albanien als geistliche Gebieter schaltenden Patriarchen von Ochrida. Wir besuchten die feierlich düstere Kirche, wo gerade die Liturgie abgehalten wurde. Mir wurde als Sitzplatz ein prachtvoller Thron, der Amtssessel der alten Patriarchen von Ochrida, angewiesen. Der Despot Effendi, wie die Türken, oder der Ochridski Prespanski Vladika, wie die Bulgaren den Metropoliten betiteln, hat einen neuen Sitz, meinem Patriarchalthron gegenüber, erhalten. Nach beendigtem Gottesdienst wandelten wir auf die geräumige Terrasse vor der Kirche; und hier bot sich uns ein herrlicher Anblick. Zu unseren Füßen die Stadt mit ihren weißen Häusern, vor uns der tiefblaue große See, dessen Ufer im Süden man kaum erkannte, rings umschlossen von edel geformten, zum Theil bewaldeten Berghöhen. Wenn einmal das Geld beschafft sein wird, um die Bahn von Monastir über Ochrida nach Jannina und der epirotischen Küste zu bauen, und wenn eine geordnete Verwaltung der jetzigen Mißwirthschaft ein Ende macht, wird Makedonien von Fremden überschwemmt werden und Gasthäuser und Pensionen werden blühen wie in der Schweiz, an die ich hier immer denken muß.

Schon in der Kirche hatten sich zwei neue Begleiter uns angeschlossen: ein Polizeilieutenant Muslim und ein Polizeiwachtmeister (Tschausch) Johannes Anastasin, Bulgare und Christ, der fertig griechisch sprach. „In meiner Jugend lernte man nämlich noch Griechisch in der Schule", erklärte er mir; er war nun neben dem Wirth Anastasi mein regelmäßiger Dragoman und so wurden wir

Digitized by Google

bald sehr gute Freunde. Während meines viertägigen Aufenthaltes begleiteten mich die Beiden auf Schritt und Tritt, der Lieutenant vor mir, der Tschausch hinter mir. Ueberall erhoben sich zum Zeichen der Ehrfurcht die Leute auf den Straßenbänken und in den offenen Geschäften von ihren Sitzen. Ich mußte unaufhörlich grüßen. Vergebens stellte ich den Beiden vor, wie lästig mir die pomphafte Schaustellung sei und wie sehr ich bedaure, ihnen so viel Mühe zu machen. Sie behaupteten, die Polizeibegleitung sei durchaus nothwendig wegen der Straßenjugend, die einen Europäer im Hut sonst wie ein Meerwunder begaffen und anjohlen würde. Auch habe der Kaimakam es ausdrücklich befohlen; ich sei vom Vali als ein vornehmer hoher Beamter aus Prussia angemeldet; solche Herren kämen höchst selten nach Ochrida und schon darum sei man ihnen jede Ehre schuldig. Meine Behauptung, daß ich ein ganz gewöhnlicher Professor aus einer kleinen Universitätstadt sei und nur Handschriften suche, wurde mit stillem Lächeln beantwortet, als wollten sie sagen: „Der Frengi verstellt sich gut; aber uns täuscht er nicht." Die Aufzwingung dieser Ehrenwache war übrigens nicht nur ein Ausfluß des liebevollen Herzens der türkischen Regirung; man gewann dadurch Gelegenheit, den Fremdling genau zu überwachen, damit er nicht etwa mit geheimen bulgarischen Führern und anderen zweifelhaften Existenzen sich einlasse. Nun, mein Thun war so unschuldig, daß auch der argwöhnischste Spion bald meine vollkommene Harmlosigkeit erkennen mußte.

Tschausch Jannis lud mich höflichst ein, auch das auf der Esplanade gelegene bulgarische Schulhaus zu besuchen, einen nüchternen, langweilig modernen Bau; ich lehnte dankend ab und sagte, daß ich mich nicht für moderne Pädagogik, sondern nur für Kirchen, Mönche und alte Handschriften interessire. Dieser Schulbau ist ein Denkmal ewiger Schmach für die bulgarische Nation. An seiner Stelle erhob sich noch vor fünfzehn Jahren das Trapezarion, das prachtvolle Refektorium des Marienklosters. Die Kathedrale war nämlich Klosterkirche und der Heiligen Gottesmutter, zubenannt die „Hochansehnliche" (peribleptos), geweiht; erst als die Türken die alte gewaltige Sofienkirche in der Unterstadt in eine Moschee verwandelt hatten, nahm der Patriarch die gleich der Aja Sofia im elften Jahrhundert erbaute „obere Kirche" in Besitz. Das Kloster verfiel; aber das Refektorium mit schönen und jedenfalls sehr interessanten Wandmalereien und Inschriften war erhalten; nur ein Theil des Daches war eingestürzt. Nach der Vertreibung des griechisch-fanariotischen Klerus hausten dort die vom Sieg trunkenen Bulgaren wahrhaft vandalisch. In der Kirche wurden griechische Inschriften oder Beischriften der Gemälde ausgekratzt oder überschmiert und durch slavische ersetzt. Das Schlimmste leistete aber der damalige Vladika von Ochrida, Monsignore Gregorij, jetzt Vladika von Bitolia (Monastir), als er vor zehn Jahren das ganze, allerdings etwas ruinenhafte Trapezarion niederreißen und an seiner Stelle, gleichsam als Symbol modernen Nivellirungfanatismus, das triviale Schulhaus erbauen ließ. Auf dem Platz, wo einst die Mönche ihre Gesänge anstimmten, erschallen heute die Weisen Fröbels; die Lieder sind, wie mir beim Anhören der bekannten Melodien ein Lehrer ausdrücklich sagte, aus Deutschland bezogen und bulgarische Texte untergelegt.

Sobald die Tageszeit es einigermaßen erlaubte, machte ich meinen Besuch beim Kaimakam, dem Gouverneur der Stadt. Als ich den weiten Hof des

Digitized by Google

Konak durchschritten hatte und die Stufen zum eigentlichen Regirungsgebäude emporstieg, präsentirten die Soldaten das Gewehr und in der Vorhalle erhoben sich die Diener und die zahlreichen Bittsteller von ihren Sitzen. Von zwei Dienern wurde ich vor das Stadthaupt geführt. Einige schöne Redeblumen, der unvermeidliche Kaffee nebst Cigarette, — und die Audienz war beendet.

Auf der linken Seite des Hofes sieht der Hinaustretende ein finsteres, trübsäliges Gebäude, das durch einen Palissadenwall vom Hof abgesperrt ist. An diesem Wall standen zwei vergrämte alte Frauen und ein junger Bursche, die nach innen sahen und riefen. Die Fenster des etwa vier Meter vom Palissadenwall abstehenden Gebäudes waren durch Holzgitter verschlossen. Aus einem Fenster drang ein gellendes Geschrei: Aman, aman (Gnade, Gnade)! Es seien Wahnsinnige, erklärte mir der loyale Polizeidiener auf meine verwunderte Frage. Wie ich nachher erfuhr, ists aber das Untersuchungsgefängniß, wo die armen, oft ganz unschuldigen Inkulpaten in einem wahrhaft entsetzlichen Schmutz liegen; kärglich genährt und ohne die Erlaubniß, jemals ihre unreine Höhle verlassen zu dürfen, leben die Unglücklichen dort oft Wochen lang. Manchmal vergißt die türkische Justiz ihre Existenz und sie gehen elendiglich zu Grunde.

Die Lage der dortigen Christen ist überhaupt eine sehr gedrückte; weniger durch Uebelwollen der Regirung als in Folge des grenzenlosen Fanatismus der muslimischen Bevölkerung, besonders der Gega (muslimischer Albanesen). Sie erlauben den Christen nicht, in ihre Weinberge zu gehen: nur die Frauen dürfen die Weinlese besorgen. Mein Gastwirth, ein ehemals wohlhabender Mann, ist in seinen Vermögensumständen sehr zurückgekommen, weil die zahlreichen durchreisenden Beamten und Soldaten zwar reichliche und gute Verpflegung für sich in Anspruch nehmen, aber an keine Bezahlung denken. Während meiner Anwesenheit kamen nachts einst sechs Soldaten ans Thor und begehrten stürmisch Einlaß. Sie drohten, das Thor zu erbrechen. Da stieg mein junger Begleiter Jannis hinunter und hielt ihnen in tadellosem Türkisch eine Standrede; es sei eine wahre Schande, bei nachtschlafender Zeit sich so zu benehmen, und Solches könnten nur Türken thun. Wegen seines Hutes und seiner europäischen Kleidung hielten sie ihn für einen Frengi und zogen beschämt ab.

Vom Kaimakam begab ich mich zu Methodij, dem Vladika, an den ich empfohlen war. Hier brachte ich mein Anliegen wegen des Besuches der Biblothek vor. Sofort wurden die drei Epitropen (Verwalter der Bibliothek) hercitirt und zugleich bot mir der Vladika seine Wohnung statt des primitiven Chans an, was ich nach einigem Sträuben gern annahm. Ich erhielt ein prachtvolles, ganz europäisch eingerichtetes Zimmer mit einem bequemen Sekretär, an dem ich abends behaglich arbeiten konnte. Inzwischen waren die Epitropen, jeder mit seinem Schlüssel bewaffnet, angerückt; ohne diese drei und ihre drei Schlüssel läßt sich nämlich das Eisenthor der in einer Parekklesie (Kapelle) der Kathedrale untergebrachten Bibliothek nicht öffnen. Der Erzbischof und die Verwalter bestätigten mir, daß der Kodex des Heiligen Klemens längst verloren sei und sie nur eine Kopie besäßen. Aus Konstantinopel hatte man mir geschrieben, der wahre Kodex sei in den Händen einer serbischen Familie, die ihn sehr ängstlich hüte und mich wahrscheinlich nur auf sehr gute serbische Empfehlungen hin zulassen werde. Auf weitere Anfragen nach dem Namen der Familie konnte ich

Digitized by Google

keine Auskunft erlangen; vielmehr wurde mir mitgetheilt, daß der Kodex wahrscheinlich im Besitz der Familie eines angesehenen bulgarischen Gelehrten Bodlev sei, der sich viel mit der Geschichte des Patriarchates beschäftigt habe. Die Familie war aber während der Unruhen aus Ochrida ausgewandert. Vielleicht sei die Handschrift in Athen, wo ein gräzisirter Verwandter Potlis Minister gewesen war. Wieder Andere sagten, ich fände ihn bei der Familie Robev in Monastir. Dort erfuhr ich, daß bei dem Tode des alten Robev die Familie alle in ihrem Besitz befindlichen Urkunden zu Geld gemacht habe. In Salonik sagte mir endlich einer der ersten Kenner der bulgarischen Geschichte und der makedonischen Verhältnisse, Herr Schopoff, daß die ochridener Pelzhändler, die schon lange alljährlich die Leipziger Messe besuchen, zum Theil in Leipzig sich angesiedelt und der dortigen griechisch-orthodoxen Gemeinde sich angeschlossen haben, während der kirchlichen Unruhen in den sechziger Jahren den Kodex nach Leipzig gerettet hätten. Ob er freilich dort noch vorhanden oder an eine deutsche oder englische Bibliothek verkauft worden sei, wisse er nicht. Ich war recht niedergeschlagen. Ich reise durch die halbe Türkei auf der Suche nach einer Handschrift, die vielleicht in einer dreistündigen Eisenbahnfahrt vom heimathlichen Jena aus zu erreichen gewesen wäre. Man begreift, daß ich mit geringen Hoffnungen den Kirchenberg bestieg, um oben in der Bibliothek nachzuforschen. Da der dritte Epitrop mit seinem Schlüssel uns warten ließ, durchstöberte ich einstweilen das bulgarisch geschriebene Handschriftenverzeichniß. Da fand ich auch den „star kondix", die alte Handschrift, eben die Kopie des Klemenskodex, von der mir längst gesprochen worden war. Endlich wurde mir die Handschrift, ein roth gebundenes Buch, überreicht. Als Studirzimmer wurde mir eine äußerst zugige, staubige und finstere Seitenhalle der Kirche angewiesen. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als ich beim Blättern im Kodex die grünen Originalunterschriften der Patriarchen — eine kaiserliche Goldbulle hat ihnen feierlich das Privileg, mit grüner Tinte zu schreiben, verliehen — und eben so die künstlich verschnörkelten Unterschriften der Bischöfe im Original vorfand! Was ich vor mir hatte, war keine werthlose Kopie, sondern der lange vermißte und schmerzlich gesuchte Kodex selbst. Ich konnte meine Freude nicht bergen: ich zeigte den beiden Epitropen den Kodex und wies auf die einzelnen Merkmale der Echtheit hin. Beide, die vortrefflich griechisch sprechen und die griechische Kanzleischrift des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geläufig lesen, überzeugten sich sofort von der Richtigkeit meiner Beobachtung und waren mit mir erfreut. Ich bat sie, diesen Schatz als ein wahres Kleinod der Kirche von Ochrida treu zu bewahren und niemals aus ihren Händen zu lassen. „Dafür ist gesorgt": erwiderten sie: „wir wissen jetzt, was wir besitzen, und ohne unsere drei Schlüssel kann Niemand an den Kodex heran." Den größten Theil meines Aufenthaltes verwandte ich auf Abschreiben und Vergleichen der kostbaren Handschrift. Am nächsten Tag wurde mir ein bedeutend menschlicherer Studienraum, ein helles und luftiges Zimmer in der Schule, angewiesen. Einer der Epitropen hatte sich in der zugigen Kapelle einen starken Rheumatismus zugezogen und deshalb diese Ortsveränderung veranlaßt. Hier arbeitete sichs gut, — außer am letzten Tage, wo sich immer neue Störungen einstellten. In ganz Ochrida war keine Photographie der Klemenskirche aufzutreiben gewesen; ein griechischer Photograph

Digitized by Google

bot sich deshalb an, sie für mich aufzunehmen, unter der Bedingung, daß ich ihm sechs Exemplare abkaufe. Plötzlich erschien der Direktor der Schule mit der Meldung, der Photograph stelle eben seinen Apparat auf. Ob es mich nicht freuen würde, wenn die Schuljugend sich malerisch davor gruppire. Natürlich mußte ich für diese gut gemeinte Freundlichkeit gerührten Herzens danken, obwohl ich lieber eine Photographie der Kirche ohne Jugend besessen hätte. Ich arbeitete ruhig weiter, bemerkte aber eine sonderbare Unruhe unter den Anwesenden. Zehn Cigaretten rauchende Männer bildeten mein regelmäßiges Gefolge. Einige entwichen jetzt; ich errieth die Gedanken der Anderen. „Wir sollten auch zusehen, wie die Schüler sich aufstellen", sagte ich. Wie elektrisirt sprang Alles auf, das Schulzimmer wurde verschlossen und wir gingen auf die Esplanade, wo fast drei Viertelstunden lang bald die Lehrer und Lehrerinnen, bald der Photograph an den Kindern herumordneten, bis die Gruppe malerisch wirkte. Ich saß wie auf Kohlen; denn meine Arbeit war nicht vollendet und die Zeit wurde immer knapper. Die Photographie ist natürlich etwas grotesk ausgefallen; den ganzen Vordergrund nimmt eine Garnitur von Kinderköpfen ein. Endlich konnte ich wieder an meine Arbeit gehen, aber unter vermehrten Hindernissen. Als neue Besucher hatten sich vier Lehrerinnen eingestellt, die zuerst mit der Damen eigenen Rücksichtlosigkeit all meine Kopien und Hefte ungenirt durchmusterten und durcheinanderwarfen und dann die freie Zeit zur Abhörung eines französisch-bulgarischen Ollendorf benutzten. Nun erschien noch ein Beamter der Dette Publique Ottomane, stellt mir einen mir gänzlich gleichgiltigen vornehmen Türken vor und fragte mich sehr liebenswürdig, ob ich Empfehlungen nach Korytza wolle. Jetzt war aber meine Geduld zu Ende; ich dankte bestens, da ich mit diesen reichlich versehen und beim Mütessarrif (Regirungpräsidenten) schon durch den Kaimakam telegraphisch angemeldet sei. Ich brauche nichts als freie Zeit zur Arbeit in Ochrida. Der Edle verstand diese unzarte Aeußerung und schied verwundeten Herzens. Endlich konnte ich meine Kopie beenden.

Meinem Finderglück sollte aber noch ein anderer Erfolg beschieden sein. In Konstantinopel hatte ich, wie schon 1899, den gelehrten Metropoliten von Amasia, Anthimos, besucht, der sich viel mit der Geschichte von Ochrida abgegeben hatte. Er sagte mir, es gebe zwei Kodizes des Heiligen Klemens. Niemand wußte davon. Allerdings fehlten in dem rothen Buch die vier ersten Urkunden; doch ich nahm an, sie seien seit der Zeit, da der alte Bodlev sie kopirte, herausgerissen worden. Auf meiner späteren Reise — wo, darf ich nicht sagen — brachte mir abends eine Frau mehrere Handschriften zur Ansicht. Sie waren meist slavisch, also für mich ohne Interesse. Sie zeigte mir aber auch einen in Leder gebundenen Kodex von nur sechsunddreißig Seiten. Vorn fand ich gerade die vier fehlenden Urkunden mit den kalligraphisch meisterhaft ausgeführten grünen Unterschriften der Patriarchen. Es war das Exemplar, das Erzbischof Meletios am ersten Mai 1677 laut eigenhändiger Einzeichnung der Kirche von Ochrida gewidmet hatte und das aus unbekannten Ursachen mit dem schon erwähnten rothen Buch vertauscht ward. Gern hätte ich den Kodex erworben und auch einen ansehnlichen Preis gezahlt. Doch die Frau, die Tochter des Besitzers, erklärte, vorn in dem Buch stehe ein fürchterlicher Fluch eines alten Erzbischofes gegen jeden Verkäufer des Buches und schon um ihrer Kinder willen könne sie so Etwas nicht thun. Ihr

Digitized by Google

Großvater, ein sehr vornehmer Mann, dessen Nachkommen jetzt freilich in äußerster Dürftigkeit leben, habe seinen Kindern auf die Seele gebunden, den Kodex nie zu veräußern. Er werde in einer späteren Zeit einst große Bedeutung erlangen. Es ist interessant, zu sehen, welche gewaltige Wirkung der kirchliche Bann auf die Gemüther des orthodoxen Volkes übt. Als ich in dem Athoskloster Zografu hauste, erschien als Exarch des Patriarchen mein verehrter Freund, Bischof Johannes von Xanthopolis. Er hatte eben die Olymposklöster besichtigt. Ich fragte ihn, ob die Reise nach dem Olympos nicht gefährlich sei. „Gewiß; nur nicht für uns; denn die Klephten fürchten unsere Flüche." Diese Räuber strahlen nämlich im Lichte makellosester Orthodoxie.

Meletios hat thatsächlich seiner Widmung den Satz angefügt: „Wer ihn zu entwenden versucht, er sei, wer er wolle, von Mißgunst und Bosheit getrieben, Der unterliegt dem ewigen Bannfluch." Das waren die Worte, die der Frau das Entsetzen eingeflößt hatten. Vergebens stellte ich ihr vor, daß dieser Erzbischof ein grundschlechter Mensch gewesen sei. Auch sei sie und ihre Familie dem Fluch schon verfallen; denn der Kodex gehöre dem Heiligen Klemens, sie müsse ihn also in die Klemenskirche oder, wenn sie Patriarchistin sei, nach Kruschewo an den Metropoliten Anthimos*) bringen. Doch für diese ihren Finanzen höchst ungünstige Exegese besaß die fromme Frau nicht das mindeste Verständniß. Immerhin lieh sie mir gegen Entrichtung von zwölf Francs den Meletioskodex für eine Nacht, in der ich alles in Betracht Kommende sorgfältig kopirte. Diesen Kodex hat seit Bodlev und Anthimos, also seit 1866, Niemand gesehen; seine Wiederauffindung bereitete mir daher eine ganz besondere Genugthuung.

Vor meinem Abschied von Ochrida schenkte ich der Schule, um mich dem Erzbischof für seine Gastfreundschaft dankbar zu erweisen, eine ansehnliche Spende. Die Epitropen, die zugleich als Schulvorstände fungiren, lobten mich deshalb; sie erzählten mir auch von der furchtbaren Armuth der ochridenischen Bevölkerung, die geradezu ans Unglaubliche grenze. Industrie giebt es dort nicht. Die Bürger sind nur kleine Handwerker, Krämer oder einfache Ackerbürger. Da Eisenbahnverbindungen fehlen, erzielen die überreichlich gedeihenden Landesprodukte, Früchte und Wein und die Fische des Sees, nur niedrige Preise. Ich antwortete, das Elend sei ja Jedem sichtbar; um so weniger könne ich aber begreifen, daß man aus thörichtem nationalen Chauvinismus den Unterricht im Griechischen aufgehoben habe. Griechisch als allgemeine Verkehrssprache habe für den Osten die selbe Bedeutung wie Französisch für Westeuropa. Ein armer bulgarischer Bursche, der griechisch rede, könne in der europäischen und asiatischen Türkei, im freien Königreich Griechenland oder in Egypten leicht eine Stellung bekommen, während Einer, der nur bulgarisch rede, zu Hause verhungere. Die Antipathie gegen die Griechen sei beim lebhaft entflammten Nationalitätenhader vor dreißig Jahren verständlich gewesen. Heute schnitten sich die Bulgaren mit ihrer Ausschließlichkeit nur ins eigene Fleisch. Die Herren schienen meine Worte nicht gern zu hören; aber Stichhaltiges wußten sie dagegen nicht vorzubringen. Als sie

*) Seit der Kirchenspaltung giebt es zwei Metropoliten von Ochrida-Prespa; der bulgarische sitzt in Ochrida, der griechische in Kruschewo, einer, wie schon der Name zeigt, urhellenischen Stadt.


Digitized by Google

mir sagten, in den höheren Klassen des bulgarischen Gymnasiums zu Monastir werde Griechisch gelehrt, erwiderte ich: Das ists eben; den Gebildeten hilft man; aber den ärmsten Söhnen der unteren Schichten des Volkes wird das nothwendigste Mittel für ihr Fortkommen vorenthalten. Es ist eine schwierige Aufgabe, in Makedonien mit den verschiedenen Bevölkerungschichten über die politischen Tagesfragen zu reden. Wer nicht entweder fanatisch philhellenisch ist oder mit den Bulgaren durch Dick und Dünn geht, ist auf beiden Seiten schlecht angesehen. Auch der vorsichtigste Diplomat setzt sich leicht zwischen zwei Stühle. Ich habe mich von Anfang an gewöhnt, wenn ich über meine Eindrücke befragt wurde, schonend, aber ohne Bemäntelung des Thatbestandes die volle Wahrheit zu sagen, und ich muß bekennen, daß meine rückhaltlosen Aeußerungen namentlich von den Griechen fast immer gut aufgenommen wurden.

Rom. Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.



Isadora Duncan.

Als Provokation des auf Tricotbeine dressirten Geschmackes ist das Tanzen mit nacktem Unterkörper sicher ein guter Einfall. Es sieht von fern aus wie eine Steigerung des erotischen Reizes und ist doch eine Veredelung. Und des Erfolges gewiß ist auch die künstlerische Idee, woraus der intellektuell gefundene, späte Paradiesgedanke hervorging. Diese Idee ist mit der Entwickelung der modernen Malerei von selbst gereift; Miß Duncan hat sie sich nur klug und im rechten Augenblick angeeignet und einen vollen Erfolg damit errungen. Gelingen konnte es nur einer Dame, die mit der Salonästhetik der Großbourgeoisie vertraut ist, die Wandlungen der bildenden Kunst und ihres Modewerthes in diesen „tonangebenden“ Kreisen miterlebt hat und klug genug ist, praktische Schlüsse zu ziehen. Leider stehen die Vorzüge der gebildeten Dame nun der Tänzerin im Wege. Sie ist sehr unterrichtet — sogar Schopenhauer weiß sie zu citiren —, sehr zugänglich für sanfte ästhetische Reize, hat auf dem Wege über die Selekta den Werth des „Naiven“ erkennen gelernt und ist nicht frei von der künstlerischen Naschsucht der ganz modernen Dame. Das Alles macht die Beine nicht leichter. Doch hat sie sich genug schöne Fraulichkeit bewahrt, um ihre Darbietungen neuromantischer Aesthetik mit Natürlichkeit zu würzen und so eine gewisse Zustimmung auch vom Skeptiker zu erzwingen. Der allgemeine Beifall aber beweist, daß die Großstadtgesellschaft für verfeinerte Schaugenüsse schon empfänglicher geworden ist und daß eine künstlerische Gourmandise, die sich gern ästhetische Kultur nennen hört, die brutale Wintergartenkost abzuweisen beginnt.

Digitized by Google

Isadora Duncan tanzt moderne Malerei: Leighton, Alma Tadema, Burne-Jones — auf dem Umwege über Botticelli —, Besnard und Ludwig von Hofmann. Diese Erweckung einer weiblich gräzisirten Puristenkunst zu Tanzformen konnte man voraussehen; die literarischen Paralleltalente sind längst ja schon Anreger der höheren Variétékunst geworden und die Sturm- und Drangperiode der neuen naturalistischen Lyrik endete auf den stolzen Höhen der Ueberbrettl. Der Umstand, daß dieser Kunsttanz der Amerikanerin durchaus Ergebniß aus überreifen ästhetischen Werthen jener zum Kunstgewerblichen neigenden Richtung der neuen Malerei ist, bekräftigt wieder einmal die Erfahrung von dem feierlich selbstgefälligen Krebsgang des regirenden Kunstempfindens. Das Letzte wird vorweggenommen und dann geht die Entwickelung rückwärts zum Primitiven, mit krankhafter Genußsucht in Selbstschau versunken und das künstlich konstruirte Ursprüngliche mit dem Tand einer werthlosen, ästhetisch glitzernden Empirie ausstaffirend. Wenn dieser Weg weiter beschritten wird, könnte ein Kreis der „Feinsten und Reifsten" eines Tages bei einer tief symbolischen Phallusverehrung anlangen, da, wo die griechischen Ahnen im Barbarendunkel ihre Selbstzucht begannen.

Aus Tanz und Tanzgefühl ist jede Kunst hervorgegangen, die bildende und dichtende, die architektonische und musikalische. In der wilden Seele des Dionysostänzers kochten alle Möglichkeiten künftiger Kunstentwickelung unter dem Feuer einer stürmischen Lebensleidenschaft. Der Tanz und sein Kind, die Schauspielkunst, lassen allein für die Künste des Raumes und der Zeit eine Synthese zu. Hier arbeiten die Organe, die später von den Einzelkünsten beansprucht werden, einträchtig zusammen und fest schließt sich der goldene Lebenskreis im glückhaften Universalgefühl. Von diesem Mittelpunkt haben sich die Künste mit centripetalem Schwung gelöst; feurige Linien bezeichnen die stolzen Erkenntnißkurven ihrer sich erweiternden Bahnen. Nie war der Tanz die tiefste, die wichtigste der Künste, stets aber die ursprünglichste. Seine höchsten Formen findet man bei Völkern, die noch auf Morgenstufen weilen, deren noch intellektuell gebundene Lebenskraft nach Expansion strebt, die im jungen Daseinsrausch jubelnd mit allen Schrecknissen der Welt spielen. Die Werdenden tanzen, die Wachsenden und Hoffenden. Nach Art und Wesen der Tanzleidenschaft messe man die Kulturkraft einer Gesammtheit. Man wird finden, daß nur das niedere Volk, aus dem die Zahl der führenden, der unternehmenden Bildnerintelligenzen hervorgeht, in dessen Seele sich vulkanisch instinktiv äußert, was später zur Erkenntniß- und Herrschfähigkeit im Individuum ausreift, dionysisch auf dem Markt, bei der Weinlese, im Tempel zu tanzen und die Beziehungen der Geschlechter zu entflammen weiß. Wir Kinder einer müden Zeit aber, mit unseren engen Tanzsälen, wo die Paare sich so artig und langweilig drehen, der Tanz-

Digitized by Google

meister aufpaßt, daß die Röcke nicht zu wild fliegen, mit unserem Balletgraus auf den Schaugerüsten dürfen über das Wesen des Tanzes eigentlich kaum noch mitreden. Manchmal freilich, wenn uns ein wilder Nationaltanz vorgeführt wird, zuckt und juckt es uns in den Beinen, unruhig rücken die Mädchen auf ihren Sitzen und werfen feurigere Blicke: der Urtrieb regt sich leise unter den Stahlmiedern der Civilisation.

Von der Art, die Solches bewirkt, ist der Tanz Isadoras Duncan nicht. Ruhig und kritisch beschaut man sich die Gelegenheit, freut sich über schöne Stellungen und Faltenbildungen des Gewandes, findet das Bein der Tänzerin etwas muskulös, Knie und Fuß schön, den Gang noch nicht ganz von der Unbeholfenheit befreit, die entsteht, wenn an Fußbekleidung Gewöhnte barfuß gehen, und die Haltung nicht durchaus ungezwungen. Das sind Dinge, die man nicht spürte, wenn Einem selbst tänzerlich zu Muthe würde. Zu oft wird man an die Lehrsäle der Kunst, an Bild und Statue erinnert; das Schöne ergiebt sich nicht organisch als Blüthe der Leidenschaftlichkeit, sondern bleibt Produkt der klug künstelnden Absicht. Der Gedanke, Botticelli und dann wieder einen ganzen Abend Chopin zu tanzen, ist gar so schrecklich gebildet. Immerhin könnte es reizende Dessertgenüsse geben, wenn Musik und Tanz zur Einheit würden. Miß Duncan verkündet zwar die Absicht, mit jeder Körperbewegung einem Tonwerth zu entsprechen: doch nimmt sie die Aufgabe viel zu doktrinär; sie schafft viele — nicht einmal charakteristische — Theile, die vom Temperament aber nicht verbunden werden. Es ist, als wolle Jemand einer fertigen Melodie den erklärenden Text dichten. Das kann gelingen, ist aber nicht das Natürliche; denn das Wesen der Melodie besteht darin, daß sie, von einem ausgehend, viele Texte zuläßt, weil sie nicht einen bestimmten Einzelfall des Gefühles malt, sondern das Urwesen der Gefühle überhaupt. Eben so läßt eine Musik viele Tanzweisen zu. Voll entspricht einer Melodie niemals eine bestimmte Form leiblicher Dynamis; es kann nur darauf ankommen, die Grundempfindungen der Musik nachzuerleben, ihren Charakter intuitiv zu erfassen und aus solchem erregenden Erlebniß heraus dann naiv zu tanzen. Das Tanzen bleibt die Hauptsache; die mimischen Elemente müssen in rhythmische Stilformen gebracht werden. Der Amerikanerin fehlt zu oft dieses Wichtigste, weil sie von der Ueberlegung, nicht vom natürlichen Tanzgefühl ausgeht. Die Musik ist meist um zwei Takte voran und die Tänzerin sucht mimisch zu erklären, was schon vorbeigerauscht ist. Auch bleibt die Darstellung im Malerischen und Plastischen stecken. Die einzelnen Posen und Bewegungen sind anmuthig, aber akademisch langweilig; nicht charakteristisch, sondern süßlich ästhetisch. Nur die Grenze des Banalen wird glücklich vermieden. Eine gute Figurantin, aber eine mittelmäßige Tänzerin. In zwei

Digitized by Google

Walzern Chopins gab sie mehr; hier zwang der energische Rhythmus sie endlich einmal zum Tanzen. Die feinen, leichten Walzerweisen sagen ihrer innigen, aber leidenschaftlosen Frauennatur zu, die lyrische Lenzlust der Musik klingt in ihr lebendig wieder, man merkt endlich einen inneren Zwang zur Tanzfäligkeit, — und das Ergebniß ist eine fein gefaßte, erfreuliche Kunst. Hier kommen denn auch die Gewandwirkungen zu bester Geltung; ein Stück Griechenthum scheint auf Minuten lebendig geworden und die schöne Dynamis zeigt solche Fülle von Bildern, daß unsere neurömischen Bildhauer Motive für ein halbes Dutzend Ausstellungen gewinnen können.

Schade, daß die Dame nicht mehr Temperament hat! Man wünscht ihr Etwas von der frech lieblichen Gassenjungenwildheit der Saharet, Etwas von dem südlichen Feuer der Otero, Einiges von der technischen Schulung der Dell' Era und recht viel auch von dem kultivirten Schauspielervermögen, das Sada Yacco in ihren seltsamen Tänzen erkennen ließ. Das Alles wird sich wohl in einer Persönlichkeit unserer Zeit nie zusammenfinden, weil jede einzelne Gabe heute schon ein Phänomen ist und künstlerischer Universalinstinkt nur in Frauennaturen reift, die aus lebendiger Tradition und drängender Volkskultur schlank herauswachsen. Alles Einzelne kann die intellektuelle Tänzerin, wie Isadora Duncan eine ist, nachahmen und die Nuance mag der Analysirenden oft prächtig gelingen; aber zur Synthese befähigt doch nur die große, tiefe, poetische, sich an sich selbst entzündende Lebensleidenschaft, die es zum Gebären neuer Werthe drängt, in der alle Möglichkeiten künftiger Entwickelungen als Hoffnungsgefühl und Wachsthumsinstinkt embryonisch ruhen, die mit dem in Rhythmen schwelgenden Leibe anbetet und den Trieb fühlt, in dionysischem Taumel, in korybantischem Entzücken den Tod zu ertanzen, — der Lerche gleich, die in kristallenen Himmelshöhen singt und jubilirt und am Uebermaß des Singens stirbt. Aber solche Tanzlust kennt ein Volk nur in der Jugend; wir müssen, in einer greisenhaften Civilisation, dankbar sein, wenn eine kluge Aesthetin uns in geistvollen Versuchen zeigt, was sein könnte. Sie weckt die Sehnsucht nach einer Schönheit, die Gesundheit, nach einer Lebenslust, die Schönheit ist: und eine gute Sehnsucht zu wecken, ist eine lobenswerthe That.

Friedenau. **Karl Scheffler.**



Digitized by Google

Bodenspekulation und Wohnungnoth.

Unter dem Einfluß der sozialistischen Anschauungen, wie sie sich namentlich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt haben — gleichviel ob sie von den radikalen Gegnern der bestehenden Staats- und Wirthschaftordnung oder von Solchen ausgingen, die auf dem Boden des geltenden Rechtes die wirthschaftliche Freiheit des Individuums zu Gunsten der Allgemeinheit einschränken wollten —, wurde scharfe Kritik geübt an den Grundanschauungen der großen englischen Nationalökonomen, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Evangelium der ungehinderten Entfaltung aller wirthschaftlichen Kräfte gelehrt hatten. Und diese Kritik richtete sich hauptsächlich gegen den freien Individualbesitz am Grund und Boden. Mehr mit der flammenden Beredsamkeit idealer Begeisterung als mit Argumenten, die überall einer kühl abwägenden Kritik Stand halten, schrieb Henry George sein Buch „Progress and poverty", das jenseits und diesseits des Ozeans einen tiefen Eindruck hinterließ und noch heute in den Bestrebungen der Bodenbesitzreformer nachwirkt. Während aber hier der Individualbesitz an Grund und Boden jeder Art als die Quelle alles wirthschaftlichen Uebels auf Erden bekämpft wird, wenden sich Andere gegen die private Ausbeutung des städtischen Bodens. So betont Adolf Wagner, daß der städtische Besitz anderen Gesetzen unterliege als sonstiges Grundeigenthum und daß deshalb ihm gegenüber eine besondere Stellungnahme gerechtfertigt sei; und selbst ein radikaler Individualist wie Faucher weist einschneidende staatliche Maßnahmen zur Beschränkung des städtischen Bodenbesitzes nicht ab.

Die städtische Bodenfrage wurde namentlich in Deutschland brennend, als nach den großen politischen Umwälzungen von 1870/71 ein ungeahnter wirthschaftlicher Aufschwung begann, der, nur unterbrochen durch gelegentliche Krisen und Depressionen, bis ans Ende des Jahrhunderts dauerte. Mit dem Umwandlungprozeß, den Deutschland vom Agrar- zum Industriestaat durchmachte, ging ein bis dahin noch nie gesehenes Anwachsen der Großstädte parallel. In dem knappen Zeitraum eines Menschenalters haben Berlin, Hamburg, Köln, Leipzig, Dresden und andere Städte ihre Einwohnerzahl verdoppelt und verdreifacht. Die städtische Bevölkerung Deutschlands stieg von 1871 bis 1900 von 15 auf 30 Millionen, die Gesammtbevölkerung nur von 41 auf 56 Millionen, so daß fast der gesammte Zuwachs den Städten zuzurechnen ist. In diesen rasch anwachsenden Großstädten ward der dem Einzelnen zur Verfügung stehende Wohnraum immer knapper; eng und enger schlossen sich die Häuserreihen; kleiner wurden die Höfe; die Gärten verschwanden und immer höher in die Luft hinauf ragten die steinernen Massen. Die Bewohnerzahl eines Hauses stieg noch von 1880 bis 90 in Berlin von 44,9 auf 52,6, in Charlottenburg von 17,8 auf 37. Zugleich steigerten sich die Miethen — in Berlin auf den Kopf der Bevölkerung von 103 Mark im Jahr 1870 auf 165 Mark im Jahr 1890 —, und zwar am Meisten für die kleinen Wohnungen der Armen. In wahrhaft erschreckendem Maße zeigte sich die Richtigkeit des Gesetzes, daß die Wohnungmiethe einen um so größeren Theil des Einkommens beansprucht, je geringer dieses Einkommen ist.

Ist es unter diesen Umständen wunderbar, daß die denkenden Köpfe des Volkes der Wohnungfrage mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit zuwandten, daß

Digitized by Google

Männer der Theorie und der Praxis, Nationalökonomen und Politiker, Beamte und Gewerbetreibende, Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich mit ihr befaßten und eine Literatur entstand, wie sie in gleichem Umfang kaum ein anderes Gebiet der Nationalökonomie aufzuweisen hat? Untersuchungen und Enqueten förderten eine Fülle neuen Materiales zu Tage; es sei nur an die auch hier vielfach benutzten Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik erinnert. Daß bei der Fülle des Materiales und der Literatur ein Wirrwar einander entgegengesetzter Meinungen sich bemerkbar macht, ist begreiflich. Die Uebel, die es zu bekämpfen gilt, sind mannichfacher Art und ihre Ursachen sind so komplizirt, daß auch die Wege, die eingeschlagen werden, um Hilfe zu bringen, weit auseinander gehen müssen.

Eins aber mußte Jedem, der sich mit der Entwickelung der städtischen Boden- und Wohnungverhältnisse auch nur oberflächlich befaßte, auffallen. In dem selben Maß, wie die Städte anwuchsen, der Wohnraum enger, das Wohnungelend größer wurde, stiegen die Preise des städtischen Bodens. Und der oft in die Millionen gehende Gewinn aus dieser Preissteigerung fiel einer relativ kleinen Anzahl glücklicher Grundbesitzer fast mühelos in den Schoß. Was war da natürlicher, als einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dieser Preissteigerung und der Wohnungnoth zu konstruiren und die Preissteigerung für die Wohnungnoth verantwortlich zu machen? In den Großstädten hatte sich ja ein förmliches Terrainspekulantengewerbe ausgebildet. Auch hier, wie überall, wo es Etwas zu verdienen gilt, fehlte es nicht an dunklen Ehrenmännern und unlauteren Manipulationen. So mag manchmal der Gewinn des Bodenspekulanten moralisch anfechtbar sein; und auch da, wo unsaubere Machenschaften vermieden werden, haftet leicht und mühelos erworbenem Gewinn in den Augen Vieler ein gewisses Odium an. Wer aber an die Untersuchung wirthschaftlicher Vorgänge herantritt, soll sich den Blick nicht durch Voreingenommenheit trüben lassen.

Da wäre zunächst denn zu fragen: Was ist Bodenspekulation? Schon hier finden wir eine gewisse Unklarheit in der Auffassung des Begriffes. Ein Beispiel diene zur Erläuterung. In der nächsten Umgebung großer Städte findet man zahlreiche Gärtner angesiedelt, die ihr kleines Besitzthum ererbt oder auch vor langer Zeit angekauft haben und dort ihr Gewerbe treiben, ohne an eine Veräußerung zu denken. Inzwischen rücken die Straßen und Häuser der Stadt bis an ihren Garten heran, der jetzt als städtisches Bauterrain einen vielfach erhöhten Werth erhält und seinen Besitzer zum reichen Mann macht. Dieser Fall ist, wie Jeder weiß, nicht vereinzelt, sondern typisch; in unserer modernen belletristischen Literatur ist der reichgewordene, ungebildete und protzenhafte Vorortsbauer ja schon eine bekannte Gestalt. Hat dieser Mann, der doch durch die Werthsteigerung seines Bodens reich geworden ist, Bodenspekulation getrieben? Nein. Auch einen Gutsbesitzer, der sein Getreide nicht sofort nach der Ernte losschlägt, sondern günstige Preise abwartet, nennt man ja nicht einen Kornspekulanten. Dieser Vergleich mag hinken, weil es sich bei dem Getreideverkauf immer nur um einen knapp begrenzten Zeitraum handelt; aber auch einen Kunstliebhaber, der das vor vielen Jahren billig erworbene Gemälde eines inzwischen berühmt gewordenen Meisters mit Gewinn an ein Museum verkauft, nennen wir nicht einen Bilderspekulanten. Zum Begriff der Spekulation gehört eben, daß beim Erwerb einer Sache die Absicht vorliegt, sie mit Gewinn

Digitized by Google

zu veräußern. Dem entspricht auch die Definition, die Rudolf Eberstadt giebt: „Als Spekulation im kaufmännischen Sinn definire ich die Geschäftsabsicht, die die gehandelte Sache weder zu eigenem Gebrauch noch zur gewerblichen Thätigkeit erwerben oder besitzen will, sondern lediglich zu dem Zweck, an der Preisänderung (sei es nach oben oder nach unten) einen Geldgewinn zu machen." Diese Definition dürfte der allgemeinen Ansicht entsprechen. Wenn nun diese eigentliche Bodenspekulation in Wirklichkeit eine der wesentlichsten Ursachen der Wohnungnoth ist, müßten durch sie die Preise des städtischen Bodens zu einer Höhe getrieben werden, die sie ohne ihr Eingreifen nicht erreichen würden. In diesem Sinn sprechen auch Beck, Brandt, Adickes übereinstimmend „von der preisvertheuernden Wirkung einer ungesunden Spekulation"; Beck sagt ausdrücklich: „Die Spekulation bewirkt eine weitere Vertheuerung des städtischen Grundeigenthumes um den jeweiligen Gewinn eines jeden Besitzers."

Nehmen wir nun als Beispiel einen anderen Fall. Der Gärtner wartet nicht ab, bis die Bebauung der Stadt an sein Besitzthum heranrückt, sondern verkauft es schon vorher an einen Kapitalisten, der es nach einiger Zeit mit Gewinn an einen Bauunternehmer weiterverkauft; in dieser zweiten Transaktion ist zweifellos eine Bodenspekulation zu sehen. Ist nun aber für die Frage der Vertheuerung des städtischen Bauterrains zwischen beiden Fällen ein Unterschied? Doch wohl nicht; denn ob A. 100 000 oder A. und B. je 50 000 Mark verdient haben, ist für den letzten Erwerber völlig belanglos.

Ferner wird hervorgehoben, die eigentliche gewerbmäßige Spekulation halte baureifes Terrain in der Erwartung späterer größerer Gewinne von der Bebauung zurück. In diesem Sinn spricht J. Stübben von den Auswüchsen der Spekulation und nennt als solche „Beschränkung statt der Bedienung des Marktes, Hinderung der Bauthätigkeit statt ihrer Förderung, Lahmlegung des Wettbewerbes, Monopolbildung, Bodenwucher." Hat sich in Wirklichkeit eine solche Beschränkung und Zurückhaltung des Baulandes in nennenswerthem Maße gezeigt? Wenn irgendwo, so müßte sie wohl in Berlin sichtbar sein, denn nirgends ist der Werth des städtischen Bodens in solchem Maße gestiegen wie hier. Andreas Voigt berechnet nach den Angaben des Statistischen Amtes der Stadt Berlin diese Steigerung auf den Kopf der Bevölkerung von 63 Mark im Jahr 1830 auf 1176 Mark im Jahr 1898. Und doch wird man kaum behaupten können, daß in Berlin Mangel an verfügbarem Bauterrain je vorhanden war. Selbst Eberstadt, der die berliner Bodenspekulation schroff verurtheilt, sagt: „Dem Häuserbau stehen in Berlin die weitesten Flächen zu Gebot; von einem Mangel an Bauland ist hier nirgends die Rede." Und wie in Berlin, so ist es wohl in den meisten Großstädten. Es kommt vor, daß sich in der Bebauung hier und da Lücken zeigen, weil ein Besitzer für die Verwerthung seines Terrains höhere Preise abwarten will; aber in so großem Maßstabe, daß sie einen wesentlichen Einfluß auf die Preisbildung ausüben könnte, findet man solche Zurückhaltung kaum irgendwo. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß in den äußersten Bezirken größerer Städte Straßen zu sehen sind, wo nur vereinzelte Häuser stehen. Hier ist in der Regel die Spekulation dem Baubedürfniß vorausgeeilt; das unbebaute Gelände wird nicht gewaltsam durch spekulative Besitzer der Bebauung entzogen, sondern da, wo gebaut wird, geschieht es, weil solche Besitzer

Digitized by Google

ihre in den Boden gesteckten Kapitalien zu früh nutzbar machen wollen. Allerdings kann dadurch auch der Preis der benachbarten Terrains über seine natürliche Werthentwickelung hinaus gesteigert werden; aber man darf nicht übersehen, daß eine so unnatürliche Werthsteigerung nicht von Dauer sein kann und thatsächlich nicht ist. In Voigts schon erwähnten Angaben über die Entwickelung des berliner Bodenwerthes zeigt sich von 1830 bis 1875 eine andauernde Preissteigerung; am Stärksten ist sie in der letzten Epoche, von 513 Mark im Jahr 1865 auf 1538 Mark im Jahr 1875. Dann aber setzt ein Rückschlag ein bis auf 946 Mark im Jahr 1885. Diese Zahlen sind recht lehrreich, denn zwischen 1865 und 1875 liegen die Gründerjahre, wo, wie alle anderen Werthe, auch die Bodenwerthe künstlich und unnatürlich gesteigert wurden. Aber die Reaktion folgte schnell und es ist bekannt, wie viele Bodenspekulanten damals zu Grunde gerichtet wurden. An einer anderen Stelle berichtet Voigt, daß in dieser Zeit von etwa dreißig Terraingesellschaften in den berliner Vororten nur sieben den Zusammenbruch überstanden. Die Bodenspekulation ist eben nicht ein Gewerbe, in dem, wie man oft annimmt, nur Gewinne erzielt werden. Wenn er sich den wirthschaftlichen Gesetzen nicht beugt, wird der Bodenspekulant eben so schnell vernichtet wie der wahnwitzige Getreide- oder Kupferspekulant.

Mag sein, sagt man; von anderen Arten der Spekulation unterscheidet die städtische Bodenspekulation sich aber dadurch, daß der städtische Boden einen Monopolcharakter besitzt, da er nicht beliebig vermehrbar sei. Das ist aber nur zum Theil richtig. In großen Städten kann für gewisse wirthschaftliche Zwecke, deren Erfüllung eine bestimmte centrale Lage bedingt (Läden, Kontor, Bureau) ein solches Monopol eintreten; und deshalb wächst dem Boden in solchen Lagen auch häufig ein unverhältnißmäßig hoher Werth zu. Das fällt aber für die Wohnungfrage wenig ins Gewicht; für Wohnungzwecke ist der städtische Boden vermehrbar und wird stetig vermehrt durch Umwandlung von Acker in Bauland, durch Anlegung von Straßen und Schaffung billiger und schneller Verkehrsgelegenheiten. Von einem Monopol des städtischen Bodens kann aber auch deshalb nicht die Rede sein, weil die Annahme irrig ist, das für die Ausdehnung der Bebauung erforderliche Terrain werde von wenigen kapitalkräftigen Spekulanten mit Beschlag belegt, die nun — wenn auch nicht durch ausdrückliche Vereinbarung, so doch thatsächlich — einen Ring zur Hochhaltung der Preise bilden. Das ist eine theoretische Annahme, die in Wirklichkeit wohl nie zutrifft. Auf den Werthzuwachs des Bodens spekuliren, außer den Leuten, deren Gewerbe die Terrainspekulation ist, viele Männer und Frauen, die nur einmal die Gelegenheit wahrnehmen wollen. Viele von ihnen beabsichtigen durchaus nicht, ihren Besitz lange zu behalten, sondern schlagen ihn gern auch mit kleinem Gewinn an jeden zahlungfähigen Bauunternehmer los. Andere haben mit nur geringer Anzahlung, in der Hoffnung auf baldige Weiterveräußerung, gekauft und sind gar nicht in der Lage, lange die Zinsenlast der Hypotheken zu tragen. So kann es kommen, daß die Spekulation gerade das Gegentheil Dessen bewirkt, was ihr vorgeworfen wird, daß sie Terrain nicht der Bebauung entzieht, sondern ihr zuführt. An diesem Punkt darf auch die Bedeutung der Großspekulation — seien es private Unternehmer oder Gesellschaften — nicht unterschätzt werden. Ihre Thätigkeit beschränkt sich nicht auf den Erwerb des Terrains; große Kapi-

Digitized by Google

talien werden verwandt, um es durch Bodenregulirung, Straßenanlagen, Kanalisation u. s. w. für die Bebauung benutzbar zu machen. Und diese Vortheile fallen oft einem entfernten Gelände zu, das die Gemeinden auf eigene Kosten noch nicht in die Bebauunglinie hineingezogen hätten. Hier erfüllt die Bodenspekulation häufig die volkswirthschaftlich wichtige Funktion, einem steigenden Bedürfniß durch Vermehrung des Angebotes entgegen zu kommen.

Wenn man aber trotzdem von der schädlichen Wirkung der Bodenspekulation überzeugt ist, wird die Hauptfrage doch immer sein, ob Mittel zu ihrer Beseitigung zu finden sind und ob durch Anwendung dieser Mittel auch wirklich der Zweck erreicht wird, der Wohnungnoth zu steuern. Giebt es solche Mittel nicht, dann haben alle Erörterungen über Wesen und wirthschaftliche Bedeutung der Spekulation nur theoretischen Werth. Als wirksame Mittel werden von den Gegnern der Bodenspekulation in erster Linie Steuern gefordert, die den unverdienten Werthzuwachs (unearned increment) des städtischen Bodens treffen und die Bodenpreise verbilligen sollen, und zwar Grund- und Gebäudesteuer nach dem gemeinen Werth statt der bisher üblichen Veranlagung nach dem Ertrage, Werthzuwachssteuer, Bauplatzsteuer, erhöhte Umsatzsteuer. Das sind auch die vom Bunde der Bodenreformer gestellten Steuerforderungen. Die Diskussion über ihre Anwendung ist namentlich in Fluß gekommen, seit in Preußen das Kommunalabgabengesetz vom vierzehnten Juli 1893 den Gemeinden die Möglichkeit und die Richtschnur gegeben hat, ihr Steuersystem nach dieser Richtung hin auszubauen.

Daß die Auflage von Steuern, die den steigenden Werth des städtischen Grundbesitzes zu treffen suchen, durchaus gerechtfertigt ist, muß man ohne Weiteres zugeben; und es wäre zu wünschen, daß die Gemeinden mehr, als es bisher geschehen ist, von der ihnen gegebenen Befugniß Gebrauch machen. Richtig ist eine solche Steuerpolitik, weil sie zur Hebung der städtischen Finanzen und besonders zur Entlastung der ärmeren Klassen von den oft hohen Kommunalzuschlägen zur Einkommensteuer und von sonstigen städtischen Abgaben beiträgt. Werden hierdurch die Gewinne der Bodenspekulation erheblich geschmälert, so ist dagegen vom Standpunkt der Allgemeinheit nichts einzuwenden. Denn es ist ein in die Augen fallendes Unrecht, wenn der Besitzer eines Bauterrains im Werth von 50 oder gar 100 Mark für den Quadratmeter die selben niedrigen Grundsteuern entrichtet, als wenn es sich um Ackerland handelte. Treffend spricht in solchem Falle Gustav Cohn „von Vermögensgrößen oft von bedeutendem Werth, die in der harmlosen Gestalt eines Kartoffelackers ein idyllisches Dasein heucheln." Eine andere Frage ist aber, ob solche Steuern geeignet sind, die Bodenpreise niedrig zu halten. Diese Frage ist nicht so schnell zu beantworten, wie vielfach geglaubt wird. Schon seit Adam Smith gehört das Problem, wer die eigentlichen Träger bestimmter Steuern und Auflagen sind, zu den umstrittensten der Nationalökonomie. Und so ist auch die Frage noch nicht ausreichend beantwortet: Trägt der Besitzer des Bauterrains die auf den Boden gelegten Steuern oder gelingt es ihm, sie im Verkaufspreise seines Grundstückes auf den Bauunternehmer und Hausbesitzer, und diesen, sie auf die Miether abzuwälzen? Wer, wie Eberstadt, meint, „daß die Bodenspekulanten und Vermiether heute stets im Stande sind, jede Belastung auf die Miether abzuwälzen", kann Steuern nicht als ein zur Verbilligung der Bodenpreise geeignetes Mittel ansehen. Wer

Digitized by Google

aber, wie die Bodenbesitzreformer, bei den auf dem Grundbesitz lastenden Steuern im Gegensatz zu Steuern auf Waaren die Möglichkeit der Abwälzung bestreitet, kann daraus zunächst doch nur folgern, daß die Gewinne, die den Grundbesitzern aus den steigenden Bodenpreisen erwachsen, verringert werden; daraus folgt aber noch nicht ohne Weiteres eine Verbilligung der Bodenpreise. Dieses Problem kann nur die Praxis endgiltig lösen. Noch scheint der Beweis nicht erbracht, daß irgendwo hohe Steuern niedrige Bodenpreise bewirkt haben.

Man weist auf Belgien; und Brandts erklärt die niedrigen belgischen Bodenpreise, die in Brüssel, Verviers, Lüttich kaum ein Drittel bis ein Fünftel des in ähnlich anwachsenden deutschen Städten gezahlten Betrages ausmachen, durch die hohen Kosten bei Grundstücksverkäufen, die auf acht bis dreizehn Prozent des Kaufpreises steigen. Er meint, daß die belgischen Steuern wie Prohibitivzölle wirken und den Grundbesitz nahezu extra commercium stellen. Dagegen ist zu sagen, daß die niedrigen Preise in Belgien sich viel leichter durch die Sitte des Wohnens in Einfamilienhäusern erklären lassen, die eine dem deutschen Brauch entsprechende Ausnützung des Bodens für Wohnzwecke nicht zuläßt. Auf ein Haus kommen in belgischen Städten 4,74 bis 10,62, in deutschen Städten (von 50000 Einwohnern und darüber) 8,7—52,6 Bewohner. Auch ein Belgier, E. Verr Hees, der sich zu dieser Frage bei Gelegenheit des internationalen Wohnung-Kongresses in Düsseldorf äußerte, ist der Ansicht, daß die hohen Abgaben bei Verkäufen die Spekulation nicht gehindert haben; er sieht ein Hemmniß der Spekulation in der durch das System des Einfamilienhauses bedingten großen Ausdehnung der belgischen Städte. Durch noch höhere Steuern als die in Belgien bestehenden könnte allerdings wohl erreicht werden, daß der städtische Grundbesitz thatsächlich immobilisirt und extra commercium gestellt wird. Dadurch aber dürfte oft der Uebergang von Bauterrain an Baulustige erschwert, nicht, wie man doch wünschen muß, erleichtert werden.

Die beste Anwendung soll das von den Bodenbesitzreformern und Anderen verlangte Steuersystem in dem deutschen Pachtgebiet Kiautschou gefunden haben, wo eine Umsatzsteuer von 2, eine Bauplatzsteuer von 6 und eine Werthzuwachssteuer von $33^1/_3$ Prozent erhoben wird. Es wird interessant sein, zu sehen, wie unter dem Einfluß dieses Steuersystems sich die Preisbildung des Bodens entwickelt. Schon heute aber muß betont werden, daß, was unter ganz anderen wirthschaftlichen Bedingungen in einem neuen Kolonialgebiet in Asien geschieht, für unsere Verhältnisse nicht vorbildlich sein kann. So hohe Steuern lassen sich in unser Wirthschaftsystem nicht einfügen, mag der soziale Sinn sie noch so eifrig ersehnen; und als ein Mittel zur Verbilligung der Bodenpreise wären sie in unseren Verhältnissen gewiß nicht anzusehen.

Die zweite Kategorie der gegen die Bodenspekulation und zur Verbesserung der Wohnungverhältnisse vorgeschlagenen Maßnahmen bezieht sich auf den Erlaß von Bauordnungen und baupolizeilichen Vorschriften. Auch hier giebt die Gesetzgebung den Gemeinden weitgehende Befugnisse; und mehr als bisher sollte durch strenge Vorschriften eine Bebauung, die allen hygienischen Anforderungen widerspricht, verhindert werden. Mit Recht wendet man sich namentlich gegen die übermäßige Ausnutzung der Bauparzellen, die durch die Tiefe der Bauten, durch Errichtung hoher Seiten- und Hinterhäuser den freien Raum der Grundstücke

Digitized by Google

auf ein Minimum verringert und die ärmere Bevölkerung in Massenquartiere zusammenpferchr, wo Luft und Licht seltene Gäste sind. Hier aber handelt es sich nicht nur darum, ob aus allgemeinen sozialen und hygienischen Rücksichten eine schärfere Bauordnung und baupolizeiliche Ueberwachung nothwendig ist, sondern um die Frage: In welchem Verhältniß steht die Bodenspekulation zu der durch eine mangelhafte Bauordnung zugelassenen übermäßigen Ausnutzung des Baugeländes? Wer die eigentliche Ursache des Uebels in der Spekulation sieht, muß annehmen, das Primäre sei eine durch die Spekulation bewirkte unnatürliche Höhe der Terrainpreise, die der Bauunternehmer nur durch übermäßige Ausnutzung des Bodens wieder einbringen kann. Den Irrthum solcher Annahme zeigt die Thatsache, daß der in unseren Großstädten typische Miethkasernencharakter durchaus nicht nur in den Bezirken mit den höchsten Bodenpreisen vorherrscht, sondern vielfach eben so in Außenbezirken und Vororten mit relativ niedrigen Preisen. In Berlin findet man Miethkasernen am Wedding und Gesundbrunnen, in Moabit und in der Friedrichstadt: die Durchschnittspreise für den Quadratmeter Bodenfläche in diesen Bezirken berechnet Voigt (für das Jahr 1895) für Wedding und Gesundbrunnen auf 14, für Moabit auf 64, für die Friedrichstadt dagegen auf 653 Mark. Also das selbe Wohnungsystem in den Gegenden höchster und niedrigster Bodenpreise. Aehnlich liegen die Verhältnisse in vielen größeren Provinzialstädten. Auch hier kann man in den äußeren Bezirken auf Gelände, das die Unternehmer mit 10 bis 20 Mark für den Quadratmeter erstanden haben, vielstöckige Wohnhäuser sehen, die den Gebäuden der inneren Stadt auf Boden, der oft den zehnfachen Werth hat, an Größe nichts nachgeben. Man wird nicht behaupten können, daß in größeren Städten Preise von 10 bis 20 Mark für den Quadratmeter so hoch sind, daß sie eine Bebauung durch Miethkasernen erfordern. Es bedarf eben nicht des Dazwischentretens der Spekulation; wenn nur, wie in den meisten Großstädten, eine genügende Nachfrage auch nach den elendesten Wohnungen vorhanden ist, werden sich immer Unternehmer finden, die auch den billigsten Boden so weit ausnutzen, wie nachgiebige Behörden ihnen gestatten.

In der modernen Wohnungliteratur ist die Bezeichnung Miethkaserne vielfach zu einem Schlagwort geworden, das jedes Zusammenwohnen einer größeren Anzahl ärmerer Familien in Miethhäusern verurtheilen soll. Man muß aber bedenken, daß — zum Mindesten für deutsche Großstädte — das Einfamilienhaus selbst für wohlhabende Schichten der Bevölkerung eine utopische Forderung ist. Wer für die Arbeiterbevölkerung in unseren Großstädten solche Wohnung verlangt, verläßt die Basis des Möglichen und Realen, auf der allein volkswirthschaftliche Probleme erörtert werden sollten. Treffend sagt H. Albrecht: „Der Erwerb und die Unterhaltung eines eigenen Hauses setzt unter allen Umständen eine gewisse wirthschaftliche Selbständigkeit und eine Höhe des Jahreseinkommens voraus, wie sie nur bei einer kleinen Anzahl der bestgelohnten Arbeiter zu finden ist.“ Gemeinnützige Gesellschaften haben mit dem Bau von Einfamilienhäusern vielfach schlechte Erfahrungen gemacht: es sei hier nur an eine der bekanntesten Gesellschaften, die mühlhausener, erinnert, über deren Mißerfolge Herkner berichtet hat. Und nicht viel besser scheinen nach Bücher die in Basel erzielten Resultate gewesen zu sein. Deshalb haben sich auch die Baugenossenschaften in

Digitized by Google

neuerer Zeit mehr und mehr dem Bau größerer Miethhäuser mit kleinen Wohnungen von 1 bis 3 Zimmern zugewandt und damit gute Resultate erzielt. Auch in solchen Häusern kann allen vernünftigen Anforderungen genügt werden; das Einfamilienhaus verbürgt an sich aber noch nicht ein gesundes Wohnen. Der Bodenpreis für einen Quadratmeter Wohnfläche stellt sich bei einem mehrstöckigen Haus niedriger als bei einem einstöckigen; auch die Baukosten für den Quadratmeter Wohnfläche verringern sich mit der steigenden Anzahl der Geschosse. Diese Verringerung der Baukosten fällt sehr ins Gewicht; nach Voigt betragen bei einfacher Bauausführung die Kosten für den Quadratmeter Wohnfläche: bei einem Geschoß 70 bis 100, bei zwei Geschossen 51 bis 75, bei drei 47 bis 62, bei vier 41 bis 60, bei fünf 39 bis 58 Mark. Voigt kommt an einer anderen Stelle zu der Schlußfolgerung: „Die Wohnungfrage ist eine Baukostenfrage"; und wenn auch in diesem Satz eine gewisse Ueberschätzung des Einflusses der Baukosten liegen mag, so muß man doch Voigt Recht geben, wenn er andeutet, daß von Vielen die Einwirkung der Bodenspekulation und der Bodenpreise gegenüber den anderen Faktoren allzu einseitig hervorgehoben wird.

Daß durch den Erlaß und die Handhabung strenger Bauordnungen in den Bezirken, wo sich der ärmere Theil der Bevölkerung zusammendrängt, ein Druck auf die Bodenpreise geübt werden kann, ist richtig; eine Linderung der Wohnungnoth aber wird auch damit noch nicht bewirkt. Im Gegentheil: durch die so sehr nöthige und heilsame Verhinderung übermäßiger Raumausnutzung und durch die Schließung ungesunder Quartiere wird das Angebot gerade an kleinen und billigen Wohnungen noch mehr verringert und die angebotenen werden vertheuert. Das wird allgemein anerkannt; und deshalb haben auch Alle, die in den bisher besprochenen Maßnahmen wirksame Mittel zur Unterdrückung der Bodenspekulation und Verbilligung der Bodenpreise sehen, das Gefühl, daß damit nicht genug gethan ist, daß vielmehr eine umfassende positive Thätigkeit — namentlich der städtischen Verwaltungen — ergänzend eingreifen muß. Zwei Hauptforderungen werden gestellt; erstens: Förderung der gemeinnützigen Bauthätigkeit durch Beschaffung und Gewährung billiger Kredite; zweitens: eigener Grunderwerb auf Gemeindekosten. Jede Unterstützung gemeinnütziger Bauthätigkeit ist mit Freude zu begrüßen. Es ist hierin bisher viel weniger geschehen, als möglich und wünschenswerth wäre; ich will nur an die großen, den Invaliditätversicherunganstalten und den Sparkassen zur Verfügung stehenden Kapitalien erinnern. Nur die zuerst genannten Anstalten haben, gemäß der ihnen durch das Invaliditätversicherungsgesetz ertheilten Befugniß, große Summen zur Förderung des Kleinwohnungbaues verwandt; bis zum Schluß des Jahres 1901 waren von ihnen Darlehen in Höhe von 81 870 072 Mark für diesen Zweck gegeben worden. Dagegen sind die bisherigen Leistungen der Sparkassen nach dieser Richtung nur geringfügig. Und gerade sie wären berufen, hier in erster Reihe mitzuwirken; denn zu ihren Aufgaben gehört auch, die von ihnen gesammelten Kapitalien im Wege der Kreditgewährung den Schichten der Bevölkerung nutzbar zu machen, von denen sie ihnen anvertraut worden sind. Dem Grundsatz, daß die Sparkassen einen großen Theil ihrer Bestände in leicht flüssig zu machenden Werthen bereit halten müssen, brauchte man nicht untreu zu werden. Wollten aber, zum Beispiel, die preußischen Sparkassen auch nur einen geringen

Digitized by Google

Theil ihrer Einlagen — am Ende des Jahres 1900 waren es bereits 5745 Millionen und 364 Millionen Reservefonds — dem gemeinnützigen Wohnungbau in der Form von hypothekarischen Darlehen zuführen, so könnten Hunderte von Millionen diesem Zweck dienstbar gemacht werden. Daß eine solche Verwendung von Sparkasseneinlagen in großem Maß möglich ist, zeigt das Beispiel Belgiens, wo die Caisse générale d'Epargne et de Retraite bis zum ersten Januar 1902 mehr als 44 Millionen Francs zur Unterstützung des Kleinwohnungbaues verwandt hat.

So wünschenswerth nun auch die Förderung gemeinnütziger Baugesellschaften und Genossenschaften ist: ihre Einwirkung auf die Wohnungverhältnisse darf nicht überschätzt werden. Wenn auch, absolut genommen, ihre Leistungen umfangreich genug sind: im Verhältniß zu der hier zu bewältigenden Aufgabe sind sie unzulänglich und können, nach der ganzen Natur solcher freiwilligen Thätigkeit, nicht anders sein. H. Albrecht giebt eine Zusammenstellung, wonach im Deutschen Reich bis Ende 1899 von gemeinnützigen Gesellschaften, Vereinen, Stiftungen und Genossenschaften insgesammt errichtet worden sind 8478 Häuser mit 24 075 Wohnungen. Das ist eine Leistung, die, so anerkennenswerth sie auch an sich sein mag, dem hier in Frage kommenden Bedürfniß gegenüber doch nur die Bedeutung des auf einen heißen Stein fallenden Tropfens hat.

Die segensreiche Wirksamkeit freiwilliger genossenschaftlicher Bauthätigkeit ist nicht so sehr in Dem zu suchen, was sie positiv in der Errichtung von Kleinwohnungen geleistet hat, wie in dem erziehenden Einfluß, den sie ausübt: erst sie führt großen Schichten der Bevölkerung den Werth und die Nothwendigkeit gesunder Wohnungen vor die Augen. Nach dieser Richtung hin kann ihre Bedeutung nicht hoch genug veranschlagt werden. Die besten Bauordnungen und baupolizeilichen Vorschriften können eine heilsame Wirkung nur da üben, wo das Verständniß für ihre Nothwendigkeit in allen Bevölkerungschichten geweckt ist. Daß trotz dem starken und raschen Anwachsen der Bevölkerung die rheinischen und belgischen Industriestädte im Allgemeinen bessere Wohnungverhältnisse aufzuweisen haben als der preußische Osten, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß die westliche Arbeiterbevölkerung längst dazu erzogen ist, höhere Ansprüche an ihre Wohnungen zu stellen.

Wichtiger aber ist die Forderung, daß die Kommunen durch eigenen Grunderwerb für Wohnungzwecke thätig eingreifen sollen. Nur die Allgemeinheit — so wird gesagt —, deren Vertreter in diesem Falle die städtischen Gemeinden sind sei in der Lage, durch eigenen Bodenerwerb der privaten Ausbeutung entgegenzuwirken und die Basis für eine gedeihliche Entwickelung zu schaffen; sei es, daß sie in eigener Regie Häuser bauen, sei es, daß sie den Boden unter bestimmten Kautelen an Genossenschaften überlassen, etwa im Wege des Erbbaurechtes. Damit erscheint die Diskussion hinausgehoben über die bloße Bekämpfung der Bodenspekulation und die Fragestellung hätte richtig zu lauten: In welchem Umfang ist der Privatbesitz an städtischem Grund und Boden durch den Allgemeinbesitz zu ersetzen? Und so würden wir wieder an den Ausgangspunkt unserer Erörterungen anzuknüpfen haben, an die gegen jeden Privatbesitz an städtischem Grund und Boden gerichtete Kritik. Denn in der That sind alle gegen die Bodenspekulation gerichteten Vorwürfe nur solche, die sich gegen den Privatbesitz überhaupt erheben

Digitized by Google

lassen. Wie die Menschen und wie unsere ganze Wirthschaftordnung nun einmal beschaffen sind, wird es das natürliche Bestreben eines Jeden bleiben, aus seinem eigenen Besitz den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, mag es sich nun um Getreide, um Kohlen oder um städtische Bauplätze handeln.

Wer auf dem Boden unserer heutigen Wirthschaftordnung steht, wird aus den Uebeln, die mit dem privaten Bodenbesitz verknüpft sind, nicht die Konsequenz ziehen wollen, ihn prinzipiell zu Gunsten der Allgemeinheit zu beseitigen. Der eingeschränkten Forderung aber, daß rasch anwachsende städtische Gemeinwesen bei Zeiten Grund und Boden erwerben, um ihn als Bauland zu verwerthen, kann auch ein überzeugter Individualist beistimmen. Geschieht es in großem Stil und planmäßig, so können die Kommunen sicher einen wohlthätigen und wirksamen Einfluß auf die Wohnungverhältnisse üben. Sie können nicht nur selbst für die ärmere Bevölkerung billiges Bauterrain zur Verfügung stellen, sondern auch durch Niedrighaltung der Preise ihres Terrains bis zu einem gewissen Grad regulirend auf den Werth des privaten Baulandes einwirken. Sie können schließlich dadurch, daß sie in eigener Regie Häuser für Kleinwohnungen herstellen oder daß sie bei der Ueberlassung ihres Terrains an Genossenschaften geeignete Herstellung vorschreiben, auch auf den privaten Hausbau vorbildlich wirken. Diese Wünsche sind bisher nur vereinzelt und in den bescheidensten Grenzen erfüllt worden. In Deutschland haben einzelne Städte den Bau von Kleinwohnungen in eigener Regie versucht, so Freiburg i./B., Ulm, Straßburg i./E. Etwas mehr ist in England und Schottland geleistet worden. Der londoner Grafschaftrath hat an drei Stellen umfangreiches Gelände zur Errichtung von Arbeiterwohnungen gekauft und in ähnlicher Weise sind Glasgow, Manchester und andere Städte vorgegangen. Daß es hier mannichfache und große Schwierigkeiten zu überwinden gilt, soll nicht bestritten werden. Daß aber diese Schwierigkeiten überwunden werden können, wenn nur alle zur Mitwirkung Berufenen den besten Willen dazu haben, kann mit gutem Grund gehofft werden. Man wende nicht ein, daß die Gemeinden vor eine ihre Kräfte übersteigende Aufgabe gestellt würden. Die Mittel sind leicht zu finden; aufblühenden Städten giebt man für Grunderwerb und Hausbau eben so gern Kredit wie für ihre anderen kommunalen Aufgaben. Auch wäre eine besondere Kreditorganisation wohl denkbar. Wie der preußische Staat durch Schaffung der Centralgenossenschaftkasse den Personalkredit der Genossenschaften wirksam unterstützt hat, ließe sich wohl auch durch ein Realkreditinstitut mit vom Staat zur Verfügung gestelltem Kapital eine Centralstelle schaffen, durch deren Vermittlung unter Ausgabe von Pfandbriefen die Gemeinden den zum Erwerb von Grundbesitz nöthigen Kredit sich verschaffen könnten. Auch ist nicht zu befürchten, daß die hierfür aufzuwendenden finanziellen Leistungen außer Verhältniß zu der Finanzkraft größerer Städte, deren jährliche Etats in Einnahme und Ausgabe viele Millionen betragen, stehen würden. Wenn, wie Stübben annimmt, in den deutschen Städten im Durchschnitt ein Hektar Wohnraum für 250 Seelen giebt und wenn das Land zu einer Zeit erworben wird, wo es noch nicht den Preis von Bauterrain erreicht hat, so kann eine Gemeinde mit Aufwendung von einigen Hunderttausend Mark schon die Verfügung über den Wohnraum für Tausende ihrer ärmsten Bürger erlangen.

Daß die Kommunen ein großes Risiko übernehmen und in Zeiten eines

Digitized by Google

Rückganges finanziell in bedenkliche Lage kommen könnten, trifft bei jedem anderen städtischen Unternehmen eben so zu wie bei Bodenerwerb; in normalen Zeiten bietet jedenfalls der Grunderwerb und auch der Hausbau für Wohnzwecke den Gemeinden eine sicherere Aussicht auf Rentabilität als die meisten sonstigen kommunalen Unternehmungen. Und die Verwaltung städtischen Grund- und Hausbesitzes ist eine viel leichtere Aufgabe, als sie bei sonstigen wirthschaftlichen Unternehmungen Staat und Gemeinden schon heute zu bewältigen haben; man denke nur an den komplizirten Betrieb der Staatseisenbahnen, an städtische Straßenbahnen, an Licht- und Wasserwerke. Die Gemeinden hätten auch den Vortheil, daß sie sich in ihrem Bodenerwerb nach ihren Stadterweiterung-, Bebauung- und Verkehrsplänen richten könnten. Auch der letzte Einwurf, die private Thätigkeit würde gelähmt werden, ist nicht als zutreffend zu erachten. Nur da hat die Kommune einzutreten, wo die private gewerbliche Unternehmerschaft versagt hat. Das geschieht beim Kleinwohnungbau leider sehr oft.

Sollen die Gemeinden ihre Aufgabe wirksam durchführen, so ist die Voraussetzung, daß das Enteignungrecht zu Gunsten der Gemeinden auch auf den Erwerb von Boden für Wohnungzwecke ausgedehnt wird. Die Berechtigung dieser Forderungen ist nicht zu bestreiten und in neuerer Zeit sind sie auch in der Gesetzgebung mancher Staaten berücksichtigt worden. Da das Enteignungrecht aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt sich längst eingebürgert hat, handelt es sich hier um keinen prinzipiell neuen Eingriff in die Sphäre der wirthschaftlichen Freiheit. Auch ist nicht zu befürchten, daß die Städte von einem solchen Recht einen willkürlichen und unnöthigen Gebrauch machen würden. Abgesehen davon, daß die Einleitung des Enteignungverfahrens von der staatlichen Genehmigung abhängig wäre, ist die Zusammensetzung der städtischen Körperschaften — wenigstens in Preußen — eine solche, daß eher anzunehmen ist, von dem Rechte der Enteignung privaten Grundeigenthumes werde zu selten, nicht zu oft Gebrauch gemacht werden.

Die Spekulation ist also nicht die Ursache der steigenden Bodenpreise in unseren Großstädten, sondern nur eine Begleiterscheinung dieser Werthentwickelung. Deshalb können auch alle zur Einschränkung der Bodenspekulation getroffenen Maßnahmen — so berechtigt sie auch aus anderen Gründen sein mögen — eine Besserung der großstädtischen Wohnungverhältnisse nicht herbeiführen. Die gemeinnützige und freiwillige Thätigkeit von Genossenschaften ist wünschenswerth, kann aber ausreichende Hilfe nicht gewähren. Wo die Unzulänglichkeit der Wohnungverhältnisse auf die Höhe der Bodenpreise zurückzuführen ist, kann nur dadurch geholfen werden, daß die Gemeinden selbst in großem Umfange Boden für Wohnungzwecke erwerben und verwerthen. Die städtischen Verwaltungen sind in der Wohnungfrage vor eine wichtige und dringende Aufgabe gestellt, vielleicht die wichtigste und dringendste, die ihnen unsere Zeit auferlegte. Es ist zu wünschen, daß sie die nächste Zukunft nicht unbenutzt verstreichen lassen. Freilich: eine alle materiellen und kulturellen Bedürfnisse befriedigende Lösung des Problems wird nicht leichter zu finden sein als die Quadratur des Kreises. Wir müssen uns auch hier eben mit dem Versuch bescheiden, dieses wichtige Problem in den Grenzen des Möglichen seiner Lösung näher zu bringen.

Posen. Georg Jaffé.



Digitized by Google

Reichsbanksorgen.

Der sogenannte Centralausschuß der Reichsbank ist ein Pflänzchen, das im Verborgenen blüht. Dem großen Publikum wenigstens ist er unbekannt. Man liest zwar manchmal in der Zeitung, der Ausschuß sei einberufen worden und der Reichsbankpräsident habe ihm Dies oder Jenes berichtet. Da aber diese hohe Instanz fast nie eine Meinung äußert, die ins Land hinaus schallt, so interessiren sich naturgemäß auch nur Wenige für den Daseinszweck des Centralausschusses. Dieser Stand der Dinge hat sich plötzlich geändert. Zwischen der Bankexcellenz und seinen getreuen Rathgebern ist es zu einer — wie es scheint, recht heftigen — Diskussion gekommen. Der Grund? Ueber die Regulirung der Diskontrate gingen die Ansichten auseinander. Die Mitglieder des Ausschusses zeigten Neigung, den offiziellen Banksatz um wenigstens $^1/_2$ Prozent herunterzusetzen; der Präsident bestand darauf, ihn auf der heutigen Höhe zu halten. Da der Ausschuß nur eine berathende Stimme hat, mußte Herr Dr. Koch in diesem Streit siegen: der Diskontsatz blieb also 4 Prozent.

Die Thatsache aber, daß gerade dieser Gegenstand zu einer lebhaften Diskussion führte, beleuchtet in recht lehrreicher Weise die augenblicklichen Wünsche und Pläne unserer hohen Bankwelt, der ja die meisten Centralausschußmitglieder angehören. Sie sind berufen, den Bankpräsidenten stets in intimer Fühlung mit der Praxis zu halten. In den meisten Fällen stimmen die Herren wahrscheinlich den sachlichen Darstellungen des Direktoriums schweigend zu. Warum thaten sies diesmal nicht? Die Antwort ist leicht zu finden: unsere Bankwelt hat jetzt ein ganz außerordentliches Interesse an billigem Geld. Ueberall rüstet man sich zu neuen Rentengeschäften. Oesterreich konvertirt, Preußen und das Reich werden nächstens mit ihren Millionenanleihen an die Börsen kommen, die Türkei hat, nach langen, mit ihrem ewigen Hin und Her echt orientalischer Verhandlungen, das dringende Bedürfniß, ihre Anleihen zu unifiziren, und auf dem Balkan drängen sich Rumänien und Serbien in schönem Wetteifer nach der Ehre, europäische Kapitalisten mit neuen, bunt ausgestatteten Schuldtitres beglücken zu dürfen. Ganz hinten aber, einstweilen noch von einem hohen Wall landesüblicher Dementis gedeckt, lauert das Ungethüm der neuen russischen Anleihe. Zur Vorbereitung solcher Transaktionen brauchen die Banken natürlich vor allen Dingen billiges Geld. An der Börse helfen sie ein Bischen nach. Beim Privatdiskont freilich brauchen sies nicht; er ist schon lange ganz unverhältnißmäßig niedrig, weil die Geldgeber, nach den schlimmen Erfahrungen mit den verkrachten Banken, in der Auswahl der Privatdiskonten sehr vorsichtig sind und sich lieber mit einem um $^1/_2$ Prozent geschmälerten Zinsfuß begnügen, als daß sie ihren Direktoren die schlaflosen Nächte vom Sommer 1901 noch einmal zumutheten. Daneben aber wird Geld auf tägliche Kündigung und für Ultimozwecke recht reichlich ausgeboten. Zum Theil dürften hier die schon zum Abmarsch nach ihren Bestimmungorten fertigen, eben erst frisch aufgepumpten Gelder der verschiedensten Regirungen eine Rolle spielen. Die Wirkung des niedrigen Zinssatzes wäre aber noch viel stärker,

Digitized by Google

wenn er auch offiziell anerkannt würde; deshalb wollte man den Reichsbankpräsidenten zu einer Diskontherabsetzung bewegen.

Der Bankpräsident kann aber auf das Privatinteresse der Ausschußmitglieder keine Rücksicht nehmen, — schon, um nicht von seinen erbitterten agrarischen Feinden bei einem zärtlichen Schäferstündchen mit der Hochfinanz in flagranti ertappt zu werden. Seines Amtes ist, den Rath der Herren zu hören, von ihrer Geschäftsklugheit zu profitiren, nicht aber, ihre Geschäfte zu besorgen. Heute, wo die Wechsel auf London und Paris schon einen Höhepunkt erreicht haben, der nur vom persönlichen Takt der Betheiligten abhängen läßt, ob sie bares Gold ins Ausland senden oder nicht, wäre es sträflicher Leichtsinn, den Banksatz zu erniedrigen; um so größerer Leichtsinn, als der Status der Bank noch immer nicht normal ist, sondern eine nur in den Krisenjahren übertroffene Anspannung zeigt. Ueberhaupt vergißt man nur allzu leicht, daß die Reichsbank eigentlich erst in letzter Linie das deutsche Centralkreditinstitut ist; ihre wichtigste Pflicht ist vielmehr, den Geldumlauf im Inland zu reguliren und nach außen die Währung zu vertheidigen. Dieses Programm vertrat im Reichstag bei der Berathung der letzten Bankgesetznovelle sehr energisch Herr Büsing; und ihm stimmten zwei Männer zu, die inzwischen leider gestorben sind: Georg von Siemens und Bruno Schoenlank. Namentlich Schoenlank, dessen letzte sachkundige Meisterleistung die Rede gegen die agrarischen Verstaatlichungwünsche war, wies in treffenden Vergleichen auf die Geschichte der Preußischen Bank hin, die gerade in stürmischen Zeiten oft versagte, weil sie sich selbst zu sehr als Pumpstation für Monsieur Toutlemonde betrachtet hatte. Diese Erwägung muß denn auch den Kritiker unserer Diskontpolitik leiten; seine Hauptsorge darf nicht sein, ob wirklich einmal ein paar Kreditsucher etwas höhere Zinsen bewilligen müssen. Die Mahnung zu vorausblickender Bankpolitik muß der Gerechte freilich an zwei Fronten ergehen lassen. Erstens an die Agrarier, die stets gegen den angeblich zu hohen Diskont und gegen die Ausschließung weiter Volkskreise vom Genuß des Reichsbankkredites zetern; zweitens aber auch an die Bankherren, die nur allzu gern ihren manchmal recht dunklen Zwecken die Reichsbank dienstbar machen möchten. Daß der Reichsbankpräsident ihren Werbungen — vielleicht, weil er den Zweck durchschaute — kein Gehör schenkte, ist als erfreuliches Zeichen zu begrüßen.

Um die Stellung, die im Rahmen des deutschen Wirthschaftlebens der Reichsbank gebührt, handelte sichs im letzten Grund auch in einer anderen Erörterung. In einer manchmal von der Reichsbank erleuchteten Korrespondenz war darüber geklagt worden, daß die Notenbanken der kleineren Bundesstaaten im Wechselgeschäft die Reichsbank beträchtlich unterbieten. Diese Beschwerde erinnerte wieder einmal an die völlig veraltete Decentralisation des deutschen Notenbankwesens. Als man um die Mitte der siebenziger Jahre die Preußische in die Reichsbank umzuwandeln unternahm, war man von vorn herein klar darüber, daß neben der einheitlichen Währung auch eine — wenn ich so sagen darf — einheitliche Notenwährung eingeführt werden müsse. Die Rücksicht auf den Partikularismus verbot aber, die Notenbanken der kleinen Bundesstaaten einfach zu schließen. Die üblen Folgen der halben Maßregel zeigten sich bald. Ich will andere Mißstände heute nicht erwähnen: aber der Diskontsatz der kleineren Banken blieb oft recht wesentlich unter dem der Reichsbank, der dadurch natürlich die Kontrole über die Schwankungen

Digitized by Google

des Geldmarktes erschwert wurde. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, wurde in die Novelle zum Bankgesetz die Bestimmung aufgenommen, daß keine bundesstaatliche Bank unter dem Satz der Reichsbank diskontiren dürfe, sobald dieser Satz mindestens 4 Prozent sei; bleibt der Reichsbankdiskont unter 4, so dürfen die kleineren Banken beim Ankauf von Wechseln höchstens um ¼ Prozent unter den jeweiligen berliner Satz gehen. Die Banken, die zunächst durch diese Bestimmung so eingeschüchtert waren, daß zwei von ihnen den Notenbankbetrieb überhaupt einstellten, haben inzwischen einen etwas bedenklichen Ausweg gefunden. Sie diskontiren zwar Wechsel nicht unter dem Reichsbanksatz, beleihen sie aber wesentlich billiger; für Lombardgeschäfte schreibt das Gesetz nämlich die Bedingungen nicht vor. Ich brauche aber kaum zu erwähnen, daß alle an der Gesetzgebung betheiligten Faktoren unter Lombardgeschäften nur die als solche allgemein geltenden, die Beleihung von Waaren oder Werthpapieren, verstanden hatten.

Die Thatsache, daß die kleineren Notenbanken die weitsichtige Reichsbankpolitik stören und lähmen, läßt naturgemäß wieder die Frage auftauchen, ob man diesen überlebenden Zeugen einer wenigstens auf finanziellem Gebiet ruhmlosen Zeit nicht endlich den Garaus machen solle. Ihre neue Taktik zeigt, daß es ihnen nur darauf ankommt, die Möglichkeit, durch die Ausgabe der Banknoten sich zinslose Betriebskapitalien zu verschaffen, ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit für sich auszunützen. Die Leiter dieser Banken pochen darauf, daß noch in den letzten Reichstagsdebatten die Vertreter Bayerns und Sachsens sich vom Bundesrathstisch aus sehr liebevoll dieser Institute angenommen und deren wirthschaftliche Nothwendigkeit scharf betont haben. Den Glauben an solche Nothwendigkeit halte ich für einen leeren Wahn. Man sagt, diese Banken, die ohne Unbequemlichkeit über ihr eigentliches Kapital hinaus Kredit gewähren können, brächten ihrer nächsten Umgebung nicht zu unterschätzenden Nutzen. Das soll gar nicht bestritten werden. Wäre aber eine von ortskundigen Beamten geleitete Reichsbankfiliale nicht mindestens eben so nützlich? Wer durch Verleihung des Notenprivilegs ausgezeichnet wird, also das Recht hat, fiduziares Geld auszugeben, Der muß schon für den Vortheil, den er daraus zieht, dem Staat gewisse Aequivalente bieten. Man sollte aber überhaupt mehr als bisher daran denken, daß die Notenausgabe ein Mittel ist, nach dem man nur, weil bessere fehlen, in der Noth greift. Die Ausgabe von Noten ist nur berechtigt, wenn sie nicht lüsterner Profitsucht dient, sondern eine nützliche Wirkung auf die gesammte Volkswirthschaft in Aussicht stellt. Die Privatnotenbanken haben besonders durch ihr Verhalten in der allerletzten Zeit bewiesen, daß sie sich der Verantwortung nicht bewußt sind, die das Recht zur Notenausgabe dem Privilegirten auferlegt. Trotz allen partikularistischen Bedenken sollte man deshalb nicht länger zögern, der Reichsbank das Monopol der Notenausgabe zu sichern.

Plutus.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 14. Februar 1903.

Deutschland und der Weltmarkt*).

Die Ziffern der Handelsstatistik sind die beliebtesten Renommirstücke aller fortgeschrittenen Nationalökonomen. Leider sind Geist und Witz, mit denen die Zahlen erörtert werden, nicht immer in gleichem Verhältniß gewachsen wie Einfuhr und Ausfuhr. Ja, wenn ich den alten Krug oder den Dieterici oder den Viebahn oder den Reden oder den Bienengräber zur Hand nehme, kommt es mir sogar manchmal vor, als seien die Leute in volkswirthschaftlichen Dingen um so gescheiter gewesen, je weiter ihre Schriften zurückliegen. Kommt es mir vor, als hätten die Alten die viel kleineren Ziffern wissenschaftlich analysirt, während sie die Jüngeren nur politisch paraphrasiren. Damals herrschte der Mensch — ob Statistiker oder Theoretiker — über die Ziffern; heute wird er von ihnen beherrscht. Damals ging man liebevoll auf den Qualitätwerth der einzelnen Zahl ein; heute steht man wie erstarrt unter dem Eindruck der Quantitäten einer mächtig anschwellenden Bewegung. Was man aber an theoretischer Beurtheilung unserer Handels-

*) Unter dem Titel „Die deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert" erscheint im Verlag von Georg Bondi im März ein neues Buch des breslauer Professors Werner Sombart, der, besonders seit die ersten Bände seines „Modernen Kapitalismus" bekannt geworden sind, weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus gehört wird. An diesen Kreis denkt er, wie mir scheint, beim Schreiben auch nicht; auf das soziale Empfinden der in mannichfachen Berufen, arbeitenden Menschheit will er wirken, nicht auf die Zunft. Und das Streben, statt dürrer Doktrinen die Fülle der Gesichte zu zeigen, die das Leben der Volkheit dem Auge bietet, ist in dem neuen Buch nicht minder als in dem älteren fühlbar. Nach den handelspolitischen Erörterungen der letzten Zeit wird das Kapitel, das den Lesern der „Zukunft" hier mitgetheilt wird, nicht unwillkommen sein.

Digitized by Google

entwickelung hat zu Theil werden lassen, scheint mir in mehr als einem Punkte anfechtbar zu sein.

Wenn man auf Grund der handelsstatistischen Ziffern von der Entstehung einer Weltwirthschaft spricht, so hat Das natürlich insofern seine volle Berechtigung, als unbestreitbar heute mehr Waaren zwischen den einzelnen Ländern umgesetzt werden als vor fünfzig oder hundert Jahren. Um zu dieser Einsicht zu gelangen, genügt es, zu wissen, daß Achtzig mehr als Zehn ist. Versteht man aber unter weltwirthschaftlicher Organisation einen Zustand fortgeschrittener Differenzirung und Integrirung der einzelnen Volkswirthschaften unter einander, ein zunehmendes Ueberwiegen der internationalen Beziehungen über die nationalen, so ist diese (so viel ich sehe) einzige Weisheit, die die handelstheoretische Literatur des letzten Menschenalters zu Tage gefördert hat, ganz entschieden falsch.

Die Kulturvölker, so behaupte ich vielmehr, sind heute (im Verhältniß zu ihrer Gesammtwirthschaft) nicht wesentlich mehr, sondern eher weniger durch Handelsbeziehungen unter einander verknüpft. Die einzelne Volkswirthschaft ist heute nicht mehr, sondern eher weniger in den Weltmarkt einbezogen als vor hundert oder fünfzig Jahren. Mindestens aber (und dafür kann ich in Ziffern den Nachweis erbringen) ist es falsch, anzunehmen, daß die internationalen Handelsbeziehungen eine verhältnißmäßig wachsende Bedeutung für die moderne Volkswirthschaft gewinnen. Das Gegentheil ist richtig. Die Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat wenigstens für die deutsche Volkswirthschaft eine Abnahme des Antheiles der auswärtigen Handelsbewegung an der Gesammtleistung der wirthschaftlichen Thätigkeit als Ergebniß gehabt. Sicher für die Ausfuhr, wahrscheinlich auch für den Gesammthandel.

Wie aber erscheinen die Dinge, wenn wir die weit auseinanderliegenden Zeiträume von 1800 und 1900 ins Auge fassen? Genaue Bilanzen für die Zeit vor hundert Jahren besitzen wir nicht. Ich stelle aber folgende Betrachtung an: 1802 berechnete Krug das durchschnittliche Einkommen eines preußischen Unterthanen auf $27^1/_4$ Thaler, also $81^3/_4$ Mark. Für das Jahr 1830 setzt man den Gesammtwerth des deutschen Außenhandels auf 660 Millionen Mark an. Ich glaube, man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß der Volkswohlstand 1830 eher niedriger war als 1802. Nehmen wir ihn als gleichgeblieben an, so würde auf den Kopf der Bevölkerung also ein Einkommen von rund 80 Mark entfallen, dagegen ein Antheil am auswärtigen Handel von rund $22^1/_2$ Mark (Deutschland hatte damals $29^1/_2$ Millionen Einwohner). Das wären rund 28 Prozent vom Gesammteinkommen. Für das Jahr 1895 berechnet Mulhall das Einkommen eines Deutschen auf durchschnittlich 506 Mark. Der Werth der Einfuhr und Ausfuhr betrug in jenem Jahre (im Spezialhandel) 7670 Millionen Mark, also auf den Kopf der Bevölkerung 148 Mark. Der Antheil des Einzelnen

Digitized by Google

am Außenhandel würde also 29 Prozent (gegen 28 Prozent im Anfang des Jahrhunderts) ausmachen; er wäre so gut wie unverändert geblieben.

Das sind natürlich Berechnungen, die auf zum Theil sehr anfechtbaren Zahlen beruhen. Alle Schätzungen des Volkseinkommens oder Volksvermögens sind mehr oder weniger Spielereien. Immerhin wird man jene Rechnungen so lange anstellen und sie auch als Beweismaterial benutzen dürfen, wie die entgegengesetzte (herrschende) Auffassung keine besseren und zuverlässigeren Beweise für die Richtigkeit ihrer Behauptungen erbringt. Um den hier vertretenen Standpunkt zu stützen, sind nun aber so vage Kalkuls nicht einmal nothwendig, da wir genügend zuverlässiges Material besitzen, um die These von der abnehmenden (oder wenigstens sich gleichbleibenden) Bedeutung der internationalen Handelsbeziehungen für die einheimische Volkswirthschaft in ihrer Richtigkeit zu erweisen.

Ich beginne mit der Ausfuhr, für die ich vor einigen Jahren bereits den ziffermäßigen Nachweis erbracht habe, daß sie wenigstens in den letzten Jahrzehnten eine „fallende Quote" der deutschen Gesammtproduktion ausmache. Weitere Nachforschungen, deren Ergebnisse ich im Folgenden mittheile, haben mich in meiner Auffassung nur bestärkt.

Damals hatte ich nur von dem Industrieexport gesprochen. Will man jedoch die Frage allgemein entscheiden, ob Deutschland mehr oder weniger in die Weltwirthschaft eingegliedert sei, so muß man natürlich auch das wichtigste Gewerbe, die Landwirthschaft, berücksichtigen. Diese lehrt uns ein Rückblick auf die deutsche Volkswirthschaft im ersten Drittel des Jahrhunderts als ein ausgesprochenes Exportgewerbe kennen. Heute, wie Jedermann weiß, deckt sie nicht annähernd den einheimischen Bedarf.

Aber ich behaupte ja die fallende Exportquote auch für die „Industrie". Auf die Gründe einzugehen, die es erklärlich machen, weshalb von den wichtigsten Industrien ein immer größerer Theil der Produktion im Inlande bleibt, ist hier ja nicht der Ort. Ich bemerke nur, daß es nicht einheitliche Ursachenreihen sind, die das selbe Ergebniß zeitigen. Bei einigen Industrien (Montanindustrie, chemische Industrie) ist es der zunehmende Ersatz der organisirten durch unorganisirte Materie, der die Ausweitung ihres Binnenabsatzgebietes bewirkt, bei anderen (Textilindustrie, Lederindustrie, Bekleidungindustrie u. a.) der zunehmende Wohlstand der Bevölkerung in Verbindung mit der Verdrängung handwerkmäßiger Produktion durch kapitalistische, also mit der Einbürgerung des gewerblichen Kapitalismus in Deutschland selbst. Wir werden beobachten, daß eine ganze Reihe von Industrien allerdings bis in die siebenziger Jahre einen steigenden Export aufweisen, der dann aber, als die deutsche Volkswirthschaft ihre Siebenmeilenstiefel anzieht, hinter der Gesammtproduktion zurückbleibt. Bei Steinkohlen ist sich das Verhältniß der Produktion

Digitized by Google

zur Ausfuhr bis in die letzte Zeit annähernd gleichgeblieben: es wurden von der Gesammtproduktion ausgeführt: 1860 14,6 Prozent; 1880 15,3 Prozent; 1900 13,9 Prozent: also leises Ansteigen bis 1880, leises Sinken bis zur Gegenwart. Beständig gesunken seit den sechziger Jahren ist jedoch die Quote der Mehrausfuhr: sie betrug in den genannten Jahren 12,5 Prozent, 11,0 Prozent, 7,3 Prozent.

Leider ist die Berechnung der Exportquote nicht überall so leicht und einwandfrei wie bei Steinkohlen. Bei anderen Industrien müssen wir auf Umwegen dazu gelangen. So stelle ich bei der Eisenindustrie die Produktion von Roheisen in Vergleich mit der Ausfuhr sämmtlicher Eisenfabrikate (einschließlich Roheisen und Maschinen). Da ergiebt sich, daß die Ausfuhrmengen von den Produktionmengen 1880 noch 40,7 Prozent, 1900 dagegen nur noch 20,0 Prozent ausmachten. Der Antheil der Mehrausfuhr von Eisenfabrikaten sank in diesem Zeitraum sogar von 29,3 Prozent auf 7,8 Prozent der Roheisenproduktion. Also deren riesige Steigerung von 2,7 auf 8,5 Millionen Tonnen fand vollständig Unterkunft innerhalb Deutschlands.

Bei anderen Industrien bietet einen Anhalt die Menge der beschäftigten Arbeiter: wenn wir (was zulässig ist) annehmen, daß die Produktivität in der Industrie nicht abnimmt, so bedeutet eine Vermehrung der Arbeiterschaft eine mindestens gleich starke Steigerung der Produktion. Steigt der Export nicht in gleichem Verhältniß, so fällt die Exportquote. So stieg in der chemischen Industrie die Zahl der beschäftigten Personen 1882 bis 1895 um 60,5 Prozent, die Menge der ausgeführten Erzeugnisse nur um 38,2 Prozent; in der Maschinenindustrie betrug im gleichen Zeitraum die Zunahme der Arbeiterschaft 7,0 Prozent, die Ausfuhrmengen nahmen dagegen sogar um 19,9 Prozent ab.

Für einige andere Industriezweige habe ich versucht, die Mengen der verarbeiteten Rohstoffe und Halbfabrikate zu ermitteln und auf Grund dieser Ziffern die Gesammtproduktionmenge zu berechnen. Das ist für die Lederindustrie, die Baumwoll- und Wollindustrie mit einiger Zuverlässigkeit möglich. Für die Lederindustrie besitzen wir die Einfuhrziffern für Häute und die Ziffern des einheimischen Viehbestandes. Da für die Lederindustrie das Schafleder nur eine geringe Rolle spielt, Schafe aber seit 1860 allein sich vermindert, während alle anderen Thierarten sich vermehrt haben, so dürfen wir getrost annehmen, daß die Mengen einheimischer Häute mindestens die selben geblieben sind. Nun betrug aber die Mehreinfuhr an Häuten aller Art in den Jahren 1860, 1880, 1900 je 21 700, 36 600, 85 400 Tonnen. Dagegen in den selben Jahren die Ausfuhr an Leder und Lederwaaren aller Art 4500, 11 400, 14 100 Tonnen; die Ausfuhr bildete also von den zuerst genannten Mengen 20,8 Prozent, 31,1 Prozent, 16,5 Prozent. Hat sich die Lieferung deutscher Häute gesteigert (was wahrscheinlich ist), so ist die Verringerung

der Exportquote noch beträchtlicher. Bei der Baumwollindustrie habe ich nach dem Vorgange Bienengräbers die Baumwolle auf Garn im Verhältniß von Fünf zu Vier, das Garn auf Gewebe im Verhältniß von Vier zu Drei zurückgeführt und die Mehreinfuhr von Garn dem im Inlande gesponnenen zugerechnet. Ich erhalte dann folgende Ziffern, die ich in Tabellenform zusammenstelle, um sie übersichtlicher zu machen:

Im Durchschnitt der Jahre	gelangte Garn zur Verarbeitung Tonnen	wurden baumwollene Waaren angefertigt Tonnen	betrug die Ausfuhr baumwollener Waaren Tonnen	betrug die Exportquote
1836/40	23 864	17 897	4 460	24,9 %
1851/55	46 617	34 963	7 283	20,8 %
1856/61	66 649	49 987	9 157	18,3 %
1880	112 000	84 000	21 300	25 6 %
1897/99	252 600	189 450	35 300	18,6 %

Im Ganzen keine wesentliche Verschiebung seit sechzig Jahren; aber doch seit 1880 merkliche Abnahme des Antheiles der Ausfuhr.

Bei der Wollindustrie habe ich lediglich die Wolle in Garn umgerechnet (in allen Jahren mit 1/5 Abgang); die verbrauchten Wollmengen aber ermittelt aus einer Addition der Mehreinfuhr und der einheimischen Wollproduktion (die ich — für die Gegenwart zu niedrig, so daß die Produktionziffer kleiner erscheint, als sie in Wirklichkeit ist — durchgängig nach Dietericis und Bienengräbers Vorgang unter Zugrundelegung von 1,1 kg Wollertrag vom Schaf, wie er den feinen Merinoschafen entsprach, berechnet habe). Dann ergiebt sich folgende Uebersicht:

In den Jahren	Verbrauch inländischen und ausländischen Garns Tonnen (rund)	Ausfuhr von Wollwaaren aller Art Tonnen (rund)	Es betrug die Exportquote (auf Garn berechnet)
1840	21 000	3 250	15,5 %
1860/61	42 000	12 500	29,8 %
1880	66 000	21 800	33,0 %
1900	156 000	29 300	18,7 %

Also Verdoppelung der Exportquote von 1840 bis 1880, Herabsinken auf halbe Höhe (fast auf das Niveau von 1840) innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte.

Ich denke, diese Beispiele werden hinreichen, um es mindestens sehr

Digitized by Google

wahrscheinlich zu machen, was ich behauptete: daß die Ausfuhr in den letzten fünfzig und noch mehr in den letzten zwanzig Jahren (Einfluß des Aufschwunges seit 1895?) einen immer geringeren Theil der Gesammtproduktion der deutschen Volkswirthschaft bildet, um es aber außer allen Zweifel zu setzen, daß die Lehre von der zunehmenden Bedeutung des Exportes sicher falsch ist.

Zweifelhafter bin ich gegenüber der Einfuhr. Jedenfalls ist es viel schwieriger, hier irgendwie verläßliche Antheilsberechnungen vorzunehmen. Daß die Landwirthschaft überhaupt erst seit einem Menschenalter mehr importirt als exportirt, ist bekannt; auch, daß sie eine (im Verhältniß zur inländischen Produktion) ständig steigende Importquote habe, dürfte anzunehmen sein. Wesentlich anders verhält es sich mit der Industrie. Hier haben offenbar die verschiedenen Gewerbezweige während des neunzehnten Jahrhunderts ein ganz verschiedenes Schicksal gehabt.

Unzweifelhaft giebt es eine große Anzahl wichtiger Industrien, die heute (im Verhältniß zur Gesammtproduktion) mehr Rohstoffe oder Halbfabrikate einführen als vor fünfzig oder hundert Jahren. Es sind alle autochthondeutschen Industrien, die auf dem deutschen Boden erwachsen sind, will sagen: einheimische Bodenerzeugnisse (Stoffe des Pflanzen- oder Thierreiches) verarbeiteten. Hauptbeispiele: Wollindustrie, Leinenindustrie, Holzindustrie, Lederindustrie. Umgekehrt aber ist es den anderen Industrien ergangen. Sie sind vom Auslande unabhängiger geworden. Das heißt: sie führen heute weniger Theile der Gesammtproduktion ein als früher, stehen also mehr auf rein deutschem Boden, ihre Verschlingung mit anderen Volkswirthschaften ist geringer als ehedem. Sie sind Belege für die Richtigkeit der Lehre von der abnehmenden Bedeutung der weltwirthschaftlichen Beziehungen.

Hierher gehören zunächst die Industrien, die ausländische Rohstoffe verabeiten, vornehmlich also die Baumwollindustrie. Diese haben immer allen Rohstoff einführen müssen. Sie thaten es aber früher vorwiegend in der Form von Halbfabrikaten (Garn), während heute der unverarbeitete Rohstoff (Baumwolle) nach Deutschland hereinkommt. Da nun aber das Halbfabrikat einen größeren Antheil am Werth des Gesammtproduktes hat als der Rohstoff, so machte die Einfuhr bei diesen Industrien früher einen größeren Prozentsatz von der Gesammtproduktion aus als heute. In den Jahren 1840 bis 1842 betrug im Zollverein die durchschnittliche Mehreinfuhr von

roher Baumwolle 242720 Centner,
Baumwollgarn 400874 „

Dagegen im Durchschnitt der Jahre 1898 bis 1900 die Mehreinfuhr von

roher Baumwolle 298900 Tonnen,
Baumwollgarn 10900 „

Vor sechzig Jahren wurde das Material der deutschen Baumwollin-

Digitized by Google

dustrie noch zu etwa zwei Dritteln, heute wird es nur noch zu einem Dreißigstel in Garnform eingeführt. Man ermesse daran, um wie viel selbständiger, nationaler heute die große Baumwollindustrie dasteht als vor zwei Menschenaltern, wo sie außerdem noch ein Drittel mehr ausführte als heute.

Noch viel handgreiflicher tritt die Emanzipation vom Weltmarkt, also vom Ausland, tritt die Nationalisirung bei den Industrien in die Erscheinung, die Stoffe des Mineralreiches verarbeiten, an denen Deutschland Lager besitzt. Das gilt vor Allem von der mächtigsten aller Industrien: der Eisenindustrie. Ueber ihren Stand im Anfang der vierziger Jahre giebt eine Zusammenstellung Auskunft, die der kundige Dieterici macht und mit folgenden ewig denkwürdigen Worten begleitet: „Sollte im Zollverein so viel Eisen mehr produzirt werden, als derselbe (!) bei dem so außerordentlich gestiegenen Bedarf an Eisenbahnschienen u. s. w. mehr als früher verwendet, so müßte mehr geschafft werden nach den Zahlen von 1842:

a) Die berechnete Mehreinfuhr von Roheisen . . . 1 117 302 Zollctr.
b) Das Material, das Halbfabrikat, Roheisen, zu der Mehreinfuhr von Stabeisen. Diese war 1842: 891 436 Zollcentner. 72 Centner Schmiedeeisen sind 100 Ctr Roheisen; — die 891 436 Zollcentner Schmiedeeisen ergeben also . . . . 1 238 106 Zollctr.
sind 2 355 408 Zollctr.

Da der Zollverein etwa 3 Millionen Centner Roheisen produzirt, so müßte diese Produktion fast um das Doppelte, näher: wie 5 : 9, sich erhöhen, wenn der Zollverein seinen Eisenbedarf aus eigener Produktion decken sollte. Es steht sehr dahin, ob Dies möglich sein wird. Wenn durch hohen Einfuhrzoll auf Roheisen auch die Konkurrenz fremden Roheisens verringert werden kann, so wird doch ein Zuschuß vom Auslande nach den hier gegebenen Zahlenverhältnissen bei dem sehr gestiegenen Verbrauch des Eisens im Zollverein nöthig bleiben und nur der Preis des Roheisens gesteigert werden. Festzuhalten ist immer, daß außer der namhaften Mehreinfuhr von Roheisen und Stabeisen auch im preußischen Staate dennoch die Produktion von Roheisen und Schmiedeeisen in der Zeit von 1840 bis 1842 nicht zurückgegangen, sondern gestiegen ist.“

Und am Schluß des Jahrhunderts? Erzeugt die deutsche Eisenindustrie nicht nur die von Dieterici oben berechneten $2^{1}/_{2}$ Millionen Zollcentner mehr, sondern außerdem noch $167^{1}/_{2}$ Millionen Centner! Und zwar so gut wie völlig unabhängig vom Auslande. Sie bezieht aus jenem $^{1}/_{20}$ des Roheisenbedarfs und ebenfalls $^{1}/_{20}$ des Bedarfs an Eisenerzen (829 000 t von 17, 9 Millionen Tonnen Jahresförderung im Durchschnitt 1898 bis 1900). Dafür liefert sie aber noch beträchtliche Ueberschüsse „einfach bearbeiteten“ Eisens, das früher auch vom Auslande kam, an dieses ab.

Digitized by Google

Ziehen wir nun in Betracht, daß auf die Montanindustrie (nach der Schätzung von 1897) vielleicht ein Drittel des Gesammtwerthes der industriellen Produktion entfällt, so ist es immerhin der Erwägung werth, ob denn unsere Industrie — auch was die Einfuhr ihrer Rohmaterialien betrifft — heute in stärkerem Maße in den Weltmarkt einbezogen ist als vor fünfzig oder hundert Jahren. Im Endergebniß wird es immer unwahrscheinlicher, daß die nationale Differenzirung (wie ich die Spezialisirung der Gütererzeugung zwischen den einzelnen Volkswirthschaften nenne) heute quantitativ stärker ist als sonst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts. Qualitativ, darauf möchte ich noch hinweisen, ist sie, wie mir scheint, sicher geringer. Ich meine: die Anzahl von Nationen, die bei der Erzeugung und dem Verzehr der Produkte betheiligt sind, ist heute kleiner als vor ein paar Menschenaltern. Die internationalen Beziehungen sind, mit anderen Worten, nicht etwa verschlungener, sondern einfacher, lockerer geworden; die einzelne Volkswirthschaft steht auch in dieser Hinsicht heute selbständiger da als vordem.

Beispiel: wiederum die Eisenindustrie. Vor sechzig Jahren war dieser Fall ein normaler: England erzeugt mit eigenen Erzen und eigener Kohle Roheisen oder Schmiedeeisen; Deutschland verarbeitet es zu Eisenwaaren; Oesterreich kauft diese: drei Staaten. Heute dagegen ist das Schema: Normalfall: Deutschland erzeugt Roheisen, Deutschland verarbeitet es, in Deutschland wird es verkauft: ein Staat; Ausnahmefall: Deutschland produzirt die Eisenwaare, ein anderer Staat kauft sie: zwei Staaten.

Baumwollindustrie vor zwei Menschenaltern: Amerika liefert England die Baumwolle, Deutschland das Getreide: England spinnt Garn; Deutschland kauft es und verwebt es; Rußland ist Abnehmer des fertigen Fabrikates: vier Staaten wirken zusammen. Heute: Amerika liefert Deutschland Baumwolle und Getreide, Deutschland verarbeitet den Rohstoff bis zu Ende und verbraucht das Fabrikat selbst: zwei Staaten wirken zusammen. So ist es auch, wenn Deutschland die Baumwollwaaren nach Amerika ausführt; drei Staaten sind betheiligt, wenn die Ausfuhr in ein drittes Land erfolgt.

Wenn ich es nun aber auch für meine Pflicht hielt, einer oberflächlichen und bei Vielen verbreiteten Anschauung entgegenzutreten, die ohne rechte Kenntniß der Sachlage eine Theorie von zunehmender „Differenzirung" der nationalen Wirthschaften, von dem Anwachsen weltwirthschaftlicher Organisation und ähnlichen schönen Dingen sich zurechtgezimmert hat, so liegt mir, wie ich kaum ausdrücklich hervorzuheben nöthig haben sollte, nichts ferner, als die tiefgreifenden Aenderungen ableugnen zu wollen, die die Beziehungen der deutschen Volkswirthschaft zum Auslande während des verflossenen Jahrhunderts erfahren haben. Nur sehe ich sie eben ganz wo anders als die Meisten, die über diese Dinge geschrieben haben.

Digitized by Google

Wenn ich die Wandlung, die das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland in seinem Verhältniß zu den fremden Wirthschaftgebieten gebracht hat, in einem Schlagwort zusammenfassen wollte, so würde ich etwa sagen: Deutschland ist in diesen hundert Jahren aus einem Ausfuhrland ein Einfuhrland geworden. Mit dieser Formel ersetze ich die übliche Wendung: es sei aus einem Agrarstaat ein Industriestaat geworden. Ich könnte auch sagen: Deutschland habe sich aus einem Bodenland in ein Arbeitland, aus einem Naturland in ein Kunstland verwandelt. Aber die Hauptsache bleibt ja doch, daß ich erkläre, was ich im Sinne habe.

Unter einem Ausfuhrland verstehe ich ein Land, das den gesammten eigenen Bedarf an Nahrungmitteln und Produktionmitteln durch Eigenerzeugung deckt und darüber hinaus einen Theil seiner aus eigenen Mitteln gewonnenen Erzeugnisse fremden Ländern abgiebt. In physiokratischer Ausdrucksweise würde Das lauten: ein Land, das einen Theil seines Produit net exportirt. Fürchtete ich nicht, mißverstanden und des Abfalles von dem allein seligmachenden Glauben aller wissenschaftlichen Nationalökonomen (deren Bekenntniß lautet: „ich glaube, that the annual labour of every nation is the fund which u. s. w.") geziehen zu werden, so könnte ich auch sagen: ein Ausfuhrland ist dasjenige, welches Theile seines Bodenertrages gegen andere Bodenerträge oder gegen Arbeit — kürzer: Boden gegen Boden oder Boden gegen Arbeit — tauscht, Das aber sein Saldo immer mit Boden begleicht. Dabei ist es gleichgiltig, ob es die Erträgnisse des eigenen Bodens selbst noch weiter verarbeitet und etwa in Form von Fabrikaten ausführt (dann kauft es mit Boden + Zusatzarbeit ein): wenn nur die Bodenerzeugnisse das Plus in den Aktiven ergeben.

In einem solchen Zustande befand sich nun Deutschland vor hundert und noch vor fünfzig Jahren. Es sandte die Ueberschüsse seines Bodens theils in unverarbeitetem Zustande ins Ausland: in Form von Getreide, Wolle, Holz, Borke, Flachs; theils verarbeitet: in Form von Holzwaaren, von Wollwaaren und Leinenwaaren. Diese beiden Industrien, die Wollindustrie und die Leinenindustrie, die von Alters her, auch als sie noch durchaus handwerkmäßig betrieben wurden, doch schon Exportgewerbe waren, sind recht eigentlich bodenständige Industrien Deutschlands, die nur zur Entwickelung gelangten, weil sie eine bequemere Form zur Ausfuhr von Landeserzeugnissen darboten.

Im Vorbeigehen mag bemerkt werden, daß immer dann, wenn sich ein besonders lebhaftes Exportbedürfniß in einem Lande herausstellt, dieses von einer starken Tendenz zum Freihandel erfüllt wird. So begründeten die vorwaltenden Interessen des Exportagrarismus die freihändlerische Politik Preußens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die vorwaltenden Interessen

Digitized by Google

des Exportindustrialismus aber leiteten die Freihandelsaera der sechziger und siebenziger Jahre ein. Sobald die Einfuhrinteressen die Oberhand gewinnen, schlägt die Stimmung um: die schutzzöllnerischen Bestrebungen gewinnen maßgebenden Einfluß. Das aber war für einzelne Industrien (Eisen- und Garnindustrie) in Deutschland die Sachlage um die Mitte des Jahrhunderts; für die überwiegende Mehrzahl aller agrarischen und industriellen Gewerbe aber ist es die Situation seit Ende der siebenziger Jahre.

Deutlich vermögen wir wahrzunehmen, wie der Umschwung sich vollzog. Der Kapitalismus — und zwar in erster Linie der gewerbliche Kapitalismus — hat ihn bewirkt: wer anders sollte diese Gewalt im neunzehnten Jahrhundert besitzen, Staaten auf andere Grundlagen zu stellen, als die waren, auf denen sie Jahrhunderte lang ruhten?

Schon seit einiger Zeit hatte es das Kapital für vortheilhaft erachtet, fremde Bodenerzeugnisse mit den einheimischen in Wettbewerb treten zu lassen, auch als diese noch beträchtliche Ueberschüsse lieferten: man schlug das Leinen und den Wollstoff durch das billigere Fabrikat aus Baumwolle aus dem Felde. Hier war der Grund der Einfuhr von Produktionmitteln die Minderwerthigkeit des neuen Konkurrenzstoffes gewesen. Die Baumwolle blieb aber doch eine Ausnahme. Die grundsätzliche und allgemeine Neuordnung der Dinge nahm erst ihren Anfang, als unter dem Einfluß des gewerblichen Kapitalismus sich die Industrie immer weiter ausdehnte und mit ihren Folgeerscheinungen: Zunahme der Bevölkerung und Städtebildung behufs Beschaffung der erforderlichen Produktionmittel, so hohe Anforderungen an die Erzeugnisse des vaterländischen Bodens stellte, daß sie entweder technisch oder doch wenigstens wirthschaftlich (zu annehmbaren Preisen) nicht mehr von der einheimischen Landwirthschaft befriedigt werden konnten. Der innere Markt sog zunächst alle Bodenüberschüsse auf, die früher ausgeführt worden waren. Bald aber genügten die Bodenerträge — trotz ihrer außergewöhnlich starken Vermehrung — nicht mehr, um den Bedarf der Industrie an Produktionmitteln (wozu ich natürlich auch Getreide und Vieh rechne) zu decken. Um den Folgen dieser mißlichen Knappheit zu entgehen, gab es zwei Auswege. Deutschland hat sie beide beschritten. Der eine führte unter die Erde im eigenen Lande, der andere auf die Böden fremder Länder.

Unter der Erde im eigenen Lande fanden die deutschen Produzenten Cementlager, Kalisalzlager, vor Allem aber natürlich Kohlen- und Eisenerzlager. Verdrängung der organisirten Materie durch die organisirte lautet, wie wir wissen, die Losung, unter der ein Theil der modernen Industrie ihren Siegeslauf angetreten hat. Jeder eiserne Träger, jeder eiserne Mast macht einen Baum im heimischen Walde entbehrlich. Der künstliche Dünger ersetzte eine Menge Vieh, die Anilinfarben gaben die Ackerflächen, die ehedem

Digitized by Google

mit Krapp oder Waid bestanden waren, zu anderer Verwendung frei. Aber es ist einleuchtend, daß hierdurch nicht voller Ersatz für die knapper werdenden Bodenerzeugnisse geschaffen werden konnte. So mußte man denn den anderen Ausweg wählen: man mußte die Ernten fremder Länder zu Hilfe nehmen, um sich die Elemente für die nationale Produktion zu verschaffen. Was Deutschland heute vom Auslande einführt, sind zu vier Fünfteln Produktionmittel: 1900 für etwa 4800 Millionen Mark von 6000 Millionen Mark, während noch 1840 über zwei Fünftel der Gesammteinfuhr aus genußreifen Gütern bestand, und zwar überwiegend Kolonialien und verwandten Genußgütern.

Sofern nun die eingeführten Produktionmittel zur Erzeugung von Lebensmitteln dienen oder auch genußreife Lebensmittel über die Grenze kommen, wird in wachsendem Maße die Möglichkeit geschaffen, die übrigen Produktionmittel als Rohstoffe hereinzunehmen und den Produktionprozeß von Anfang bis zu Ende nach Deutschland zu verlegen. Das bedeutet zunehmende Tendenz, Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf und Jute statt Garn, Häute statt Leder, Erze statt Roheisen einzuführen. 1880 entsprach einer Spinnstoffeinfuhr von 327 500 t eine Garneinfuhr von 39 400 t; 1900 war jene auf 667 100 t, diese auf nur 57 300 t angewachsen. 1880 wurden neben 31 500 t Häuten noch 5723 t Leder eingeführt, 1900 neben 60 000 t Häute nur noch 2660 t Leder. 1880 betrug die Menge der eingeführten Erze nur wenig mehr als das Doppelte (607 007 t) des eingeführten Roheisens (238 572 t): im Durchschnitt der Jahre 1898/1900 fast das Siebenfache.

In der vorhin beliebten Ausdrucksweise heißt Das: Deutschland tauscht immer weniger fremde Arbeit und immer mehr fremden Boden ein. Es liefert Arbeit selbst genug, mehr als genug. Was ihm fehlt, ist Boden und wieder Boden, Boden der tropischen, besonders aber Boden der gemäßigten Zone.

Das scheint mir in der That die Pointe der ganzen Umwälzung zu sein, die das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland gebracht hat. Am Anfang bot der Boden des Deutschen Reiches so viel Raum, daß neben dem eigenen Volk noch fremde Völker mit darauf stehen konnten. Am Schluß sind die fremden Völker längst davon verdrängt (Deutschland führt allerdings auch jetzt noch Bodenerzeugnisse aus, aber doch eben längst nicht so viele, wie es fremde einführt), die deutsche Nation hat aber selbst keinen Platz mehr und hat immer mehr Auslandsboden mit Beschlag belegen müssen. Anders ausgedrückt: vor hundert Jahren trug der deutsche Boden die deutsche Volkswirthschaft ganz und einige Theile fremder Volkswirthschaften außerdem; heute ist das Fundamentum der deutschen Volkswirthschaft weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, tief in fremde Länder hinein ausgedehnt worden.

Breslau. Professor Dr. Werner Sombart.



Digitized by Google

Schopenhauers Vierfache Wurzel.

Schopenhauer hat nicht nur manches Licht auf das Wesen der Sprache gelenkt; er hat auch die Kritik der Sprache dadurch gefördert, daß er sie als Werkzeug des Erkennens ehrlicher, schöner und dichterischer handhabte als irgend ein deutscher Philosoph vor ihm. Dazu kommt für mich noch ein anderer Grund, mich eingehend mit Schopenhauers Begriffswelt zu beschäftigen. Wie so viele meiner Altersgenossen, stand ich als Student blind unter dem Einfluß seines Geistes. Ich glaubte, durch seine Werke zur Lösung der Welträthsel gelangt zu sein, und beantwortete mir jede Frage mit seinen Worten. Ich hatte vorher nichts kennen gelernt, was sich mit erkenntniß theoretischen Problemen berührte, und erst über Schopenhauer hinweg gelangte ich langsam zur Kenntniß der philosophischen Anschauungen, die vor ihm aufgestellt worden waren. Seine Formulirung der erkenntnißtheoretischen Fragen war mein Ausgangspunkt. So habe ich eine lange Arbeit darauf verwandt, mich von Schopenhauers Begriffen oder Worten zu befreien; und da diese Begriffe oder Worte fast allgemein in den Köpfen des heutigen Geschlechtes spuken — zu den Jüngeren sind sie auf dem Umweg über Nietzsche gekommen —, so dürfte diese Selbstbefreiung auch Anderen nützlich werden.

Seine erkenntnißtheoretischen Gedanken stehen nirgends so dicht beisammen wie in der zweiten Auflage seiner Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.“ Er war fünfundzwanzig Jahre alt, als er diese Schrift mit der Selbstsicherheit der Abstraktion zuerst verfaßte; er war beinahe sechzig Jahre alt, als er sie mit der erhöhten Selbstsicherheit der Rechthaberei zur Grundlage seines fertigen Systems umschuf.

An die Spitze der Untersuchung stellt er das Gesetz der Homogenität, das uns heiße, durch Aufmerken auf die Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen der Dinge, Arten zu erfassen, diese eben so zu Gattungen und diese zu Geschlechtern zu vereinen, bis wir zuletzt zum obersten, Alles umfassenden Begriff gelangen. „Da dieses Gesetz ein transszendentales, unserer Vernunft wesentliches ist, setzt es Uebereinstimmung der Natur mit sich voraus.“ Hier, an der Schwelle seiner Gedankenwelt, sehen wir sofort, daß unsere Resignation, unsere Einsicht in die Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache für Schopenhauer immer unerreichbar bleiben mußte. Denn was er ein Gesetz der Vernunft nennt, ist für uns eben nur das Wesen der Sprache, und zwar nicht ihr Gesetz, sondern ihre armsälige Entstehung. So gelangt er zu dem unvorstellbaren Begriff, daß die Natur mit sich übereinstimme, während wir uns nur mit der ewigen Frage abquälen, ob die Sprache mit der Natur eine[illegible]nstimme, ja, ob wir über diese Uebereinstimmung jemals zu einem Urtheil setzte[illegible]n können. Unter den Formeln des Satzes vom zureichenden Grunde

Digitized by Google

wählt Schopenhauer die wolfische als die allgemeinste: „Nichts ist ohne Grund, warum es sei." Er sieht nicht die Banalität, die dieser Satz für jeden Nichtphilosophen enthält: er sieht nicht, daß ihm eine Definition des Begriffes „Grund" oder „Ursache" fehle, daß der Satz außerdem, wie jede Fassung des berühmten Trägheitgesetzes, nur eine Negation sei, daß er also in seiner allgemeinsten Behauptung etwas vollkommen Unklares von der Nichtwelt aussage.

In einer historischen Uebersicht giebt er sich Mühe, zu beweisen, daß man vor ihm die verschiedenen Arten des Grundes oder der Ursache nicht deutlich unterschieden habe; er zeigt die Unsicherheit des Aristoteles und führt ein Sophisma des Sextus Empirikus an; ohne herauszufühlen, daß wir noch heute über solche Wortspiele nicht hinausgekommen sind. Er selbst macht von den vier Arten der Ursache, wie sie die Scholastiker aufstellten — den materiellen, den formalen, den wirkenden Ursachen und den Endursachen — reichlichen Gebrauch. Besonders den Unterschied zwischen Erkenntnißgrund und Realgrund beschreibt er gut und schenkt es dem Spinoza nicht, daß er gegen diese Elementarweisheit gefehlt habe. Ueber die Lehre Humes, der Satz selbst sei unbewiesen, der Begriff der Kausalität sei also kein philosophischer, geht er leicht hinweg. Jeder Beweis, also auch der der Kausalität, enthalte schon den Begriff des Grundes oder der Ursache; also wäre jeder solcher Beweis ein Zirkelschluß. Und Schopenhauer merkt nicht, daß er nur das Wortspiel des Sextus Empirikus dabei wiederholt. Der hatte witziger gesagt: „Wenn Einer behauptet, es gebe keine Ursache, so hat er zu dieser Behauptung entweder keine Ursache oder er hat eine. Hat er keine Ursache, so ist seine Behauptung werthlos; hat er eine, so giebt es eben Ursachen." All solches Geschwätz, so philosophisch es sich auch einkleiden mag, ist immer nur ein Zeichen dafür, daß uns eine Definition des Begriffes „Ursache" fehlt. Ich bin weit entfernt davon, diese Definition auffinden zu wollen. Ursache ist ein mythologischer Begriff; wie denn ganz folgerichtig Gott die letzte Ursache genannt wird. Mythologische Figuren lassen sich besser glauben als definiren. Nur sprachlich beschreiben läßt sich das Wort Ursache; wobei ich die Bemerkung einfüge, daß die Vorsilbe „ur" etymologisch unserm „aus" vorausgeht und im Althochdeutschen auch als Präposition „aus" vorhanden ist, so daß Ursache ganz handgreiflich metaphorisch die Sache ist, aus der eine andere hervorgeht oder erschlossen wird. Diese Etymologie lebt aber nicht mehr in unserem Sprachgefühl. Uns ist Ursache immer Das, was auf die Frage „Warum?" als Antwort erwartet wird. Man hat diese Frage sehr feierlich behandelt und man hätte den Menschen wohl auch das fragende Thier nennen können; dann muß man auch die Erwartung einer Antwort feierlich nehmen. Wir aber sehen in der Neugier des Menschen, in seinem ewigen Warum nur die einzige Erkenntniß, deren der Mensch fähig ist, die Erkenntniß seines Nichtwissens. Wir fragen unaufhörlich:

Digitized by Google

Warum fällt dieser Regentropfen, warum trägt dieser Strauch Rosen, warum sagst Du Das und Das? Jede beliebige Antwort, bei der der Frager sich für einen Augenblick beruhigt, nennen wir eine Ursache. Eine Antwort, bei der wir uns dauernd beruhigen könnten, giebt es nicht. In der Wirklichkeit giebt es keine Ursache. Für die Betrachtung der Sprache ist es aber traurig belustigend, daß wir in dem Begriff „Ursache" nur darum etwas Werthvolles zu besitzen glauben, weil es Fragen auf der Welt giebt. So erklären wir auch den Nominativ damit, daß er der Frage „wer oder was?" entspräche; und wir Narren hören nicht, daß wir mit „wer oder was?" nur darum fragen, weil es eben der allgemeinste Nominativ ist.

Schopenhauers Bild von den „Wurzeln" des zureichenden Grundes will ich einstweilen übergehen und an seinen vier Klassen zeigen, daß er regelmäßig nicht sieht, wie seine Ursache oder sein Grund jedesmal eine andere sprachliche Bedeutung hat, aber auch nur eine sprachliche.

In seiner ersten Klasse ist die Ursache Das, was wir uns alltäglich bei diesem Worte denken. Wir pflegen zu sagen, daß jedes Ereigniß eine Ursache habe und haben müsse. Genauer: jede Veränderung in der ganzen weiten wirklichen Welt ist eine Folge des vorausgegangenen Zustandes, der wieder eine Folge des ihm selbst unmittelbar vorausgegangenen Zustandes ist. Wir wissen von Dem, was wir Ursache nennen, absolut nichts Anderes, als daß es in der Zeit der Folge vorausgehe. Und als ob sich die Sprache über uns lustig machen wollte, heißt „Folge", also der der Ursache vollkommen entsprechende Begriff, nichts weiter als Das, was der Zeit nach das Spätere ist. Noch eine andere sprachliche Eigenthümlichkeit des Begriffes Ursache hätte Schopenhauer bemerken müssen; er hat nur einen Theil davon bemerkt: und diesen unrichtig. Wenn ich, zum Beispiel, ein Brennglas in der schicklichen Entfernung von meiner Hand halte und nun durch Wegziehen einer Wolke, die bis dahin die Sonne verdeckt hat, eine Schmerzempfindung in meinem Gehirn notirt wird, so sind alle Bedingungen, die zusammen wirken müssen, die Ursachen meiner Schmerzempfindung: die chemische Zusammensetzung meiner Haut, die physiologische Einrichtung meiner Nerven, die physikalischen Eigenschaften des Brennglases und schließlich der Wind, der die Wolke fortbewegt hat. Allgemein ausgedrückt: der allgemeine Zustand, der in dem Augenblick vorher vorhanden war, ist die Gesammtheit der Ursachen, welche die Veränderung (meine Schmerzempfindung) zur Folge haben. In Wirklichkeit haben all diese Abstraktionen mit meiner Schmerzempfindung nichts zu thun. Zum Beispiel ist nicht, was man die Wärme der Sonne nennt, abstrakt eine der Ursachen, sondern — um mich der Sprache der augenblicklichen Wissenschaft zu bedienen — die ganz bestimmte Molekularbewegung, die von der in der ganz bestimmten Entfernung in einem ganz

Digitized by Google

bestimmten Augenblick an ihrem Ort befindlichen Sonne ausgeht. Eben so ist nicht das Abstraktum Nervensystem eine Ursache meines Schmerzes, sondern wieder eine ganz bestimmte und wirkliche, an Zeit und Raum gebundene Molekularbewegung. Ich mache für das Folgende darauf aufmerksam, daß diese Art Ursache, die Kausalität oder (nach Schopenhauer) der zureichende Grund des Werdens, zwar aus der Zeit allein erklärt wird, in Wirklichkeit aber jedesmal in Raum und Zeit thätig sein muß.

Es ist nun gewiß, daß jede Veränderung eine Folge des unmittelbar vorausgegangenen Gesammtzustandes ist; es ist ferner gewiß, daß es ein unwissenschaftlicher Sprachgebrauch ist, wenn die zuletzt eingetretene Veränderung des vorausgegangenen Gesammtzustandes gewöhnlich die Ursache genannt wird. Wenn, in dem gewählten Beispiel, meine Schmerzempfindung eintritt, so wird in der Umgangssprache das Wegrücken der Wolke leicht die Ursache genannt werden. Ein Bischen Aufmerksamkeit genügt, um einzusehen, daß die Form des Brennglases u. s. w., daß alle anderen Bedingungen des Ereignisses eben solche Ursachen sind. Für ein empfindliches Sprachgefühl liegt die Sache noch klarer. Das Wegrücken der Wolke ist eigentlich die Ursache, die Hauptursache, die Gelegenheitursache nur für die mitverstandene stille Frage: „Warum brennt es jetzt?"

Was ist also Das, was wir die Ursache eines Ereignisses nennen? Offenbar doch nur unter allen Bedingungen dieses Ereignisses die, auf die unser Interesse im gegebenen Augenblick gerade die Aufmerksamkeit richtet. Halten wir daneben, daß eigentlich die gesammte Weltlage in jedem Augenblick den nächsten Augenblick bestimmt, daß also unsere Aufmerksamkeit unter Umständen auf die entlegensten unter den unmittelbar vorausgegangenen Veränderungen gerichtet werden kann, so wird der Begriff der Ursache noch unzuverlässiger. In unserem Beispiel ist meine Schmerzempfindung das neue Ereigniß. Diese Schmerzempfindung ist in ihrer Stärke beeinflußt durch den Zustand meines Nervensystems, der wieder mit meinem gesammten Körperbefinden zusammenhängt, das wieder abhängig ist von Seelenerregungen, von Blutverhältnissen in Folge aufgenommener Nahrung u. s. w. Das Ereigniß ist nun nicht eine abstrakte Schmerzempfindung, sondern meine nach Zeit und Raum und Stärke ganz fest umschriebene Empfindung. Ich kann also ganz gut meine Aufmerksamkeit so einstellen, daß ich dieses oder jenes Nahrungmittel, diese oder jene seelische Erregung, diese oder jene Geistesanstrengung (also wieder eine Richtung der Aufmerksamkeit) die Ursache meiner wirklichen Schmerzempfindung nenne. Es ist für Metaphysiker gewiß bedauerlich, daß man das große Gesetz der Kausalität nicht anders beschreiben kann als: die Summe sprachlicher Bezeichnungen für die einer Folge vorausgegangen Zustände, auf die unsere Aufmerksamkeit gerichtet ist. Schopenhauer, der diese werthlose

Digitized by Google

Abstraktion für ein aprioriſches Geſetz erklärt und doch heimlich empfinden mag, daß nur die einzelnen Veränderungen wirklich ſind, erfindet ſich eine beſondere Mythologie für die Naturkräfte, die ungefähr wie abſolute Statthalter eines noch abſoluteren Monarchen, „allgegenwärtig und unerſchöpflich", die einzelnen Provinzen beherrſchen. Er hat Recht, wenn er ſagt, Naturkräfte ſeien keine Urſachen; denn Abſtraktionen können niemals Urſachen ſein. Die menſchliche Sprache aber kennt nichts als Abſtraktionen, nennt die engeren eben ſo wie die weiteren Abſtraktionen Urſachen; und ſo ſcheint es mir unweſentlich, ob die Anziehungskraft der Erde oder ob die Gravitation die Urſache genannt wird, warum der Stein fällt.

Der Standpunkt Schopenhauers, den er nach Kant und den Engländern einnimmt, als ob er ihn erobert hätte, führt ihn alsbald dazu, auch wieder den Elementarſchnitzer zu begehen, den er an Spinoza gerügt hat. Er ſtellt ſich vor, daß im menſchlichen Gehirn ein beſonderes Organ für die Erkenntniß der Kauſalität vorhanden ſei, der Verſtand nämlich. Und es ſoll nicht geleugnet werden, daß ſeine deutliche Unterſcheidung zwiſchen Verſtand und Vernunft ſehr nützlich geweſen iſt, wenn auch nur zur ſauberen Beſeitigung beider Begriffe. Das Verſtandesorgan aber ſoll das Monopol beſitzen für die richtige Auffaſſung von Urſache und Folge; daß Schopenhauer die Thätigkeit dieſes Verſtandes bald vor aller Erfahrung vorhanden ſein läßt, bald „nach erlangter Uebung" wirkſam: Das nur nebenbei. Aber er ſchiebt dem Verſtande noch eine Funktion zu, nämlich die Erkenntniß der Welt ſelbſt. Nach dieſer Anſchauung iſt die farbige, lebendige Welt um uns herum einzig und allein im menſchlichen Verſtand und durch den menſchlichen Verſtand. Da kann ich den Verdacht nicht loswerden, daß die Veränderungen in unſerem Nervenſyſtem, die reale Folgen irgend welcher unfaßbaren realen Urſachen zu ſein ſcheinen und die erſt im menſchlichen Verſtand zu Realurſachen unſerer Wahrnehmungen werden, zu gleicher Zeit auch für den ſelben Verſtand Erkenntnißgründe für die Annahme ſeiner Außenwelt ſind.

Die Zweitheilung in Verſtand und Vernunft zieht ſich durch Schopenhauers ganze Erkenntnißtheorie. Es iſt merkwürdig: Beide zuſammen machen den menſchlichen Intellekt aus, der in Schopenhauers Schädel im Stande ſein ſoll, die Welt zu begreifen; keinem der Theile aber des Intellektes würde man das Einzelne nicht zumuthen, weil jedes Thier doch Verſtand und jeder Tropf Vernunft hat. Der tröpfiſchen Vernunft ſoll es gegeben ſein, denken, die Welträthſel in ihren höchſten Abſtraktionen begreifen zu können; der thieriſche Verſtand ſoll genügen, um die Kauſalität der Welt zu faſſen, die unendliche Kette von Urſache und Wirkung. Man könnte es auch ſo ausdrücken, daß nach Schopenhauer die Welt Materie ſei und daß für eine Einſicht in den Materialismus der thieriſche Verſtand genüge, daß die

Digitized by Google

Welt aber auch immateriell sei und daß die tröpfische Vernunft den Idealismus errathe. Mit den wirkenden Ursachen beschäftigt sich der Verstand, mit den Ursachen unserer Erkenntniß beschäftigt sich die Vernunft. An das Vorhandensein von Ursachen glaubt Schopenhauer wie ein Katholik an seine Heiligen. Und so ist es eine unbewußte Schlauheit von ihm, wenn er den Begriff der Ursache nicht auf die Materie selbst oder auf das Weltganze angewendet wissen will. Wie dem theologisch gebildeten Katholiken Gott doch noch über den Heiligen steht, so steht dem Metaphysiker Schopenhauer die Materie über den Veränderungen, die aus Ursachen an ihr vorgehen. Er steckt so tief in seiner eigenen Mythologie, daß er nicht hört, nicht schon aus dem Wortklang heraushört, wie Materie, Weltganzes u. s. w. nicht wirken können, weil sie nicht wirklich sind. Er hat eben nicht erkannt, daß die abstrakte Sprache unbrauchbar ist für Erkenntniß der Wirklichkeit. Dies wird über allen Zweifel klar, wenn Schopenhauer von der Klasse der wirkenden Ursache zu den Ursachen des Erkennens übergeht, zu den Erkenntnißgründen, von der Naturwissenschaft zur Logik, vom Verstand zur Vernunft.

Hundertmal auf seinem Wege kommt Schopenhauer an eine Stelle, wo ihm deutlich werden müßte, daß die Vernunft, durch die sich auch nach ihm, dem Thierfreund, der Mensch vom Thier unterscheiden soll, identisch ist mit der menschlichen Sprache. Sogar die Thatsache, daß die Worte der Sprache niemals an die Wirklichkeit heranreichen können, dämmert ihm auf, wenn er sagt: „Dem Verstand gehören gewisse Gedanken an, die lange im Kopf herumziehen, gehen und kommen, sich bald in diese, bald in jene Anschauung kleiden, bis sie endlich, zur Deutlichkeit gelangend, sich in Begriffe fixiren und Worte finden. Ja, es giebt deren, welche sie nie finden; und leider sind sie die Besten: quae voce meliora sunt, wie Apulejus sagt.“ Aber auch er steckt zu tief in der Scholastik oder im Wortaberglauben, um aus dem Labyrinth herauszufinden. Er glaubt an die Existenz von Ursachen und sucht darum nach Ursachen für die Wahrheit von Urtheilen. Es sind ihm, wie Allen, die Erkenntnißgründe. Wir jedoch lernen, daß alle Urtheile nur tautologische Auseinanderlegungen von Begriffen oder Worten, daß die Worte oder Begriffe nur Erinnerungen an unsere Sinneseindrücke sind. Tautologien brauchen keinen logischen Beweis. Und Erinnerungen sind, wenn unsere mangelhafte Physiologie sie auch noch nicht beschreiben kann, eben auch nur Wirkungen innerhalb der Wirklichkeitwelt, die also keine Erkenntnißgründe brauchen, sondern nur Das, was man auch sonst wirkende Ursachen nennt.

Zu der Beobachtung, daß all seine tiefsinnigen Spekulationen nur Belustigungen der Sprache seien, konnte Schopenhauer durch seine eigene Bemerkung kommen, daß in den romanischen Sprachen für Erkenntnißgrund und Vernunft nur ein einziges Wort vorhanden sei, wie im Französischen

Digitized by Google

„raison“; daß ferner der griechische Ausdruck, der umfassend für Vernunft und alle mögliche geistige Thätigkeit ausreichen muß, λογος, vor Allem „Wort“ bedeutet. Im Deutschen klingt es noch nach Etwas, wenn man sagt, die Vernunft herrsche über die Erkenntnißgründe; im Französischen wäre es eine greifbare Albernheit. Ein König, der mit seinem einzigen Unterthanen identisch ist, würde doch auf der Welt wenig Achtung einflößen.

Schopenhauer glaubt an Ursachen des Werdens, die auch in der Umgangssprache Ursachen genannt zu werden pflegen; er glaubt ferner an ein Erkennen und an dessen Ursachen, die er mit dem technischen Ausdruck Erkenntnißgründe bezeichnet; er glaubt endlich, außer an die Wirklichkeitwelt und ihre Erkenntniß, an ein besonderes, von Beiden verschiedenes Sein der Dinge und denkt dabei zunächst an die Lage der Dinge im Raum, an ihre geometrischen Verhältnisse. Die geometrischen Verhältnisse oder Gesetze müssen aber nach der Gewohnheit unseres Denkens auch auf irgend Etwas zurückzuführen sein, das ihre Grundlage bildet, den Grund ihrer Lage, und diesen nennt Schopenhauer die Ursache des Seins, was sich als ratio essendi viel vornehmer ausnimmt. Die Zusammenwerfung der wirkenden Ursachen und der Erkenntnißgründe unter dem gemeinsamen Begriff der Ursache ist so alt und für das Bedürfniß der Menschheit, ihre Unwissenheit wenigstens symmetrisch aufzubauen, so verlockend, daß auch bessere Köpfe nicht leicht begreifen, wie wenig die Begriffe Ursachen und Gründe mit einander zu thun haben. Daß aber die Anreihung der Grundlage des Seins an diese beiden Begriffe ein unbewußter Wortwitz sei, sollte doch schneller klar werden können. Das Ursachen und Gründen Gemeinsame ist doch wenigstens ihr zeitliches Verhältniß zu ihren Folgen und Folgerungen. Die Ursache geht der Wirkung zeitlich voraus, sie kann auf die Wirkung nicht folgen; es giebt keine sogenannte Wechselwirkung zwischen Ursache und Wirkung, — ein wahnsinniges Wort. Ferner geht der Erkenntnißgrund der Schlußfolgerung zwar nicht in Wirklichkeit voraus, aber doch jedesmal im bewußten Denken; eine Wechselwirkung zwischen Erkenntnißgrund und Folgerung ist also wenigstens in der bewußten Logik ein Unsinn. In den Raumverhältnissen der Geometrie aber, für die Schopenhauer besondere Seinsgründe aufstellen möchte, ist die Wechselwirkung die selbstverständliche Regel. In den Verhältnissen zwischen den Seiten eines Dreieckes und seinen Winkeln kann man unzweifelhaft die Winkel die Grundlage für die Seiten nennen und umgekehrt; die Ellipse wird durch ihre Brennpunkte und Leitstrahlen bestimmt und umgekehrt; jeder Schüler der Geometrie kennt diese Wechselwirkung. Daraus allein ist ersichtlich, daß die Grundlagen des geometrischen Seins mit den unbedingt vorausgegangenen Ursachen von Wirkungen begrifflich nicht das Mindeste zu thun haben können, daß ein Zufall der Sprachgeschichte nur ähnliche Worte verwendet hat und daß man

Digitized by Google

mit gleichem Recht Bauer (Landmann) und Bauer (Käfig) geistreich unter einen Gesammtbegriff knebeln könnte. Ganz leise deute ich hier auch darauf hin, daß Schopenhauer bei dieser besonderen Behandlung der Raumbegriffe eine Konfusion anrichtet. Es ist doch auch für ihn klar, daß Raum und Zeit zusammengehören, wenn er auch den Gedanken, daß die Zeit die vierte Dimension der Wirklichkeit sei, nicht anschaulich aufzufassen vermag. Nun vollzieht sich der ewige Wechsel in der Welt, der Wirklichkeit oder Kausalität heißen kann, einzig und allein in der Zeit; also gehört der Begriff der Zeit unweigerlich zu dem Verhältniß von Ursache und Wirkung. Ihm wird deshalb nicht wohl dabei, wenn er die Grundlage des Seins auch für die Zeit aufsucht, für die Arithmetik, deren Zahlen man sich als in der Zeit ablaufend vorstellen kann. Immer wieder kehrt er zur Geometrie zurück, die er gern (eben als eine neue Klasse von Begriffen) auf die Anschauung begründen möchte, statt auf Erkenntnißgründe, wie es die Lehrbücher seit zweitausend Jahren thun. Aber das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung erfordert nicht nur die Zeit, sondern auch den Raum; jede Veränderung geht in der Zeit vor sich, aber auch im Raum. Was also am Raum wirklich ist, Das kann schon bei der ersten Klasse der Ursachen nicht übersehen werden.

Ein Beispiel, das Schopenhauer selbst falsch verwerthet, wird uns zeigen, wie die Sprache sich zu günstiger Stunde dagegen sträubt, den Begriff der Ursache oder des Grundes so sinnlos zu zerspalten, wie es Schopenhauer den Scholastikern nachthut. Es ist offenbar das Verhältniß von Ursache und Wirkung, wenn draußen die Junisonne scheint und darauf die Quecksilbersäule im Thermometer bis zum fünfundzwanzigsten Strich steigt. Es ist offenbar ein sogenannter logischer Gedankengang, wenn ich aus meinem kühlen Zimmer durch die Fensterscheibe die Quecksilbersäule bis zum fünfundzwanzigsten Strich steigen sehe und danach vermuthe, draußen sei es bedeutend wärmer als in meiner Stube. Es ist endlich ein geometrisches Verhältniß, wonach der fünfundzwanzigste Strich auf dem vierten Theil der hunderttheiligen Skala gefunden worden ist. Allgemein kann man es so ausdrücken, daß jedesmal ein Grund vorhanden war; aber doch nur, weil unser deutsches Wort Grund eben so vieldeutig, so undefinirbar ist wie etymologisch unerklärbar. Unsere Konjunktion des Grundes „weil“ weist auf Grund und Ursache hin, denn sie ist ja ursprünglich eine Zeitpartikel. Trotzdem ist die Sprache wieder fein genug, die verschiedenen Klassen der Ursachen nicht vermischen zu lassen. „Das Thermometer steigt, weil es warm ist“: Das ist ein klassischer Fall für das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Weil wir die Beobachtung auf den allgemeineren Satz der Ausdehnung durch die Wärme zurückführen können und weil das Thermometer nach der Entdeckung solcher Weisheit erfunden wurde, sind wir geneigt, in unserem Satz eine Erklärung zu sehen.

Digitized by Google

Wir nennen es ja immer eine Erklärung, wenn wir neben eine Wirkung ihre sogenannte Ursache stellen, wie wir Gestern sagen, bevor wir Heute aussprechen. Leisten wir auf solchen Selbstbetrug Verzicht, so wird unser Satz nur bedeuten und lauten können: „Das Quecksilber steigt, sobald es warm ist."

Nun zum Erkenntnißgrund. Kein Mensch mit einigem Sprachgefühl wird mit gutem Gewissen sagen können: „Es ist draußen warm, weil das Quecksilber gestiegen ist". Das „weil" giebt nach jetzigem Sprachgebrauch die Ursache an; wenn der Erkenntnißgrund eine Ursache wäre, könnte die Konjunktion nicht so prüde sein, sich zu weigern. Wir aber können höchstens sagen: „Weil das Quecksilber steigt, darum sage ich, meine ich (u. s. w.), es werde draußen warm sein". Man achte auf den Unterschied. Erst wenn ich statt der Thatsache mein Urtheil setze, kann ich das Steigen des Thermometers einen Grund oder eine Ursache nennen; und es ist dann eine wirkliche, eine wirkende Ursache. Früher mußte die Sonne mir erst direkt auf die Haut brennen, bevor meine Empfindung zu dem Urtheil führte, es sei warm; jetzt vollzieht das Gehirn schon aus der Entfernung das Urtheil, durch das Auge. Der Tod des Hirsches ist eine Wirkung, einerlei, ob eine starke Hand ihn mit einem Steinbeil erschlagen hat oder ob mein nervöser Finger nur den Hahn eines Schießgewehrs berührte.

Auf die Eintheilung des Thermometers in hundert Grade und auf die räumliche Grundlage dieser Striche gar die Konjuktion „weil" anzuwenden, verweigert die Sprache durchaus.

Schopenhauers angestrengte Bemühungen, die vier Klassen des Grundes oder der Ursache (ich weiß nicht, ob zur wirkenden Ursache, zum Erkenntnißgrunde, zur mathematischen Unterlage oder zum Motiv) seines Systems zu machen, erinnern mich an eine Bemerkung von W. K. Clifford in einem Vortrage „Ueber die Ziele und Werkzeuge des wissenschaftlichen Denkens". Es ist ein Mischmasch von Straßenweisheit und feinster Kritik. Clifford sagt: „Das Wort Ursache hat 64 Bedeutungen bei Platon und 48 bei Aristoteles. Das waren Männer, die so genau wie nur möglich wissen wollten, was sie meinen; wie viele Bedeutungen aber nun das Wort in den Schriften von Leuten gehabt hat, die sich nicht bemüht haben, zu wissen, was sie meinten, wird hoffentlich niemals zusammengerechnet werden." Würde man bei Schopenhauer oder bei irgend einem anderen Philosophen solche Worte jedesmal genau so definiren, wie sie an jeder Stelle allein gemeint sein können: wir würden eben so viele Bedeutungen wie Stellen erhalten. Jedenfalls hat bei Schopenhauer das Wort in seiner grundlegenden Abhandlung keine einheitliche Bedeutung; und wo die verschiedenen Bedeutungen dennoch zusammenfallen, da ist ihm dieser merkwürdige Vorgang nicht bewußt. Das ist besonders deutlich bei der vierten Klasse seiner Ursachen: den Ursachen des menschlichen Handelns, den Motiven.

Digitized by Google

Es ist eins der stärksten Verdienste Schopenhauers, daß er die Unfreiheit der menschlichen Willensakte immer rücksichtlos behauptet und in seiner Preisschrift meisterhaft bewiesen hat. Nach seiner Lehre ist die Bewegung des Steines um nichts nothwendiger als die That eines bestimmten menschlischen Charakters auf ein wirkendes Motiv hin. Es mußte ihm also klar werden und ist ihm auch klar, daß die Motive des menschlichen Handelns zu den wirkenden Ursachen gehören, also in seiner Sprache zu der ersten Klasse der zureichenden Gründe. Freilich ist uns der materielle, der physiologische Zusammenhang zwischen einem ausgesprochenen Wort und unserer darauf nothwendig folgenden Handlung nicht bekannt, wir haben nur abstrakte Worte für die Zwischenglieder des Prozesses; aber wir wissen schon, daß wir auch für die Veränderungen in der physikalischen Welt nur Worte haben, daß uns auch da der eigentliche Vorgang ein Mysterium ist. Es lag also für Schopenhauer ursprünglich und vom Standpunkt seiner Erkenntnißtheorie kein Grund vor, die Motive zu einer besonderen Klasse der Ursachen zu machen. Aber immer wieder verwechselt Schopenhauer die wirklichen menschlichen Handlungen mit dem abstrakten menschlichen Willen, den er noch mythologisch ins Ungeheure vergrößert, bis er aus ihm die letzte Ursache, den Urgrund der beiden Welten, der Wirklichkeitwelt und der metaphysischen Welt, gestalten kann. Dieser menschliche Wille wäre aber ein gar zu armsäliges Ding, wenn er zu der ersten Klasse der „Objekte für das Subjekt", wenn er zu der ersten Klasse der Ursachen gehören würde. Dann wäre der menschliche Wille eben nichts weiter als das Wesen, der Charakter des einzelnen Menschen, wie die Eigenschaften lebloser Dinge für ihn das Wesen und der Charakter dieser Dinge sind. Da Schopenhauer den menschlichen Willen, dieses Abstraktum des gefälschten Selbstbewußtseins, für etwas höchst Reales hält, eigentlich für das einzige Reale im Weltgebäude, so wird ihm dieses Abstraktum, das wir Alle in unserem Selbstbewußtsein als ein vieldeutiges Wort vorfinden, zu einer unvergleichlichen Entdeckung; und die Beobachtung, daß Menschen nach Motiven handeln, trennt sie auf einmal von der übrigen Welt. Motivation muß darum etwas total Anderes sein als Ursächlichkeit. „Die Motivation ist die Kausalität von innen gesehen." Mit diesem Satz ist Schopenhauer ungefähr bei der „unmittelbaren Anschauung" Schellings angelangt, für die er sonst nicht Spott genug hat. Das Alles dem Willen zu Liebe, seinem grundlosen Gott; von diesem Wortaberglauben uns zu befreien, ist fast noch wichtiger als die Einsicht, aus wie unzuverlässigen Worten das System der „Vierfachen Wurzel des zureichenden Grundes" aufgebaut ist.

Grunewald. Fritz Mauthner.



Digitized by Google

Die Aerztesteuer.

Die Vorstandswahlen in der Berliner Medizinischen Gesellschaft, die das Präsidium dieser Aerztevereinigung, einer der größten der Welt, in die Hände des Herrn von Bergmann gelegt haben, fordern diesmal nicht nur durch die Persönlichkeiten der Kandidaten noch durch die Lebhaftigkeit der Agitation, sondern viel mehr durch das Hineinziehen bedeutsamer Standesfragen in die für und wider den Einzelnen vorgebrachten Argumente das Interesse der ganzen deutschen Aerzteschaft heraus. Der Gegensatz zwischen einer wesentlich repräsentativen und einer mehr sachlich-sozialen Richtung wird sich ohne Zweifel in den nächsten Jahren noch verschärfen; wenn er auch für das Präsidium zunächst eine glückliche Lösung gefunden zu haben scheint, so kann es doch auf die Dauer für die ganze Atmosphäre einer so gewaltigen Genossenschaft nicht belanglos bleiben, ob die Mehrzahl ihrer Mitglieder durch einen klangvollen Namen und eine imposante Erscheinung oder durch unzweideutiges Bekenntniß zu bestimmten Auffassungen der Standesprobleme vor der Welt vertreten sein will. Mehr aber als diese prinzipielle Frage fesselt vorläufig ein scheinbar nebensächliches Geplänkel, das doch die im Aerztestand latente Krisis recht hell beleuchtete.

Der Arzt gehört, mit dem Advokaten, dem Schriftsteller und dem Kaufmann, bekanntlich zu den sogenannten freien oder liberalen Berufen, die im Gegensatze zu den Beamten das Recht haben, nach eigener Wahl zu arbeiten, zu genießen und zu reden, natürlich auch zu hungern und — wenn ihr Reden lästig wird — eingesperrt zu werden (da man ihnen weder eine Karriere abschneiden noch ein Amt nehmen kann). Im Sonnenschein dieser goldenen Freiheit ist allgemach die materielle und soziale Lage des Arztes immer erbärmlicher geworden; und da der Staat keine Lust zeigt, die Liberalität dieses Standes anzutasten, so bleibt nur der Weg straffer innerer Organisation, wenn eine Besserung der ärgsten Mißstände angebahnt werden soll. Unter den leider nur zu zahlreichen ärgsten hat sich sehr bald die Nothlage der Aerztewittwen und Aerztewaisen als ein ganz arger herausgestellt; und der Gedanke drängte sich auf, ob nicht die Steuer, die der Arzt an seine Standesvertretung, die Aerztekammer, zahlen muß, zu einem Theil für die Besserung dieser Nothlage Verwendung finden könnte. Die Prüfung der verfügbaren Mittel ergab die Möglichkeit solcher Verwendung; man durfte sich auf das Gelingen eines Werkes freuen, das in der grauen Misere der ärztlichen Standesfehden einen hellen Lichtpunkt zeigte. Da erfüllte sich der Fluch, der nun einmal jeder Steuer anhaftet: gern bezahlt sie Keiner; und jetzt machten ein paar Herren ernstlich Miene, sie überhaupt nicht zu zahlen. Eine Reihe von Vertretern der theoretischen Disziplinen in der medizinischen Fakultät

Digitized by Google

richteten ein Memorandum ans Oberpräsidium der Provinz Brandenburg, in dem sie geltend machten, daß die Theoretiker gerechter Weise von Belastungen ausgeschlossen bleiben müßten, deren Vortheile nur die eigentlichen Aerzte einheimsten. Daß zwischen Lehre und Praxis, zwischen Institut und Klinik nicht immer lautere Harmonie herrscht, weiß man genugsam aus jener Zeit, da Rudolf Virchow die Diktatur des Sezirmessers und des Mikroskops über die medizinische Forschung proklamirt hatte und Herr von Esmarch, der trotzdem an Gelenkneurosen glaubte und seine Studenten glauben lehren wollte, ohne Umstände als Charlatan gebrandmarkt ward. Die Zeiten haben sich seitdem geändert; in der Anatomie, Physiologie und pathologischen Anatomie herrscht eine unverkennbare Stagnation, während die klinische Forschung auf allen Gebieten einen Aufschwung erlebte. So ist der Groll in die Reihen Derer eingezogen, die sich als Hüter der reinen und reinsten Forschung fühlen. Das versteht man; daß aber der Unmuth sich in einen über etliche Bogen Kanzleipapiers hingedehnten Nothschrei an Herrn von Bethmann-Hollweg entladen könnte, hätte den illustren Männern, die unter dem Memorandum verzeichnet stehen, so leicht Keiner zugetraut.

Das war am letzten Julitage des Jahres 1901; und in der Sitzung der brandenburgischen Aerztekammer vom November des selben Jahres haben die Adressanten ziemlich unzweideutig zu hören bekommen, wie die Aerzte über ihr Bettelgesuch denken. Ganz besonders erfreulich war, daß Herr von Bergmann seine Ansicht nicht zurückhielt; und seine Stellungnahme hat ihm wohl nicht zum Wenigsten die Sympathien miterobert, die jetzt in seiner Wahl zum Ausdruck gelangten. Der Zorn über die Theoretiker zeigte sich überhaupt ganz und gar noch nicht verraucht, wie der Vorstoß bewies, der zwei von den Unterzeichneten, Träger klangvoller Namen, aus dem Vorstande der Gesellschaft verdrängen wollte. Doch diese formalen Konsequenzen kümmern uns nicht. Interessant bleibt die allgemeine Seite der Sache. Denn wunderbar dünkt mich der Umstand, daß die Adressanten in den inzwischen verstrichenen anderthalb Jahren noch keine Zeit gefunden zu haben scheinen, die unvermeidlichen Folgerungen aus ihrem Vorgehen zu ziehen. Aber ich bin sicher: es kommt noch. So bedeutende Forscher können sich nicht zu einer wirkungslos verpuffenden Demonstration hergegeben haben. Jetzt herrscht nur die Ruhe vor dem Sturm; und die Herren werden, ist die Zeit erst erfüllet und eine günstige Gelegenheit da, die reinliche Scheidung von den Jüngern der Praxis fortsetzen. Sie werden eine Bewegung einleiten, deren Ziel die Ablösung der theoretischen Fächer von der medizinischen Fakultät und ihre Einfügung in die philosophische ist. Der potenzirte Idealismus, der die reine Forschung von der angewandten trennt, wird ja den Schmerz über die niedrigeren Honorarsätze für Vorlesungen und Kurse, wie sie leider der

Digitized by Google

philosophischen Fakultät eigen sind, verwinden helfen. Die Theoretiker werden unverzüglich aus allen Aerztevereinigungen austreten und wehen Herzens zwar, doch stolzen Sinnes auf die Frühlingstage in Spanien Verzicht leisten, die der nächste internationale Kongreß ihnen in Aussicht stellt. Sie werden in den Reihen ihrer neuen Fakultätgenossen den dort immer noch nicht unnützen Kampf für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung mit durchfechten, der für die medizinische Fakultät seit Virchows befreiendem Rath zum Kompromiß mit den herrschenden Kirchen eine Mär aus längst verklungenen Zeiten wurde. Kurz, sie werden durch die That beweisen, daß sie die Vertreter des destillirten oder raffinirten oder sublimirten oder sonst eines superlativisch gereinigten Forschungprinzips sind und in der Gemeinschaft mit den Praktikern an ihrer Unbeflecktheit nur Schaden nehmen können.

Im Ernst: es war eine gigantische Thorheit, sieht mans versöhnlich an. Die Herren werden leugnen, daß der alte Groll der Theorie wider die Klinik hier seinen Ausdruck sich suchte; sie werden, wie immer vor der Welt, leugnen, daß solcher Groll sie erfülle. Gut; so bleiben nur die materiellen Motive übrig. Ich möchte nicht annehmen, daß in Gelehrten von der finanziellen Lage der Waldeyer, Hansemann, Rubner Erwägungen der Sparsamkeit lebendig geworden seien; ich will gern glauben, daß die Chefs für ihre Assistenten ins Zeug gingen. Hier soll auch nicht Alles wiederholt werden, was über die Unmöglichkeit der Abgrenzung zwischen Theoretikern und Aerzten ausführlich in der Kammer gesagt worden ist; es gilt für die Assistenten, die sich oft noch gar nicht für die reine Lehre als Lebensberuf entschieden haben, oft auch das theoretische Institut als eine Durchgangsstufe absolviren, in verstärktem Maß. Aber etwas ganz Anderes noch mußten die eilfertigen Adressanten sich überlegen. Sie gerade sind es doch, die darauf pochen, daß durch die in ihren Händen liegende Vorbildung der Arzt sich vom Pfuscher unterscheide; und man hat ihnen stets gern eingeräumt, daß nicht klinisches Talent an sich — jedem Laien mag es eignen —, sondern erst dessen Verbindung mit wissenschaftlicher Kenntniß des menschlichen Körpers den modernen Arzt ausmacht. Damit aber fällt den Theoretikern am Standeskampf ein hohes ideelles und prinzipielles Interesse zu. Denn die Entfremdung weiter Kreise vom Arzt steigert sich dem theoretischen Mediziner gegenüber vielfach zum unverhüllten Haß, zur Feindsäligkeit. Die Herren sollten aus der Zeitung wissen, wie anrüchig den meisten Laien die Methoden der theoretischen Medizin, die Präparation und Sektion der Leichen, gar die Vivisektion am Thier erscheinen, wie sie nur verziehen werden, weil der Gedanke noch halbwegs lebendig ist, daß sie Mittel zum Zweck der Linderung menschlichen Leidens seien. Trotzdem ist oft schon eine fanatische Agitation gegen die Duldung jener Methoden aufgeflammt; und ist es schon

Digitized by Google

vergessen, wo diese Predigt die willigsten Ohren fand? In den Kreisen, von denen die Gesetze gemacht und gehandhabt werden. Verachten die Theoretiker erst die Nachbarschaft des Krankenbettes, ziehen sie sich auf den geweihten Schemel der Forschung zurück, die nur des Forschens wegen zu forschen vorgiebt: er könnte ihnen rasch ein Isolirschemel werden, auf dem ihnen die grundlegenden Methoden ihrer Thätigkeit in aller gesetzlichen Form aus den Händen gewunden sind. Alle ständische Solidarität zielt natürlich auf Vortheile — und nicht nur auf ideelle — ab; aber sie setzt auch die Bereitwilligkeit voraus, für den Vortheil hier das Opfer dort zu bringen. Es war wirklich kein Ruhmestag in den Annalen des Aerztestandes, an dem die Vertreter der reinen Forschung ein winziges finanzielles Opfer zu verweigern drohten, ohne auch eines der Vortheile zu gedenken, die ihre Einfügung in die Aerzteschaft materiell wie ideell ihnen bringt.

Doch der Nothschrei scheint nur eine vorlaute Steigerung viel allgemeineren Murrens zu sein. Ueberall wächst die Unzufriedenheit wohlhabender Aerzte mit der Steuer, die die Standesvertretung von ihnen fordert. Man war nämlich — horribile dictu — so unzart, diese Steuer nicht als schablonenhaft gleichen Betrag allen Kollegen aufzubürden, sie nicht nur nach dem Berufseinkommen, nein: nach dem Vermögen abzustufen. Was geht den Stand ererbtes, erheirathetes Geld an? So lautet, in dürre Prosa übersetzt, was unter allerlei sozialethischen Phrasen dagegen vorgetragen wird. Mit Verlaub: gerade dieses Geld muß den Stand interessiren. Wenn der Arzt über ein hohes Einkommen aus seiner Praxis verfügt, so kann er allenfalls sagen: Das ist die Frucht meiner Arbeit; Ihr seht, man kann es auch heute noch so weit bringen; gehet hin und macht es eben so. Der Sohn reicher Eltern, der Gatte einer reichen Frau hat kein Recht mehr zu solcher Mahnung. Sie danken es nicht sich, sondern Andern, daß die Standesmisere sie nicht trifft, daß sie nicht in die Frohn irgend einer Kasse sich begeben müssen, um ihr tägliches Brot zu verdienen. Aber was sie mitbehelligt, ist der soziale Niedergang des Standes, der mit dem materiellen untrennbar zusammenhängt. Es giebt ja auch Einzelne, die davon nichts fühlen, denen es genügt, daß die Gesellschaft ihnen auf Grund ihres Geldbesitzes die gebührenden Ehren bezeugt. Doch sie sind selten; die Meisten empfinden es persönlich, daß der Arzt nicht bedeutet, was er bedeuten sollte, und daß man sie selbst nicht nach dem Stande, sondern nach dem Gelde behandelt. Wie diese Männer an ihrer Pflicht zweifeln können, mehr als ihre minder begünstigten Kollegen für den Standeskampf beizusteuern, ist unerfindlich. Wollten sie konsequent sein, so müßten sie dem Stande jede Hilfe versagen. Erkennen sie aber Maßnahmen und vor Allem Organisationen zur Hebung der Standesehre als berechtigt, als nöthig an, so muß ihre Einsicht ihnen

Digitized by Google

sagen, daß sie den Haupttheil der Kriegskosten decken müssen. Was der schlecht bezahlte Kassenarzt dauernd leistet, wenn er auf die billigen Kunstgriffe gewerblicher Betriebsamkeit verzichtet, um von der Standesehre nichts preiszugeben, Das bleibt immer noch mehr als das jährlich einmal geopferte Sümmchen eines begüterten Kollegen, mag es auch den Normalbeitrag ums Hundertfache übersteigen. Wenn man nun auf die private Wohlthätigkeit hinweist, die nie versagen, keines Arztes Witwe oder Waise verhungern lassen werde, so antworte ich: Richesse ist nicht Noblesse; der verarmte Edelmann mag nichts Beschimpfendes darin sehen, daß er die Hilfe seiner Standesgenossen anruft und annimmt: der Wohlthaten heischende Bürger ist den Meisten nicht besser als ein Bettler. Mancher reiche Arzt fühlt sich in der Rolle des Almoseniers sehr behaglich; sein wohlthätiges Wirken soll dankbar anerkannt, ihm aber auch nicht verschwiegen werden, daß Mittelstand und Proletariat der Aerzte die Nothwendigkeit, ihre Familien auf die Güte reicher Kollegen angewiesen zu sehen, als eine Demüthigung empfinden. Nicht Gnade wollen sie; das Ziel ihres Strebens ist: den Hinterbleibenden das Recht auf würdige Existenz zu sichern.

In dem Maße, wie wirthschaftlich und sozial ein Stand sinkt, verschließt ihm der Reichthum seine Pforten; die Besitzenden lassen weder ihre Söhne sich dem Stande zuwenden noch ihre Töchter in ihn hineinheirathen. Weit ist unsere höchste Bourgeoisie von dieser Einschätzung des Arztes schon heute nicht mehr entfernt. Wenn aber die Plutokratisirung einen Beruf innerlich ausdörrt — unsere Juristen geben das Beispiel —, so wirkt die Ochlokratisirung erst recht nach allen Seiten hin entartend und verkümmernd. Ich mag nicht glauben, daß auch nur einem einzigen der wohlhabenden Aerzte dieses Ende gleichgiltig ist. Dann aber sollen sie auch ihr Verhalten danach einrichten. Richesse oblige; auch zum Steuerzahlen. Budgetverweigerung, wenn mobil gemacht werden soll: die Historie hat noch immer sehr unzweideutig darüber geurtheilt.

Charlottenburg. Dr. Willy Hellpach.



Selbstanzeigen.

Die Einheitlehre (Monismus) als Religion. Zweite Auflage. Preis 2 Mark. Selbstverlag Prag-Karolinenthal.

Das Büchlein baut die Lehren Spinozas, Darwins und Haeckels zu einem bewohnbaren Gebäude aus. Neu ist die Anschauung, daß das Bewußt-

Digitized by Google

sein des Menschen durch das Zusammentreffen mehrerer physikalischen Kräfte in einer Zelle oder in einem System kommunizirender Zellen in Erscheinung trete, daß also jede im Weltraume isolirt wirkende Kraft der Träger eines Bewußtseins sei und das Weltall als solches Leben habe, das man von je her mit dem Namen „Gott“ bezeichnet hat. Eine phantastische Beschreibung dieses Lebens versuche ich nicht, sondern konstatire nur, daß die Naturnothwendigkeit und das sittliche Gefühl die wesentlichen Erscheinungwesen des Alllebens seien. Ich gelange zu der Formel: „Wir glauben an einen lebendigen Gott, dessen Körper das Weltall ist, dessen Wille uns nur in dem sittlichen Gefühl und in der unabänderlichen Beziehung zwischen Ursache und Wirkung erforschlich ist, der dem menschlichen Geschlechte die Zweckmäßigkeit — Das heißt: das Streben nach dem Wohl des Einzelnen wie des Ganzen — vorgesetzt hat. Zu diesem Behuf hat er uns eine weitreichende Freiheit des Willens belassen, den Kampf ums Dasein, das Gewissen und die von der Gemeinschaft anerkannten Sittengesetze auferlegt.“ Diese Formel scheint mir ausreichend, ein Band um freigesinnte und edeldenkende Menschen zu schlingen, den Verbundenen zur Freude und zum Schutz, den Bedrückern des freien Gedankens zum Trutz.

Prag. Dr. J. A. Bulova.

❦

Königgrätz. Karl Krabbes Verlag. Illustrirt von Speyer.

Die Entscheidungschlacht um die Vorherrschaft in Deutschland, diese nach Umfang der Streitmassen größte Schlacht der Neuzeit nächst der von Leipzig, suche ich so plastisch zu schildern, daß die inneren und äußeren Ursachen des preußischen Erfolges eben so klar hervortreten wie die hingebende Tapferkeit der Besiegten. Die Großthaten der Garde und der Division Fransecky, die Reiterschlacht von Stresetitz sehen wir vor uns und alle Einzelheiten des Ringens sind zu einem Bilde panoramisch vereint.

Wilmersdorf. Karl Bleibtreu.

❦

Die Prostitution in Paris. Eine sozialhygienische Studie von Parent-Duchâtelet; deutsch bearbeitet und bis auf die neuste Zeit fortgeführt vom Dr. Montanus. Fr. Paul Lorenz in Freiburg.

Der Hygieniker Parent-Duchâtelet hat uns in seinem letzten Werk ein kulturgeschichtlich werthvolles Vermächtniß hinterlassen. Das ist allgemein anerkannt; um so merkwürdiger ist, daß dieses weltberühmte Buch noch nie ins Deutsche übersetzt wurde. Die Bearbeitung war schwierig, weil die Theile, die bleibenden Werth haben, von den veralteten geschieden werden mußten. Außer der neusten Literatur habe ich mir auch das Ergebniß einer in Paris veranstalteten Umfrage nutzbar gemacht. Montanus.

❦

Der Hinkende Teufel in Berlin. Hans Priebe & Co. in Steglitz.

Das Thema des Hinkenden Teufels Asmodi, der im geistigen Sinn die Dächer der menschlichen Behausungen abdeckt und den Erdgeborenen sozusagen in die Töpfe guckt, ist in der Weltliteratur nicht neu. Der Spanier Guevara

Digitized by Google

hat diesen Stoff zuerst in die Literatur eingeführt, ihm folgte mit größerem Geschick und größerem Erfolg der Franzose Le Sage, der mit seinem diable boiteux solche Sensation machte, daß selbst Voltaire sie ihm neidete. Ich rief den Teufel Asmodi (der eigentlich ein Teufel der Wollust ist) in die deutsche Reichshauptstadt. Bei Le Sage ist es ein spanischer Student, dem der boshafte Asmodi Weltweisheit beibringt, bei mir ist es ein jüngster „versonnener" (wie der neuste Ausdruck lautet), weltunkundiger Literat Bernhard Thormann. Diesem jungen Mann zeigt Asmodi Berlin, wie es wirklich ist, nicht, wie es mit seiner verschminkten Scheinkultur nach außen protzt. Asmodi ist bei mir auch Sozialpolitiker geworden; er zeigt in berliner Bildern aus allen Gesellschaftklassen die Erfolgreichen und die Opfer der Ueber- und Untermenschen auf der Strecke nach dem Westen Berlins.

Paul Gisbert.

❧

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden, 1902.

Die Jagd nach dem Glück.

Ich lief, das Glück zu suchen,
Voll Sehnsucht durch die Welt
Mit Beten und mit Fluchen.
Ich lief, das Glück zu suchen,
Und kämpft', wo Schlachtruf gellt.

Hab' ichs auch nicht gefunden,
Mir ward die Jagd doch werth:
Durch Wunden zu gesunden,
Hat mich das Glück gelehrt.

Königsberg. Louis Zacharias.

❧

Frauenrundschau. Halbmonatsschrift für alle Interessen der Frau. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Vierteljährlich 2 Mark.

Die „Frauenrundschau" will fortführen, was Frau Marie Lang in den „Dokumenten der Frauen" so mustergiltig begonnen hat. Bei voller Wahrung des Frauenstandpunktes möchte sie sich von jeder beengenden Einseitigkeit fernhalten. Sie will alle Interessen der Frau vertreten, alle ihre Probleme erörtern. Aber nicht nur vom Standpunkt bestimmter Parteien aus — diese Aufgabe erfüllen bereits andere Organe —, sondern so, wie diese Dinge sich für Persönlichkeiten darstellen, deren Ziel eine Verfeinerung und Veredlung unserer ganzen Kultur ist. Die „Frauenrundschau" sieht nicht nur in Wissenschaft und Politik, sondern vor Allem in Kunst und Philosophie unentbehrliche Mächte und Mittel, dem Ziel einer hohen weiblichen Kultur näher zu kommen. Sie bringt daher neben theoretischen Abhandlungen Beiträge rein künstlerischer Natur — Romane, Novellen, Lyrik, Essays — Beigaben aus dem Reiche der bildenden Kunst und dem Kunstgewerbe. Nichts, was das Leben der Frau berührt, wird ihr fremd sein. Sie vertritt eine das Leben bejahende Weltanschauung.

Wilmersdorf. Dr. Helene Stöcker.



Digitized by Google

Deutschthum und Weltgeschichte.

„Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur Der ist werth, zu sprechen und zu dichten."

Erscheint Einem eine brennende Frage, ein drängender Widerspruch nahezu unlösbar und leidet man unter dieser inneren Unklarheit, so verordnet Einem der in Deutschland geübte Gebrauch als wissenschaftliches Heilmittel, eine Abhandlung darüber zu schreiben. Vom Allgemeinen ins Persönliche übersetzt, bedeuten die folgenden Zeilen den Versuch, mir selbst über das gegenseitige Verhältniß zweier Kräfte klar zu werden, die meine Gedanken und Gefühle, bald den Kopf, bald das Herz, seit geraumer Zeit nach scheinbar von einander wegstrebenden Richtungen hin gelenkt haben und lenken. Als ich vor acht Jahren veranlaßt ward, mich fast ausschließlich mit weltgeschichtlichen Dingen abzugeben, nahm mich anfangs der Reiz, nichts Menschliches unbeachtet lassen zu müssen, vollständig gefangen; bald aber bemerkte ich auch die gerade dadurch bewirkte Einseitigkeit und empfand deshalb die Aufforderung Dr. Hans Meyers, für sein „Deutsches Volksthum" die deutsche Geschichte zu behandeln, als eine willkommene Ausgleichung und den aus intensiver Bebauung eines eng begrenzten Gebietes erstehenden Beitrag als ein heilsames Gegengewicht zu dem extensiven Betriebe bei der „Weltgeschichte". So wurde ich durch ein gütiges Geschick, das mir ein liebevolles Eingehen auf die Entfaltung eines einzelnen Zweiges des Menschengeschlechtes auferlegte, vor der drohenden Gefahr behütet, mich ins Uferlose zu verlieren. Um diesen Gewinn möglichst dauernd zu bewahren, suchte ich in den Kern der Sache einzudringen; und dabei drehte sich das Nachdenken in der Hauptsache um die Frage, ob bei der Klarlegung des Verhältnisses zwischen deutscher Gesinnung und einer weltgeschichtlichen Betrachtung und Auffassung alles Geschehens mehr Gewicht auf das Auseinanderlaufen und den Gegensatz zwischen beiden Anschauungen zu legen sei oder ob nicht vielmehr zwischen ihnen eine haltbare Brücke bestehe, die eine Gemeinsamkeit nicht nur ermögliche, sondern sogar fordere. Nicht das Trennende kam mir bald als die Hauptsache vor, sondern das einander Ergänzende und Fördernde. Es mag als Anmaßung erscheinen, daß ich die Leser der „Zukunft" mit einer persönlichen Beichte, einem „Innenerlebniß" behellige; aber ich greife wohl nicht daneben, wenn ich vermuthe, daß es, aus ganz anderen Beweggründen und Ursachen heraus, doch recht Vielen ähnlich ergangen sein, ähnlich noch ergehen mag. Mit dieser Begründung möge man sich meine Herzensergüsse gefallen lassen.

Hie Kosmopolitismus! Hie Teutschthümelei! So heißen, wenn man den lautesten Rufern im Streite glauben und folgen wollte, die Schlagwörter des Tages; angesichts dieser Beobachtung erblicke ich meine Aufgabe heute darin, einmal vor äußerlich bestehenden Uebertreibungen zu warnen und zweitens zu

Digitized by Google

betonen, daß man gerade dann ein guter Deutscher ist und bleibt, wenn man sich nicht scheu vor jedem Luftzug in sein Schneckenhaus zurückzieht, sondern den Hals reckt und streckt, um zu sehen, wie die Anderen es treiben, und daraus zu lernen. Sein Deutschthum verliert nicht, wer vermöge umfassender Bildung, wie sie dem Deutschen wohl ansteht, an alles Geschehen in Deutschland und auf Erden einen universalen Maßstab anlegt. „Die deutsche Bildung ist", wie vor zehn Jahren Wilhelm Heinzelmann gesagt hat, „allerdings individuell, aber sie ist zugleich universell; Beides aber ruht in der Tiefe der Persönlichkeit, die berufen ist, den Gegensatz des Individuellen und des Universellen, des Subjektiven und des Objektiven, des Einzelnen und der Gemeinschaft, des Individuell-Nationalen und des Allgemein Menschlichen durch Berührung mit der gesammten modernen Kulturwelt herauszubilden und ihn von innen heraus zu überwinden". Hat uns das neunzehnte Jahrhundert den geschichtlichen Sinn beschert, der vor einer verschwommenen Verherrlichung der Vergangenheit eben so bewahrt wie vor einer unpatriotischen schwarzsehenden Betrachtung der Gegenwart, so gilt es nun, eine weltgeschichtliche Anschauung zu erringen, die zwischen deutschem Chauvinismus und kosmopolitischer Uferlosigkeit die rechte Mitte halte. Keineswegs soll sie dazu helfen, nationale Gesinnung einem internationalen Wissen und Verstehen schlechthin zu unterwerfen, sondern soll ihren Beruf darin erblicken, Beide mit einander zu verschmelzen. Nicht ohne Absicht habe ich der im April 1895 als Handschrift gedruckten grundlegenden Erörterung zu dem Plan einer neuen „Weltgeschichte" Rankes Mahnung vorausgeschickt: „Die Erkenntniß der Geschichte der Menschheit soll ein Gemeingut der Menschheit sein und vor Allem der Nation, der wir angehören und ohne die unsere Studien selbst nicht sein würden, zu Gute kommen." Eine Medaille, die vorn die Aufschrift trägt, die Moriz Ritter bei der fünfundzwanzigjährigen Feier der Begründung des neuen deutschen Kaiserreiches geprägt hat, daß „kein Wissen Etwas taugt, keine Gesinnung Etwas werth ist, die nicht auch dem Wohl unseres Volkes dient," hat auch ihre Kehrseite: gehören nationales Denken und universales Wissen zusammen, so sind wir verpflichtet, neben der Förderung deutscher Gesinnung auch auf die Pflege weltgeschichtlicher Kenntnisse mehr, als es bisher geschehen ist, bedacht zu sein.

Unser universalhistorisches Anschauungvermögen steckt noch sehr in den Kinderschuhen. Sehr spät sind wir Deutsche aus der Rolle eines leidenden Volks in die eines handelnden, leitenden übergetreten; das um 1400 einsetzende Aufkommen des Landesfürstenthums, die seit dem dritten Viertel des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland ständig gewordene Bevormundung, schließlich die Schlummerzeit des Deutschen Bundes zwischen 1815 und 1866 haben bewirkt, daß wir viel später als unsere Nachbarn zum Bewußtsein der uns innewohnenden Kräfte gekommen sind: unser zagendes Eintreten in die Reihe der Kolonialmächte ist nur ein Beleg dafür, aber ein recht fühlbarer. Wir hatten — es ist noch nicht lange her — alle Hände voll zu thun, um überhaupt einmal national denken und fühlen zu lernen; uns um Außereuropäisches zu kümmern, unsere Augen an einen ozeanischen Horizont zu gewöhnen, wäre in den siebenziger Jahren sicherlich jedem Einsichtigen verfrüht und gefährlich erschienen; und selbst später bekannte sich zu solchem Weitblick nur erst ein geringer Bruchtheil unserer Gebildeten. Das ganze deutsche Volk aber dazu zu erziehen: Das kann nur das

Digitized by Google

mühsame Werk zäher, geduldiger Arbeit von Jahrzehnten sein. In die Weltpolitik sind wir nicht organisch hineingewachsen, sondern gewissermaßen unvermittelt hineingesprungen. Kein Wunder, daß die plötzliche Erweiterung des Gesichtskreises die Einen blendet, die Anderen schreckt. Der raschen That hat nun die ruhige Ueberlegung und die solide Begründung zu folgen. Der deutsche Kaufmann hat sich heute, will er nicht Raubbau treiben, sondern den mit anerkennenswerther Entschlossenheit eroberten Platz dauernd behaupten, um die Grundlagen zu kümmern, auf denen er da draußen sein auf Jahrzehnte berechnetes Gebäude aufrichten will; mit anderen Worten: er muß die Lebensbedingungen der neuen Umgebung im umfassendsten Sinne studiren. Man höre doch genauer als bisher auf die freilich oft durch allerlei Schlingwerk und Ranken wunderlich anmuthenden, aber reichster Erfahrung entstammenden und einem heiß für Deutschlands Machtentfaltung schlagenden Herzen entquellenden Aufforderungen und beweglichen Wünsche Adolfs Bastian, wenn er für eine wohlwollendere Berücksichtigung der Völkerkunde eintritt! Was hier auf dem Felde der Ethnologie zum Theil noch immer fehlt, davon sehen wir aber auf dem benachbarten Gebiete der Universalhistorie rein gar nichts angebaut. Das liegt mit daran, daß diese Wissenschaft innerhalb unseres Hochschulbetriebes nicht besonders gut angeschrieben und gelitten ist. Ich plaudere kein Geheimniß aus, wenn ich den Ruf, Glanz und Ruhm der weitaus meisten Geschichtprofessoren Deutschlands auf je eine, im besten Fall auf einige tüchtige Sonderarbeiten begrenzten Charakters gegründet hinstelle. Theodor Lindner, der vor Antritt des sechzigsten Lebensjahres gewagt hat, eine „Weltgeschichte“ zu schreiben, kann sich vor den entsetzten Fachgenossen nur damit entschuldigen, daß er sie erst mit der Völkerwanderung beginnen läßt. Und der unseren Lesern wohlbekannte Kurt Breysig hebt zwar mit den Griechen an, hat aber sein Werk vorsichtig „Kulturgeschichte der Neuzeit“ getauft und wird trotzdem von der eigentlichen Zunft nicht für voll angesehen. Für wenige Jahre deutscher Territorialgeschichte dickleibige Urkundenbücher veröffentlichen oder eine einzelne Erscheinung von etwas längerer Dauer einzeln behandeln: Das ist einstweilen noch immer das Ideal, dem die meisten deutschen Historiker nachjagen. Jeden, der sich, der Kleinigkeiten müde, an ganze Reihen von Ereignissen heranwagt oder gar die gesammte Menschheitgeschichte so oder so zu meistern versucht, trifft ihr: Anathema sit! Wenn es hoch kommt, wird er von dem mild verzeihenden Lächeln des besserwissenden Spezialisten als Dilettant behandelt. Hier giebt es viel gut zu machen. Den schüchternen Anfängen muß eine kräftige Fortsetzung muthig folgen; es muß nicht nur erlaubt sein, sondern allgemeine Forderung und Uebung werden, daß an jeder deutschen Universität (woher hat sie denn den Namen?) mindestens je eine Vorlesung über universale Geschichte — ohne Losreißung vom Boden der Nationalgeschichte — in angemessenen Zwischenräumen regelmäßig wiederkehrend geboten werde. Im Einzelnen haben wir Gelegenheit genug, Gediegenes zu lernen und zu leisten, und ich wäre der Letzte, die glänzenden Ergebnisse solcher Arbeitweise zu unterschätzen oder gar zu verachten. Aber sie darf nicht überwuchern. Was uns noch allzu sehr mangelt, ist der Blick aufs Ganze, das Zusammenfassende. Goethe, der deutscheste und zugleich der universalste Dichter, den wir haben, ist nicht beim „Götz“ stehen geblieben; er hat uns auch noch einen „Faust“ geschenkt.

Digitized by Google

Zwischen Weltpolitik und nationaler Gesinnung hat sich im Lauf der letzten Jahrzehnte bei allen Kulturvölkern, den Söhnen einer bereits ausgebildeten Menschheit, ein national zwar verschieden gefärbtes, aber wenig schwankendes, auf leidlicher Erkenntniß der Sachlage beruhendes Verhältniß herausgebildet. Nur bei uns Deutschen haperts damit noch. Um aus den zahlreichen Vorkommnissen, die der meisten Deutschen politische Unreife greifbar belegen, nur eins herauszugreifen, sei an die beschämende Thatsache erinnert, daß beim Ausbruch des südafrikanischen Krieges Millionen biederer Kannegießer in Deutschland auf die gewissenlosen Lügen der „Kabelkorrespondenz" von Kaulitz Farlow prompt hereingefallen sind. Da wurde immer über die Verschleierungversuche der offiziellen englischen Kriegsdepeschen gezetert; aber reuig an den eigenen Busen zu schlagen, weil man es doch allmählich mit Händen greifen mußte, daß man selbst das Zehnfache zusammenlog und weiterverbreitete: dazu fanden bei uns nur Wenige — und nur spät — die sittliche Kraft. Was uns eben noch fehlt, ist die Mäßigung, die in solchen Lagen, wo das Herz laut spricht, auch dem Verstande sein Recht wahrt. Proben solcher Mäßigung, wie sie der englische Parlamentarismus bei der Katholikenbill von 1829, bei der Reformbill von 1832 oder bei der trotz aller Heftigkeit musterhaft loyalen Antikorngesetzbewegung von 1846 aufzuweisen hat, dürften bei uns schwer zu finden sein; besonders heftig flammt die einseitige Parteilichkeit auf, wenn es sich um hervorragende Staatsmänner handelt. Den Imperialismus Chamberlains als vollkommen harmonische Ergänzung seiner einwandfreien Sozialpolitik aufzufassen, fällt dem Briten nicht schwer, weil jener die Erhaltung und Beförderung des Staatsgedankens mit dem Glück der größten Zahl zu verbinden strebt. Hier sehen wir deutlich, wie sich von einer ausgesprochen nationalen Gesinnung aus zu einer alle Erdtheile umspannenden Weltpolitik eine feste Brücke spannt. Doch von der wuchtigen Größe solcher Auffassung ist der Durchschnittsdeutsche noch weit entfernt. Das richtige Augenmaß fehlt uns noch. Während den Einen, die geneigt sind, Alles in das Prokrustesbett der heimathlichen Beschränktheit und Enge zu zwängen, der Makel kleinlicher Kirchthumspolitik anhaftet, huldigen die Anderen der an sich gewiß recht löblichen, darum aber durchaus nicht stets zutreffenden Ueberzeugung, daß sich auch im Ausland Alles um die deutsche Sonne drehen müsse: „In der Sehnsucht nach deutscher Herrlichkeit kommt selbst den gutmüthigsten Deutschen ein unverkennbares Herrschergelüst und Verlangen nach Obergewalt über andere Völker an" (Richard Wagner in der Abhandlung „Was ist deutsch?"). Das ist ein frommer Glaube, der manchmal schon zu schlimmen Irrthümern verführt hat. Hier kann einzig und allein die bessere Einsicht helfen und heilen. Wer in dem nationalen Geist, wie ihn Alfred Kirchhoff unter begreiflichem Einspruche der Romantiker geographisch nüchtern gedeutet hat, mit Aussicht auf Erfolg deutsche Weltpolitik treiben will, Der eigne sich vorher umfassende geschichtliche, wahrhaft universalhistorische Kenntnisse an. Und die Absicht, solche zu verbreiten, ist keine bloße nebensächliche Liebhaberei, sondern darf sich unter Umständen auch zur Lebensaufgabe ausgestalten.

Leipzig-Stötteritz. Dr. Hans F. Helmolt.



Digitized by Google

Im Kaffeehaus.

Ein kleines Kaffeehaus im Westen. Die Fenster des Spielzimmers liegen nach dem Hof hinaus. Das Zimmer ist mit grünen Empiretapeten ausgestattet. An der Decke glänzt eine vergoldete Gipssonne zwischen Rokokostuck. Zwei kleine Kronleuchter erhellen mit röthlichen Glühlampen den Raum, dessen Marmortische mit dunkelgrünem Fries bespannt sind. Ein hölzernes Rokokogitter schließt das Zimmer von den vorderen Lokalitäten ab. Eine Athmosphäre von Kaffeedunst und Cigarrenqualm. Nachmittags gegen fünf Uhr. Die Zeit, wo die kleineren und größeren Hausbesitzer, Bodenspekulanten, Holz- und Steinhändler der Kurfürstendammgegend hier zu einem zweistündigen Kartenspiel, simplen Sechsundsechzig oder kniffliecheren Skat, sich zusammenfinden.

Erst zwei dieser Gäste sind da. Jeder sitzt an einem anderen Tisch. Die Arme breit auf den Nebenstühlen, die Cigarre zwischen den Fingern und eine „Schale Braun“ vor sich. Sie sprechen mit einander. Beide sind über die Vierzig hinaus. Beide dunkelhaarig und kräftig gebaut. Der Eine hat einen starken Schnurbart unter einer großen Nase, in einem gesunden Gesicht. Der Andere versteckt seine bleichen, verlebten Backen in einem dichten, schwarzen Vollbart. Andächtig hört er zu, wie der Andere erregt sagt: „Also er kauft sich nu den großen Platz. Bezahlt mer den Preis. Glatt weg. Und nu denk' ich, wird er ausschachten lassen und vor Allem de Bäume herunterhauen. Nee: de Bäume bleiben stehen. Nicht ein Mensch kommt, um de vielen Sträucher an de Straße auszugraben. Und wissen Se, was dieser Mensch mit dem scheenen großen Platz macht? Er baut sich 'ne Villa drauf! Ne richtige, niedliche Villa mit Erkerchen und Fensterchen! Wo er hätte ein Haus bauen können mit zehn Wohnungen à fünf Zimmer ... Ja —.“ Er pafft und zwinkert, als sei ihm etwas Unfaßbares geschehen.

Der Andere fragt bewundernd: „So ... eine große Villa?“

„Ja; ein Haus mit zehn, zwölf Wohnungen hätte da stehen können!“

„Und Das ist nu blos Garten?“

„Nichts als Garten!“

Der Andere reckt den Kopf vor: „Wird er kommen?“

„Wer?“

„Nu, der Bauunternehmer, der auf meinem Platz baut.“ Er lehnt sich zurück, so weit es die Stühle erlauben, und sagt mit seiner fetten Stimme: „Se wissen doch? Einmal haben die Handwerker schon nachgelassen. Es is ja nich vill; nur fünf Prozent. Nu is das Haus ja doch unter Dach; een ganz scheenes Haus. Ne große, scheene Marmortreppe kommt vorne hin. Un zwee große, scheene Wandleuchter aus Bronze, aus reene Bronze an de Wände bei de Treppe. Und Giebeldach und vergoldetes Thürmchen: fein wird des Haus. Das kann man ruhig sagen. So een recht herrschaftliches Haus. Aber ich werd' doch de Handwerker nich geben, was se so schlechtweg verlangen? Kann ich ja auch gar nicht. Wo soll ich sonst der Bodengesellschaft abkaufen de zwei Parzellen? Eine würd se mer vielleicht geben so mit Baugeld Aber wo bleibt da der Profit? Und ich werd mer doch nich machen zum Bauunternehmer?

Digitized by Google

Giebt schon genug ... Nu hatten se neulich schon 'ne Konferenz. Da hab' ich meinem Unternehmer gesagt, zehn Prozent müßten se ablassen, wenn ihre Forderung nich ganz ausfallen solle. Un es wäre doch ooch ihr Vortheil, wenn das Haus erst wäre unter Dach und fertig. Dann ists bald verkauft und se kriegen ihr Geld, blank un bar auf den Tisch. Der Putzer wollte ja zehn Prozent nachlassen. Aber der Tischler, der Maler, der Töpfer und der Glaser: Die wollten nich. Und der Tapezirer wollte überhaupt nich. Nich eenen Pfennig, sagte Der. Na, er kann sichs leisten. Der beschäftigt seine neunzig Gesellenin der Saison."

„Neunzig?"

„Ja; und noch mehr! Und Der wars, der die Anderen wild machte. Un mit Ach und Krach wollten sie denn fünf Prozent heruntergehen. Nu is das Haus unter Dach un nu haben se heute wieder Konferenz. Sieben Prozent habe ich gesagt. Unter Dem nich. Bin neugierig, was mir der Unternehmer bringen wird. Geben Se nich, was ich will, zieh' ich meine Hand zurück. Ich bin ja gesichert. Ich habe mich gesichert. Werde ich arbeiten for de Handwerker!"

Eine der Buffetmamsels, ein strammes Mädchen, lief mit ihrer weißen Schürze an dem Holzgitter vorüber. Der Blasse schmunzelte. Als sie nach kurzer Zeit zurückkam, rief er ihr lächelnd zu: „Na, Jungfer?"

Das Mädchen kicherte und verschwand.

Aus dem vorderen Raum, an dessen Tischen einzelne junge Leute saßen, kamen langsam und würdevoll mehrere wohlbeleibte Herren. Der Kellner, der sie schon genau zu kennen schien, sagte vergnügt, daß sie wieder zur bestimmten Zeit ihren Kaffee bestellten: „Nun ists aber auch die höchste Zeit, meine Herren. Da, sehns nur, Sie werden bereits erwartet. Sehns da hinten: da fehlt noch der zweite und der dritte Mann zum Skat!" Dabei lächelte er und rieb sich die dürren Hände.

Zwei der Herren thaten, als hörten sie ihn nicht. Der dritte, aus dessen rundem, vollem Gesicht zwei kleine Augen glänzten, rief: „Nur nicht so familiär! Wir werden schon finden, was wir suchen. Sie brauchen sich gar nich so zu ereifern!"

Der Kellner war schon davon. Ein anderer Herr fragte: „Was ist denn? Was wollte er denn?"

„Spaß! Am Liebsten möchte er Einen duzen. Das könnte ihm passen."

Ehe sich Alle an die Tische setzten, sah Der mit dem blassen Gesicht nach der Uhr. „Er müßte doch schon längst hier sein. Einen Augenblick!" sagte er zu seinem Partner und ging nach vorn. Aber der Unternehmer war noch nicht da. So setzte er sich denn zum Spiel. Doch war er so unruhig, daß er fortwährend Fehler machte und sich mit seinem Partner zankte.

Neue Gäste kamen. Die Spieltische waren bald ganz besetzt. Und zwischen und hinter den Spielern saßen Zuschauer. Darunter auch ein breitschultriger Mann mit kurzgeschnittenem, grauem Vollbart. Er hatte ruhige Bewegungen und eine große Sicherheit in dem kalten Blick aus dem umfurchten Auge. Mit einer gewissen Ehrfurcht wurde er behandelt, trotz seiner einfachen Kleidung. Er hatte all seinen Freunden aus der Klemme geholfen und zum Schluß ihren Grund und Boden billig gekauft. Daß er sie nicht nackt auf die Straße setzte, wurde ihm hoch angerechnet.

Während die Meisten ihn sehr artig behandelten, rückte ihm Einer, der

Digitized by Google

mit seinem faltigen, glattrasirten Gesicht, der gelichteten Mähne und dem goldenen Kneifer sich den Anschein eines Künstlers geben wollte, dicht an den Leib und sprach auf ihn ein: „Hier macht man ja einen ganz netten Skat, Herr Warschauer. Aber Sie müßten mal in unser Café kommen. Da wird flott gespielt. Da hätten Sie Ihre Freude."

Der Alte schwieg. Und die warnenden Blicke der Anderen sah der Fahrige nicht.

Cigarrenqualm und Kaffeedunst wurden immer dichter. Da erschien in dem breiten Ausschnitt des Holzgitters ein kleiner Mann. Er trug einen hellen Wintermantel, dessen Sammetkragen schon speckig glänzte. In seiner kurzfingrigen Hand hielt er einen großen Hut und sah verlegen drüber weg in das Spielzimmer. Der Blasse hatte ihn kaum erkannt, als er auch schon aufsprang und seinen Platz einem Anderen überließ.

„Na, Teinert, wie stehts? Sieben Prozent?" Er zog den Kleinen an einen entfernten Ecktisch.

„Nee; so viel wer'n se woll nich rausrücken. Aber ick denke, fünfe mache ick noch. Erst hätten sie mir beinah verhauen, als ick sagte, se müßten wieder Prozente geben. Aber denn haben se noch mal kalkulirt. Un denn habe ick ihnen vorgerechnet, wat det Haus for Miethe bringt und det de Läden im ersten Jahr leer bleiben. Un denn wurden se verninftiger. Un nu berathen se noch. Schon vier Stunden jeht det so! Fein, ihnen den Kitt so vorzurechnen, nich?"

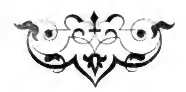
„Ja; aber unter Fünf auf keinen Fall!" Und der Blasse redete noch eine ganze Weile auf den kleinen Mann ein. Der ging, wichtig und selbstbewußt nickend: „Natürlich fünf Prozent!"

Der Blasse setzte sich wieder zum Spiel. Aber er hatte heute keine Ruhe und kein Glück. Da wurde auch noch sein Partner herausgerufen. Bei Dem wohnte eine Witwe, die erst die Wohnung verlassen wollte, wenn ihr Kontrakt abgelaufen war. Er aber wußte: der vor wenigen Wochen verstorbene Mann hatte nicht so viel hinterlassen, daß sie eine solche Wohnung erhalten konnte. Auch hatte er gerade einen sicheren Miether, der zwanzig Prozent mehr zahlen wollte. Aber die Witwe behauptete, sie könne jetzt keine Wohnung suchen. Da hatte er zwei Freunde zu ihr geschickt. Doch Die konnten ihm auch nichts Anderes sagen, als daß sie nicht ziehen wolle.

„Gott, was for Geschichten macht mer de Frau!" sagte er heftig und redete mit geiferndem Mund auf die Freunde ein: sie solltens noch mal versuchen.

Ein anderer Herr wurde herausgerufen. Der Blasse dachte schon, es gelte ihm, und warf die Karten hin. „Mboh! Frauenzimmer!" . . Halt: Da war Teinert endlich. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und brüllte: „Fünfe! Ich habe die Bande weich gekriegt."

Großlichterfelde. Hans Ostwald.



Digitized by Google

Wertheim.

Manchmal ists schwer, nicht Reklame zu machen: so könnte man den Satz Juvenals für den Gebrauch des Finanzschriftstellers zeitgemäß ändern. Gewisse Unternehmungen und Personen kann der Gerechte nur mild tadeln; und wo er sie loben muß, da nimmt das Lob leicht den Ton der Begeisterung an. In dieser Lage — die auch ihre Unbequemlichkeiten hat — ist der Kritiker des Waarenhauses A. Wertheim, auf das die Berliner, die nicht zu den geschädigten Inhabern kleiner Läden noch zu den deutschnationalen Handlungsgehilfen gehören, mit lokalpatriotischem Stolz blicken. Die Entwickelung dieses Hauses gewährt dem Betrachter ein Vergnügen, das bis ins Gebiet ästhetischer Freuden reicht; nirgends ein hastiges, unstetes Probiren: ruhig und sicher wird von einem logisch rechnenden Verstand Stein auf Stein gefügt. Man wundert sich längst nicht mehr, wenn von wertheimischen Zukunftplänen Kunde kommt, und man hat auch die Nachricht, die Firma nehme eine neue Anleihe von $9^1/_2$ Millionen auf, ohne Staunen gehört. Und doch ist die Entwickelung, die damit zu vorläufigem Abschluß kommt, ohne Beispiel in der kaufmännischen Geschichte deutscher Großstädte. Wer denkt, wenn er an Wertheims Palästen vorbeigeht, heute noch an den kleinen Kramladen der Rosenthaler Straße, den Ramschbazar, den nur die Hausfrauen der Umgegend, deren Küchenmeister Schmalhans war, aufsuchten, weil sie dort am Groschen vier Pfennige sparen und als „Schmuhgeld" heimtragen konnten? Dem Geschäft ging schon damals die Sonne auf: immer neue Stockwerke wurden hinzugenommen; aber der üble Ruf eines Pfennigbazars war nicht so leicht loszuwerden. In anderen Stadttheilen wurden Filialen gegründet und das „bessere" Publikum gewöhnte sich allmählich, bei Wertheim zu kaufen. Noch aber gestand man nicht gern, daß man zu Wertheims Kunden gehöre, und manches Prachtstück aus dem Waarenhaus wurde mit falscher Ursprungsangabe auf den Geburtstagstisch gestellt. Die Firma war klug genug, diesem Volksempfinden Rechnung zu tragen. Sie begnügte sich mit der Inseratenreklame und verzichtete darauf, mit ihrem Zeichen auf dem Einpackpapier zu protzen. Diese weise Resignation ermöglichte Denen sogar, die öffentlich über „Bazarwaare" schimpften, heimlich ihr gutes Geld ins Waarenhaus zu bringen. Später erst kamen die besternten Düten auf, die der rasch wachsenden Kundenschaar den Ursprung der Waare verriethen, und noch später stellte auch das Firmenzeichen sich ein. Ein Weltstadtgeschäft ersten Ranges war das Waarenhaus erst, als Messels großartiger Bau in der Leipziger Straße vollendet war.

Schon genügt auch der erweiterte Bau der Firma nicht mehr: von 1904 an soll ein ganzes Häuserviertel ihre Waarenlager aufnehmen. In der Leipziger Straße, auf dem Leipziger Platz und in der einst so stillen Voß-Straße sind für $9^1/_2$ Millionen Mark Grundstücke angekauft worden. Wie bei Tietz, hat auch hier eine große Hypothekenbank Millionen hergegeben und wieder ist der Kritiker gezwungen, über diese Transaktion sein Wort zu sagen. Ein wichtiger Unterschied aber ist sofort sichtbar. Im Fall Wertheim hat die Kritik sich nur mit der Sache, den thatsächlichen Verhältnissen zu beschäftigen. Der Fall Tietz lag anders; der verstorbene Limann hatte Herrn Tietz an die Pommersche Hypothekenbank als Geldgeberin gewiesen und die ehrenwerthen Direktoren dieser

Bank benutzten die gute Gelegenheit, um eigene Terrains abzuschieben. Das mußte von vorn herein Bedenken erregen. Wertheim nimmt das Geld von der Hamburger Hypothekenbank; sie beleiht die neuen Grundstücke mit 60 Prozent der Selbstkosten bis zum Höchstbetrag von 9½ Millionen Mark. Das Geschäft entspricht durchaus der gesetzlichen Vorschrift. Zwar darf die hamburger Bank diese Hypothek zur Unterlage für die Pfandbriefe nach Paragraph 11 des Hypothekenbankengesetzes nur bis zu der Grenze benutzen, hinter der sie die ersten drei Fünftel des Grundstückswerthes übersteigen würden. Doch jede Hypothekenbank hat natürlich das Recht, als Anlage für ihr Aktienkapital beliebig zu bewerthende Hypotheken zu wählen. Bedenken gegen die Beleihung sind auf ganz anderem Gebiet zu finden. Als die Pommersche Hypothekenbank das Waarenhaus Tietz und nicht minder freigiebig das Kaisercafé belieh, wurde lebhaft darüber gestritten, ob sich Hypotheken in diesem riesigen Umfang überhaupt zur Grundlage der Pfandbriefausgabe eignen. Außer den lieben Leuten, die alle Fehler der Hypothekenbanken beschönigen wollten, haben damals eigentlich nur die Direktoren der Pommernbank selbst die Frage bejaht; sie wußten, neben den privaten Vortheilen, die sie daraus zogen, auch die Möglichkeit zu schätzen, durch ein einmaliges Geschäft eine Unterlage für Millionen von Pfandbriefen zu haben, die sonst wohl recht mühsälig zusammenzuklauben gewesen wären. Ernsthafte Sachkenner aber haben auf die Gefahr solcher Riesenbeleihungen hingewiesen. Diese Gefahr besteht zunächst natürlich darin, daß man allzu viel auf eine Karte setzt. Aber gewöhnlich handelt es sich bei solcher Transaktion auch nicht um Beleihungobjekte der üblichen Art. Nicht Miethhäuser, die in der Großstadt fast immer auch für die Verzinsung genügende Sicherheit bieten, sollen hier die Pfandunterlage bilden, sondern meist Geschäftshäuser, die für besondere Zwecke gebaut sind. Abgesehen von dem Bodenwerth, der ja recht stattlich sein kann, ist die Verzinsung solcher Häuser von dem Augenblick an in Frage gestellt, wo das darin heimische Unternehmen nicht mehr gedeiht. Dieser Augenblick wird in dem konkreten Fall wohl nicht kommen; wenigstens hat Wertheim bisher stets so gut und vorsichtig operirt, daß man mit der Befürchtung, seine Pläne könnten scheitern, nicht zu rechnen braucht. Der prinzipielle Einwand, daß hier allzu viel riskirt wird, bleibt aber bestehen. Und Die ihn, hier wie bei Tietz, erheben, können sich darauf berufen, daß die Direktion der Hamburger Hypothekenbank selbst sich ihrem Urtheil angeschlossen hat; denn sie hat sich bemüht, das Risiko einzuschränken und zum Theil sogar völlig zu beseitigen. Erstens hat Wertheim sich verpflichtet, bis zum Jahr 1909 die Hypothek wieder zurückzuzahlen. Zweitens will die Hamburgerin auch andere Hypothekenbanken an dem Geschäft betheiligen; deshalb hat sie die große Hypothek in einzelne Theile zerlegt und sie zu gleichen Rechten eintragen lassen. Für diese einzelnen Theile wird die Bank sicher Abnehmer finden, denn — Das ist ihre dritte Vorsichtmaßregel — die Diskontogesellschaft hat für den vollen Betrag Bürgschaft geleistet.

In letzter Instanz lastet also auf der Diskontogesellschaft das Risiko. Aber es ist auch für sie nicht so groß, wie es dem ersten Blick scheint. Schon durch die kurze Rückzahlungfrist ist es wesentlich herabgemindert. Auch beträgt es ja nicht 9½ Millionen: die Bank bürgt natürlich nur für die Summe, die über den Werth des Bodens hinausgeht, und dieser Werth ist bei Terrains in der besten

Digitized by Google

Gegend von Berlin nicht gering anzusetzen. Dafür aber hat die Diskontogesellschaft zunächst den Vortheil, daß sie künftig sämmtliche Bankgeschäfte der Firma Wertheim vermitteln wird. Sie hat die bisherigen Bankverbindungen Wertheims — früher die Dresdener Bank, zuletzt, wie es hieß, die Nationalbank und die Firma Delbrück, Leo & Co. — verdrängt. Fast noch wichtiger als der materielle Vortheil scheint mir für die Diskontogesellschaft ein anderer Gewinn: der Abschluß dieses Geschäftes zeigt nämlich, daß die Aera Hansemann zu Ende geht. Nicht nur in der frankfurter Filiale: auch im berliner Centralpalast scheint allmählich doch die Leitung den jungen Kräften zuzufallen.

Für den Wirthschaftkritiker ists eine besondere Freude, endlich einmal auf ein Geschäft hinweisen zu können, das allen Betheiligten den erhofften Nutzen bringen wird. Dem Zusammenwirken vieler Faktoren ist es gelungen, eine hypothekarische Millionenbeleihung zum Zinsfuß von 4⅛ zu schaffen.

Plutus.



Notizbuch.

Als der älteste Sohn des Deutschen Kaisers in Petersburg angelangt war, wurde er im Winterpalast beim Prunkmahl vom Zaren mit den Worten begrüßt: „Erfreut, Sie unter uns zu sehen, und Ihnen für Ihren liebenswürdigen Besuch dankend, trinke ich auf das Wohl Ihrer erhabenen Eltern, Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin und Eurer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit." Der Zar sprach französisch. Der junge Kronprinz des Deutschen Reiches antwortete: „Tief bewegt durch die gnädigen Worte, welche Ew. Majestät soeben an mich gerichtet haben, bitte ich, mir zu gestatten, Ihnen im Namen Seiner Majestät des Kaisers und Königs, meines Vaters, und in meinem eigenen Namen meinen warmen Dank für den so herzlichen Empfang auszusprechen, der mir zu Theil geworden ist und an den ich eine unauslöschliche Erinnerung bewahren werde. Ich erhebe mein Glas auf das Wohl Ew. Majestät, Ihrer Majestäten der Kaiserinnen Maria Feodorowna und Alexandra Feodorowna sowie der ganzen kaiserlichen Familie." Nicht jeder Deutsche wird begreifen, daß Nikolais kühle, nüchtern abgemessene Grußworte den jungen Herrn „tief bewegen" konnten und daß er an einen Empfang, der sich in den hergebrachten Formen hielt und von persönlicher Herzlichkeit weniger spüren ließ als der manchem Balkanfürsten gewährte, eine „unauslöschliche Erinnerung" bewahren müsse. Reicht die Organisation unseres diplomatischen Dienstes nicht einmal mehr aus, um zu verhindern, daß solche Tischreden auf so verschiedene Tonarten gestimmt werden? Der Kronprinz trug den Andreas-Orden; und wieder wurde behauptet, diese nur für Souveraine und deren Söhne bestimmte Dekoration werde „anderen Persönlichkeiten" niemals verliehen und nur für den Grafen Bülow sei, um die Intimität der beiden Reiche zu zeigen, eine Ausnahme gemacht worden. Das Märchen wurde hier schon nach der letzten Zusammenkunft der Kaiser Wilhelm und Nikolaus widerlegt. Da es jetzt von der Dienerschaft abermals servirt wird, sei daran erinnert, daß eben erst der Zar dem abberufenen Botschafter der französischen Republik, dem Marquis von Montebello, den Andreas-Orden verliehen hat.

* * *

Digitized by Google

Der Kronprinz, der die deutschen Sozialdemokraten „Elende" nennt, war auch anwesend, als sein Bruder, Prinz Eitel Friedrich, in Bonn immatrikulirt wurde. Das ist schon ein paar Monate her. Aus der Rede aber, die der Rektor, Geheimrath Zitelmann, hielt, sind zwei Sätze noch nicht veraltet. Der erste: „Ich sehe den Werth des Aufenthaltes auf der Universität nicht darin, daß Eure Königliche Hoheit hier verhältnißmäßig rasch und bequem in allen möglichen Fächern encyklopädische Kenntnisse rein positiver Art erwerben können. Sicher ist es höchst werthvoll, solche Kenntnisse in Jurisprudenz und Chemie, in Staatswissenschaften und Geschichte, in Literatur und Sprache zu besitzen; aber darüber möchte ich von vorn herein keinen Zweifel lassen und möchte jede Illusion darüber benehmen: zwei Jahre sind viel, viel zu kurz, auch für den Begabtesten, um bei dem ungeheuren Stoff des Wissens weiter als nur gerade bis unter die Oberfläche zu gelangen". Zwei Jahre, — selbst wenn sie wirklich in Bonn verlebt, nicht zu Lustreisen und Jagdfahrten benutzt werden. Wird solche Zerstreuung, solche Ablenkung des jungen Sinnes ins repräsentative Vergnügen streng gemieden, dann kann das vom Rektor im zweiten Satz bezeichnete Ziel erreicht werden: „Die steile Höh', wo Fürsten stehn, läßt vielfach nur einen undeutlichen Blick auf die unten sich ausdehnende ungeheure Breite unseres bürgerlichen Lebens und auf die Masse der verschiedenen Bevölkerungschichten gewinnen. Nie wieder im späteren Leben wird einem Fürstensohn die Gelegenheit so leicht wie hier auf der Universität, weiteren bürgerlichen Kreisen näher zu treten und sie in ihrer Eigenart und — ich hoffe — in ihrer Tüchtigkeit kennen und verstehen zu lernen".

* *
*

Aus dem Berliner Börsencourier: „Eine eigenartige Festdekoration hatte der Inhaber einer Weißwaarenhandlung in der Neuen Schönhauserstraße am Dienstag veranstaltet. In einer Ecke des Schaufensters standen die Büsten Kaiser Wilhelms des Zweiten und Kaiser Wilhelms des Ersten innerhalb eines Arrangements von Schleifen in schwarz-weiß-rother Farbe. Den Abschluß der Ausstattung bildeten Zettel, die an den Büsten angebracht waren und folgende Inschrift zeigten: ‚Diese Kaiserbüsten sind sofort spottbillig zu verkaufen.'"

* *
*

Der vom großen Fritzen gestiftete Orden Pour Le Mérite, den die Urkunde vom achtzehnten Januar 1810 als Lohn für persönliche Tapferkeit im Felde bestimmte, ist jetzt einem Kriegsschiff verliehen worden. Eine vom siebenundzwanzigsten Januar 1903 — an dem selben Tage des vorigen Jahres hatte der Kaiser Zeit gefunden, den Entwurf eines neuen Schellenbaumes für die Gardefüsiliere mit eigenhändiger Unterschrift zu genehmigen — datirte Kabinetsordre des Kriegsherrn verfügt: „Mein Kanonenboot ‚Iltis' hat auf der Back über dem Vordersteven aufgesetzt den Orden Pour Le Mérite und auf dem Flaggstock einen Flaggenknopf nach dem mir vorgelegten Muster zu tragen." Der Orden ist, nach der Bestimmung des Herrn von Tirpitz, „in ungefährer Mannsgröße aufzusetzen". Diese Riesendekoration soll „das hervorragende Verhalten der Besatzung im Kampf um die Takuforts ehren". Seit diesem Kampf sind zwei Jahre und acht Monate verstrichen; von der alten Besatzung werden wohl nur noch Reste an Bord sein. Nie und nirgends ist bisher einem Schiff ein Orden verliehen worden. Die Kommentare der ausländischen Presse waren, nicht zum ersten Mal, „nicht wiederzugeben".

* *
*

Digitized by Google

Mit der schönen Zuversicht, die ihn, neben anderen Ehrenqualitäten, ziert, hat der Kanzler im Reichstag den Gedanken zurückgewiesen, die swinemünder Depesche des Kaisers könne in Bayern verstimmt haben; und er war gewiß höchst zufrieden, als ein Dank des in seiner Rede laut gerühmten Prinzregenten erreicht worden war. Außer dem Regenten leben in Bayern aber noch andere Leute. Acht Tage nach der zuversichtlichen Rede des Grafen Bülow feierte der Kaiser seinen Geburtstag. Da waren in der Augsburger Abendzeitung, die, wie Herr von Vollmar neulich erzählt hat, „die offiziösen Mittheilungen der bayerischen Regirung veröffentlicht", die folgenden Sätze zu lesen: „Der Kaiser ist heute in sein fünfundvierzigstes Lebensjahr getreten. Noch niemals zuvor in den vierzehn Jahren, seit er an der Spitze des Reiches steht, haben sich in das nationale Gedenken seines Geburtstages so stark kritische Erörterungen über seine Person gemischt wie diesmal; und deshalb ist heute die stille Feier des Geburtstages des Kaisers, die, welche der Deutsche auch ohne äußerliches Gepränge in seinem deutschgesinnten Herzen begeht, recht eigenartig gefärbt. Stärker als je herrscht gerade in den besten patriotischen Kreisen heute die tiefe Ueberzeugung vor, daß wir uns durch das Festhalten des Kaisers an seiner Vorliebe, sich auf den Markt des politischen Lebens zu begeben, gegen die Widersacher des Reiches und des monarchischen Gedankens selbst seine Stimme zu erheben, sie mit leider allzu beredtem Munde zu bekämpfen, in Zustände versetzt finden, die, je länger desto mehr, schwer erträglich sind. Wir müssen sehen, wie unter dem hilflosen Schweigen der staaterhaltenden Parteien ein mundfertiger Umsturzapostel aus Aeußerungen des Kaisers, die in bester Absicht gethan sind, Waffen gegen den Monarchen schmiedet, die in die Lauge des schärfsten Hohnes getaucht sind; wie von dem am Thron zunächst Stehenden als von einem ‚jungen Mann‘ geredet und wie ihm unter dem Schutze der parlamentarischen Indemnität verblümt gerathen wird, erst einmal etwas Ordentliches zu lernen. Der Schmerz, daß Derartiges heute möglich ist, erhält seinen spitzesten Stachel von der Erwägung, daß die Schuld hieran eben vorwiegend an jener Stelle liegt, auf die diese giftigen Pfeile geschnellt werden. Doch nicht, um an diese alte Wunde zu rühren — wie eine Wunde am Körper des Deutsches Reiches werden in der That diese Zustände zumal von den Aelteren empfunden, die bessere Zeiten gesehen und in ihrem starken Segen ein sicheres patriotisches Glücksgefühl verspürt haben —, nicht zu diesem Zweck wird heute daran wieder erinnert, denn wir und Alle wissen längst, daß da nichts mehr geändert werden kann." Die Kaiseridee aber solle trotz Alledem in den bayerischen Herzen lebendig bleiben. An dem selben Tage hielt, beim Festmahl der münchener Bürgerschaft, der Hygieniker Professor Max Gruber eine Rede, in der er sagte: „Eine Persönlichkeit, die so rasch und kräftig urtheilt und ihre Urtheile so kräftig zu äußern pflegt wie der regirende Kaiser, muß Widerspruch finden. Gar Mancher unter uns ist mit den persönlichen Ansichten, mit dem persönlichen Gehaben, mit der persönlichen Politik des Kaisers nicht in allen Stücken — und in wesentlichen Stücken nicht — einverstanden. Lassen Sie uns Dies als freie Männer offen aussprechen!" In den Münchener Neusten Nachrichten hieß es dann, der Festredner habe „ein treffendes und ehrliches Charakterbild des Kaisers entworfen". Und in der Münchener Post wurde erzählt, auf dem Wege vom Bahnhof bis zum Rathhaus habe das Auge nur fünf mit Fahnen geschmückte Häuser gesehen: zwei Staatsgebäude, zwei Hotels und das Waarenhaus Hermann Tietz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 21. Februar 1903.

Venezuela.

Seit er im September 1899, als Ueberwinder und Machterbe des verhaßten Andrade, in Caracas einzog und bald danach auch den konservativen Gegner Hernandez niederzwang, hat der General Cipriano Castro wahrscheinlich nicht so frohe Tage erlebt wie in diesem Monat der Februa. Im Dezember konnte das Selbstbewußtsein eines Präsidenten der Estados Unidos de Venezuela ins Wanken gerathen. Großbritanien, das Deutsche Reich und Italien bedrohten den Bundesfreistaat, der nur vier Kriegsschiffchen und eine Compagnie Seesoldaten hat; sollte dem armen Kleinvenedig die Unheilszeit wiederkehren, die es, auf den Wink Karls des Fünften, den Kriegsknechten der Fugger einst als wehrlose Beute hinwarf? Herr Cipriano ließ den Muth nicht sinken. Gefährlich, mochte er denken, wäre die Sache geworden, wenn die großmächtigen Gläubiger die kleineren zusammengetrommelt und, mit den unter Kaufleuten üblichen Mitteln, gemeinsam die schnelle Zahlung der Schuldsumme verlangt hätten. Die Schiffsgeschütze des neuen Dreibundes aber brauchen uns nicht zu schrecken. So lange die Gläubigerinteressen nicht zu einem festen Bündel vereint sind, dürfen wir hoffen. Deutsche und Briten drohen mit gepanzerter Faust? Schön; dann sagen wir zu Yankees und Franzosen: Wenn Die uns den letzten Bolivar abpressen, bleibt für Euch auf Jahre hinaus nichts mehr übrig. Und schließlich können die Dränger uns keinen lange nachwirkenden Schaden thun. Die Blokade belästigt den Europäerhandel nicht weniger als uns; und kein schlauer Gläubiger wird des Schuldners Gewinnquellen zuschütten. Greifen die Verbündeten unsere Küstenplätze an, dann weichen wir ins Innere des Landes

Digitized by Google

zurück und rühren uns nicht. Wir haben zwar kein Heer — unsere zweitausend Mann sind schlecht bewaffnet und kaum für eine Guerilla gedrillt —, können uns getrost aber auf die Schwierigkeit der Verpflegung und auf das Klima verlassen. Auch dürfte Nordamerika nicht dulden, daß europäische Truppen unser Gebiet besetzen; sonst wäre die Monroe-Doktrin ja nur noch eine Prahlerei von vorgestern. Die Rechnung war richtig. Immerhin sah die Geschichte noch im Januar nicht gerade anmuthig aus. Graf Bülow sagte im Reichstag: „Gegenüber Venezuela handelt es sich nicht allein um Geldforderungen, sondern auch darum, unser Ansehen zu vertheidigen, das durch das Vorgehen des Präsidenten Castro, durch die Art, wie er berechtigte Forderungen in einer — schonend ausgedrückt — unhöflichen Weise zurückwies, verletzt worden ist." Das klang wie eine Fanfare. Das konnte nur heißen: der kleine Mestizenhäuptling, der gegen den großen weißen Mann aus Norden frech zu werden wagte, wird, selbst wenn er sich endlich zur Zahlung bequemt, dem Arm des Rächers nicht entgehen. Doch Herr Castro hat starke Nerven und bebte nicht einmal, als im Puerto Cabello die deutschen Seeleute fünfzehn venezolanische Segelschiffe wegnahmen und als der „Panther" das Fort von Maracaibo beschoß. Am Ende freute er sich gar dieser Thaten, die in New-York, in London und Paris verstimmen mußten. Seht Ihr, sprach er: an uns wird das erste Experiment gemacht; unsere Schulden sind nur der Vorwand; der deutsche Imperialismus will ausprobiren, wie weit er ungefährdet in Südamerika gehen darf; und wenn Ihr ruhig zuschaut, könnt Ihr nächstens noch nettere Dinge erleben. Schon vorher hatte er das Schicksal seines Landes unter den Richterspruch der mächtigen Nordunion gestellt. Der amerikanische Gesandte vertrat mit zäher Yankeeschlauheit die Interessen Venezuelas gegen den Gläubigerausschuß. Hat Euer James Monroe nicht die Brüdergemeinschaft aller Amerikaner feierlich dem Erdkreis verkündet? Weht nicht auch uns ein Sternenbanner voran?... Castro hat seine Trümpfe und die Spielfehler seines Hauptgegners klug ausgenützt. Bald schien die plumpe Aktion der Gläubiger eine Lebensfrage amerikanischer Selbständigkeit. Onkel Sam war in heller Wuth, rief des Himmels Zorn auf die frevlen Germanen herab und beschloß, schnell neue Kriegsschiffe zu bauen und die alten einstweilen, zu einschüchternder Demonstration, an Europens Küste zu schicken. Die Engländer, die das von Eduards effektsüchtiger Laune geknüpfte Bündniß längst geärgert hatte, wurden sehr nervös und drängten zum Schluß der Tragikomoedie. Und als die Zeit der Februa nahte, hatten die drei Verbündeten nur noch den einen

Digitized by Google

Wunsch, den heiklen Handel so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen, und von der angedrohten Sühne war nicht mehr die Rede. Don Cipriano kann lachen; vor drei Monaten wurde er nicht höher geschätzt als andere Dutzendgenerale und Dutzendverschwörer der Mestizenrepublik: heute feiern Nord und Süd der Neuen Welt ihn als nationalen Helden. Und auch seinem Land ist die Krisis gut bekommen; früher wollte dem schlechten Zahler Niemand mehr Geld borgen: jetzt bieten die Millionäre in eiferndem Wettbewerb ihm Darlehen an und Carnegie erklärt sich, ohne Sicherheit, ohne Rückzahlungfrist, bereit, fast zwei Millionen Bolivares vorzuschießen, damit der Deutsche die freien Republikaner nicht länger noch quälen dürfe.

In würdigem Ton aber, ohne eitles Gespreiz, meldet der Kanzler des Deutschen Reiches den vom Volk Erkürten: „Venezuela hat sämmtliche von Deutschland erhobenen Forderungen als berechtigt anerkannt." Und seine Leute schreiben, wieder habe der Erfolg bewiesen, daß nur kurzsichtige Thoren unsere internationale Politik tadeln können. Bis zum fünfzehnten Juli 1903 wird Alles bezahlt sein, was Deutsche, als Ersatz des in früheren Bürgerkriegen ihnen zugefügten Schadens, von Venezuela zu fordern haben. Das ist freilich nur der kleinere Theil der venezolanischen Schuld. Die übrigen, um das Doppelte höheren Forderungen werden einer Kommission vorgelegt, die in Caracas tagen und in die Deutschland und Venezuela je einen Vertreter senden wird. „Diese Kommission hat sowohl über die materielle Berechtigung der einzelnen Forderungen wie über deren Höhe zu entscheiden. Bei den Reklamationen wegen widerrechtlicher Beschädigung von Eigenthum erkennt die venezolanische Regirung ihre Haftpflicht im Prinzip an, so daß die Kommission nicht über die Frage der Haftpflicht, sondern lediglich über die Widerrechtlichkeit der Beschädigung oder Wegnahme und über die Höhe der Entschädigung zu bestimmen hat." Können die beiden Mitglieder der Kommission sich nicht einigen, so ist „zur Entscheidung ein Obmann zuzuziehen, der vom Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika ernannt wird". Die Frage, ob die Ansprüche der drei verbündeten Mächte vor denen anderer Staaten zu befriedigen sind, wird der Schiedsgerichtshof im Haag beantworten. Die beschlagnahmten Schiffe sind der venezolanischen Regirung zurückgegeben worden und die Blokade hat aufgehört. Das ist der Erfolg, den die Offiziösen in gedämpften Chören preisen. Ehe wir die Verlustliste prüfen, wollen wir sehen, was denn nun eigentlich gewonnen ist. Daß Venezuela sich eines Tags entschließen mußte, zunächst einen Theil seiner alten Schuld abzuzahlen, war nie zweifelhaft; eben so

Digitized by Google

wenig, daß die früher geforderte Barzahlnng von $3^1/_2$ Millionen Bolivares über die Kraft des von Putschen erschöpften Landes ging. Sicher ist uns auch jetzt nur die Honorirung der ersten Forderung; die anderen „werden im Prinzip als berechtigt anerkannt". Im Prinzip: in dem Schreiben des Kanzlers, das dem Reichstag das Ende des Haders meldet, fehlen die beiden Wörter, die doch nicht ganz unwichtig sind. Anerkannt wird nämlich nur das Prinzip: für widerrechtliche Beschädigung von Eigenthum hat die Regirung der Republik zu haften. Ob aber eine widerrechtliche Beschädigung vorlag und welchen Betrag im einzelnen Fall der Geschädigte zu fordern hat: Das soll erst die Kommission entscheiden, in der zwei Amerikaner, einer aus Nord und einer aus Süd, den Deutschen stets überstimmen können. Im Haag werden Yankees und Franzosen das geforderte Vorzugsrecht der Verbündeten energisch bestreiten und England wird es gewiß nicht sehr eifrig vertheidigen. Wahrscheinlich werden wir nach all dem Getöse also erreichen, was andere Mächte ohne den Donner von Schiffsgeschützen auch erreicht haben. Und dieser Donner gehört nicht zu den billigen Nationalvergnügungen. Die Bilanz des Unternehmens ist schlecht, so schlecht, daß ein Bankdirektor, der sie in die Generalversammlung brächte, einen Sturm fürchten müßte. Die Kosten der Zwangsvollstreckung werden vielleicht beträchtlicher, sicher nicht geringer sein als die einzutreibende Summe. Wie würde ein Kaufmann beurtheilt, der hundert Mark an Gebühren zahlte, um einem Schuldner sechzig Mark abzupfänden? Aber es handelt sich ja „nicht allein um Geldforderungen". Castro war frech, das Ansehen des Reiches stand auf dem Spiel und Graf Bülow denkt, wie der Dänenprinz: Greatly is to find quarrel in a straw when honour 's at the stake. Nur ... Don Cipriano lacht noch immer. Keine Kriegsentschädigung, keine Sühnefeier, die nach der Römersitte doch in den Februar passen würde; nicht einmal eine höfliche Verbeugung. Das große Deutsche Reich, dessen höchster Vertreter sich den „Admiral des Atlantischen Ozeans" nennt, hat die Operettenrepublik nicht zu bedingungloser Nachgiebigkeit zu zwingen vermocht. Leider lacht nicht nur Herr Castro. Hübsch aber ists und rühmlich, daß der Kanzler, ohne eitles Gespreiz, im ruhigen Brustton des Starken von dem neusten Triumph seiner Staatsmannskunst spricht.

Hat Herr von Holleben, Herr von Pilgrim-Baltazzi ihm nie berichtet, daß die Südamerikaner sehr stolze, sehr empfindliche, sehr rachsüchtige Leute sind, die eine Sünde gegen die Gebote feinster Höflichkeit nie verzeihen? Daß in Venezuela seit Jahrzehnten deutsche Geschäfte bestehen, deren Bedeutung die der Hansemannbahn weit übertrifft? Daß England fast ausschließlich an

Digitized by Google

venezolanischen Minen- und Verkehrsunternehmungen betheiligt ist, deutsche Firmen aber einen großen Theil des Exporthandels beherrschen und durch reichliche Kreditgewährung sich eine beneidete Stellung gesichert haben? Daß die Yankees längst auf die Gelegenheit warten, die sie von dieser lästigen Suprematie des deutschen Kaufmanns endlich befreit? Und wenn die Gesandten ihn im Stich ließen: warum fragte er nicht an der Wasserkante, ehe er Kriegsschiffe nach Maracaibo schickte? Jeder hanseatische Commis hätte ihm abgerathen. Jetzt ist es zu spät. Der deutsche Handel wird in Südamerika bald die Folgen einer Politik spüren, die der Nordunion den stolzesten Triumph, dem Deutschen Reich die kläglichste Niederlage bereitet hat. Die kläglichste; selbst die skrupellose Fälscherkunst der Troßbuben kann sie auf die Dauer nicht verschleiern. Franzosen und Russen höhnen: Das Abenteuer wird den Deutschen theuer zu stehen kommen. Durch die Vereinigten Staaten geht ein Wuthschrei gegen das Volk des Alten Fritzen (dessen Denkmal Niemand im Lande des Sternenbanners sehen mag) und amerikanische Offiziere, amerikanische Millionäre schwören, laut, öffentlich, dem nächsten Versuch Deutschlands, in den jüngeren Kontinent hinüberzugreifen, werde eine leidenschaftliche nationale Erhebung antworten. Englische Minister müssen tausend Ausflüchte ersinnen und täglich entschuldende Worte stammeln, weil sie gewagt haben, einem — auf einen einzelnen Fall beschränkten — Bündniß mit Deutschland zuzustimmen. Das geschieht nach dem Burenkrieg, der ohne Deutschlands stille Unterstützung der Anfang vom Ende britischer Weltmacht geworden wäre, nach all den zuckersüßen Reden, die während der letzten zwei Jahre über den Ozean gerufen wurden. Nie ward, seit der Deutsche ein Reich hat, annähernd Aehnliches erlebt. Bismarck pflegte zu sagen, an dem Tage, wo ihm die Erkenntniß gekommen wäre, daß sein Wirken dem Vaterland Unheil gebracht habe, hätte er sich, wie in Hellas und Rom mancher starke Greis, mit eigener Hand aus dem Wege geräumt. Graf Bülow wird weiterleben und weiterlächeln. Er kann noch viele bismärckische Reden zu unrichtiger Zeit paraphrasiren, noch viele Worte großer und mittelwüchsiger Denker falsch citiren. Er ist mit sich sehr zufrieden und seine blendende Unfähigkeit gefällt den in strenger Zeitungzucht Erwachsenen. Au coeur léger ruft er zwischen zwei Schlappen, die Schwarzseherei sei nun mal der alte Nationalfehler der Deutschen; er aber ziehe der Kassandrarolle die Hektors vor. Wunderhübsch. Doch Hektor focht und fiel für sein Volk; und nicht als geschniegelter Redner lebt er im Lied.



Digitized by Google

Schopenhauers Wille.

Für uns, die wir nicht einen Augenblick vergessen können, daß die Sprache mit dem Denken zusammenfällt, daß die Begriffe der Sprache sich auf ihre Herkunft hin legitimiren müssen, daß die Sprache oder das Denken mit illegitimen Begriffen nichts anzufangen weiß, für uns wäre Schopenhauers legendarischer Wille bald bei Seite geschafft. Wollte ich fremde Begriffe jedoch nur von meinem Grundgedanken aus kritisiren, so würde ich den selben Fehler begehen, den Schopenhauer in dem Satz begeht: „Die Motivation ist die Kausalität, von innen gesehen.“ Will ich Schopenhauers Willen, der zu einem Scheinbegriff der gebildeten Menschheit Europas geworden ist, bekämpfen, dann darf ich meinen eigenen Grundgedanken als vielleicht bloßen Worten nicht vertrauen, dann muß ich vielmehr die Unhaltbarkeit des Begriffs aus ihm selbst heraus nachweisen. Hier wie auch sonst bei der Kritik fremder Ansichten, fremder Worte: gehe ich von meinem Grundgedanken aus, so schwäche ich ihn, indem ich ein System aus ihm herausspinne. Vernichte ich fremde Ansichten und Worte voraussetzunglos, so stärke ich meinen Grundgedanken, indem ihm immer wieder neuer Stoff von selbst zugeführt wird, von selbst freilich nur so weit, wie mein Gedankengang nicht von der unbewußten Eitelkeit auf mein Recht, also von meinem Interesse gelenkt wird.

Es wird aber nicht schwer sein, nachzuweisen, daß der Wille zur Vorstellung- oder Erscheinungwelt gehört, so gut wie die Motive zu den Ursachen gehören. Vorher aber müssen wir uns klar machen, womöglich mit den einfachsten Worten und ohne Rücksicht auf irgend eine Psychologie, was wir eigentlich unter dem Wort „Wille“ verstehen. Das Wort in Schopenhauers Sinn geht uns bis dahin nichts an. Aber auch der Wille als eine geheime Kraft der menschlichen Seele, als Etwas, über dessen Freiheit oder Unfreiheit man streiten kann, ist offenbar ein mythologisches Abstraktum. Man müßte ein mittelalterlicher Wortrealist sein, um im Willen, weil das Wort einmal vorhanden ist, auch das Subjekt irgend einer Thätigkeit zu sehen. So wenig es in der Natur, außer und über den Erscheinungen des Lebens, eine besondere Lebenskraft giebt, eben so wenig giebt es außer und über den einzelnen Willensakten einen besonderen Willen. Und ich halte es für verdienstvoll, wenn ich der Lebenskraft, die endlich aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch hinausgeworfen ist, nun auch die Willenskraft oder den Willen nachzusenden mich anschicke. Die Vergleichung zwischen dem Willen und dem Leben in der Natur wird uns auch weiter fördern.

Es ist ausgemacht, daß unsere Kenntniß von der Welt aus den Sinneseindrücken besteht, die wir empfangen. Alle unsere Sinneseindrücke oder Wahrnehmungen, die sich dann zu Vorstellungen und Begriffen addiren,

Digitized by Google

haben aber neben ihrem spezifischen Werth, als, zum Beispiel, Dem, was wir sehen, hören u. s. w., noch eine stärkere oder schwächere Beziehung zu unserem Interesse. Ich will die technischen Ausdrücke der neuern Psychologie hier nicht anwenden, sondern nur sagen, daß all unsere Sinneseindrücke uns entweder angenehm oder unangenehm sind: dieses Verhältniß zu unserem Gefühl ist in den meisten Fällen so schwach, daß wir es gewöhnlich gar nicht beachten. Aber das Gefühl ist da und muß wohl immer in irgend einem — wenn auch noch so schwachen — Grade vorhanden sein, damit wir unsere Aufmerksamkeit überhaupt auf den Sinneseindruck lenken. Unsere Wahrnehmungen sind also Wirkungen äußerer Ursachen, die unser Interesse, wenn auch noch so leise, berühren. Für den Gefühlswerth dieser Berührung haben wir nur deshalb keine allgemeinen Worte, weil wir mit Gefühl eben Das zu bezeichnen pflegen, wofür wir keine Worte haben. Wir sind also bei unseren Wahrnehmungen der leidende Theil; unser Leib, insbesondere seine spezifischen Sinnesorgane, erleiden die Wirkungen äußerer Ursachen.

Handeln wir nun, so liegt der selbe Vorgang vor, nur in umgekehrter Richtung. Dann ist die Außenwelt leidend und wir sind thätig. Aeußere Ursachen bewirken unter dem Namen der Motive unsere Bewegung als eine Wirkung; und diese Wirkung wieder wird zur Ursache einer äußeren Veränderung. Genau eben so ist die Entzündung des Pulvers im Gewehrlauf die Wirkung vom Aufschlagen des Hahnes, aber auch die Ursache von der Ausdehnung der Gase und vom Heraustreiben der Kugel. In der ewigen Kette der Kausalität ist immer und überall jede Veränderung die Wirkung einer vorausgegangenen und die Ursache einer zukünftigen Veränderung. Jedes Geschehen auf der Welt, jede minimalste Veränderung ist ein Zwischenglied zwischen einer entfernteren Ursache und einer entfernteren Wirkung. Bei den menschlichen Handlungen ist Das der einzige Unterschied, daß unser eigener Leib das Zwischenglied ist. Und während bei den äußeren Sinneseindrücken dieses Leibes der Gefühlswerth oder die Beziehung zu unserem Interesse ein geringerer ist und darum gewöhnlich keinen besonderen Namen hat, ist der Gefühlswerth unserer Handlungen ein sehr starker und hat darum einen besonderen Namen erhalten: das Wollen. Die Sprache setzt mich hier in Verlegenheit. Ich habe vorhin das Abstraktum „Wille“ abgelehnt und nur die einzelnen Willensakte gelten lassen. Nun aber entdecken wir, daß diese einzelnen Erscheinungen des Wollens gar keine Akte oder Handlungen sein können, sondern nur sie begleiten oder vielmehr ihnen vorausgehen, um Augenblicke vorausgehen. Unsere Bewegungsgefühle sind uns bekannt; sie sind so deutlich, daß sie uns ein Bild der unmittelbar folgenden Handlung vorausgeben, und die Folgen dieser Handlung sind uns aus unserer Erfahrung nicht mehr und nicht weniger bekannt als andere Erscheinungen der

Digitized by Google

äußeren Welt. Viel lebhafter also als bei den Sinneseindrücken, die in Milliarden auf uns einstürmen, haben wir darum bei oder vor unseren Handlungen das Gefühl, ob sie oder ihre Folgen uns angenehm oder unangenehm sein werden. Dieses Gefühl nun drücken wir, weil es uns nah angeht, mit einem Begriff aus; wir sagen das eine Mal: „Ich will", das andere Mal: „Ich will nicht". Die Frage, ob dieses Gefühl sich zwischen das Bewegungsgefühl und die wirkliche Handlung drängen kann, ob die Ausführung der Handlung von diesem Gefühl abhängig ist, wäre in anderem Zusammenhang zu beantworten. Hier handelt es sich nur darum, festzustellen, daß der sogenannte Wille als Kraft ein mythologisches Abstraktum ist, in seinen einzelnen Erscheinungen jedoch nur ein Gefühl, also ein Sinneseindruck, der sich von den spezifischen Sinneseindrücken eben nur durch seine Unbestimmtheit unterscheidet. Er ist eine besondere Art des sogenannten Gemeingefühles, sofern er sich nicht auf den unmittelbaren Zustand unseres Leibes bezieht, sondern auf unsere Erwartung vom künftigen Zustand. Unser Gemeingefühl läßt uns, wenn wir nichts dazu und nichts davon thun können, sagen: „Ich fühle mich wohl"; oder: „Ich fühle mich nicht wohl"; die Erwartung: „Ich werde mich danach wohl fühlen" oder: „Ich werde mich danach nicht wohl fühlen" drücken wir aus durch: „Ich will" oder „Ich will nicht". Ich glaube nicht, daß ich noch Etwas hinzufügen muß, um mir zugestehen zu lassen, daß diese Gefühle, die wir Erscheinungen unseres Willens zu nennen gewohnt sind, einzig und allein unserer Vorstellungwelt angehören. Schopenhauer also, der die Betrachtung der Welt als einer Vorstellung von den Engländern und Kant übernommen, die Betrachtung der Welt als Wille jedoch neu hinzugefügt hat, hätte als Inhalt seines Hauptwerkes richtiger angegeben, es handle von der Welt als unserer Vorstellung und von der Wichtigkeit der sogenannten Willenserscheinungen in dieser Vorstellungwelt. Der Wille ist schon darum völlig ungeeignet zur Welterklärung oder Weltbeschreibung, weil er der unklaren und dunklen Gefühlswelt angehört und es doch sinnlos ist, die Begriffswelt durch die Gefühlswelt erhellen zu wollen, das Halbdunkel durch das Ganzdunkel.

Ich werde nun an einzelnen Punkten zu zeigen suchen, welche Konfusion Schopenhauer dadurch angerichtet hat, daß er unser erkennendes Organ in Verstand und Vernunft gespalten, und dadurch, daß er die zu erkennende Welt in Vorstellung und Wille auseinandergelegt hat.

In seiner Abhandlung über die vierfache Wurzel des zureichenden Grundes hat Schopenhauer eine umfassende Erkenntnißtheorie zu geben gesucht. Die Erkenntniß der Welt besteht nach allgemeinem Sprachgebrauch darin, daß wir für Alles, was ist, den Grund suchen, warum es sei. Mit dieser Frage steht der Mensch der Welt gegenüber, das Subjekt dem Objekt.

Digitized by Google

Schopenhauer lehrt — und ist da in Uebereinstimmung mit schlechten Sprachgewohnheiten — vier Klassen des Begriffes „Grund": die Ursache des Geschehens, den Grund einer Einsicht, die Grundlage geometrischer Verhältnisse und das Motiv des Handelns. Wir haben den mathematischen Begriff in diesem Zusammenhange ausgeschieden und haben die Motive als gewöhnliche Ursachen erkannt. Danach bleiben nur zwei Klassen übrig: die Ursachen des Geschehens oder Werdens und die Gründe des Erkennens; der uralte Unterschied zwischen wirkenden Ursachen und Erkenntnißgründen. Nach Schopenhauer ist der Verstand der Statthalter der ersten Provinz, die Vernunft die Statthalterin der zweiten. Und über die Verschiedenheit der beiden Geschlechter ließen sich eben so billig wie geistreich anmuthige Bemerkungen machen, die sogar Schopenhauer nicht ganz verschmäht. Er hat vor der Sprache eine so hohe Achtung, daß er sogar aus ihren Schnörkeln noch zu lernen sucht.

Halten wir einstweilen Schopenhauers Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft fest. Ihm ist Verstand die Geistesfähigkeit, die Wirkungen auf ihre Ursachen bezieht, die also sowohl die ewige Kette zwischen Ursachen und Wirkungen in der Außenwelt begreift als auch diese selbe Außenwelt überhaupt erst aus ihren Wirkungen auf unsere Sinnesorgane erräth; ihm ist, mit einem Wort, der Verstand das Organ für die wirkliche Welt. Es ist klar, daß nach dieser Definition jedes Thier, auch das niedrigste, einen in seiner Art vollkommenen Verstand besitzen muß. Die Qualle hat Verstand genug, um die Außenwelt nach ihrem Interesse zu begreifen und sich so als Subjekt dem Objekt gegenüber zu erkennen, wenn auch schwerlich mit dem Bewußtsein und der Gewohnheit, so schöne philosophische Ausdrücke zu gebrauchen. Die Qualle ist aber egoistisch genug, ihren Verstand über dieses Verhältniß nicht hinausschweifen zu lassen. Das Verhältniß der Objekte zu einander interessirt sie nicht; sie hat die Verdunstung des Wassers in der Sonnenwärme nicht studirt und darum auch die Dampfmaschine nicht erfunden.

Schopenhauer selbst besteht wiederholt darauf, daß auch dies Begreifen von Ursache und Wirkung zwischen den Objekten der Außenwelt zu den Arbeiten des Verstandes gehöre. Es entspricht ganz dieser Auffassung, wenn er so große Entdeckungen wie die der Gravitationthatsachen durch Hooke (die den Berechnungen durch Newton vorausgingen) und des Sauerstoffes durch Lavoisier diesem Verstand zuschreibt, der sich vom thierischen Verstand nur dem Grade nach unterscheidet. Schopenhauer kommt der Wahrheit nah genug, wenn er an dieser Stelle solche Entdeckungen unmittelbare Einfälle nennt, während die Schlußfolgerungen, die zu den Formulirungen solcher Entdeckungen führen, der Vernunft nur gestatten sollen, die Entdeckung anderen Leuten deutlich zu machen. Wenn in meiner Sprachkritik gelehrt wird, daß jeder Fortschritt in der Welterkenntniß nur von Beobachtungen herkomme, daß

Digitized by Google

alle Sprache aber nur den Zweck der Erinnerung und Mittheilung habe, so dürfte damit Aehnliches gesagt sein. Nur verzichte ich dabei auf die beiden Gottheiten Verstand und Vernunft und erfahre vielleicht nebenbei, was die allverehrte menschliche Vernunft eigentlich sei, nämlich nicht mehr und nicht weniger als die arme menschliche Sprache. Nach Schopenhauer entsteht statt der Wirklichkeit der bloße Schein, wenn der Verstand sich irrt, statt der Wahrheit der Irrthum, wenn die Vernunft sich irrt. Wir erfahren aus unserer Kritik der Logik, was es mit der Wahrheit auf sich habe: wahr ist, was dem Sprachgebrauch nicht widerspricht; die Wahrheit besitzt, wer seine Muttersprache mit gutem Gedächtniß richtig anwendet. Schopenhauer brauchte nur mit einem festen Schritt aus seinem metaphysischen Nebel herauszutreten, um die Identität seiner Vernunft und unserer Sprache zu erkennen. Er sagt, die Vernunft bringe ihre wichtigsten Leistungen durch Hilfe der Sprache allein zu Stande: Kultur und Staat, Wissenschaft und Religionen, Denken und Dichten. Was mag da die Vernunft selbst, also das Denkorgan, für ein merkwürdiges Werkzeug sein, wenn sie ihre einzige Leistung, das Denken eben, durch die Sprache allein zu Stande bringen kann? Ist die Sprache etwa nur ein Hilfswerkzeug des Werkzeuges Vernunft? Oder sollte die Vernunft hinter der Sprache am Ende doch nur der Gott sein, der hinter dem Donner steckt?

Wenn in der „Jungfrau von Orleans" der Donner sich gegen Johanna ausspricht und der Pöbel mit dem Hof und dem Erzbischof im Donner die Sprache eines Gottes versteht, so nennen wir Das Aberglauben; der Dichter behandelt den Aberglauben als poetisches Motiv. Wollte aber ein Philosoph unter den Zuhörern nun gar auseinandersetzen, der Donner sei ein mangelhaftes Werkzeug Gottes, Gott habe seine Gedanken deshalb nicht klar genug aussprechen können, so werden wir wohl endlich ungeduldig werden. So aber scheint mir Schopenhauer zu spekuliren, wenn er, nicht gar weit von der richtigen Beobachtung, zugiebt, die Sprache, als das unentbehrlichste Mittel des Denkens, sei doch zugleich ein beschwerendes und hinderndes Mittel, „weil sie den unendlich nuancirten, beweglichen und modifikabeln Gedanken in gewisse feste, stehende Formen zwinge und, indem sie ihn fixire, ihn zugleich fessele." Hätte Schopenhauer diese Spur mit seinem überlegenen Scharfsinn und seiner weit höheren Fähigkeit abstrakten Denkens weiter verfolgt: ich hätte mein Buch ungeschrieben lassen können. Aber Schopenhauer glaubt nun einmal an die Vernunft als einen Gott und an die Sprache als ihren Propheten. Das Hinderniß, das er in der Mangelhaftigkeit der menschlichen Sprache deutlich sieht, werde durch die Erlernung mehrerer Sprachen zum Theil beseitigt, sagt er. Ganz richtig, denn die Inhalte der entsprechenden Worte verschiedener Sprachen decken sich niemals vollständig und so besitzt, wer mehrere Sprachen genau kennt, mehr Gedanken oder Begriffe als Einer,

Digitized by Google

der nur eine spricht. So aber faßt Schopenhauer die Sache nicht auf. Der gespenstige Gedanke seiner mythologischen Vernunft soll beim Sprachenlernen aus einer Form in die andere gegossen werden, in jeder seine Gestalt etwas verändern (welche Gestalt?) und sich mehr und mehr von jeglicher Form und Hülle ablösen, wodurch sein selbsteigenes Wesen deutlicher ins Bewußtsein trete und er auch seine ursprüngliche Modifikabilität wieder erhalte. Schopenhauer verräth nicht, in welcher unbekannten Sprache ihm dieses Gedankengespenst seine abenteuerliche Biographie mitgetheilt habe. Eine Marotte ist es dabei, zu glauben, daß seine geliebten alten Sprachen für die Mittheilung solcher Gedanken geeigneter gewesen seien als unsere modernen Patois, wie er hübsch grob sagt. Schade daß die Meister der alten Sprachen ihr Werkzeug so schlecht benutzt haben, daß Aristoteles ein Ignorant war im Verhältniß zu unseren Schulknaben und Cicero ein Schwätzer in jeder Beziehung. Hätte Schopenhauer nicht den Gott hinter dem Donner gesucht, nicht die Vernunft hinter der Sprache, er hätte auch nicht von Nachtheilen der Vernunft reden können, wo es sich nur um die Mängel der menschlichen Sprache handelt. So führt er drolliger Weise als einen Nachtheil der Vernunft die Möglichkeit des Wahnsinnes auf; mit dem selben Recht könnte man es einen Nachtheil des Reichthumes nennen, daß man ihn verlieren könne. Für uns, die wir auch den Wahnsinn mit dem Wesen der Sprache in Zusammenhang bringen, ist all dieses Gerede scholastischer Wortrealismus.

Und nun wollen wir endlich sehen, durch welchen Gedankengang Schopenhauer dahin gelangt, das Geheimniß der Welt mit dem Wort „Wille" zu erklären. Wir haben gesehen, daß der Wille, ein uns sprachlich so überaus vertrauter, sachlich dagegen so überaus unbekannter Begriff, nichts Anderes ist als eine dunkle Gefühlsvorstellung, vor Allem also nur eine Vorstellung, und zwar eine solche, bei der wir niemals bis zu einer deutlichen Anschauung, zu einem spezifischen Sinneseindruck vordringen oder zurückgehen können. Wir haben gesehen, daß für unsere Weltanschauung der Wille nur Erscheinung ist, nur ein Scheinwesen, das selbst der Erklärung bedarf und darum noch schlechter als andere Begriffe geeignet sein dürfte, irgend Etwas in der Welt zu erklären, geschweige denn das Weltganze selbst. Wir werden nun erfahren, wie Schopenhauer, wenn er beim Wort genommen wird, bekennen muß, daß auch für ihn der Wille nur ein Begriff war neben anderen Begriffen, eine leere Worthülse, die er noch dazu für elastischer hielt, als die Elastizität der Sprache gestattet. Sein ganzer Gedankengang ähnelt einem Taschenspielerkunststück; doch soll ihm Das nicht zum Vorwurf gereichen, denn wer das Wesen der Sprache durchschaut hat, wird in jedem philosophischen Gedankengang, ja, vielleicht in jedem Versuch jedes Menschen, seine eigene Anschauung einem Anderen einzureden, das versteckte und fast immer

Digitized by Google

unbewußte Taschenspielerkunststück erblicken: es werden zwei Gegenstände, die nur ähnlich sind, mit einander vertauscht, es wird ein Wort in ähnlichen Bedeutungen wiederholt, als ob die Bedeutungen identisch wären. Eine kritische Geschichte der Philosophie von diesem Gesichtspunkt aus wäre das furchtbarste und verzweifeltste Werk, dessen das menschliche Gehirn fähig wäre.

Schopenhauer weiß besser als irgend ein Anderer vor ihm, daß der menschliche Leib für den menschlichen Geist ein Objekt der Außenwelt ist, von dem der Geist auf dem selben Wege Kenntniß erhält wie von anderen Objekten, durch die Sinnesorgane nämlich. Er weiß aber auch die banale Wahrheit, daß uns, jedem Individuum für sich, der eigene Leib außerdem doch noch in anderer Weise bekannt ist. Es ist einerlei, ob wir diese andere Weise das Selbstbewußtsein nennen, ob wir es — wie ich versucht habe — auf das unbewußte Gedächtniß des eigenen Organismus zurückführen oder ob wir diese intimere Kenntniß des eigenen Leibes an die Gefühlswerthe knüpfen, die wir bei jeder von außen kommenden Wahrnehmung und bei jeder nach außen gehenden Handlung unseres Leibes schwächer oder stärker mitempfinden. Die Gefühlswerthe bei Wahrnehmungen oder Sinneseindrücken kennt Schopenhauer nicht oder will sie nicht kennen, um die anderen Gefühlswerthe, die Begleiterscheinungen der Handlungen, zum Schwungbrett für seinen Sprung in die Metaphysik zu benützen. Dabei täuscht er sich zum ersten Mal, da er nicht nur ähnliche Bedeutungen gleicher Worte vertauscht, sondern ganz frech weit entlegene Begriffe oder Worte verwechselt.

Was unser Selbstbewußtsein von der Kenntniß der Außenwelt nämlich so von Grund aus trennt, ist der entscheidende Umstand, daß wir uns bei der Wahrnehmung der Außenwelt als passiv fühlen, als das passive Endglied der Verkettung von Ursache und Wirkung, daß wir uns dagegen, sobald wir handeln, als aktives Zwischenglied in dieser selben Kette fühlen. Es war nun ein genialer Einfall Schopenhauers, auf dieses Gefühl der Aktivität, auf dieses Selbstbewußtsein, auf dieses Werthgefühl hinzuweisen als auf eine Thatsache, auf welche die philosophische Welterkenntniß niemals genügend Rücksicht genommen hatte. Vor ihm hatte Kant die Anstrengungen der letzten Jahrhunderte in dem resignirten Ergebniß zusammengefaßt, daß alle wahrgenommene Welt nur eine Erscheinung für uns sei, für uns wohlgemerkt, daß die wirkliche Welt, die Dinge für sich, nicht für uns, das sogenannte Ding an sich, aber dem menschlichen Geist ewig unnahbar bleiben werde. Hätte ein revolutionärer Geist wie Schopenhauer seinen genialen Einfall bescheidentlich ausdrücken wollen und können, er hätte ihn ungefähr so formuliren müssen: Locke hatte eine Kritik der Sinnesorgane geschrieben (daß es zugleich der Anfang einer Kritik der Sprache war, konnte Schopenhauer noch nicht sehen); Kant versuchte über diese Leistung dadurch hinauszugelangen,

Digitized by Google

daß er eine Kritik der Gehirnthätigkeit unternahm, die er denn auch die Kritik der Vernunft nannte; aber Kant begnügte sich damit, die Wahrnehmungen der Sinnesorgane und die in der Vernunft bereitstehenden Vorstellungen zu unterscheiden, er traf die Kritik der Vorstellung tiefer und feiner, aber er sah im Wesentlichen nichts Anderes als Vorstellungen; wenn man Kants Leistung, wie es wohl geschehen darf, nur als eine Bereicherung der Psychologie auffaßt, so kann man sagen, daß er das bewußte Denken allein untersuchte; Schopenhauer dagegen (und Das ist sein neuer Einfall) bemerkte die außerordentliche Wichtigkeit der Vorstellungen, die nicht aus unseren Sinneswahrnehmungen hervorgehen, und wurde so der Begründer einer Philosophie des Unbewußten. Sein genialer Einfall ist weit fruchtbarer als der des Descartes; Descartes rief eines Tages in heller Verzweiflung aus, er wisse nicht gewiß, was er denke; er wisse gewiß nur, daß er denke; darauf setzten die Engländer und Kant die noch traurigere Resignation, daß all unser Denken uns nur einen Schein der vorausgesetzten Wirklichkeit biete; und nun setzte Schopenhauer seinen Trumpf darauf. Hatte Descartes gerufen: „Ich denke, also bin ich", so antwortete Schopenhauer jetzt: „Ich denke nicht nur, ich bin auch"; was ich denke, ist bloße Vorstellung; was ich bin, ist Wirklichkeit.

Und jetzt bitte ich um ein Wenig Aufmerksamkeit. Schopenhauer hatte Recht. Mein Selbstbewußtsein, der Gefühlswerth meiner Wahrnehmungen und Handlungen, mein Lebensgefühl geben mir allerdings einen Zipfel der Wirklichkeitwelt in die Hand, der meinem bloßen Denken unzugänglich war. Die gesammte gedachte Welt ist unkontrolirbare Erscheinung, deren reale Grundlage, deren Ding-an-sich wir nicht annähernd zu fassen oder zu ahnen vermögen. Ein einziges Objekt ist uns von zwei Seiten bekannt: unser Ich. Wir kennen es wie alle anderen Dinge der Welt als eine Erscheinung zwischen anderen Erscheinungen, als ein Objekt zwischen anderen Objekten; daneben aber kennen wir es auch von seiner anderen Seite, von inwendig, als Ding-an-sich. Wir sind es ja selbst. Dürfen wir aber im Ernst sagen, daß wir es von inwendig kennen? Was man so kennen nennt. Wir kennen eben nichts als Das, was wir durch unsere Sinne kennen. Die sogenannte Kenntniß unseres Ich, die inwendige Kenntniß, ist aber nicht durch die Sinne vermittelt, ist nur ein dumpfes Gefühl der Lebensförderung oder Lebensstörung, ist also nicht Das, was wir sonst immer mit dem Worte Kenntniß zu bezeichnen pflegen, ist keine Vermehrung unseres Wissens, ist eben nur ein Gefühl. Der Einfall Schopenhauers hat also keinen größeren Werth als den, ein vortreffliches Beispiel zu sein — das einzig mögliche Beispiel übrigens — für den Werth, den die Objekte (die Erscheinungen für uns) sich selbst beilegen. Schopenhauers Betonung dieses Gefühles ist das einzig mögliche Beispiel dafür, was die Erscheinungen auf die Frage antworten

Digitized by Google

würden: Wofür halten Sie sich selbst? Es ist für uns, die wir tiefer hineinblicken, ein bedenklicher Nebenumstand, daß es nur für die Welt der Erscheinungen eine Sprache giebt, daß also das Ding-an-sich gar nicht anders antworten kann, als indem es unaufhörlich stammelt: Ich, ich, ich.

So wäre denn der Einfall dankenswerth, auf unser Lebensgefühl als auf Etwas hinzuweisen, das in unserem Gehirne noch außer den Sinneseindrücken und den aus ihnen addirten Kenntnissen zu finden sei; und es lag nah, ihn, wie üblich, metaphorisch zu benützen. Hinter unserem eigenen Leib, den wir mit unseren Augen, Händen u. s. w. als ein Objekt unter Objekten wahrnehmen, steckt das Lebensgefühl des Individuums: so mag hinter allen Objekten auch Etwas stecken. Nur läßt es sich nicht ausdrücken. Ich gehöre zu der Welt der Erscheinungen; außerdem bin ich aber — und zwar weiß ich Das von mir einzig und allein — auch ein Ding-an-sich, ein Ding für mich. Also heraus mit der Sprache! Was bin ich als Ding-an-sich, als Ding für mich? Ich, ich, ich! Ich bin ich! Ueber diese blödsinnige Tautologie, über dieses Lallen gelangt die Sprache nicht hinaus.

Schopenhauer aber versuchte die Sprache zu zwingen, indem er zunächst das Gefühl unserer Aktivität mit dem Willen gleich setzte, unsere Handlungen mit den einzelnen Willensakten, um das vorhin abgelehnte Wort mit Schopenhauer wieder zu gebrauchen. Ohne einige Konfusion in den Begriffen konnte Das natürlich nicht abgehen; und in diese Konfusionen will ich an einem entscheidenden Punkt Ordnung zu bringen suchen.

Wenn irgend eine Wahrnehmung für mich das Motiv zu einer Handlung wird, wenn, um das alltäglichste Beispiel zu gebrauchen, der Anblick von Eßwaaren oder die gehörte Bezeichnung für Nahrungmittel für mich ein Motiv zum Essen wird, so liegt zwischen der Wahrnehmung und meiner Handlung der Wille, diese Handlung auszuführen. Selbst wenn ich mir des Zeitunterschiedes nicht bewußt bin, selbst wenn der Wille nur als Begleiterscheinung meiner Handlung empfunden wird, selbst dann werde ich voraussetzen, daß der Wille der Handlung vorausgegangen sei. Feuere ich ein Gewehr ab, so verläßt die Kugel mit lautem Knall den Lauf in demselben Augenblick, wo der Hahn aufschlägt; und doch ich bin wissenschaftlich davon überzeugt, daß der Stoß auf die Zündmasse deren Entzündung vorangegangen sein müsse, diese wieder dem Verbrennen des Pulvers u. s. w. Was zeitlich von einander verschieden ist, kann aber schon darum nicht identisch sein. Schopenhauers Gleichstellung von Handlung und Willensakt ist darum von vorn herein abzulehnen. Er sagt: „Der Willensakt und die Aktion des Leibes sind nicht zwei objektiv unbekannte verschiedene Zustände, die das Band der Kausalität verknüpft, stehen nicht im Verhältniß der Ursache und Wirkung; sondern sie sind Eines und das Selbe, nur auf zwei gänzlich

Digitized by Google

verschiedene Weisen gegeben: einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand.“ Das ist wenigstens deutlich. Der Wille soll nicht, wie die naive Empfindung — Das heißt doch so viel wie der allgemeine Sprachgebrauch — besagt, eine Ursache unserer Handlung sein, sondern die Handlung selbst, „von innen gesehen.“ Das hat freilich nur dann einen Sinn, wenn es in unserer Welterkenntniß noch etwas Anderes giebt als Vorstellungen; dann ist eben der Wille dieses Andere und Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung ist legitimirt. Er legt also — wie eben wohl philosophische Systeme entstehen müssen — sein System vorher in die Worte hinein, um es nachher mit logischen Schlüssen herauszulocken. Ist aber der Wille eine Vorstellung, wie wir es erklärt haben, so kann er in der Wirklichkeitwelt nur entweder ein Glied in der Kette der Kausalität sein oder er ist eine Scheinvorstellung. Entweder wir bezeichnen mit dem Worte Wille die uns sonst unzugängliche und nur durch das Gefühl wahrgenommene, physiologisch durchaus noch nicht zu erklärende Gehirnveränderung, die ein Zwischenglied ist in der Kette zwischen Ursache und Wirkung, insbesondere zwischen Motiv und Handlung, oder aber wir bezeichnen mit dem Wort Wille gar nichts. Der Zeitunterschied zwischen Wille und Handlung zeugt dafür, daß dem Willen irgend Etwas in der Wirklichkeitwelt entsprechen müsse; und der Sprachgebrauch meint auch etwas Wirkliches bei dem Begriff „Freiheit des Willens“, ob man nun die Freiheit des Willens lehrt, wo dann der Wille eine höchst mächtige Gottheit wäre, oder die Unfreiheit des Willens, wo dann der Wille als ein Glied in die Kette der Nothwendigkeit eingefügt ist. Schopenhauer jedoch muß jeden Unterschied zwischen Handlung und Wille austilgen, muß den Willen und die Willensakte aus der Kette von Ursache und Wirkung hinausweisen, also aus der Wirklichkeitwelt, um dann in einer neuen Mythologie den selben Willen zum Allerwirklichsten machen zu können, zu seinem obersten Gott. Es geschieht, was in der Geschichte der Philosophie jedesmal geschehen muß, wenn ein positives System aufgestellt wird. Es wird ein Wort der Bedeutung entkleidet, die es im Sprachgebrauch hat; anstatt darauf das Wort als eine leere Hülse fallen zu lassen, wird irgend einer der obdachlos gewordenen höchsten Begriffe hineingestopft und schließlich das alte Wort in seiner neuen Bedeutung wieder in Gebrauch genommen, als ob die Sprache sich um den Sinn ihrer Worte nicht zu kümmern hätte. Der alte Sprachgebrauch besagte, daß das Wort Wille die Vorstellung von einem Gefühl bedeute, das unseren Handlungen häufig vorauszugehen pflegt. Schopenhauer lehnt diese Bedeutung ab; der Wille sei keine Vorstellung, der Wille sei die Handlung, von innen gesehen; statt aber das Wort Wille deshalb aus seinem Wörterbuch zu streichen, schließt er ungefähr so: Wir suchen seit Kant Etwas, das nicht Vorstellung

Digitized by Google

ist; der Wille ist keine Vorstellung; und weil die ganze übrige Welt nur unsere Vorstellung ist und als solche ein Räthsel, darum ist der Wille des Räthsels Lösung. Und an dieser Stelle, da er den Willen als den Schlüssel des Weltgeheimnisses entdeckt zu haben glaubt, verräth er uns, die wir dem Werth der Worte mißtrauen, ein schlechtes Gewissen, wenn er erklärt: das Individuum würde das Wesen seiner Handlungen eben so wie das Wesen unorganischer Objekte eine Qualität, eine Kraft, einen Charakter oder ähnlich nennen, wäre dem Individuum nicht dadurch, daß es zugleich Objekt und Subjekt ist, das Wort des Räthsels gegeben; „und dieses Wort heißt Wille". Man halte dieses Citat für keine Chicane. Schopenhauer hat zur Erklärung der Wirklichkeitwelt in der That nur ein Wort zur Verfügung; oder vielmehr weniger als ein Wort: denn nachdem er dem Wort Wille seinen sprachgebräuchlichen Inhalt genommen hat, bleibt doch nichts als der leere Wortschall übrig, ein Geräusch, ein tönender Lufthauch.

Schopenhauer ist aber ein ehrlicher Mann. Weil er selbst an seinen Gott, den Willen, glaubt, vergißt er die Begriffsfälschung, die er vorgenommen hat, und spricht wenige Seiten später ganz vertrauensvoll davon, daß dieser Wille uns alle wünschenswerthen Aufschlüsse über das Ding an-sich gebe. Wie der robuste Himmels- und Auferstehungsglaube der Urchristen auf die religiöse Verzweiflung des Alterthums folgte, ganz eben so selbstsicher und triumphirend folgt Schopenhauers Willensglaube auf Kants Resignation. Man muß nur nicht glauben, daß sich philosophische Ueberzeugungen gar so sehr von Mythologien unterscheiden; nur daß die Schwierigkeit des Jargons die philosophischen Sekten sich nicht so weit ausbreiten läßt.

Ich habe zu zeigen versucht, daß Schopenhauer mit der Gläubigkeit eines scholastischen Wortrealisten die Wirklichkeit seiner abstrakten Begriffe lehrte, daß er also bei der Ausarbeitung seiner Philosophie, praktisch, von einer Kritik der Sprache wieder weit entfernt war. Mit außerordentlichem Scharfsinn hat er das Verhältniß nah verwandter Begriffe aufgedeckt; er unterscheidet sehr fein zwischen Verstand und Vernunft, zwischen Freiheit des Thuns und Freiheit des Willens, zwischen dem Willen und den Willensakten, aber es fällt ihm nicht ein, daß all seine Unterscheidungen nur Phantasiegebilde betreffen, nur verabredete Wortzeichen, nicht aber Thatsachen der Natur. So oft Schopenhauer jedoch theoretisch an die Untersuchung der Sprache herantritt, nähert er sich zuerst einer kritischen Auffassung der Sprache. In seinen Werken wären viele Belegstellen für meine Grundauffassung zu finden; doch wären diese Citate niemals ganz in seinem Sinn, weil bei ihm kritische und abergläubige Gedanken über die Sprache wirr durcheinandergehen. Mit schönen und starken Worten hat er die Werthlosigkeit des logischen Fortschreitens im Denken behauptet und auf die unmittelbare Anschauung als


Digitized by Google

die einzige Quelle der Erkenntniß hingewiesen; da er aber noch nicht weiß, daß alle Logik in den Gewohnheiten der Sprache steckt und daß selbst der sprachliche Ausdruck für eine Anschauung von den hergebrachten Worten, also von der Anschauung vergangener Generationen abhängig ist, darum bindet er seine kühne und mindestens höchst individuelle Weltanschauung an unkontrolirbare Worte und nichts hält ihn ab, diese Worte ganz logisch und ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit zu einem System zu knüpfen; darum scheut dieser revolutionäre Denker auch nicht davor zurück, unaufhörlich und häufiger als andere Selbstdenker sich auf Autoritäten zu berufen, Sätze von alten Philosophen abzuschreiben, vieldeutige Sätze, deren einzelne Worte ganz gewiß nicht den Begriff enthalten konnten, den Schopenhauer ihnen zweitausend oder ein paar hundert Jahre später beilegt.

Damit hängt sein Glaube zusammen, daß durch Hinzulernen fremder, besonders alter Sprachen „sich immer mehr der Begriff vom Worte ablöse.“ Er bemerkt nicht, daß es um das Denken eine kümmerliche Sache sein muß, wenn man in jeder Sprache anders denken kann und muß, daß uns also unser Denken von der Sprache diktirt wird, in der wir denken, daß Denken und Sprechen das Selbe sein muß. Und so sehr ist Schopenhauer in seinem scholastischen Realismus befangen, daß er nicht den natürlichen Schluß zieht: wenn man in jeder Sprache anders denkt, so sind die Gewohnheiten jeder Sprache die Herren über unsere Begriffe; daß er vielmehr den ganz unnatürlichen Schluß zieht: wenn man in jeder Sprache anders denkt, so löst sich durch die Erlernung vieler Sprachen der Begriff immer mehr vom Wort los. Was kann Das für ein Begriff sein, der losgelöst von verschiedenen und Aehnliches bedeutenden Worten verschiedener Sprachen, also losgelöst von jedem Wortzeichen, immer noch irgend eine Stelle in unserem Denken einnehmen soll? Was kann Das für ein Begriff sein, wenn es nicht irgend eine Begriffsrealität in Wolkenkukuksheim ist? So wird Schopenhauer, so meisterhaft er die deutsche Sprache beherrscht, jedesmal, von seinen Theorien verführt, zu einem abergläubigen Knecht der Sprache. Er will, um desto freier denken zu können, die Begriffe von den Worten der einzelnen Sprachen lösen. Eben so gut könnte er das Problem des Fliegens dadurch lösen, daß er sagte: Je mehr Fortbewegungarten wir erlernen, je mehr wir uns im Gehen, Fahren, Reiten, Segeln, Eisenbahnfahren u. s. w. einüben, desto mehr lösen wir den Begriff der Fortbewegung von der Erde los, bis wir, losgelöst von der Erde, von der Spitze des Thurmes aus durch die Luft fliegen können. Auch er wäre zu Boden gestürzt, wie alle Systemerfinder vor ihm, wenn sein Fliegen im reinen Reich der wortlosen Begriffe mehr gewesen wäre als ein Traum.

Grunewald. Fritz Mauthner.

Digitized by Google

Therapeutischer Hypnotismus.

Die Hypnose-Kommission der berliner Aerztekammer hat es eben so wenig wie diese selbst verhindert, daß ihr vom Kultusminister lediglich zu seiner Information erfordertes Gutachten über den Heilwerth der Hypnose sofort in die breiteste Oeffentlichkeit gelangte. Damit ist es seines privaten Charakters beraubt und für die öffentliche Diskussion nicht nur in den Fachblättern freigegeben. Strümpell, der ein Gegner des therapeutischen Hypnotismus gewesen war, hat in seiner bekannten Rektoratsrede „Ueber die Entstehung und Heilung von Krankheiten durch Vorstellungen" freimüthig bekannt, daß „sich bereits eine große Reihe wissenschaftlich hochstehender Aerzte des Hypnotismus als Heilmethode in ausgedehntem Maße bedient, von denen zahllose, oft wunderbar erscheinende Heilungen erzielt worden sind." Das Gutachten, das Mitglieder der Aerztekammer abgaben, also Mitglieder einer Körperschaft, die in erster Linie berufen ist, die Würde und die Interessen des ärztlichen Standes und seiner Mitglieder zu wahren, hat sich nicht gescheut, die von diesen wissenschaftlich hochstehenden Aerzten in der Fachliteratur beschriebenen Heilungen ironisch in Anführungstriche zu stellen, ja, sie mit denen der Gesundbeter in Parallele zu setzen. Ein solches Gutachten mußte dann wenigstens selbst ein Muster von Objektivität und gewissenhaftester Berichterstattung sein. Die Wucht seiner Beweiskraft mußte, unterstützt von unzweifelhafter wissenschaftlicher Autorität der Verfasser, niederschmetternd wirken, wenn es zu einem verurtheilenden Spruch kam.

Wer sind nun die Verfasser? Vor allen Anderen ist Herr Professor Mendel zu nennen. Ich selbst gestehe ihm gern eine hohe Autorität in der Psychiatrie zu. Ist ers aber wirklich auch in Fragen des Hypnotismus? Er hat früher behauptet, Hypnose sei gleichbedeutend mit Lähmung der Großhirnrinde; er ist früher mit für das Dogma, daß nur Hysterische zu hypnotisiren seien, eingetreten. Im Gutachten steht nichts mehr davon. Er ist also von diesen Anschauungen zurückgekommen. Die Autorität eines Mannes aber, der in so elementaren, rein wissenschaftlichen und technischen Fragen seiner Spezialdisziplin irren konnte, ist auf diesem Gebiet mindestens zweifelhaft. Kraft welcher wissenschaftlichen Autorität auf dem Gebiete des Hypnotismus die anderen drei Herren ihr Gutachten abgegeben haben, entzieht sich meiner Beurtheilung. Etwa, weil sie der Aerztekammer angehören? Doch zugegeben selbst die Autorität. Auf der anderen Seite stehen Namen wie Forel, Krafft-Ebing, Obersteiner, Moebius, Tekhtereff, Dumontpallier, Bernheim, Morselli, Dessoir und Andere.

Ist das Gutachten ein Muster von Objektivität? Ist es auch nur mit der Sorgfalt abgefaßt, die man von jedem wissenschaftlichen Gutachten fordern muß?

Digitized by Google

Ich zweifle. Ich darf doch einem Mendel und auch den anderen Gutachtern nicht mala fides oder gar Unkenntniß zutrauen. Seit wann ist es in der Medizin Sitte, daß man, wenn man den therapeutischen Werth eines Mittels oder Verfahrens zu begutachten hat, nicht lediglich die Frage stellt, ob es der Indicatio causalis und ob es der Indicatio symptomatica gerecht wird? Ist es erlaubt, in dieses Gutachten die Kapitelüberschriften zu setzen: „Der therapeutische Hypnotismus als Heilmittel“ und „als symptomatisches Mittel“? Ziehen wir doch die Konsequenzen! Wie viele unserer Mittel und Verfahren, von den chirurgischen Eingriffen abgesehen, verdienen dann noch den Ehrentitel eines Heilmittels? Oder in wie vielen Fällen darf sich der Arzt, weil er berufen ist, die krankhafte Veränderung eines Organes direkt zu beeinflussen, dann noch mit Recht „Heilkünstler“ nennen und nicht vielmehr „Symptomatischmittelkünstler“?!

Im Gutachten heißt es über die Hysterie, sie zeichne sich durch die Suggestibilität aus. Der Hypnotiseur häufe so Suggestion auf Suggestion. Statt das krankhafte „Ich“ zu festigen, steigere er die Krankheit, untergrabe oder vernichte er gar das Ich des Patienten u. s. w. Soll man einem Mendel etwa zutrauen, er wisse nicht, daß es zwei Arten von Suggestibilität giebt, eine Auto- und eine Fremdsuggestibilität, und daß auch die zweite Art bei der Hysterie oft sogar gesteigert ist? Wie wäre er auch sonst zu dem falschen Dogma gekommen, daß nur Hysterische leicht zu hypnotisiren sind? Warum wird Das verschwiegen? Ja, dann müßte freilich das Kartenhaus der Beweise dafür, daß die Anwendung der hypnotischen Suggestion bei Behandlung der Hysterie irrationell, ja, direkt schädlich ist, sofort zusammenstürzen.

Die Hysterie ist eine funktionelle Erkrankung der centres supérieurs (P. Janet), der „zuhöchst geordneten“ Nervencentren, deren Sitz wir in der Großhirnrinde annehmen. Diese centres supérieurs bilden den Sitz unseres Urtheiles und unserer Willkür und damit auch unseres Bewußtseins und unserer Gehirnkontrole. Sie haben zunächst die Aufgabe, ein regulirender Hemmapparat zu sein für die an sich sehr reizbaren „niederen Nervencentren“. Dazu gehören nicht nur die Centren, die rein animalischen Zwecken dienende Organe innerviren, sondern auch die psychischen im engeren Sinn, also alle, die Sitz unserer Triebe sind, und auch die, deren Thätigkeit sich als das automatische Spiel der Assoziationen manifestirt. So bilden die centres supérieurs weiter einen regulirenden Hemmapparat für die im Inneren „frei steigenden“ Vorstellungen (Autosuggestionen). Sie spielen endlich diese Rolle gegenüber solchen Vorstellungen, die präformirt von außen ins Gehirn einzudringen versuchen (Fremdsuggestionen). Normaler Weise sind, wie alle Organe, auch die centres supérieurs mit einem gewissen Quantum von Energie ausgestattet, das sie eben zur Erfüllung der genannten Aufgaben befähigt.

Digitized by Google

Sinkt nun diese Energie in Folge der verschiedensten physischen und psychischen Schädigungen unter ein gewisses Minimum, können die centres supérieurs ihre Herrschaft nicht behaupten: was geschieht? In Folge des Wegfalles der normalen Hemmungen treten funktionelle Störungen der peripheren Organe auf und eine krankhafte Reizbarkeit macht sich geltend. Die Triebe erscheinen ungezügelter. Allerlei ungehemmte Autosuggestionen, die sich an die Stelle der normalen Hemmungen setzen, treiben im Organismus ihren wilden Spuk. Schließlich ist auch die Fremdsuggestibilität mehr oder weniger gesteigert. Kurz: wir bekommen so das Krankheitbild der Hysterie, einer echten funktionellen Psychose, der gegenüber in allererster Linie eine psychische Behandlung am Platz ist. Versuchen wir es mit der Wachsuggestion — man darf uns Psychotherapeuten füglich eine leidliche Kenntniß ihrer Wirkung schon zutrauen —, so werden wir meist gewahr, daß sie den Autosuggestionen des Kranken nicht gewachsen ist. Die Autosuggestibilität ist fast immer wesentlich mehr gesteigert als die Fremdsuggestibilität. Es gilt nun, wenn es geht, die ungenügende Fremdsuggestibilität zu erhöhen. Das können wir durch die Hypnose erreichen. Durch die hypnotische Suggestion können wir ganz unendlich viel häufiger und wirksamer die Autosuggestionen durchbrechen, normale Vorstellungen an ihre Stelle setzen und so wenigstens Surrogate für die normalen Hemmungen schaffen. Die centres supérieurs brauchen sich so nicht mehr in dem fruchtlosen Bemühen, sie niederzuringen, in ihrer Energie zu erschöpfen; sie finden Zeit, sich zu erholen. Aber die Hypnose hat an sich noch einen weiteren Vortheil. Sie ist nichts Anderes als die Illusion des Schlafes. In diesem ist — und darauf beruht ja seine Nerven und Gehirn stärkende Kraft — die Thätigkeit der centres supérieurs mehr oder minder ausgeschaltet; eben so in der Hypnose. Denn nur hierauf basirt die durch sie hervorgerufene Steigerung der Fremdsuggestibilität. Auch in der Hypnose ruhen die centres supérieurs aus und erholen sich. Hypnose und hypnotische Suggestion erweisen sich also als echte Energiesparer für sie. Und ist es uns nicht immer möglich, die Autosuggestionen des Kranken zu durchbrechen, so können wir wenigstens seine Autosuggestibilität in uns für ihn erwünschte Bahnen lenken; besonders in der oberflächlichen Hypnose, in der das Bewußtsein, abgesehen von der erhöhten Suggestibilität, völlig intakt bleibt und auf deren Anwendung ich mich — nicht nur bei Hysterie — prinzipiell beschränke. Die Hysteriebehandlung gestaltet sich dann — und Das ist die größte Kunst der Suggestiontherapeuten — zu einer konsequenten Schulung und damit auch Kräftigung der Großhirnenergie, zu einer Stärkung des erkrankten „Ich" des Patienten.

Wußte das Alles, frage ich, ein Mendel nicht, eine solche Autorität in der Psychiatrie? Und wußte ers: warum steht dann das Gegentheil in

Digitized by Google

seinem Gutachten? Genügt so der therapeutische Hypnotismus nicht der Indicatio causalis? Verdient er nicht auch so den Ehrentitel eines Heilmittels?

Freilich: im selben Sinn kann er eine Lungenentzündung, einen Krebs nicht heilen. Darin hat das Gutachten Recht. Können wir aber mit einem anderen Verfahren den krankhaften Prozeß in den Lungen bei einer Lungenentzündung direkt beeinflussen? Ist mit der Entfernung der Krebsgeschwulst auch die Krebskrankheit beseitigt? Ist darum Digitalis oder was man sonst bei Lungenentzündung anwendet, ist das Messer und die Glühschlinge des Chirurgen darum auch kein Heilmittel? Heilmittel ist Alles, was zur Heilung eines kranken Menschen beiträgt; und wir Aerzte haben nicht Krankheiten zu heilen, sondern kranken Menschen zu helfen.

Wenn wir Suggestiontherapeuten gelegentlich einen Gichtanfall, einen chronischen Gelenkrheumatismus lieber behandeln als eine Hysterie, so geschieht es, weil wir hier den Erfolg nicht selten leichter und müheloser erringen. Wenn wir uns dabei schmeicheln, den krankhaften Prozeß in den Gelenken wenigstens indirekt zu beeinflussen: gehören wir darum auch schon zu den Aerzten, „deren Urtheil überhaupt nicht in Betracht kommt"? Sehen wir zu! Bei allen Erkrankungen der Gelenke ist der Hauptfaktor für die Störung oder Hinderung der Funktion nicht so sehr die durch die Entzündung der Gelenke bedingte Difformität wie vor Allem der Schmerz, der den Kranken schon früh zwingt, das Gelenk zu immobilisiren. Da nun, weil die Muskelbewegung fehlt, die sich bildenden Ausschwitzungen (Trans- und Exsudate) nicht genügend durch die Lymphgefäße in die Blutbahnen zurückgedrängt werden, kommt es zu Stauungen. Die Weichtheile in und um das Gelenk werden durchweicht, das Gelenk wird schlecht ernährt. Dabei bilden sich Adhäsionen, Sehnenverkürzungen u. s. w., die schließlich zu Gelenkverwachsung (Ankylose) führen. Durch die hypnotische Suggestion können wir nun den Schmerz recht häufig beseitigen oder doch so weit mildern, daß der Patient ohne Scheu wieder das Gelenk wenigstens mehr bewegt als früher. Die Ausschwitzungen werden wieder leichter resorbirt, durch nun nicht mehr schmerzhafte aktive und passive Bewegung werden Adhäsionen gelöst, Exkreszenzen auf der Schleimhaut abgeschliffen, der Ernährungzustand des Gelenkes hebt sich und es wird mehr in den Stand gesetzt, der eingedrungenen Schädlichkeit Herr zu werden. Es heilt leichter aus. Haben wir dann mit dem therapeutischen Hypnotismus der Indicatio causalis nicht genügt?

Es giebt aber auch viele Fälle, wo die Entzündung und ihre Produkte längst geschwunden sind. Und doch kann der Patient wegen großer Schmerzhaftigkeit das Gelenk nicht gebrauchen. Das „nervöse Nachbild" des Schmerzes ist eben zurückgeblieben, wie ja auch der Amputirte noch Wochen lang den Schmerz in der großen Zehe fühlt, die er nicht besitzt. Dies „nervöse

Digitized by Google

Nachbild" ist durch die hypnotische Suggestion leicht beseitigt; der Kranke ist gesund und wir sind wiederum der Indicatio causalis gerecht geworden.

Weiter; zur Beseitigung der motorischen Funktionstörungen bei organischen Lähmungen. Wenn wir uns rühmen, einen durch Schlaganfall Gelähmten, der Wochen lang kontrakt dagelegen hat, durch die hypnotische Suggestion — versuche man es doch einmal mit der Wachsuggestion! — in wenigen Tagen dazu gebracht zu haben, daß er wieder ganz nett, selbst ohne Stock, läuft: müssen wir dann partout Schwindler oder Ignoranten sein, die falsche Diagnosen stellen, oder gar Hexenmeister heißen? Müssen wir dann für so absurd gehalten werden, daß man uns zumuthet, zu glauben, wir hätten ein zerstörtes Nervencentrum, eine zerstörte Nervenleitung durch die Suggestion regenerirt? Wenn Professor Mendel solche Kranke elektrisirt: darf er Das annehmen? Brauche ich einer solchen neurologischen Autorität erst auseinanderzusetzen, um was es sich hier handelt? Bei allen materiellen Läsionen des Centralnervensystemes wirkt die Funktionstörung in den peripheren Organen weit über den Bereich der Läsionen hinaus. Die Lähmungen sind nicht in erster und letzter Linie nur durch die materielle Läsion bedingt und nicht immer wirkliche. Durch die verschiedensten, zusammen wirkenden rein psychischen Faktoren sind sie in vielen Fällen bis zu einem gewissen Grade nichts weiter als funktionelle Neurosen. In diesen Fällen suggeriren wir wieder den Schmerz bei der Bewegung fort, bringen wir, was ja schon in oberflächlicher Hypnose leicht möglich ist, die kontrakten Muskeln zur Erschlaffung; wir nehmen — Das ist die Hauptsache — dem Patienten die sonst unbesiegliche Furcht vor dem Fallen, — und siehe da: er läuft. Wochen lang konnte ers nicht. Wieder haben wir also der Indicatio causalis genügt.

Der therapeutische Hypnotismus als symptomatisches Heilmittel wird im Gutachten anerkannt. Gewiß: man stellt sich, als sei man objektiv; denn man giebt zu, daß er krankhafte „Störungen nicht nur temporär, sondern auch dauernd zum Verschwinden bringt", und zwar „auch in Fällen, die jeder anderen Therapie getrotzt haben." Heißt es aber wirklich, objektiv verfahren, wenn man bei der Begutachtung des Werthes eines Heilmittels seine zahlreichen symptomatischen Indikationen, in denen dem therapeutischen Hypnotismus kein zweites Heilmittel irgendwie nah kommt, einfach verschweigt? Weiß Mendel nicht, was in unseren Aerztekursen die Schüler gleich in den ersten Uebungstunden leisten? Steht nichts darüber in dem von ihm citirten „Forel", daß wir, außer der rein psychischen Beeinflussung, auch bei rein organisch Kranken nicht nur Schmerzen wegschaffen, sondern auch durch erfolgreiche hypnotische Suggestion subjektives Wohlbehagen, Beruhigung, daß wir selbst bei Schwerkranken Schlaf, selbst in Fällen, wo alle anderen Schlafmittel versagen, daß wir Appetit zu erregen, den Stuhlgang zu regeln und



noch manches Andere zu bewirken im Stande sind? Steht nichts im Forel darüber, daß wir auch die Störungen der Menstruation beseitigen, beruhigend und anregend auf die Herzthätigkeit und Athmung einwirken können? Ist das Alles nicht wahr? Nun: wir Suggestiontherapeuten sind gern erbötig, jeden Tag jedem Arzt, der daran zweifelt, es an unseren — oder, noch besser: an seinen eigenen — Patienten zu demonstriren. Nur bitten wir uns aus, daß den Kranken nicht vorher uns hinderliche Wachsuggestionen gegeben werden; man darf sie vor unserem Eingriff nach keiner Richtung beeinflussen.

Heißt es ferner, objektiv urtheilen, wenn man immer nur von Störungen spricht, statt sie im Einzelnen auch namentlich aufzuführen? Sollte Das den Minister nicht vielleicht auch interessiren, der fragt, „in welchem Umfang“ Aerzte den therapeutischen Hypnotismus anwenden? Ich verschmähe, die lange Liste der Erkrankungen herzuzählen, in denen er sich als werthvoll erweist. Ich möchte nicht in den Verdacht der Reklamemacherei kommen. Wer sich dafür interessirt, kann in der Fachliteratur Aufschlüsse genug finden.

Freilich können wir nicht in allen Fällen Heilerfolge erzielen. Daß der Hypnotismus auch nur in diesem Sinn ein Allheilmittel ist, hat irgend Einer von uns, der nicht geradezu verrückt ist, nie behauptet. Wir Alle haben oft und dringend davor gewarnt, zu glauben, der Hypnotismus sei ein für den Arzt bequemes Heilmittel, das billigen Lorber verheißt. Er fordert vom Arzt meist unendliche Geduld und Selbstverleugnung; und der Erfolg hängt nicht nur, wie das Gutachten sagt, von der größeren und geringeren Geschicklichkeit des suggerirenden Arztes ab, auch nicht nur von der Suggestibilität des Kranken, der Willigkeit seines Gehirns, eine Suggestion anzunehmen, sondern noch mehr von seinem ideoplastischen Vermögen (Forel), seiner Fähigkeit, die Suggestion auch zu realisiren. Und last not least bekommen wir ja meist, dank dem Vorurtheil noch so vieler Aerzte und der von ihnen beeinflußten Kranken, einstweilen nur die allerverzweifeltsten Fälle zur Behandlung, die „bereits jeder anderen Therapie getrotzt haben.“

Wir verdanken aber auch nicht unsere Erfolge, wie es im Gutachten heißt, meist lediglich dem Hang der Patienten zum Wunderbaren und Mystischen. Die Gutachter verweisen da auf die Art, wie Wetterstrand seine Patienten hypnotisirt. Sagt Forel, aus dessen Buch diese Schilderung, die gut ein Achtel des ganzen Gutachtens einnimmt, citirt ist, nicht ausdrücklich, daß es Wetterstrand so nur leicht gelingt, zu hypnotisiren? Hypnotisiren heißt aber noch lange nicht: erfolgreiche therapeutische Suggestion geben. Bei mir und Anderen giebt es übrigens auch keine verdunkelten Zimmer und schwellenden Teppiche. Wir flüstern auch nicht, sondern suggeriren laut. Und mir gilt es gleich, wo und unter welchen äußeren Umständen ich hypnotisiren muß. Das habe ich selbst Aerzten oft genug bewiesen. Jeder meiner Patienten wird gern

Digitized by Google

bezeugen, daß ich keinen von ihnen hypnotisirt habe, ohne ihm vorher jede Spur von Mystizismus nach Kräften auszutreiben, ohne ihm vorher das Wesen der Hypnose, die ja nichts Anderes ist als eine geschickt erzeugte Illusion, in ehrlichster Weise erklärt zu haben. Jeder Schüler aus meinen Aerztekursen wird gern bestätigen, daß ich stets energisch vor kritiklosem Enthusiasmus und vor dem technischen Fehler warne, auf die mystischen Neigungen der Patienten zu spekuliren. Man laufe dabei, wenn es sich um intelligente Menschen handle, Gefahr, daß sie Einem ins Gesicht lachen; dumme, abergläubige Menschen, die ohnehin schon verängstigt sind, aber fürchten sich nur noch mehr; und dann treten leicht allerlei unangenehme Erscheinungen ein, halbe oder ganze Ohnmachten, die man am Ende der Hypnose zur Last legt.

Damit wären wir bei dem Kapitel „Gefahren der Hypnose" angelangt. Und da frage ich wieder: Heißt es, den therapeutischen Hypnotismus objektiv und unparteiisch beurtheilen, wenn man seine Gefährlichkeit nur an der der Wachsuggestion und nicht auch der der anderen, in gleichen Fällen von der wissenschaftlichen Medizin angewandten Heilmittel abmißt? Die Wachsuggestion ist zunächst durchaus nicht immer so harmlos, wie das Gutachten vorgiebt. Wenn sie vom Gehirn acceptirt und realisirt wird, unterscheidet sie sich in ihrer Wirkung nicht von der hypnotischen Suggestion. Und jeder von uns Hypnotherapeuten dürfte wohl Fälle kennen, wo wir die Folgen einer ungeschickten Wachsuggestion, die den Kranken empfindlich geschädigt hatte, nur mit großer Mühe beseitigen konnten. Bliebe also die Gefahr der Hypnose. Aus den Berichten meiner ernstlich in Frage kommenden Spezialkollegen, die zusammen über ein ungeheures Beobachtungmaterial referirt haben, und aus meinen eigenen Erfahrungen kann ich, der ich Tausende — häufig mehrere Wochen lang täglich hypnotisirt habe, Folgendes sagen:

Sicher giebt es einen Theil unserer früheren Patienten, denen wir nicht zu helfen vermochten und die nun auf uns schimpfen und erzählen, unsere Behandlung habe ihnen geschadet, um damit zu motiviren, warum sie einen anderen Arzt aufgesucht, oder um verschweigen zu dürfen, daß sie es unterlassen haben, das Honorar zu bezahlen. So geht es ja auch allen anderen Aerzten. Ferner giebt es Fälle, wo wir, eben so wie andere Aerzte bei irgend einem anderen Heilverfahren, trotz allen Bemühungen und trotz anfangs scheinbarer Besserung nicht verhindern konnten, daß die Krankheit Fortschritte machte. Der Patient giebt uns die Schuld; unter Umständen auch der hypnosefeindliche Arzt. Ferner kommen oft die schwer zu diagnostizirenden Grenzfälle zwischen Hysterie und Neurasthenie auf der einen und echter Psychose auf der anderen Seite in unsere Behandlung; nicht selten mit der von anderer, selbst autoritativster Seite gestellten falschen Diagnose. Erst an der erfolglosen suggestiven Behandlung erkennen wir, daß wir es mit einer beginnenden

Digitized by Google

echten Psychose zu thun haben. Wir brechen sofort die Behandlung ab. Später kommt die Psychose zum Ausbruch. Da wird denn am Ende oft uns die Schuld beigemessen, selbst wenn wir die Hypnose nur eingeleitet haben, um durch die Erfolglosigkeit der hypnotischen Suggestion die Diagnose zu sichern. Ein Fall, der wirklich geistiger Störung ähnlich war, ist mir nur einmal, vor ungefähr zehn Jahren, zur Kenntniß gekommen. Eine schwer hysterische Arbeiterin war zu mir — mitten in eine Demonstration vor Aerzten hinein — gekommen. Ich versetzte sie leicht in tiefe Hypnose, gab ihr einige therapeutische Suggestionen und demonstrirte an ihr einige übrigens harmlose hypnotische Experimente; dann weckte ich sie auf und sie ging, scheinbar sehr frisch und munter, fort. Ich mußte am selben Tage verreisen. Als ich zurückgekehrt war, hörte ich, sie sei unter den Zeichen der Verstörtheit noch am selben Tage in ein hiesiges Krankenhaus aufgenommen, aber nach kurzer Zeit wieder als geheilt entlassen worden. Ob Das eine spontan aufgetretene tiefe Autohypnose war? Möglich; eben so aber auch, daß es nur ein durch ihre Hysterie bedingter hysterischer Dämmerungzustand war. In einem zweiten Fall, wo nach einmaliger Hypnose bei einer schwer hysterischen Verkäuferin am nächsten Tage ein Tobsuchtanfall eintrat, den der hinzugerufene Kollege auch der Hypnose zuzuschreiben geneigt war, konnte ich, als ich gerufen wurde, den Anfall nicht nur sofort coupiren, sondern auch feststellen, daß er nicht durch die Hypnose verursacht war, sondern durch einen heftigen Streit, den das Mädchen inzwischen mit dem Geliebten gehabt hatte.

An halben oder ganzen Ohnmachten habe ich im Ganzen etwa fünf oder sechs gesehen. Auch da handelte es sich um Hysterische, die der Suggestion dummer Weise widerstrebten. In dem Augenblick, wo sie ihre psychische Ohnmacht gegenüber der Suggestion herannahen fühlen, resultirt aus jener eine physische. Oder wir können, wie bei der Pianistin M., den Kranken die abergläubige Furcht nicht nehmen; aus Furcht werden sie ohnmächtig, ehe wir noch recht dazu kommen, sie zu hypnotisiren. So hatte ich mich der Pianistin kaum gegenübergesetzt, um sie zu hypnotisiren, als sie auch schon, nach dem Schrei: „Und Sie haben doch magnetische Kräfte!“ ohnmächtig wurde. Alle diese Ohnmachten haben nicht viel zu sagen. Sie lassen sich leicht beseitigen. Mit Ausnahme der erwähnten Pianistin ließen alle Anderen die Behandlung fortsetzen; und gerade sie fanden den gewünschten Erfolg.

Sonst aber habe ich selbst, zumal ich mich, schon aus technischen Gründen, seit Jahren prinzipiell auf oberflächliche Hypnosen beschränke, auch zu Demonstrationzwecken keine hypnotischen Experimente mehr mache, abgesehen von immerhin selten und auch nur nach der ersten Hypnose auftretenden Kopfschmerzen, leichter Benommenheit — Beides lediglich autosuggestiver Natur —, unangenehme Nebenerscheinungen der Hypnose nicht zu Gesicht

Digitized by Google

bekommen. Einer Neigung des Patienten, sich, etwa wie Morphinisten, an die Hypnose zu gewöhnen, begegnet man — sie ist sehr selten — durch energische Suggestionen, unter Umständen durch den Abbruch der Behandlung, immer erfolgreich.

Die Hypnose ist in der Hand des vorsichtigen, geübten Arztes also fast völlig ungefährlich. Gefährlich ist sie und die hypnotische Suggestion, wenn sie von unberufenen Laien geübt wird, und sie kann es auch werden, wenn nicht genügend vorgeschulte, mit den nöthigen Kautelen unbekannte Aerzte sich auf dieses Gebiet wagen. Solche Aerzte haben oft, um mit Schrenck-Notzing zu reden, durch ihren Dilettantismus Schulden auf das Konto des therapeutischen Hypnotismus gehäuft, die dieser nun bezahlen soll. Trotz Alledem aber reichen seine Gefahren nicht annähernd an die des Chloroforms, des Quecksilbers, des Opiums, des Broms e tutti quanti, vor Allem nicht an die des Morphiums heran.

Ihm aber droht auch keine Gefahr aus dem Gutachten der Hypnose-Kommission und sonstiger Gegner, wenn sie uns nur Gelegenheit geben, ihnen öffentlich entgegentreten und ihre Behauptungen widerlegen zu dürfen. Wir machen und brauchen keine Reklame. Wenn der therapeutische Hypnotismus trotz aller Gegnerschaft in den letzten zehn Jahren unter Aerzten und Publikum wachsenden Anhang gefunden hat, so haben wir Hypnotherapeuten aus der Schule der Nancyer Liébeault und Bernheim es lediglich unseren wirklichen Erfolgen zu danken, die eine beredtere Sprache führen als alle Reklame. Sollten wir aber wirklich einmal einer anderen Reklame bedürfen, dann werden wir noch ein zweites Gutachten von der Art dessen erbitten, mit dem die Hypnose-Kommission der berliner Aerztekammer uns erfreut hat.

Dr. J. Großmann.



Selbstanzeigen.

Wann wird es tagen? Ein wiener Roman in zwei Bänden. Verlag von Karl Konegen in Wien.

Auch die nüchternsten Menschen lieben es nicht, der Wirklichkeit in einem Buch zu begegnen. Man wünscht, Idealmenschen zu finden, die im Stande sind, ihre Persönlichkeit durchzuringen; man wünschts, wenn man selbst auch für sein eigenes Leben die hohen Ziele nur zu bald aus dem Auge verliert. Starke Temperamente, kraftvolle Naturen müssen es sein und das Elend, das sie erleiden, muß fern von eigener Alltagsnoth liegen. Dann liebt sie der Leser, dann weint er mit ihnen. Doch die feigen Erbärmlichkeiten der Durchschnittsmenschen, die Kompromisse feiler Charaktere soll ein undurchdringlicher Schleier bedecken; schließen darf man Kompromisse, aber nicht darüber sprechen, will man

Digitized by Google

den Leser nicht peinlich berühren. Ich aber versuchte, den Schleier zu heben, ein Stück wahrhaftigen, zitternden Lebens festzuhalten. Meine Heldin ist kein Mädchen von starkem Charakter im Sinn moderner Romane; aber in der bürgerlichen Gesellschaft habe ich solche Charaktere nur in vereinzelten Ausnahmen getroffen und die sonderbare Erfahrung dabei gemacht, daß gerade sie verspottet und ausgestoßen wurden. Ilse Steinbrück will aber auch nicht mehr zu Denen gehören, deren Leben einzig von dem Warten auf einen Gatten erfüllt wird und die sich schließlich einem ungeliebten Mann verkaufen lassen. Sie kämpft; aber das Herkommen ist stärker als sie und bricht ihre Kraft. Sie unterliegt, wie so Viele von Denen unterliegen, die überhaupt den Kampf um die Persönlichkeit aufgenommen haben; so ist sie eine von den unglücklichen Frauen unserer Zeit, die wohl die Morgenröthe eines neuen Tages erschauernd gewahren, die aber dahinsinken, ehe die Sonne aufgeht. In dem selben Buch habe ich endlich einmal frei und offen herausgesagt, wie die Juden unserer Zeit denken, was sie fühlen. Ich wage, auszusprechen, daß sie unnennbare Qualen erdulden, weil sie von der Gesellschaft ausgestoßen sind, daß sie dadurch oft gemein werden wie Hunde, — weil man sie wie Hunde behandelt. All Das ist peinlich. Viele ziehen es vor, sich selbst darüber hinwegzutäuschen, statt es in klaren Worten zu erörtern. Ich aber konnte nicht anders.

Wien. Paul Michaely.

❦

Störtebecker. Eine Tragoedie. Johann Sassenbach, Berlin 1903.

In den Kämpfen der Vitalienbrüder, die um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts auf den deutschen Meeren und an deren Küsten ihr Raubwesen trieben, sah ich für die „blonde Bestie“ eine geeignete Phase, um sich nach Herzenslust auszutoben. Humoristische Züge, die, neben vielen anderen, die Sage von dem Vitalienhauptmann Clays Störtebecker erzählt, ließen eine Gestalt entstehen, die neben der Furchtbarkeit eine behagliche Heiterkeit zeigt: ein sicheres Symptom ungebrochenen seelischen Kraftgefühles. Obwohl mein Freibeuter seinen Zeitgenossen nur Böses zufügte, wuchs seine Macht unter den Menschen, durch deren Mangel an Solidarität, durch die Zwistigkeit der Hansestädte mit den kleinen Fürsten und Beider unter einander. In seinem fröhlichen Aufstieg ließ er jedoch den Moment vorübergehen, der ihm die Möglichkeit bot, sich der Welt dadurch unentbehrlich zu machen, daß er durch Gründung eines Gemeinwesens den Menschen eine Form gewährte, ihr Leben zu fristen und fortzuschreiten in der kulturellen Entwickelung. Störtebecker versagte hier, als konsequenter Egoist, der nichts für „die Anderen“ thun will, als rohe Natur, die nicht fähig ist, sublimere, soziale Genüsse zu empfinden. So durchkreuzte er die altruistischen Pläne seines Gegenparts, des ostfriesischen Großen, Keno then Broke, der sich seine Sporen in dem Italien der beginnenden Renaissance geholt hatte und nun voll Kultursehnsucht in dem nordischen Land seiner Väter ein Florenz schaffen möchte. Störtebecker wurde immer dreister und zwang so die Menschheit endlich, sich zu einem entscheidenden Vorgehen gegen ihn aufzuraffen. So endete dieser „Uebermensch“, der nur nehmen und nie geben wollte.

Rolf Wolfgang Martens.

❦

Digitized by Google

Giordano Bruno. Die Tragoedie der Renaissance. Wien, L. Rosner.

Frühling und Vorfrühling sind die Jahreszeiten, in denen das Drama spielt. Aufbrausende Kraft und unversiegbare Jugend des Gemüthes ringen sich aus dem lastenden Bann ethisch überwundener, doch politisch übermächtiger Weltanschauung, schwer bedrängt, zu ihrem Siege durch. Ein Zeitalter, das zu den herrlichsten der Menschheit gehörte, versinkt und reißt mit sich den stärksten Träger seines Geistes ins Verderben. Aber sein Untergang gleicht dem Flammentode des Sagenvogels: mächtiger wird er erstehen. Was ich zeigen wollte, war: das Bild eines Menschen, der im Gefühl seiner Zugehörigkeit zum ewigen, unendlichen Leben des Weltganzen kühn und siegesfreudig die starren Schranken der Gewohnheit brechen konnte.

Wien. Erwin Guido Kolbenheyer.

❦

Die Kunst. Sammlung illustrirter Monographien. Herausgegeben von Richard Muther. Bisher erschienen: Band I: Lucas Cranach von Richard Muther. Band II: Die Lutherstadt Wittenberg von Cornelius Gurlitt. Band III: Burne-Jones von Malcom Bell. Band IV: Max Klinger von Franz Servaes. Band V: Aubrey Beardsley von Rudolf Klein. Band VI: Venedig als Kunststätte von Albert Zacher. Band VII: Eduard Manet und sein Kreis von Julius Meier-Graefe. Band VIII: Die Renaissance der Antike von Richard Muther.

Das Programm ist einfach: das große Reich der Kunst soll durchwandert werden. Mit der Würdigung alter und neuer Meister soll die Schilderung klassischer Kunststätten, die Beschreibung von Museen, die Erörterung kulturgeschichtlicher und ästhetischer Fragen wechseln. Das Alles war ja schon da. Es giebt kaum ein Thema, das nicht mit Tinte begossen ist. Doch wird nicht das Aelteste neu, wenn es neue Augen betrachten? Wird nicht, was langweilig schien, amusant, wenn eine nicht langweilige Feder es schildert? Auf diese Erwägung bauen wir unseren Plan. Es giebt schon Sammelwerke, die vom Schweiß der Gelehrsamkeit triefen. Auch solche giebt es, die dem Publikum hübsche Bilder in der Bettelsuppe seichten Textes serviren. Wir wollen nicht seicht sein, auch nicht lehrhaft trocken. Dinge, die auf Wissen beruhen, wollen wir in lesbarer Form kredenzen. Erforscht, durchdacht, empfunden, geschrieben soll Alles sein, was die Sammlung bringt.

Breslau. Richard Muther.



Siemens-Schuckert.

Im letzten Geschäftsbericht der Aktiengesellschaft Siemens & Halske, der gegen Ende Dezember das Licht der Welt erblickte, stand wörtlich: „Unserer Industrie sind auch in öffentlicher Erörterung mannichfache Rathschläge zu Theil geworden, und zwar in der Regel des Inhaltes, daß die gegenwärtige Depression

nur durch Fusion der größten Konkurrirenden beseitigt werden könnte. Etwas mehr Selbstbewußtsein und Zutrauen ist Dem gegenüber jedenfalls in der Industrie vorhanden. Das schließt durchaus nicht aus, daß mit größerer Abklärung der Verhältnisse auch gangbare Wege zur Herbeiführung einheitlicherer Organisation der Industrie innerhalb gewisser Grenzen gefunden und beschritten werden können, wirksamer, als es bisher möglich war. Auch wir werden in gegebenen Fällen die Initiative zu solchen Schritten zu ergreifen bemüht bleiben, ohne daß allerdings der Gang solcher Bemühungen nach außen sehr hervortreten würde. Jedenfalls glauben wir nicht, daß gerade auf unserem noch lange nicht abgeschlossenen Gebiete die selbständige Kraft verschiedener großer industriellen Firmen entbehrt werden kann, wenn die Leistungfähigkeit der deutschen elektrischen Industrie im Sinn der Herbeiführung technischer Fortschritte auch in Zukunft aufrecht erhalten werden soll." Diese Sätze richteten ihre Spitze gegen den Generaldirektor Rathenau, von dessen Fusionplänen vor ihrer Verwirklichung wohl ein Bischen zu viel gesprochen worden war. Trotz dem mystischen Halbdunkel aber, das über dieser programmatischen Erklärung lag, mußte selbst der schlichte Sterbliche doch merken, daß die Leiter des Hauses Siemens & Halske vorläufig wenigstens die Idee des Elektrizität-Trusts ablehnten. Deshalb fand auch das plötzlich auftauchende Gerücht, das eine enge Interessengemeinschaft zwischen Schuckert und Siemens ankündete, anfangs keinen Glauben. Es wurde zunächst mit größter Entschiedenheit für unbegründet erklärt, aber schon ein paar Tage nach dem Dementi als den Thatsachen entsprechend offiziell anerkannt.

Wie nach den berühmten Antworten des Kandidaten Jobses, entstand ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Die letzte Bilanz hat das alte Ansehen der Firma Siemens beträchtlich geschmälert; man sieht in ihr nicht mehr die unnahbare Königin, als die sie so lange bewundert wurde. Immerhin gehört sie noch zur höchsten Aristokratie; der Geist Werners von Siemens adelt ihr Thun und die auch äußerlich strenge Wahrung gewisser Familientraditionen zwang den Haufen der kleinen Kapitalisten zur Ehrfurcht: hier herrschte nicht, wie in anderen Geschäften, die Willkür von Krethi und Plethi. Und dieses fürstliche Haus sollte sich nun in intime Gemeinschaft mit den Nürnbergern einlassen, die mit knapper Noth vor der Schmach öffentlicher Anklage bewahrt geblieben waren? Schuckert hat heute nicht mehr den besten Ruf. Das ist unbestreitbar. Doch das Schicksal des nürnberger Hauses lehrt deutlich, wie schnell des Volkes Gunst und Liebe sich zu wandeln vermag. Wie laut pries Süddeutschland einst das Unternehmen, das heute mit dem Fluch der Volksgenossen beinahe mehr noch als mit Obligationen belastet ist! In Haß und Liebe ist die Menge leicht zu ungerechtem Urtheil gestimmt; und so hat sie auch ganz vergessen, wie ähnlich am Anfang das Lebensschicksal der beiden Werke war, die sich jetzt zu gemeinsamem Handeln verbünden. Der einfache Mechaniker Halske bot dem genialen Genieoffizier Siemens die Möglichkeit, seine Pläne auszuführen; und auch in Nürnberg schuf ein Mann der Arbeit, Siegmund Schuckert, die Grundlagen, auf denen die Weltfabrik entstehen konnte. Auch sein Geist lebt in Nürnberg noch fort: in dem Theil des weitverzweigten Unternehmens, der unbestritten noch heute als gesund und kräftig gilt. Dieser noch unerschütterte Theil der von Schuckert selbst gebauten Grundmauer ist anders zu beurtheilen als der Anbau, den sein Sozius und Nach-

Digitized by Google

folger Wacker hinzugefügt hat, die Fabrikation anders als das Finanzunternehmen. Noch immer wird Schuckerts Fabrikation, namentlich in ihren Spezialitäten, von den Sachverständigen höher als jede andere geschätzt. Das hat auch das klare Auge des Geheimrathes Rathenau erkannt. Wie ich hier schon einmal sagte, war bei den langwierigen Verhandlungen zwischen der A. E.-G. und Schuckert die Absicht der Rathenaus, die nürnberger Fabrikation von dem Finanzflüngel zu trennen. Die Klippe, an der schließlich der Plan, einen Pool zu machen oder Schuckerts Fabriken zu pachten, scheiterte, wird verschieden geschildert. Manche sagen, die Persönlichkeit Wackers und besonders seine Bilanzpraktiken hätten Herrn Dr. Walther Rathenau, der die Verhandlungen führte, nicht gepaßt. Andere behaupten, Herr Fürstenberg, Rathenaus Kollege in der Handelsgesellschaft, habe keine Lust gehabt, mit den Leitern der Hamburger Kommerzbank im Finanzkonsortium zusammenzusitzen. Eine dritte Gruppe meint, Rathenau Vater und Sohn hätten gefunden, Schuckerts Bilanz sei auch nach den Abschreibungen noch allzu ungesund und es werde auf die Dauer kaum möglich sein, die kranken Theile des Unternehmens von den intakten zu trennen; so könne, wenn man einmal A gesagt habe, die Nothwendigkeit eintreten, auch B zu sagen, — was in diesem Fall für die A. E.-G. nicht nützlich wäre.

Siemens & Halske ließen sich von solchen Bedenken nicht zurückhalten. Sie sind den Spuren Rathenaus gefolgt: auch sie wollen die nürnberger Fabrikation von dem Betheiligungsgeschäft trennen. Aber sie wählten eine andere Form; sie gründen eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung und statten sie mit 90 Millionen Mark aus. In dieser Gesellschaft werden Schuckerts Fabriken mit einem Theil der von Siemens gegründeten und geleiteten vereint. Der Sinn der neuen Transaktion ist eine weitere Kartellirung der elektrischen Starkstrom-Industrie. Die Spezialitätenfabrikation und die Dynamo-Herstellung der Nürnberger werden mit den Starkstrom-Abtheilungen und mit der Kabelfabrik des Hauses Siemens verbunden und aus der rationellen gemeinsamen Verwaltung wird der Nutzen erwartet. Alles, was zur Schwachstromindustrie gehört, natürlich auch die Telephonfabrik, bleibt Sonderbesitz der berliner Firma. Das Schwergewicht der Fabrikation soll, wie man erzählt, nach Nürnberg verlegt werden, die Straßenbahn Bauabtheilung aber nach Berlin übersiedeln.

Die neue Fusion ist als ein Vortheil für die gesammte elektrotechnische Industrie zu begrüßen und Niemand wird sich mehr darüber gefreut haben als der Generaldirektor Rathenau. Endlich giebt es nun eine zweite große Gruppe, mit der die Gruppe A. E. G.-Union ein Kartellverhältniß anstreben kann; und gelingt diese Kartellirung, dann ist auf dem — noch weiten — Wege zum deutschen Elektrizität-Trust ein neuer, wichtiger Schritt gethan. Eine andere Frage aber ist, welchen Nutzen den beiden zunächst betheiligten Werken das Bündniß bringen wird. Die Börse hat wieder bewiesen, daß sie die feine Spürnase noch nicht verloren hat. Als die Fusion bekannt wurde, stiegen am nächsten Tage Schuckert Aktien um fast 10, Siemens-Aktien mit knapper Noth um 1 Prozent. Das darin ausgesprochene Urtheil scheint mir zutreffend. Für Schuckert ist der Abschluß des Bündnißvertrages ein ganz unerwarteter Glücksfall; die Gefahr, daß die Krankheit der Finanzabtheilung schließlich auch die gesunde Fabrikation schädigen könnte, war nicht mehr zu verbergen, seit hinter den nürnberger Coulissen Herr Wacker wieder

Digitized by Google

die Drähte lenkte. Für Siemens & Halske dagegen ist die Verschmelzung nicht ungefährlich; die Zeit wird lehren, ob Rathenau nicht am Ende doch Recht hatte, den Bund mit einem Geschäft zu scheuen, unter dessen Deszendenz die Schwindsucht haust. Freilich blieb der Siemens-Gesellschaft, wenn sie überhaupt Bündnißpläne hatte, kein anderer Partner übrig. Eine Fusion mit der A. E.-G. war ausgeschlossen, weil die Geschäfte beider Häuser zu ähnlich, zum Theil, wie in der Kabelfabrikation, ganz gleichartig sind. Nur Schuckert bot die wünschenswerthe Ergänzung.

Schlimm ist jetzt die Lage für die kleineren Fabriken geworden, die keiner der beiden Gruppen angehören; sie werden zu schweren Entschlüssen gedrängt. Der Einzelkampf bietet, seit die großen Gruppen zur Massentaktik übergegangen sind, keine lohnende Aussicht mehr. Die Kleinen können bei den Großen Unterschlupf suchen oder sich selbst zu einer dritten Gruppe vereinen. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Schon wird denn auch an der Börse gemunkelt, Lahmeyer wolle zum Helios sprechen: Soyons amis! Plutus.



Theaternotizen.

Alexej Maximowitsch Peschkow, der sich Maxim Gorkij, den bitteren Max, nennt, hat das süße Wohlgefühl, mit seinem Wort ins Weite zu wirken, früh kennen gelernt. Er ist in die Mode gekommen; und wenn vor dem Beifall heulenden, Verständniß heuchelnden Troß der Bewunderer manchmal ihn auch noch der Ekel übermannt: in hellen Stunden fühlt er das Behagen des Siegers und sein Dichten, das die Gallensäuren einst dunkelgelb färbten, strömt frei jetzt ins Sonnenland, wo frohe Hoffnungen reifen. Keine Utopia sieht er, nicht das Tausendjährige Reich milder Brüderlichkeit, das Tolstois ein Bischen kokette Inbrunst träumt. Der Brodjag, der Stromer, der auf der Walze Jahre lang durch den russischen Süden zog und in der Heimath Gogols und Shewtshenkos den Kleinrussen ähnlich wurde, der Proletarier, der als Schuster und Holzknecht, als Bäckerlehrling und Schiffskoch, als Bahnwärter und Aktenschreiber sein Leben fristete, kennt die Menschen, die Massen und ihre Psyche zu gut, als daß er so leicht sich in einen Chiliastenwahn verirren könnte wie ein müder, von Sutajews Predigt aus weltmännischer Genußsucht zu Heilandsglauben und Heilandshochmuth erweckter Graf. Nie wird der Wolf fromm neben dem Lämmlein grasen, nie der Kampf ums Dasein, das grausame Gesetz der Auslese die Menschheit in heiliger Ruhe lassen. Das weiß Gorkij; doch dem vom Erfolg Gekrönten schmeckt das Leben nicht mehr so bitter wie dem Landstreicher einst. Viel ists ja nicht, was ein Dichter heute noch wirken kann. Nur keine Illusionen! Unter Hundert, die ihm zujauchzen, treibt Neunzig der Sklaveninstinkt, der sie vor jeder Macht, jedem Erfolg auf die Knie drückt; und die Anderen wollen amusirt sein. Opfer will Keiner bringen, Keiner der Lehre das

Digitized by Google

Leben anpassen. Mit dieser Erkenntniß muß man sich abfinden; auch der Poet, dem, wenn er sich bescheidet, noch immer manche Wirkensmöglichkeit bleibt. Ehrfurcht mag er die Menschen lehren, Ehrfurcht vor dem Menschlichen im elendesten Adamssohn; Selbstachtung und Respekt vor dem fremden Wesen des Nächsten. Den rechten Weg soll er weisen, den einen Weg, der nur den Einen durchs Dickicht ans Ziel führt. Mitleidig soll er sein und doch mit dem Untüchtigen nicht stets über die Stärke des Tüchtigen flennen. Nicht eine Moral predigen, die nicht Jedem taugt, sondern in Jedem die natürliche Lebenskraft sammeln und, als guter Gärtner, die Wurzeln dorrender Pflänzchen mit Wärme und Wasser versorgen. Und die Hauptsache: der Kundschaft bunte Geschichten erzählen; dann horchen die Keuchenden auf, die entschlummerte Phantasie wird befruchtet und erwachende Lebenslust scheucht den Trübsinn, des Elends impotenten Gevatter, in alle Winde. Solcher Dichter schreitet durch Gorkijs neues Drama „Nachtasyl". Luka heißt er, nach dem Künstler-Evangelisten, der ein Arzt war, ein Fabulirer und Maler. Der russische Luka giebt sich nicht als heiligen Mann, der gesandt ward, die Menschen zu bekehren. Ein Weltpilger, den das Schicksal in sechzig harten Jahren weich geklopft hat. Ohne irgendwo lange zu rasten, zieht er umher, ohne Paß, ohne die Sehnsucht, im Siechenheim der Korrekten die alten Glieder zu pflegen. Unter den Leuten späht er nach Menschen und wandert, wie ein Junger, Wochen lang, um zu sehen, wie nach schweren Wehen auf der schwarzen Fruchterde bangen Seelen sich neuer Glaube entbindet. Still kommt er und geht still; und ist doch nicht traurig, hat am unsauberen Totenbett sogar noch fröhlich stärkenden Trost. In der Gaunerspelunke findet er böses Gesindel. Ein sentimentales Frauenzimmer, das geiler Armuth den jungen Leib für ein paar Kopeken verkauft, die Seele mit Romanphrasen füttert und in ewigem Hader mit dem Parasiten der Prostitution lebt, einem Baron, der als ausgestoßener Verbrecher und Zuhälter die standesgemäße Blasirtheit noch nicht verlernt hat; willenlos, bewußtlos ist er in den Abgrund getaumelt. Einen stämmigen Lümmel, der Diebsgelegenheit ausbaldowert und mit Hengstgewieher die Weiber anlockt. Eine zerprügelte Schlossersfrau, deren Husten die Höhlenbewohner nicht schlafen läßt und deren letzten Seufzer der Streit trunkener Spieler überbrüllt. Einen versoffenen Mimen, den Alkohol und Histrioneneitelkeit in Delirien jagen. Ein ganzes Bündel faulender Winkelmenschheit. Das hockt im Asyl; flucht und singt, schlägt und verträgt sich und ist zufrieden, wenn ein Schluck Branntwein, ein Brettspiel für kurze Stunden über den Jammer weghilft. Luka hat für Jeden und Jede, auch für die Schmutzigsten, ein gutes Wort. Keine erbauliche Predigt die würden sie auslachen. Auch keine unbarmherzige Wahrheit; morsche Herzen ertrügen sie nicht und der Kahlkopf hat längst gelernt, daß man nicht alle Wunden mit Wahrheit heilt. Mehr als dem Messer vertraut er der suggestiven

Digitized by Google

Macht menschenfreundlichen Zuspruches. Alle Asylbewohner behandelt er wie ehrliche, unbescholtene Leute; „ein Floh ist so schwarz wie der andere und alle hopsen.“ Das ist der gehetzten, herumgestoßenen, verachteten Sippschaft neu. Das kräftigt ihr Selbstbewußtsein. Keiner hört aus dem Munde des Alten ein kränkendes Wort. Die arme Hure lebt in der Plunderwelt ihrer Hintertreppenromane? Laßt sie, Kinder; was bleibt ihr, wenn wir sie aus dem Traumgespinnst reißen? Das zerprügelte, halb verhungerte Weiblein fürchtet sich vor dem Tod. Warum denn, mein Herzchen? Erst in der Truhe findest Du Ruhe; keine Qual mehr; des Herrn weiche Hand führt Dich sänftiglich ins Paradies der Begnadeten. Du Säufer: im Trinkerasyl findest Du Heilung. Du Spitzbube: in Sibirien braucht man rüstige Männer; da kennt Dich Keiner und Du kannst, ohne zu stehlen, auf gutem Boden was vor Dich bringen. Und Ihr Alle: fühlt Euch als Menschen, achtet in Euch selbst und in dem Nächsten, im Kind schon, den Menschen und versagt dem Tüchtigsten nie den ehrenden Gruß. Bequeme Weisheit, mit der selbst ein Vagabund sich einzurichten vermag. Jedes irgendwo glimmende Kraftfünkchen wird angefacht und im Aschenhaufen noch die Lebenslüge sorgsam bewahrt. Aus Strolchen werden nicht Heilige; als Luka mit Stab und Theekännchen aber weiter wandert, ist in dem Gesindel ein Willensrest erwacht und ein Lichtschein erhellt die Spelunke: die Erinnerung an einen Gütigen, der nicht Prediger noch Richter sein wollte, nach Schuld und Unschuld nicht fragte, Menschen menschlich sah und, wenns für seine Patienten gerade nützlich schien, nach Poetenart das Blaue vom Himmel flunkerte. Slavische Weisheit; an Nekrassows Wort mag man denken: „Laß Deine Güte, Herr, leuchten vor allem Volke.“ Slavisch ist die Weltanschauung, slavisch die Technik des Gedichtes. Wer radotirt denn, erst das schlesische Webermeisterstück habe die Russen auf die Spur des neuen Dramas gebracht? Was unsere Literatensprache Naturalismus und Milieuwirkung nennt, war in Rußland schon vierzig Jahre vorher erfunden worden. Der bittere Max hat in der Stromerzeit Manches gelesen und später sogar von Nietzsches Paradiesäpfeln genascht; seine Technik aber brauchte er nicht draußen zu suchen. So haben Gribojedow, Gogol, Ostrowskij, Tolstoi ihre Dramen gezimmert, — Dramen für ein Menschengewimmel, an das sich nicht täglich tausend Sensationen drängen, das Zeit hat und nach der Langeweile des Alltages gern aufhorcht, wenn ihm umständlich erzählt wird, wies in den Gaunerhöhlen zugeht. Da weiß Gorkij Bescheid; einen besseren Führer wird man nicht finden. In nie betretene Tiefen führt er freilich nicht und der Anblick seiner Menschheit packt uns nicht mit unbekannten Schauern; den Platz, auf den ihn der Marktlärm der Mode weist, könnte nur stärkeres Vollbringen der Mannesjahre ihm sichern. Aber er ist ein ganz ungewöhnlich reiches Fabulirtalent und ein Psaligraph, der die Fülle der Gesichte mit gütigem Auge und flinkem Finger zu gestalten versteht. Schade, daß er so viel gelesen hat und, wie die meisten Auto=

Digitized by Google

didakten, der Versuchung nicht widerstehen kann, die zerlumpten Kleider seiner Leute mit Aphorismen zu flicken. Auch Tolstois Mushiks sind auf ihre besondere Weise Philosophen, aber sie sagen nur, was sie sagen, im Halbdunkel ihrer engen Gedankenbahn selbst ersonnen haben können. Gorkijs Strolche stolziren allzu oft in erborgter, zusammengelesener Pracht und feilen mit rußigen Händen zierliche Epigramme. Den Dichtern des Zarenreiches ist die Europäisirung nie gut bekommen. Doch dieser proletarische Poet ist noch nicht vierzig Jahre alt; er liebt sein Volk und hat für Rußlands Jugend muthig die Stimme erhoben. Das war wie ein Wunder: steigt aus der Schneewüste eine Lerche singend zum Nachthimmel auf? Wird solcher Sänger überschätzt, dann soll man nicht schelten; nur leise daran erinnern, daß der Tapferkeit, nicht der Kunst hier der Lorber lohnt. Tapferer Güte, die in ihren besten Stunden diesseits von Gut und Böse bleibt und auch in den schwächeren nie sich vermißt, kümmerlich vagabundirenden Seelen einen von Staat, Kirche, Gesellschaftsitte gestempelten Paß abzufordern. Gorkijs Luka hat nichts von Tolstois Akim: Der hätte die Verkommenden mit strengem Wort zu Buße und Reinigung getrieben; nichts auch von dem fromm lächelnden Fatalismus Karatajews, des ohne Wunsch lebenden, ohne Klagelaut sterbenden Menschenthieres, das Tolstoi (in „Krieg und Frieden") den Kulturbestien als leuchtendes Muster zeigt. Eher könnte man an Ibsens Doktor Relling und Anzengrubers Steinklopfer denken, — wenn der ruppige Konservator der Lebenslüge und der frohe Spinozist der Landstraße nicht im Westen unserer Bewußtseinswelt geboren wären. Luka ist ein Russe. Einer, der die große Europäerglocke läuten hörte und, wie ein Britenschüler, von Evolution und Selektion spricht: unter der Tünche dennoch ein Russe; weich, ohne feste Willensrichtung, mitleidig, amoralisch, von hell aufflackerndem, doch rasch auch wieder verlöschendem Gefühl, dem nur Fanatismen zu längerem Leben hülfen. Und Luka ist ohne Fanatismus. Er will die Menschen nicht bessern, nicht gen Nazareth noch gar gen Golgatha sie schleppen. Nur trösten möchte er sie, die Sinkenden halten, den Entkräfteten einen Stab schenken, an dem sie sich ein Weilchen wenigstens noch vorwärts tasten können. Das vermag er, trotzdem er, als Pilger, nur zu kurzer Rast bei ihnen einkehrt; denn er hat aus behaglicher Daseinslust den Glauben an die tief in jeder Menschenseele wurzelnde Güte in sein neues Leben hinübergerettet und handelt nun nach dem Homoeopathengrundsatz: Similia similibus curantur. Sagt den Menschen nur, daß sie gut sind, sagts ihnen täglich, selbst den ganz schlecht, ganz entmenscht scheinenden: und in ihnen wird der Wunsch wachsen, solchen Vorurtheils würdig zu werden. Diese in der Gerontenpoesie unserer Tage ungewohnte Glaubenswärme gewann den Sieg. Hinter dem dünnen Gedicht regt, in lebendigem Hoffen, sich die Jugend einer Volkheit, die auf ihre besondere Weise, mit Asiatenzähigkeit und Euro=

Digitized by Google

päerwaffen, sich zum Kampf um die neue Sittlichkeit rüstet. Und als Führer, als Sprecher dieser tapfer, ohne Predigerwuth und Zelotenmystik menschengläubigen Jugend ward der einst so bittere, nun so milde Maxim Gorkij gekrönt.

* *
*

Ein Held war Oskar Wilde nicht. Auch kein Philanthrop, kein Lehrer und Tröster, der dumpf dahinbrütende Massen zu reicherer Empfindungsfähigkeit erziehen wollte. Aber auch nicht nur der geckige Pyrotechniker, den William Archer in ihm sah. Die blendenden Witzspiele, die ihm den mondänen Ruhm schufen, konnten einer kalten Dialektik gelingen, die ihr Publikum und sich selbst zum Besten hat und das Frechste wagt, um zu verblüffen, pour épater le bourgeois. Doch pyrotechnische Fertigkeit vermochte Salome nicht vor unseren Blick zu zaubern. Ein Spiel dünkt uns das kleine Drama — der Brite hat es 1893 französisch geschrieben; Frau Hedwig Lachmann hat es aus dem Englischen für den Insel-Verlag gut übersetzt — und mit spielender Genialität scheint es, wie Beardsleys Illustrationen, in flüchtiger Laune hingeworfen. Ein grausiger Witz: die Riesengestalt Johannis, des Täufers, zertritt der nackte Fuß eines lüsternen Mädchens. Byrons prächtigste Maskenfeste verblassen; so ehrfurchtlos war selbst Lord Euphorion nicht, als er seinen Kain von Eden-Park kostumirte. Und der freche Dichter des Atta Troll ließ doch wenigstens die überreife Herodias selbst in Liebe zu Johannem entbrennen: „des Herodes schönes Weib, die des Täufers Haupt begehrt hat. Anders wär' ja unerklärlich das Gelüsten jener Dame; wird ein Weib das Haupt begehren eines Mannes, den sie nicht liebt?" Das war Wilde noch nicht genug. Nicht Herodias: Salome selbst muß den Täufer begehren, vernichten. Aber hier ist mehr als ein flüchtig auffunkelnder Witz. Judaea in Rokokostimmung. Vor einem Weltuntergang, den das Morgenroth eines neuen Weltglaubens verklärt. Ein wollüstiger, verweichlichter, feiger, abergläubiger Tetrach. Eine verblühende Buhlerin, die durch Schuld und Schmach auf den Thron geklettert ist und nun fühlt, daß ihre überreifen Reize den Mann nicht mehr fesseln. Ein perverses Kind, die echte Tochter der verruchten Mutter Herodias. Ein eleganter Römer, der die neusten Anekdoten erzählt und sich nicht vorstellen kann, außer dem Caesar Augustus könne noch ein Anderer sich den Erlöser der Welt nennen. Die Gruppen der Juden, Nazarener, Soldaten und Sklaven; hinter jedem Satz, mag die Form auch den Jugendgedichten Lerberghes und Maeterlincks entlehnt sein, ein Profil, das man nie vorher sah und das sich für immer nun dem Gedächtniß einprägt. Und in der Cisterne Jehochanan, der gefangene Täufer. Aus seiner Gruft taucht er auf und spricht all die starken, gräßlichen Bibelworte, die den Kindersinn schrecken; und Salome hört nicht: sieht nur das blasse Fleisch, den rothen Mund, die schwarzen, zottigen Haare und möchte den Mund küssen, in den wirren Strähnen wühlen, den bleichen Leib streicheln. Alle begehren sie und sie begehrt

Digitized by Google

nur den Einen, von Allen den Häßlichsten. Und da er die fluchenden Lippen weigert, muß er sterben. Sie tanzt vor Herodes, der ihr jeden Preis versprach und, als der Schleiertanz ihm die Sinne erregt hat, sein Wort halten muß. Je veux qu'on m'apporte présentement dans un bassin d'argent la tête d'Jokanan." Schlotternd läßt, nach langem Sträuben, der Tetrarch sich den Tod kündenden Ring vom Finger winden. Schlotternd schleicht der Henker, ein schwarzer Riese, hinab und beim ersten Streich entsinkt ihm das blanke Schwert, als wage es sich nicht an eines Heiligen geweihtes Haupt. Dann aber reckt sich der Negerarm aus der Cisterne und auf dem silbernen Schild, das er hält, liegt der Kopf des Täufers. Jetzt kann ihn Salome küssen, in irrer Brunst die Zähne in seine kalten Korallenlippen bohren. Mama ist zufrieden; dieser gräuliche Prophet, der sie Ehebrecherin und Dirne schalt, war ihr längst schon zur Last. Herodes aber zittert vor der Rache des Himmels, der den düsteren Mahner gesandt hat; und zugleich nagt an ihm die Wuth: das blutige Haupt küßt sie, die ihn nicht umarmen wollte, — für all seine Schätze nicht. Auf sein Geheiß wird die Prinzessin Salome von den Schilden der Leibwache zermalmt.

„Durch seine Bajazzo-Vermummung erlangte Wilde in der ganzen angelsächsischen Welt den Ruhm, den ihm seine Gedichte und Dramen nie erworben hätten. Mich mit diesen zu beschäftigen, habe ich keinen Grund, denn sie sind schwächliche Nachahmungen Rossettis und Swinburnes und von einer trostlosen Nichtigkeit." Also spricht Herr Max Nordau, der Freund und Bewunderer des braven Mannes, der, nach Wilde, dem berliner Thiergarten seinen Theaterjohannes gab. Doch diese zornige Stimme schüchtert heute keinen Erwachsenen mehr ein. Wildes kleines Gedicht ist ein fast fleckloses Meisterwerk des Impressionismus. Das Feuerwerk fehlt nicht; doch nicht Aestheten nur freuen sich an solchen Leuchtkugeln. Allerliebste Worte, die, kurzen Blitzen gleich, die Hintergründe aufhellen. Vor dem Festsaal plaudern zwei Soldaten. „Das heult da drin ja wie wilde Thiere". „Die Juden. So machen sies immer. Streiten über ihre Religion." „Warum streiten sie denn darüber?" „Weiß nicht. Sie thuns immer. Die Pharisäer, zum Beispiel, behaupten, es gebe Engel, die Sadduzäer, es gebe keine." „Lächerlich, über so was zu streiten. Und dabei glauben sie an einen Gott, den man nicht sehen kann, glauben überhaupt nur an unsichtbare Dinge." „Höchst lächerlich", sagt ein Kappadokier; der selbe, den der Gedanke, einen König zu töten, erblassen läßt. Der kultivirtere Krieger lächelt: „Warum denn? Auch Könige haben, wie andere Menschen, nur einen Hals." Herodes hört von dem Galiläer, der Tote erweckt. „Das paßt mir nicht. Das verbiete ich ihm. Ich erlaube nicht, daß man in meinem Lande Tote erweckt. Er mag Wasser in Wein verwandeln, Blinde und Aussätzige heilen: meinetwegen; dagegen habe ich nichts. Wer Aussätzige heilt, thut ein gutes Werk. Aber ich dulde nicht, daß er Tote

erweckt. Sagts ihm!“ Eine Rakete beleuchtet ein Eckchen der urbs. Ein gefangener, ins Heer des Tetrarchen gesteckter Königssohn hat sich getötet, weil er vor Salomes Auge nicht Gnade fand. „Merkwürdig“, sagt Herodes; „ich dachte, nur römische Philosophen töten sich selbst. Nicht wahr, Tigellin, bei Euch töten die Philosophen sich?“ „Manche, Tetrarch. Die Stoiker. Sehr ordinäre Leute. Sehr lächerliche Leute. Sie werden bei uns auch ausgelacht. Der Kaiser hat gegen sie eine Satire geschrieben, deren Verse auf allen Lippen sind.“ Rom lacht über die querköpfigen Schüler des Panaetios und Poseidonios. Die Söldner des Tetrarchen bewitzeln das Volk des Buches, seinen Glauben an einen unsichtbaren Gott, seinen Hader um die Ankunft des Messias und um die Existenz geflügelter Himmelsboten. Herodes verbietet dem Thaumaturgen aus Galilaea, Tote zu wecken. Herodias ärgert mit boshafter Rede das wunde Gewissen des tétrarque parvenu und ihr Töchterchen buhlt mit dem bleichen Gebein des Täufers. Sensibles, im Taumel wüstester Brunst von tausend Aengsten geschrecktes Volk, das im üppigsten Luxus darbt, in schwüler Treibhausluft fröstelt. Und leise bebt unter ihrem unsicheren Fuß die frisch befruchtete Erde. Kulturen welken, Kulturen keimen; und die Männchen schmachten und drohen, töten sich selbst und morden den Nächsten, weil ein weißes Prinzeßchen ihnen nicht aufs Lotterbett folgt.

So hatte Keiner noch die Herodierzeit gesehen. Eine freche, doch eine zwingende, unvergeßliche Vision. Und dieses Dichters Leben, dem die Hochsommerfrucht noch nicht gereift war, hat England im Kerker gebrochen. Ins Zuchthaus mit dem Kinaeden! Wie seine Salome, hat Oskar Wilde die Sexualverirrung mit dem Tode gebüßt. Und der letzte Dandy war kein Held gewesen, kein Philanthrop, kein Massenerzieher ... Der erste Proletarier der Weltliteratur mag auf der schwarzen Erde sich des Lebens freuen. Majestät Cant ist dem Künstlervolk ein noch viel härterer Herr als der Weiße Zar.

* *
*

In den preußischen Theaterbereich braucht diese Majestät sich noch nicht herabzulassen. Die löbliche Censur spart ihr die Arbeit. Kinder, spricht sie, seid Ihr; und Kindern mißt die fürsorgende Wärterin die Nahrung und das Vergnügen mit weiser Vorsicht zu. Salome? Nichts für Kinder. Die Gestalt des Täufers gehört zu den heiligsten Gütern, mit denen ein perverses Jüngferchen nicht spielen darf. Das fehlte noch. Im hamburger Deutschen Schauspielhaus, im stuttgarter Hoftheater sogar wird diese Abscheulichkeit der Menge gezeigt? Republikanische und süddeutsche Zuchtlosigkeit. Bei uns herrscht Gottesfurcht und fromme Sitte. Bei uns wird solcher Unfug nicht erlaubt. „Wir müssen eine gewisse Garantie haben, daß in ernsten Theatern nur Werke aufgeführt werden, in die wir unsere Frauen und Töchter hineinführen können, ohne selbst zu erröthen.“ Im Namen der königlichen

Digitized by Google

Staatsregirung, deren höchster Repräsentant Graf Bernhard von Bülow ist, verkündets der Freiherr von Hammerstein, der Allverwalter. Und als er gefragt wird, warum er Heyses Maria von Magdala verboten habe, antwortet er: „Absolut unzulässig"; denn der freiwillige Opfertod des Heilands wird in diesem schlimmen Drama „in Verbindung gebracht und beinahe abhängig gemacht von dem Entschluß einer Buhlerin darüber, ob sie einen römischen Hauptmann zu sich nehmen will oder nicht." Ueber diese Auffassung ist nichts zu sagen; wenn Herr von Hammerstein anders spräche, könnte er in Preußen nicht Minister des Inneren sein. Und man kann, „ohne selbst zu erröthen", erwachsene Menschen nicht zum Sturmangriff gegen solchen Standpunkt rufen. Heyses magna peccatrix wurde am einundzwanzigsten Dezember 1901 hier betrachtet. Und der Betrachter schrieb: „Den Erlöser schauen wir nicht. Denn dem größten Stoff sozialpsychischer Menschheitgeschichte ist die Bühne gesperrt. Jesus von Nazareth darf im katholischen Frankreich, doch nicht im protestantischen Deutschland auf das Schaugerüst treten, nicht einmal, wenn er, wie ein Zollernheliand, von frommem Glauben verherrlicht wird. Die ganze — ach! nicht unverschuldete — Geringschätzung modischen Theatergeschäftswesens spricht aus diesem Verbot. Mit kluger Kunst hat der Dichter die schreckende Klippe umschifft. Nur den Widerhall des Heilandswortes hören wir und sehen die Spiegelung seiner wirkenden Lichtgestalt im Sinn zweier von Leidenschaft heftig bewegten Erdenkinder: Marias von Magdala und des Karioten Judas Ischarioth." Der kluge Dichter war, wie sich jetzt zeigt, noch immer nicht klug genug. Incidit in Scyllam cupiens vitare Charybdim. „Aulus Flavius, ein Neffe des Landpflegers Pontius Pilatus, wirbt längst um der Magdalerin Gunst, die ihn die Entbehrung römischer Wonnen wohl vergessen ließe. Jetzt darf er, endlich, hoffen, dem Ziel seines Sehnens zu nahen. Ihm öffnet sich jedes Kerkers Thür und leicht kann er die Bande lösen, die des Galiläers Leib fesseln. Doch der Weltstädter ist kein Heiliger; der lustige Lebemann würde sich lächerlich dünken, wenn er für sein Retterwerk nicht Belohnung heischte. Ein Dämmerstündchen an Mariens Brust: und in der Morgenfrühe ist ihr Jesus frei, dem der Hohe Priester schon das Kreuz rüsten läßt. Sie vermag es nicht. So manche Nacht schob sie am Thor den Riegel zurück, damit ein heißer Buhle im Dunkel hineinschlüpfe, und so entehrt ist ihr Körper von gierigen Küssen, daß keine Hingabe an neues Begehren ihn mehr schänden könnte. Aus nächtiger Finsterniß aber warnt jetzt eine Stimme, dräut die Stimme Eines, der das Opfer des wiedergeborenen Leibes verschmäht. Aulus Flavius geht ungetröstet heim. Und der Erlöser verröchelt am Kreuz." So wurde der Vorgang hier damals erzählt. Maria versagt sich also dem Römer, weil die Stimme des angebeteten Galiläers vor solcher Hingabe warnt. Die preußi-

Digitized by Google

sche Excellenz aber findet das fromme Gedicht „absolut unzulässig“; denn der freiwillige Opfertod des Heilands, „die Grundlage des christlichen Glaubens, wird in Verbindung gebracht und beinahe abhängig gemacht von dem Entschluß einer Buhlerin darüber, ob sie einen römischen Hauptmann zu sich nehmen will oder nicht.“ 1903. Die Wissenschaften, die Künste blühn. Vor dem gnädig blickenden Auge des Kaiserpaares bläst der Panbabylonier Delitzsch die Grundmauern des Offenbarungsglaubens um. Die Religion wird „weitergebildet“. Und es ist eine Lust, in Preußen zu leben.

* * *

Drittes Verbot: „Das Thal des Lebens, historischer Schwank in vier Aufzügen von Max Dreyer.“ Ein Markgraf, in dem des Mannes zu wenig ist, und eine Markgräfin, die wie ein brünstiges Kätzchen durch die Säle murrt. Kein strammer Kater in Sicht. Langweilige Schranzen, ein impotent winselnder Hofpoet, steifbeinige Schloßgardisten. Brown-Séquard lebt noch nicht und die Elixiere des markgräflichen Leibmedikus sind nicht stark genug, um die entschlafene Zeugerkraft Seiner Hoheit aufzurütteln. Schlechte Stimmung am Hof. Schlechte Stimmung im Lande, das an Preußen fällt, wenn der Mannesstamm der Dynastie ohne Frucht bleibt. Nur im Ammendorf läßt man sich die frohe Laune nicht trüben. Kreuzbrave Menschen wohnen da; Burschen und Mädel, die auch ohne Ring am Finger einander die Treue halten; märchenhaft brave Menschen, deren illegitime Paarung nicht einmal dem Pfarrer ein Aergerniß ist. Geht nicht anders; die Mädchen müssen als Ammen ja erst das zum Hausstand nöthige Geld verdienen. Alldieweil aber Serenissimus die kaum noch keuschen Gluthen Serenissimae nicht zu kühlen vermag, sollen auch die getreuen Unterthanen die gierigen Hunde an die Kette legen. Keine Unzucht hinfüro mehr, bei Todesstrafe keine außereheliche Geburt! Im Ammendorf wird der Kommissar, der dieses Gebot des Markgrafen verkündet, ausgelacht. Der keckste und kräftigste Bursche hebt gegen ihn, der die ehrsame Ammenzunft beleidigt, die Hand. Darf nicht geduldet werden. Der freche Patron wird unter die Schloßgardisten gesteckt. Der Ruf seiner männischen Leistung dringt ins Ohr der unbefriedigten Landesmama, deren Eheherrn ein Jagdausflug fern hält. Vor ihren Gemächern steht der frische, im Frauendienst bewährte Bengel auf Posten. Sie holt ihn herein, giebt ihm zu essen, zu trinken, kraut ihm den Kopf, reibt sich an seinen drallen Gliedern, ernennt ihn zum Hofuhrmacher und weist ihm als Wohnung einen einsamen Pavillon an, dessen Thür nur ihr Schlüssel öffnet und schließt. Nach der ersten Nacht desertirt der gute Junge, der seiner Lise nicht ein zweites Mal untreu werden möchte. Der Markgraf aber hat nach neun Monaten den lange ersehnten Sohn und findet im Thal des Lebens, trotz der strengen Strafandrohung, eine ganze

Ammencompagnie zu gefälliger Auswahl. Allgemeine Seligkeit. Der Hans kriegt die Lise, die Lise den Hans; und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute... Das Stück ist leider sehr schlecht, viel schlechter noch als das „Ewig-Männliche“ des Herrn Sudermann, das einen ähnlichen Stoff behandelt. Kindisch wie die Weihnachtmärchen, die in der Adventzeit manchmal auf kleine Bühnen kommen; und ungraziös zotig wie ein Kneipengespräch im dunkelsten Deutschland. Und man müßte fragen, wie der ernsthafte, saubere und mit sicherem Theaterinstinkt begabte Herr Dreyer sich zu so rüden Knotenspäßen erniedern, wie die zur Kostprobe ins Deutsche Theater geladene „Elite von Berlin“, die sich so modern dünkelt, solchem frostigen Sexualulk Beifall klatschen konnte, — wenn das Censurverbot nicht wäre. Ein verbotenes Stück, denkt das Publikum, muß verborgene Qualitäten haben und wir könnten uns, wenn wirs auszischten, ausgähnten, vor der Nachwelt von übermorgen blamiren. Und warum das Verbot? Herr von Hammerstein hat es im preußischen Landtag „begründet“. Der Schwank, sprach er, erinnert daran, „daß vor etwa hundert Jahren in einem Zweig unseres brandenburgischen Königshauses künstlich versucht worden ist, eine Nachfolge auf ungesetzlichem, unlauterem, unsittlichem Wege zu erzielen. Das soll und darf nicht in das Volk hineingebracht werden. Das ist meines Erachtens in einem monarchischen Staat ganz selbstverständlich“. Erstens läßt nun Herr Dreyer diesen fürchterlichen Versuch gar nicht machen; der Markgraf hält, mit dem neusten Trank des Hofmedikus im Leibe, seinen Erben für legitim gezeugt und ahnt nicht, daß der Schloßgardist zu persönlicher Dienstleistung bei Ihrer Hoheit befohlen war. Und zweitens dürfte höchstens ein argloses Kindergemüth glauben, nur „unser brandenburgisches Königshaus“ sei der Schauplatz so entsetzlicher Gräuelthaten gewesen. Vielleicht darf aber auch die Großherzogin von Gerolstein nicht mehr über die preußische Grenze. Einerlei. Im Hofschauspielhaus erregt Herr von Wildenbruch Anstoß. Die heysische Maria von Magdala ist „absolut unzuläsig“. Salomes Schicksal wird gar nicht erst erörtert. Und „ins Volk hineingebracht“ darf nur werden, was für die tugendsame Reine des angestammten Herrscherhauses zeugt. Welches Glück, daß dem vereinten Mühen proletarischer und bürgerlicher Kulturkämpfer die Lex Heinze nicht widerstehen konnte! Seit sie beseitigt ward, braucht der deutsche Geist nicht mehr vor der Gefahr der Knechtung zu zittern... Drei Jahre ists her. Da mißfielen manchem Leser die Sätze, die er hier fand: „Die Ablehnung der Lex wäre kein Sieg der Freiheit; und die im Kampf gegen dieses Schreckgespenst aufgewandte Kraft ist zwecklos verzettelt. Wenn der Entwurf fällt, wird der Himmel den Deutschen nicht heller sein“. Der Entwurf ist gefallen. Und sehet: Forschung und Künste sind im Lande der Denker und Dichter frei.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 28. Februar 1903.

Goethes Gott.

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen, — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzudringen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte. Sie scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht; und doch spielt sies für uns, die wir in der Ecke stehen. Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillstehen in ihr. Sie ist fest, ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen sind selten, ihre Gesetze unwandelbar. Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann. Die Menschen sind Alle in ihr und sie ist in Allen. Mit Allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen: die Bahn kennt sie. Wer ihr zutraulich folgt, Den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung; und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf. Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat,

Digitized by Google

schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thorn über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen: und hat an Allen ihre Freude und findet bei Allen ihre Rechnung. Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelind, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele; und am Besten ists, ihre List nicht zu merken. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer die selbe. Sie hat mich hereingestellt: sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein; was wahr ist und was falsch ist: Alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld. Alles ist ihr Verdienst.

* * *

Diese Gedanken sprach Goethe 1782 aus, hundertundzwanzig Jahre vor der Epoche deutscher Geistesgeschichte, deren religiöser Drang, so lesen wir eben, in dem von Wilhelm dem Zweiten an den Admiral Hollmann geschriebenen Brief den klarsten und stärksten Ausdruck gefunden hat.

Vom Adel.

In einem kleinen Orte der Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigte man mir einen blassen, mageren Mann mit langweiligem Gesicht und sagte erwartungvoll: „Sehen Sie; Das ist auch ein Adeliger aus Deutschland". Ich dachte zuerst, der Sprecher erwarte, daß sich ein heftiges Tat-Twam-Gefühl bei mir bemerkbar machen werde; es hatte aber noch eine andere Bewandtniß mit meinem Standesgenossen. Der durch irgend welche Stürme an diesen Ort verschlagene Herr von X hatte zuletzt in einer benachbarten Fabrikstadt als Konstruktionzeichner eine auskömmliche Anstellung gefunden und war, wie der Deutsch-Amerikaner sagt: gut ab; auch hatte er das amerikanische Bürgerrecht erworben. Da ereignete es sich bei der Lohnzahlung, daß sein Name aufgerufen wurde, und zwar ohne die Adelspartikel, die ihm als amerikanischem Bürger auch nicht mehr zustand. Von X rührte sich nicht. Nach wiederholtem Aufruf erklärte er: Ich heiße Von X; und mit der selben Bestimmtheit und größerem Recht wurde ihm jedesmal die Antwort: Sie heißen X. Er gab nicht nach, wurde schließlich entlassen und blieb seitdem ohne feste Beschäftigung, bis er den eben so ehrenvollen wie wenig einträglichen Posten des Nachtwächters in einem whole sale store

Digitized by Google

erhielt und sein Leben, abgeschlossen und abseits von anderen Menschen, auf kümmerliche Weise weiter fristete.

2. In den selben Ort kam ein reicher Fabrikant, auch Deutschamerikaner, aber in Amerika geboren, um dort eine Fabrik von Axtstielen anzulegen. Als er hörte, daß ich nach Europa zurückgehen wolle, suchte er mich mehrfach auf und erklärte, er wisse bestimmt, daß er einer reichen adeligen Familie entstamme, der einzige Erbe sei und mich bitte, ihm zu diesem Erbe, natürlich einem Schloß mit prächtigen Waldungen, zu verhelfen. Eine lange phantastische Geschichte von gestohlenen Kindern, treuen Dienern, Auswanderung aus Deutschland und — abermals natürlich — verlorenen Papieren. Sein Hauptargument war aber: Ich fühle mich immer zu „vornehmen" Leuten hingezogen und weiß am Gefühl ganz bestimmt, daß ich adeliger Abkunft bin. Im Uebrigen war er, wie gesagt, sehr wohl situirt, in seinem Wesen völlig Amerikaner und benahm sich nach den Mahlzeiten sehr unappetitlich.

3. In Deutschland hatte mir ein Schreibmaschinenfräulein beim Engagement Schilderungen ihres Könnens gemacht, die sich nachher als nicht der Wahrheit gemäß herausstellten. So schmerzlich es mir war, mußte ich ihr Vorhaltungen machen und wir trennten uns im Zorn; beim Abschied erklärte sie, sie gehöre der ältesten jüdischen Aristokratie an und könne sich eine solche Behandlung nicht gefallen lassen.

„Typisch" sind diese drei Fälle wohl nicht, eben so wenig kann man ihnen aber wegen des ungewöhnlich scheinenden Milieu eine allgemeine Giltigkeit absprechen. Unter ganz verschiedenen Verhältnissen ließen sich ganz verschiedene Individuen durch das selbe Gefühl leiten. Nummer 1 handelte unter seinem Zwange direkt gegen den gesunden Menschenverstand und sein eigenes Interesse, gab sich auf für die „Idee". Nummer 2 hatte ein langes erfolgreiches Geschäftsleben hinter sich, daß er auch als anerkannt adeliger Schloßherr nicht aufgegeben hätte, und konnte trotzdem nicht von seinem stets konservirten und gehegten Wahn lassen. Bei Nummer 3 lag die Sache anders; ihr fehlte die bona fides. Ihre „Aristokratie" (die verdammten Fremdwörter!) holte sie erst hervor, als sie ihr das Selbstbewußtsein der Leistungfähigkeit ersetzen sollte, und wandelte höchst zeitgemäß das Sprichwort um in: ma noblesse t'oblige. Diese Ausmünzung der adeligen Geburt fürs Geschäft ist nicht von der tippenden Dame erfunden worden, sondern viele ihrer arischen Standesgenossen wissen weit besser das „Geschäft" daraus zu holen. Nummer 1 zeigte Charakter und repräsentirt einen Typ, der nicht selten in Deutschland zu finden ist und um dieses „Charakters" willen sich auch einer gewissen Achtung erfreut. Das sind die Leute, deren Leben sich fern von der Oeffentlichkeit abspielt und deren einziger Genuß ist, vor ihrem Fetisch zu knien. Erst ihren Tod finden wir unter „Lokales" verzeichnet,

Digitized by Google

wo von dem „Ableben eines alten Sonderlings“ berichtet wird, der scheu die gekaufte Dauerwurst unter dem fadenscheinigen Rock zu verbergen pflegte. Es giebt unter ihnen Einzelne, die ganz zufrieden sind, denn diese Existenz ist für sie eine Art, sich auszuleben; aber der „Charakter“ entpuppt sich schließlich als ererbte Zwangsläufigkeit, die Willen und Geist auf einen engen Kanal bornirt. Der entgleiste Eisenbahnwagen bleibt im Sande stehen oder liegen, weil er trotz dem veränderten Milieu nicht aufhört, ein Eisenbahnwagen zu sein; ohne Gleise kommt er nicht vorwärts. Dabei giebt es unter ihnen eine Menge der ehrenwerthesten Leute, für die im moralischen Sinn der Begriff der Entgleisung durchaus nicht vorliegt. Manche leiden schwer unter ihrer Lage, aber sie können nicht anders, obgleich sie nicht daran denken, andere Berufe oder Beschäftigungen als ihrer unwürdig zu erachten; es ist ihre Natur, die den Gabeln jeglicher Größe und Art Stand hält. Sie haben manche Beschäftigung, manchen Beruf versucht, aber ihr ererbtes Ich bleibt und der unüberbrückbare Zwiespalt zwischen ihm und den äußeren Verhältnissen lähmt den Mann, macht ihn unglücklich und unfähig. Die Vergangenheit — man kann auch sagen: die Geschichte oder die Zucht — rächt sich an ihm, sobald er die durch sie gewiesenen Bahnen verläßt. Es ist eben so beliebt wie albern, von einer Entartung des deutschen Adels — wenn wir vorläufig noch diesen Sammelnamen gelten lassen wollen — zu sprechen, denn der Adel ist heute so gut und so schlecht, wie er je gewesen ist, eben so klug und eben so dumm. Die soziale Entwickelung und das freizügige Kapital sind aber im Begriff, über ihn hinwegzugehen, weil er nicht die Elastizität hatte, sich zum Träger — wenigstens der sozialen Entwickelung — zu machen; und wenn der Bourgeois über den Junker jammert, zeigt er damit nur seine eigene kurzsichtige Eitelkeit, die nach bald antiquirten Zielen strebt. Ich beabsichtige nicht, dem Leser jetzt in lichtvoller, sozialpolitischer und historischer Auseinandersetzung meinen „klaren und vorurtheillosen Blick“ zu beweisen noch auch „mein Nest zu beschmutzen“, sondern will nur einige Curiosa erwähnen und zu begründen versuchen.

Unendlich oft begegnet es Einem, daß ein Bürgerlicher zwischen Kaffee und Liqueur mit jener stolzen und doch so liebenswürdigen Reserve sagt: „Ja, ich begreife vollkommen, daß Sie auf Ihren Stand und Namen stolz sind.“ „Das bin ich gar nicht.“ „Na, lassen Sie nur; wie gesagt, ich habe volles Verständniß dafür, aber um nichts in der Welt würde ich den Adel annehmen, wenn er mir angeboten würde.“ „Gewiß; warum denn auch?“ „Sehen Sie, Sie würden mich nicht für voll halten. Ich kann Ihnen übrigens sagen — im Vertrauen aber, bitte —, daß meine Familie früher adelig war“ (ein mächtiger Siegelring und eine Berloque werden zur Bekräftigung gezeigt); „einer meiner Vorfahren hat den Adel abgelegt, weil er ver-

Digitized by Google

armte. Mein Vater wollte ihn wieder annehmen, aber die Papiere und Kirchenbücher waren nicht mehr aufzufinden; verbrannt jedenfalls. Ich habe meinen Stammbaum ausgearbeitet und alle Nachrichten, deren ich habhaft werden konnte, zusammengestellt und nach der historischen Wahrscheinlichkeit ergänzt. Wenn es Sie interessirt, schicke ich Ihnen die Papiere einmal zu." Es ist immer die selbe Geschichte, vom Anfang bis zum Schluß. Ein eigenthümlicher Widerspruch, daß gerade diese Leute, die so gern das „Wörtchen ‚von'", wie die Marlitt sagt, ihrem Namen vorsetzen möchten, sich am Meisten darüber entrüsten, daß der Adel so wenig „nach Verdienst" verliehen werde, sondern, weil angeboren, die Entwickelung eines Verdienstes erstickе. Auch sie sind, wie sie sind, und können nicht anders denken, als sie denken; aber daß sie so denken, ist schwer nachzufühlen. Bürgerliche Familien und Bauerngeschlechter, zum Beispiel in Dithmarschen, existiren, die sich urkundlich bis in das frühe Mittelalter zurückführen können, und in keinem von ihnen wird je ein Glied den Wunsch nach dem Adel gehegt haben. Sie haben, wie adelige Familien, bewußt oder nicht, die Familie Jahrhunderte lang auf ungefähr dem selben Niveau zu halten verstanden. Und eben Das ist, theoretisch, der innere Werth des Adels: die reine Zucht, die Beständigkeit im Wechsel. Praktisch hat sich die Entwickelung vielfach anders gestaltet, und wie es alte Eisenschiffe giebt, von denen man sagt, daß nur die dick und immer wieder aufgetragene Farbe sie zusammenhält, so auch hier. Die Maschinen leisten nichts mehr und die Manövrirfähigkeit ist gering; nur reichlicher Flaggenschmuck macht sie noch ansehnlich und zum Gegenstande des Neides. Deshalb gehört auch dieser Neid des selbstbewußten Bürgers zum Lächerlichsten, was die Naturgeschichte bietet. Natürlich ist es in erster Linie die Eitelkeit, dann äußerer Vortheil; wie oft kehrt sich dieser äußere Vortheil schon in der zweiten Generation in das Gegentheil und nur das frohe Selbstgefühl, dem „Adel" anzugehören, bleibt! Die stabilen Lebensbedingungen, das gesunde Leben in freier Luft — trivial, aber wahr — haben das Werden der „alten Familie" ermöglicht und thun es noch, wo Geld und Grundbesitz ist; wo es nicht war, bildete sich die Offizierfamilie, deren Zukunft als solche allem Anschein nach recht bedroht ist. Daß aber der Kapitalreichthum nicht genügt, um in diesem Sinn eine Familie zu begründen, sieht man täglich. Es ist da meist ein kluger und geschickter Mann, in dem die Familie ihren Gipfelpunkt erreicht, während die Söhne und Enkel sich auf das Tragen von Sackpaletots und auf Automobilfahren beschränken. Die Hauptstärke der Familie, das Zusammenhalten als Clan, ist heutzutage kaum mehr neu zu schaffen; auch den alten Familien geht es immer mehr verloren und muß es verloren gehen. Man könnte auf den ersten Blick annehmen, daß gerade heutzutage es im Interesse der „Familie" läge, auch solche Glieder noch ferner an sich zu fesseln, die in nicht standesgemäßen

Digitized by Google

Berufen arbeiten, um ihren Einfluß politisch auf sie auszudehnen. Das ist aber unmöglich, denn der Adel, wie er sein zu müssen glaubt, würde sich damit selbst verneinen. An diesem Beispiel zeigt sich anschaulich, daß nicht der Name und die Familienzugehörigkeit den Standeszusammenhang machen, sondern lediglich die materiellen Interessen und die Sicherheit, daß jedes Familienglied eben diese Interessen ganz vertritt. Kann und thut es Das nicht, so fällt es entweder von selbst aus dem Zusammenhang heraus oder wird hinausgesetzt; und umgekehrt ist der feste politische Zusammenschluß Adeliger und Nichtadeliger, wie er immer mehr hervortritt, sowohl ein Beweis, daß der Kollektivbegriff „Adel" eine Interessentengruppe bezeichnet, als auch, daß der Adel selbst mehr und mehr aufhört, diese Interessen für sich allein in Anspruch zu nehmen. Was aber außer dieser Gruppe noch adelige Namen führt, wird in genere, abgesehen von Regenerationen durch hervorragende Persönlichkeiten, sich entweder assimiliren oder aber, bei unpraktischem Hervortreten des „Standesbewußtseins", untergehen.

Die Verleihung des Adels, die für die Person eine Auszeichnung sein soll, wird also für fernere Generationen entweder indifferent, wenn sie nicht mit Dotationen verbunden ist, oder aber sie ist schädlich. Sie hat den selben Werth wie ein Orden und kann nur den Persönlichkeiten Freude machen, die äußerer Anerkennung bedürftig sind, sei es aus innerer oder äußerer Armuth. Wie Jemand die „Erhebung" als solche empfinden kann, ist mir unbegreiflich; und doch giebt es solche Leute. Eben so ungreiflich erscheint das auch thatsächlich vorhandene Gefühl der Zugehörigkeit zu einem „Stande". Wo ist außerhalb der Interessengruppe der Stand? Es ist richtig, daß lange Tradition ähnliche Lebensgewohnheiten hervorbringt und diese eine gewisse äußerliche Gemeinsamkeit zur Folge haben, die zwei Menschen zuerst schneller einander näher rückt, das Stadium, wo man einander beriecht, verkürzt; fehlt aber die Interessengemeinschaft, so kommt innere Solidarität in Folge der gemeinsamen adeligen Abkunft kaum zu Stande; eher das Gegentheil. Ganz schlimm aber sind die Neuavancirten, die keinen Satz sprechen, ohne „in unserem Stande" einzuschalten. Nein: der Adel ist kein Stand; mit größerer Berechtigung könnte man die Katholiken einen Stand nennen. Man wird mir hier den Einwand machen, daß doch das Vorhandensein eines Standesgefühls nicht zu bestreiten sei. Das thue ich auch keineswegs und bin sogar vom Standesgefühl hier ausgegangen; ich bestreite aber, daß sich daraus auf Vorhandensein des Standes selbst schließen läßt. Abstrahiren wir das Zusammengehörigkeitgefühl, das die Vertretung und der Kampf für äußere Interessen den Gliedern der Interessentengruppe mit Nothwendigkeit einflößt, so bleibt als reines und also begründetes Gefühl nur das der Familie. Es hat einen vorwiegend retrospektiven Charakter und unterscheidet sich schon

Digitized by Google

dadurch von dem in all den Familien vorhandenen, deren Vergangenheit der lebenden Generation gar nicht oder wenig bekannt ist; deshalb ist es auch durchweg stärker. Wenn richtig angewandt, liegt hierin ein unmeßbarer erziehlicher Werth, wenn unrichtig, eine Gefahr, die sich bald zu rächen pflegt, und zwar an der Familie; ich habe darüber schon vorhin gesprochen. Die Möglichkeit der inneren und äußeren Familientradition wird aber bedingt durch Seßhaftigkeit der Familie und einen, um sich so auszudrücken, gradlinigen Verlauf durch die Generationen hindurch. Gerade diese werden durch das Zeitalter des Verkehrs und Kapitals immer mehr gefährdet und in Frage gestellt, und wenn die adeligen Grundbesitzer aufs Aeußerste für Erhaltung ihres Grundbesitzes und die Glücklicheren, die Das nicht nöthig haben, für weitere Verbesserung ihrer Lage kämpfen, so kämpfen sie in erster Linie auch für das Weiterbestehen der adeligen Familie; diese verschwindet aber schnell bis auf den Namen, wenn Geldmangel von Generation zu Generation Beruf und Ort zu wechseln zwingt. Die Einwirkung sonstiger, politischer und sozialer Verhältnisse ist mir nicht unbekannt, doch der Raum verbietet, hier darauf einzugehen. Das Individuum wird gleichwohl beinahe immer und unter allen Verhältnissen einen Rest dieses Familiengefühls bewahren, das je nach seinem Werthe oder Unwerthe entweder in der Persönlichkeit aufgeht oder als der sogenannte adelige Hochmuth sich innerlich verdummend oder äußerlich lächerlich bemerkbar macht. Das sich daraus a posteriori ableitende Pseudo-Standesgefühl, wie ichs nennen möchte, ist meist ein Attribut der zweiten Kategorie, des beschränkten, der Anlehnung bedürftigen Heerdenthieres; denn anders kann man ein Individuum nicht nennen, das — ich rede nicht von der Vertheidigung gemeinsamer Futterplätze — für sein Selbst die Anlehnung an und Rubrizirung unter eine größere Kategorie von Menschen nöthig hat. Daß Das nicht nur von Adeligen gilt, sondern überhaupt die „ideale" Seite des mit Gemeinsinn behafteten Staatsbürgers bildet, brauche ich nicht ausdrücklich zu erwähnen. Es giebt Wenige, die sich nicht „mit Stolz" zu Irgendetwas zählen; denn Das ist bequem; man erkennt an und wird anerkannt; es sind ihrer Viele, so darauf wandeln. Zu den Nullen irgend einer imaginären Eins zu gehören, ist immer ein Ziel, das Viele lockt.

Für Adelige und Solche, die es gern werden wollen, wird dieses Pseudo-Standesgefühl dadurch besonders verlockend, daß der adelige Name für die große Menge der Nichtadeligen noch immer mit einem gewissen Nimbus umgeben ist; für die sogenannte Gesellschaft ist er eine Empfehlungskarte, während der Nichtadelige, der nicht Mandarin irgend welchen Grades oder reich ist, erst sehr vorsichtig berochen wird. Wer Das weiß und erfahren hat, fühlt stolz ein frohes Standesgefühl in sein Herz einziehen.

Nutzlich ist der adelige Name auch für die sogenannte soziale Existenz,

Digitized by Google

wofür die Hochstapler männlichen und weiblichen Geschlechtes den besten Beweis liefern, denn sie nobilitiren sich durchweg und erzielen bemerkenswerthe Erfolge damit. Der Name des auf den Erwerb angewiesenen Adeligen wird mit Vorliebe und Erfolg von „weitblickenden“ Geschäftsleuten unter Inkaufnahme der Persönlichkeit benutzt; die „Repräsentationstellung“ ist eigens für ihn erfunden worden. Natürlich rechnet auch er sich zum „Stande“. Das ist der Stecken und Stab, der ihn tröstet.

Eben so unbestreitbar wie der Verdauungmechanismus und eben so merkwürdig ist das Streben, irgendwie auf die Nachwelt zu gelangen, sei es selbst durch den Adelskalender. Die Eitelkeit, sich von Urenkeln als Beispiel aufgestellt zu denken, zu wissen, daß man ein „hervorragendes“ Glied der Linie gewesen ist, giebt einen Stimulus von großer Wirksamkeit. Nicht eitle und aufrichtige Individuen werden überhaupt keine inneren Beziehungen zwischen sich und der Nachwelt finden können, eben so wenig wie zur Mitwelt, es sei denn, daß starke Anlagen des Geistes und Charakters äußere Bethätigung fordern, die ohne Mitmenschen leider nicht möglich ist.

Aber ich habe etwas Wichtiges vergessen: die Ideale, die „idealen Bestrebungen“! Sie verbinden vielleicht als unsichtbares Medium die Träger adeliger Namen und stellen den Stand her. „Ideal“ ist nach dem heutigen Sprachgebrauch Etwas, das man nicht hat, aber gern haben will; hat man es, so kommt ein Anderes daran. Und die „ideale Bestrebung“ gehört in die selbe Kategorie hinein, da das Ideale seiner eigentlichen Bedeutung nach die Ausschaltung des Willens verlangt. Eine ideale Gemeinschaft, die also auf rein innerer Gemeinschaft beruht, könnte niemals mit dem weltlichen Namen des „Standes“ bezeichnet werden. Daß diese Gemeinschaft de facto innerlich nicht besteht und nicht bestehen kann, geht aber auch aus dem Gesagten hervor; es ist eben nur der gemeinsame Farbenstrich, der aus einer Zeit stammt, in der der Adel ein Stand war.

Ich bin sehr weit davon entfernt, andere Stände oder Interessentengemeinschaften anders zu beurtheilen; der Heerdenthiere giebt es in ihnen nur bedeutend mehr, entsprechend dem geringeren persönlichen Selbstgefühl, und das liberale Ideal ist am letzten Ende ein sehr greifbares Ding; sie haben es nur noch nicht. Was viele dieser Gemeinschaften noch minderwerthiger macht als den Adel, ist das Schielen nach diesem, sobald Geld und „hohe“ Verbindungen es erlauben. So lange diese Hoffnungen in Erfüllung gehen und reiche Töchter mit guten Papieren alle „in schwankender Erscheinung“ schwebenden alten Namen befestigen, können die Vertreter des Standesgedankens ruhig und unbesorgt sein. In diesem Sinn wird auch der Adel weiter blühen; und Mangel an Idealen wird nicht eintreten.

Charlottenburg. Graf Ernst zu Reventlow.

Digitized by Google

Die Zukunft der Soziologie.

Während an den „rechts- und staatsunwissenschaftlichen Fakultäten" (so sollten sie heißen!) die öde „Leere vom modernen Staate" gähnt und „juristische" Staatsrechtslehrer ihre scholastischen (um nicht zu sagen: talmudischen) Purzelbäume schlagen: vollzieht sich fern von den „Stätten der freien, voraussetzunglosen Wissenschaft" (wer lacht da nicht?) der Ausbau der Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts, der Soziologie. Da keimt und sprießt es an allen Ecken weithin über zwei Welttheile und schießt üppig in die Halme: die neue Wissenschaft von den „menschlichen Wechselbeziehungen" (Ratzenhofer). Die noch nicht ein Jahrhundert alte Literatur ist namentlich in den letzten drei Dezennien so angewachsen, daß sie der Einzelne kaum übersehen kann, zumal angelsächsische, romanische und slavische Nationen hier mit gleicher Emsigkeit zusammenwirken. Mit Dank wird denn auch schon heute jeder Versuch begrüßt, die Orientirung auf diesem riesigen Wissenschaftgebiet zu erleichtern. Einen solchen Versuch, freilich nur nach einer Seite, unternahmen Paul Barth in seinem verdienstvollen Werk: „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie" (1897) und neulich Goldfriedrich in seiner „Historischen Ideenlehre in Deutschland". Doch berücksichtigen diese beiden Schriftsteller nur den Theil der Soziologie, der sich mit der Deutung und Erklärung der Menschheitgeschichte befaßt. Einen recht praktischen Versuch, uns das Gesammtgebiet der heutigen Soziologie zu erhellen, unternahm vor einem Jahr Lester Ward in einer Artikelserie des American Journal of Sociology. Ohne sich auf die Frage einzulassen, was eigentlich Soziologie sei, zählt er uns gerade ein Dutzend verschiedener Richtungen sozialwissenschaftlicher Untersuchungen auf, denen die Flagge der Soziologie voranweht. Schon ein Blick auf die Bezeichnungen dieser zwölf Richtungen ist lehrreich; da finden wir: 1. Soziologie als Philanthropie; 2. als Anthropologie; 3. als Biologie; 4. als politische Oekonomie; 5. als Geschichtphilosophie; 6. als spezielle Sozialwissenschaft; 7. als Beschreibung sozialer Thatsachen (Demographie); 8. als Genossenschaftlehre; 9. als Theorie der Arbeitstheilung (Dürkheim); 10. als Theorie der Nachahmung (Tarde); 11. als Theorie des unbewußten sozialen Zwanges; 12. als Rassenkampf. Jeder dieser Richtungen erkennt Ward eine relative Berechtigung zu; doch ist jede nur ein Theil der Soziologie. „Diese verschiedenen Richtungen", sagt er, „gleichen einer Anzahl kleinerer Flüsse, die alle bestimmt sind, in einen großen Strom sich zu ergießen, der die ganze Wissenschaft der Soziologie bilden wird, wenn einmal die Zeit der sozialen Myopie vorbei sein wird." Diese Worte treffen den Nagel auf den Kopf. Denn während man bei uns häufig die Ansicht hört, die Soziologie sei gar keine selbständige Wissenschaft, da sie keinen ein-

Digitized by Google

heitlichen und noch weniger einen ihr ausschließlich eigenthümlichen Gegenstand habe, und unter der Bezeichnung Soziologie alle möglichen Gegenstände behandelt werden, sieht Lester Ward ganz richtig allerlei Zuflüsse, die sämmtlich gegen einen großen Strom konvergiren. Daraus würde sich ergeben, daß die Soziologie in einem Stadium der Vorbereitung ist, wo die verschiedenen Bauarbeiter die Materialien zu dem künftigen Gebäude herbeischaffen. Thatsächlich ist aber jenes Vorbereitungstadium schon von Herbert Spencer überschritten worden, der die meisten vorhin aufgezählten Richtungen in seinem „System synthetischer Philosophie" ausführlich behandelt und zusammenfaßt. Und neuerdings hat Gustav Ratzenhofer in einer Reihe von Werken ein festgeschlossenes System der Soziologie geschaffen, in dem die Probleme fast aller von Lester Ward aufgezählten Richtungen befriedigende Lösung finden. Vor zehn Jahren begann Ratzenhofer die Arbeit mit seinem Werk „Wesen und Zweck der Politik"; dann folgten rasch: „Soziologische Erkenntniß" (1898), „Positiver Monismus" (1899), „Positive Ethik" (1901); und jetzt ist (bei Brockhaus) seine „Kritik des Intellektes" erschienen. Allen Fragen, die in der soziologischen Literatur bisher aufgetaucht sind — nach dem Wesen des sozialen Prozesses, nach seinen bewegenden Kräften, nach dem Zusammenhang dieses Prozesses mit dem Kosmos, nach dem einheitlichen Gesetz, das Weltall und Menschheit beherrscht, nach dem Kriterium von Gut und Böse und endlich nach dem Ursprung und der Entwickelung des menschlichen Intellektes —: all diesen Fragen findet Ratzenhofer auf Grund einer positiven und monistischen Weltanschauung eine befriedigende und trostreiche, von allem Pessimismus ferne Antwort.

Natürlich beantwortet er auch die wichtigste Frage jedes philosophischen Systems, die erkenntnißtheoretische. So pflegt ja der Entwickelungsgang der meisten Denker zu sein; nach Erklärung und Deutung der Welt und der Menschheit, nach Beantwortung der Fragen: Woher? Wohin? Wozu? gelangen sie zu der allerwichtigsten Frage, der nach dem Grunde des menschlichen Wissens, nach der Berechtigung all der Deutungen und Erklärungen, die sie uns und sich selbst über Welt und Menschheit gaben. So hat ja auch Kant, nachdem er einige dreißig Jahre über Himmel und Erde, über allerlei Erscheinungen des menschlichen Lebens, über Psychologie und Aesthetik geschrieben hatte, diese erste Periode seiner philosophischen Laufbahn mit seiner „Kritik der reinen Vernunft" abgeschlossen, die dann wieder der Ausgangspunkt vieler anderen philosophischen Werke wurde. Dieser Gang der Entwickelung ist begreiflich. Der philosophische Kopf sieht staunend die konkreten Erscheinungen der Welt und des Menschenlebens und fühlt sich gedrängt, sich über ihren Sinn Rechenschaft zu geben. Aus diesem ersten philosophischen Drang entstand Kants „Naturgeschichte des Himmels und der Erde" (1755),

Digitized by Google

ein Vierteljahrhundert vor seiner „Kritik der reinen Vernunft" (1781). Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß heute den philosophischen Geist die Politik, der Klassenkampf, das gesellschaftliche Leben und Treiben zunächst mehr bedrängen als Himmel und Erde. Ratzenhofers philosophische Sturm- und Drangperiode entlädt sich in dem dreibändigen Werk über „Wesen und Zweck der Politik", das uns die politischen und sozialen Kämpfe als einen Naturprozeß schildert, als einen Theil des großen Weltallprozesses, in dem die Urkraft, nach einheitlichem Gesetz waltend, in ihren mannichfachen Modifikationen sich äußert. Darauf die zwei Werke „Soziologische Erkenntniß" und „Positiver Monismus", worin er uns den Zusammenhang der sozialen Welt mit dem All, der Natur, die Genesis des Lebens aus der anorganischen Natur, die Einheit der unbelebten und belebten Welt und das einheitliche Gesetz, das sie verbindet, erkennen lehrt. Wenn nun aber Natur und Welt von dem selben einen und einheitlichen Gesetz beherrscht werden: was ist dann Gut und Böse? Wo bleibt da der Raum für unser freies Handeln? Giebt es eine Ethik und kann es eine Lehre geben, wie wir unser Handeln einzurichten haben? Auf diese Fragen antwortet Ratzenhofer in seiner „Positiven Ethik" mit dem Nachweis, daß die „absolute Feindsäligkeit", die zwischen den sozialen Gruppen herrscht, dazu beiträgt, das natürlich ethische Prinzip vom individuell Nützlichen auf die höhere Stufe des Gemeininteresses zu heben. Dieses Interesse für die soziale Gruppe, der man angehört, ist der Keim der Sittlichkeit und giebt dem Einzelnen die Grundlage zur Beurtheilung des Seinsollenden, das ihn in Gewissensmahnungen anruft. In weiterer Entwickelung aber erwächst aus dem Interesse für die eigene soziale Gruppe das Interesse für immer weitere Kreise (Volk, Staat, Nation, Kulturkreis u. s. w.), woraus wiederum das entsprechende Gefühl des sittlich Seinsollenden emporkeimt. So entstehen sittliche Gewohnheiten und ethisches Empfinden in immer fortschreitender Entwickelung, womit die Grundlage einer „positiven Ethik" gegeben ist. Auf dieser Grundlage baut Ratzenhofer sein System der Ethik auf, die weder mit einem „geoffenbarten Seinsollenden" noch mit dem Deus ex machina eines „kategorischen Imperativs" operirt. Damit war ja sein ganzes philosophisches System, sein „positiver Monismus" abgeschlossen. Aber gerade an diesem Punkt beschleicht den Philosophen der schwerste Zweifel, harrt seiner die schwerste Probe. Wohl prangt der stolze Bau in regelrechter Festigkeit und sein Giebel ragt in die lichte Höhe des Ethischen: den Baumeister aber überkommt die bange Sorge, ob denn dieser Bau die wirkliche Welt vorstellt oder nur einen leeren Schein widerspiegelt. Wo ist die Gewähr, daß die vom denkenden Menschen perzipirte Welt die wirkliche ist? Daß die wirkliche nicht ganz anders und die perzipirte nur ein Trugbild seiner Phantasie ist? Ists nicht auch möglich, daß wir

Digitized by Google

das „Ding an sich“ gar nicht sehen, sondern nur dessen leeren Widerschein, der uns nicht im Entferntesten die Wirklichkeit ahnen läßt? Das waren die Zweifel, die vor hundertundzwanzig Jahren den königsberger Philosophen quälten und dazu drängten, nachdem er schon Weltall und Menschenleben geschildert hatte, sich auch die vermeintliche „reine Vernunft“, also den Spiegel genauer anzusehen, der ihm Welt und Leben zeigte. Diese Untersuchung fiel nicht befriedigend aus. Was man bisher als die Grundform alles Seins ansah, Raum und Zeit, erwies sich als die Grundform dieses Spiegels und damit fiel alle Wirklichkeit auseinander und die Welt erwies sich als Wahnidee unseres Hirns. Von verzweifeltem Mißtrauen gegen die „reine Vernunft“ erfaßt, flüchtet nun der Philosoph in die „praktische Vernunft“, damit sie ihm ersetze, was die „reine Vernunft“ ihm nicht geben kann. Eitle Hoffnung! Die „praktische Vernunft“ ist ein fast noch schwankerer Boden, auf dem es erst recht keinen Halt giebt. Das war das Fazit der kantischen Philosophie. Heute fühlt der Schöpfer eines selbständigen soziologisch-philosophischen Systems wieder das Bedürfniß, die grundlegende Frage aller Philosophie, das erkenntniß-theoretische Problem, zu erörtern, um sein ganzes System zu legitimiren. Ratzenhofers „Kritik des Intellektes“ soll den Beweis liefern, daß seine Weltanschauung der Wirklichkeit entspricht und nicht einer Fata Morgana, die uns durch die Beschaffenheit unseres Gehirns vorgespiegelt wird. Eine schwere Aufgabe hat er sich gestellt; Eins aber kann ruhig gesagt werden: wenn wir seine „Kritik des Intellektes“ mit der „Kritik der reinen Vernunft“ vergleichen, merken wir sofort, daß in dem dazwischen liegenden Jahrhundert Darwin und andere große Naturforscher nicht vergebens gelebt haben.

Ratzenhofer beruhigt uns. Die Welt ist so, wie unser Intellekt sie auffaßt: denn unser Intellekt ist eben nichts Anderes als die bewußt gewordene Welt. Die Urkraft, die im All webt und lebt, kommt in unserem Intellekt zum Bewußtsein. Zwischen unserem Intellekt und der Welt gähnt kein geheimnißvoller Abgrund, in dem ein unerklärbares „Ding an sich“ verborgen ist. Gerade weil wir ein Theil der Welt sind, weil unser Intellekt nichts Anderes ist als ein Stück der Welt, und zwar ein momentan zum Bewußtsein gelangtes, gerade deshalb ist er fähig, die Welt in ihrer Wirklichkeit zu erfassen. Nur darf er nicht „von der sicheren Bahn der Erfahrungen“ abirren und sich weder „in die Phantasien des Glaubens“ noch in die „vernunftgemäße“ Spekulation über „die Wesenheit der Erscheinungen“ einlassen. Denn „die Philosophie der Vernunft“ hat gleich den Offenbarungen nicht gehalten, was sie versprach. Ratzenhofer bleibt also immer hübsch auf dem Boden der naturwissenschaftlichen Erfahrung, wobei er sich stets vor Augen hält, daß „jede Wissenschaft und besonders die Philosophie die Bestimmung hat, von Jedermann, der gründlich gebildet ist, verstanden zu werden“; im

Digitized by Google

Gegensatze zu einem „Zunftwesen, das oft seine Hohlheit der Gedanken hinter die fachmännische Geschraubtheit des Ausdruckes verbirgt“ und „unausgesetzt das Steckenpferd aller Zunftphilosophen, die Begriffskritik“ reitet.

Von diesem positiven Standpunkt aus ist der Intellekt „die einheitliche Wirkung aller Nerveneinrichtungen im Organismus, durch die dieser befähigt ist, Empfindungen zu erfahren und Vorstellungen zu erfassen.“ In ihm werden „Empfindungen mit Erinnerungen und Assoziationen zu Synthesen verarbeitet, um als Gedanken das subjektive Spiegelbild der Außenwelt zu sein“. Doch hat die Funktionirung des Intellektes das Bewußtsein zur Voraussetzung. Bei unterbrochenem Bewußtsein (durch Schlaf, Ohnmacht u. s. w.) kann der Intellekt nicht funktioniren. Das sind Thatsachen der Erfahrung. Bloßes Bewußtsein (ohne Intellekt) müssen wir überall da annehmen, wo „das charakteristische Merkmal des Lebens: Bewegung und Entwickelung“ vorhanden ist und daher eine Anpassung an die Lebensbedingungen stattfindet, wie in der ganzen Pflanzenwelt. Auch ist es eine Thatsache der Erfahrung, daß, „sobald in einem Organismus das Bewußtsein erwacht, es durch dessen Anlagen so geleitet wird, daß es sich erhält und diese Anlagen entwickelt. Diese Richtung bewußten Lebens wird das inhärente Interesse genannt.“ Jeder bewußte Organismus, jedes Individuum hat ein Interesse an seiner Erhaltung und Entwickelung. Ausnahmen sind Entartungen. Dieses inhärente Interesse spielt in Ratzenhofers Philosophie eine bedeutsame Rolle. Er verallgemeinert diesen naturwissenschaftlichen Begriff so, daß er auch „das Universum ohne Interesse als nicht vorstellbar“ erklärt; doch nimmt er es als selbstverständlich auch überall da an, wo politische oder ethisch sich geberdende Pruderie solches Interesse verleugnet. Als allgemeine Naturthatsache darf diese Grundtriebfeder alles bewußten Handelns eben nirgends verleugnet werden. Die Betonung und Hervorhebung dieser Naturthatsache bedeutet namentlich auf soziologischem Gebiet eine vollständige Revolution. Dieses inhärente Interesse beginnt seine Funktion schon beim ersten Erwachen des Bewußtseins, denn schon „das erwachende Bewußtsein nimmt die Eindrücke der Umgebung so auf, wie es dem angeborenen Interesse — das heißt: den vorhandenen Anlagen — entspricht.“ Da diese Eindrücke (Erfahrungen) einen Bestandtheil des Intellektes bilden, ist also das inhärente Interesse an der Bildung des Intellektes betheiligt. Deshalb kann sich „der Mensch seines inhärenten Interesses gar nicht entkleiden.“ Von wie weittragender Bedeutung dieser Satz für die Soziologie und Politik ist, braucht dem denkenden Leser nicht erst gesagt zu werden.

Der so, auf Grundlage des Bewußtseins unter Hinzutritt der Erfahrungen, unter Mitwirkung des inhärenten Interesses entstandene Intellekt ist „die Fähigkeit des Bewußtseinsorganismus, das Ich im Daseinskampf zu

Digitized by Google

behaupten und zu entwickeln." Da aber dieser Intellekt, wie wir gehört haben, vom inhärenten Interesse durchdrungen ist, so erhalten durch ihn „die Bewußtseinsvorgänge den individuellen Grundzug des angeborenen Interesses". Selbstverständlich wurzelt der Intellekt „in dem stofflichen Gebilde des Ich" und ist „ein Werk der in der Entwickelungreihe wirkenden Urkraft". „Wenn der einfachste Organismus zum Bewußtsein reif ist, so findet er in sich bereits Anlagen formell gegeben, die das inhärente Interesse des Geschöpfes bestimmen. Diese Anlagen sind ein Werk der Urkraft, die sich stofflich gruppirte". „Je komplizirter ein Organismus ist, desto mehr zieht sich der Intellekt von der untergeordneten Lebensthätigkeit auf freiere und rein gedachte Assoziationen zurück, indem sich zugleich das inhärente Interesse zu höheren Modalitäten entwickelt. Die Funktionen des Intellektes werden immer subtiler, der Erfahrungbereich wird immer größer."

Schon diese wenigen Citate bezeugen, was ich vorhin andeutete: während uns die spekulative Philosophie die Wirklichkeit konfiszirt, führt uns Ratzenhofer immer tiefer in die Wirklichkeit hinein und erhellt und beleuchtet uns ihre dunkelsten Räthsel. Es ist unmöglich, in einem kurzen Rückblick all die psychologischen Probleme zu zeigen, auf die sein „positiver Monismus" ein ganz neues Licht wirft. Erwähnen will ich nur noch, daß Ratzenhofer die Konfiskation des Raumes und der Zeit aufgehoben und diese zwei Thatsachen der Wirklichkeit wiedergegeben hat. „Die Raumvorstellung", sagt er, „ist nur möglich, wenn ich von Erscheinungen außer mir weiß, daher kann sie auch in mir ohne Erfahrung nicht vorausgesetzt werden. Kurz, der Raum ist keineswegs eine Vorstellung a priori, wie Kant annahm." Aehnlich urtheilt er über die Zeit. Diese „macht sich als das Verhältniß der Energieäußerungen nach einander dem Menschen so aufdringlich bemerkbar, daß seine unmittelbaren Erfahrungen hinreichen, um diese Vorstellung zu haben; sie darf daher um so weniger als angeboren oder a priori gegeben angenommen werden, sondern ist überwiegend Gegenstand der Erfahrung". Diese zwei Erklärungen bezeichnen den Positivismus des Philosophen. Er steht auf festem Boden konkreter Erfahrungen und sogar das Denken ist bei ihm „eine analytisch-synthetische Funktion des Bewußtseins innerhalb des Intellektes, angeregt von einer Empfindung." Das sind Erklärungen, die man verstehen kann und die uns zeigen, welchen Gewinn die naturwissenschaftliche Methode auf dem Gebiete der Philosophie gebracht hat.

Nachdem Ratzenhofer die naturgesetzliche Entwickelung des Intellektes in der Menschheit und dessen Verhalten gegenüber den Vorstellungen und der Außenwelt beleuchtet hat, betrachtet er das All und, von dem selben Standpunkte der Gesetzmäßigkeit der Natur, schließlich das „soziologische Problem". Dieses Problem entstand nicht erst an dem Tage, wo man

Digitized by Google

Soziologie zu treiben begann; es lebt, „seit Menschen überhaupt kausal denken"; „unter den verschiedensten Namen und Methoden wird seit je her soziologische Erkenntniß gesucht." „Wie für das Naturerkennen nach Ueberwindung der Glaubensmacht des Mittelalters die einleitenden Schritte der Astronomie zukamen, so steht es jetzt, nach Ueberwindung der politischen Willkür Einzelner, der Soziologie zu, die Bahn für das wissenschaftliche Verständniß der menschlichen Wechselbeziehungen zu eröffnen. Wie sich also im sechzehnten Jahrhundert die Fülle der Gedanken über die kosmische Ordnung zusammendrängte, so häufte sich auch im neunzehnten Jahrhundert das Denken über die soziale Ordnung, während im zwanzigsten Jahrhundert das soziale Problem im Wesentlichen gelöst sein dürfte".

Ist es nicht merkwürdig, daß fast zur selben Zeit Lester Ward in Washington und Gustav Ratzenhofer in Wien der Zuversicht Ausdruck geben, daß die „vielen kleinen Flüsse in dem großen Strom der Soziologie sich vereinigen werden?" Diese Zuversicht scheint mir vollkommen begründet; für sie sprechen, außer den inneren, in der bisherigen Entwickelung der Soziologie liegenden Gründen, viele äußere, scheinbar unbedeutende Umstände.

Deutschland war bisher der Soziologie gegenüber sehr zurückhaltend. Die große Zahl der Zunftphilosophen und Universitätprofessoren ließ es an passivem, oft auch recht aktivem Widerstand nicht fehlen. Während Frankreich, Italien, Amerika und andere Länder viele soziologische Zeitschriften haben, gab es in Deutschland bis zum Jahr 1902 keine einzige. Jetzt erst hat die leipziger „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie", die Professor Barth herausgiebt, ihrem Titel die Worte „und Soziologie" hinzugefügt. Ungefähr zur selben Zeit wurde die der Soziologie gewidmete „Politisch-Anthropologische Revue" gegründet. Soziologie ist ja eine „politisch-anthropologische" Wissenschaft. Das sind zwei kleine Zeichen der Zeit. Und während die meisten Hochschullehrer an der Soziologie mit vornehmer Geringschätzung vorbeigehen und sie am Liebsten totschweigen möchten, beweist ein jüngst von einem denkenden Mittelschullehrer herausgegebenes Buch, daß diese verpönte Wissenschaft immer weitere Schichten zu ernstem Nachdenken anregt. Ich meine das Buch des grazer Stadtschulinspektors Dr. Otto Adamek über „Die wissenschaftliche Heranbildung von Lehrern der Geschichte für die österreichischen Mittelschulen." Dem gelehrten und scharfsinnigen Schulmanne konnten die Mängel nicht entgehen, die dem verzopften Geschichtunterricht unserer Mittelschulen anhaften. Er empfiehlt eine bessere Vorbildung der Historiker; und während er die Geschichte als „Gesetzeswissenschaft" (als eine Wissenschaft, die allgemeine Gesetze aufzuweisen hat) betrachtet, lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Soziologie und fragt, ob und in welchem Umfang der Histor ker aus dieser neuen Wissenschaft sich für sein Schulamt

Digitized by Google

und seine wissenschaftliche Thätigkeit Belehrung zu holen habe. Trotzdem er an der heutigen Soziologie Manches auszusetzen hat, entscheidet er sich doch für die „Möglichkeit und Bedeutung der Soziologie als vergleichender Typenlehre der dem menschlichen Gemeinschaftleben eigenen Gestaltungen, als einer Disziplin, die dem geschichtlichen Studium werthvolle, ja, vielleicht höchst nöthige Beihilfe gewährt". Das ist ein neuer Beweis für die werbende Kraft unserer Wissenschaft. Wenn wir heute von Chicago (American Journal of Sociology) und Washington (Lester Ward) über London (Herbert Spencer), Paris (Revue internationale de Sociologie und Année sociologique), Rom (Rivista italiana di Sociologia) und Wien (Ratzenhofer) unseren Blick nach Warschau (Krzywicki), Petersburg (Karjejew und Michailowskij) und Tokio (Hiroüki Kato) schweifen lassen, dann braucht uns um die Zukunft der Soziologie nicht bang zu sein. La Sociologia fara da se!

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.



Selbstanzeigen.

Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Dresden, K. Reißner.

Durch Jahrtausende geschleppte Schwierigkeiten, mit denen die größten und verschiedensten Denker, von Heraklit, Protagoras oder Plato an bis auf Locke, Berkeley oder Kant, nicht fertig wurden, hat Mach überwunden. Seine weder materialistisch-realistisch-atomistische noch sensualistisch-idealistisch-spiritualistische, weder prästabilistisch-okkasionalistische noch epiphaenomenistisch-identistische, weder panpsychistische noch synechologische noch scheinmonistische, sondern durchaus echt und gediegen reinmonistisch immanente Grundanschauung kann heute allen Erfahrungsgebieten gegenüber festgehalten werden; sie wird mit dem geringsten Aufwand, ökonomischer als irgend eine andere, dem temporären Gesammtwissen gerecht und tritt doch eben deshalb mit der höchsten Toleranz auf. Sie drängt sich nicht für Gebiete auf, in denen die gangbaren Anschauungen noch ausreichen; sie ist stets bereit, bei neuerlicher Erweiterung des Erfahrungsgebietes einer zutreffenderen Anschauung zu weichen. Die Zumuthung, so viele alte Denkgewohnheiten zu opfern, ist keine geringe. Die den Zeitgenossen eines Kopernikus, Bruno, Galilei gestellte Aufgabe, sich auf der Sonne, statt auf der Erde, als Beobachter stehend zu denken, war nur eine Kleinigkeit gegen die Forderung, sein Ich für nichts zu achten, es in eine vorübergehende Verbindung von wechselnden Elementen aufzulösen. Wir sehen aber solche Einheiten, die wir Ich nennen, bei der Zeugung entstehen und durch den Tod verschwinden. Wollen wir nicht die heute schon abenteuerliche, durch keine Erfahrung gestützte Fiktion uns erlauben, daß diese Einheiten latent schon vorher existirten und

Digitized by Google

eben so nachher fortbestehen, so können wir nur annehmen, daß es eben temporäre Einheiten sind. Physiologisch können wir Egoisten bleiben, so wie wir die Sonne immer wieder aufgehen sehen. Intellektuell muß diese Auffassung nicht festgehalten werden. Aendern wir sie versuchsweise. Ergiebt sich eine neue Einsicht, so wird sie schließlich auch praktische Früchte tragen. Von Natur aus macht ja der Mensch fast alles Schwierige verkehrt, ob er nun, ins Wasser geworfen, schwimmen oder, an ein Reck gehängt, turnen soll, ob er auf ein Pferd gesetzt, ans Mikroskop oder an die Drehbank gestellt wird, ob er den Violinbogen, ein Fleuret oder ein Tennisracket in die Hand nimmt. Ohne die großen Modifizirer, Finder und Lehrer, die es „anders wissen", wäre kein Fortschritt; hat man aber die Schwierigkeiten einer neuen Technik überwunden, so übertrifft man leicht die Anderen, unbelehrt Gebliebenen, wie etwa der Stenograph die schnellsten Schreiber gewöhnlicher Schrift weit hinter sich läßt. Aus der Auffassung der Welt als eines Empfindung Komplexes ein tyrannisch alleinseligmachendes System fürs Leben zu ziehen, dessen Sklaven wir unter allen Umständen bleiben müßten, fällt uns nicht ein. Wichtig war, einen einwandfreien Standpunkt für die allgemeinste Betrachtung zu gewinnen; im Uebrigen bleiben bei vorsichtiger Beachtung des Standpunktwechsels die wirklich werthvollen Gesichtspunkte der Spezialwissenschaften und der philosophischen Weltbetrachtung weiter verwendbar. So wahrt sich auch der Mathematiker die Freiheit, eine vorher konstant gesetzte Reihe von Variablen einer Funktion nun einmal variabel werden zu lassen oder die unabhängig Variablen zu tauschen; gerade Das verschafft ihm mitunter überraschende Ansichten. Die destruktive Tendenz der neuen Lehre ist lediglich gegen die unnöthigen und irreführenden Zuthaten zu unseren Begriffen gerichtet. Im Verzicht auf die Lösung selbstverschuldeter Widersprüche, auf die Beantwortung als sinnlos erkannter Fragen — Leib und Seele, Sitz der Seele, Unsterblichkeit, Welt im Kopf, Anschauungen a priori, Dinge an sich, Raumsehen durch Reproduktionreihen, Kraft und Stoff, Weltentstehungen und Weltvergehungen, Allbeseeltheit, Gott und Welt, Willensfreiheit, Verantwortlichkeit und Sünde, Molekular-Theorien, Atomistik der Atome, Mechanistik der Organismen — liegt keine Resignation, sondern der Menge des wirklich Erforschbaren gegenüber das einzig vernünftige Verhalten des Forschers. Kein Physiker wird heute, wenn er das perpetuum mobile nicht mehr sucht, kein Mathematiker, wenn er um die Quadratur des Cirkels oder um die Lösung der Gleichungen fünften Grades in geschlossener Form sich nicht mehr bemüht, darin Resignation sehen wollen; Kosmogonien, die zu ihrem Inhalt Spekulationen über den Ursprung des Weltalls als eines absoluten Ganzen haben, sind nothwendig absurd, denn wo Jemand, das Gesetz von der Erhaltung der Energie prokrustig mißbrauchend, außerhalb des Bezuges der Elemente über das Auftauchen der Naturerscheinungen vor oder zurück prophezeien will, gleicht er dem Adler, der sich über die Atmosphäre hinaus emporschwingen will, die ihn doch trägt. Die Probleme werden gelöst, als lösbar, unlösbar oder als nichtig erkannt; es giebt wissenschaftlich keine „Welträthsel". Das Ziel der wissenschaftlichen Wirthschaft ist ein möglichst vollständiges, zusammenhängendes, einheitliches, ruhiges, durch neue Vorkommnisse keiner bedeutenden Störung ausgesetztes Weltbild, ein Weltbild von möglichster Stabilität. Der künstlerischen Anschauung und Gestaltung stehen nach wie vor

Digitized by Google

zum Wunderreich der Phantasie, von der einfältigsten Fabel bis zum tollsten oder bedeutungvollsten Traumgespinnst, Thür und Thor angelweit offen: dort mag man sich zu ergötzlich bewußter Selbsttäuschung tummeln und in erfreulichem Reichthum mit allen irgendwie werthvollen Denkmöglichkeiten illusionisch spielen.

Wien. Dr. Theodor Beer.

Kampfgenosse Sudermann. Verlag der Zukunft. Preis: 50 Pfennig.

Die Artikel sind in der „Zukunft" erschienen; jetzt sind sie, auf vielfach geäußerten Wunsch, gesammelt worden; auch ein paar Anmerkungen kamen hinzu. Vielleicht dringt die Brochure, die nur eine halbe Mark kostet, in Schichten, denen die Wahrheit über den Fall Sudermann bisher verschwiegen wurde. Die Leiter des Berliner Tageblattes — sie sind Alle, Alle ehrenwerth — haben sich dieser Wahrheit entgegengestemmt: nicht ein Wörtchen ist durchgesickert; und die Firma Cotta hat sich, nach einigem Zögern, entschlossen, die von ihrem (im Sinn Shylocks) „besten" Autor geleisteten Verleumdungen zu vertreiben. Geantwortet hat Herr Sudermann mir nicht; auch keinem Anderen Er hat mich — nach einer von ihm mit den gröbsten Schimpfreden begonnenen literarischen Fehde — der Staatsanwaltschaft denunzirt, ist — natürlich — in allen Instanzen abgewiesen worden und seine Freunde erzählten dann in der Presse, er habe die Privatklage eingebracht; bis heute (bis zum dreiundzwanzigsten Februar) ist mir davon nichts Amtliches bekannt geworden. Ich weiß nur, daß dieser „Kämpfer für die Freiheit der Literatur" selbst zum Staatsanwalt eilte, um mit der Macht seines Wortes ihn gegen meine Roheit aufzurufen. Wenn er die öffentliche Anklage durchgesetzt hätte, wäre er vielleicht in eigener Sache zum Schwur gekommen ... Hinzufügen möchte ich dem früher Gesagten jetzt nichts. Die „allgemeinen Betrachtungen" des Herrn Sudermann sind nicht werthvoller als seine Personal- und Pauschalbeschimpfungen; er entstellt das Wesen modischen Theaterbetriebes mit nicht geringerer Dreistigkeit als die Gestalten der seinem Haß Verfallenen. Was soll man dazu sagen, daß er, dessen Jahresziel jedesmal die prompte Lieferung des Saisonartikels ist, gegen den Unfug der „Zugstücke" wettert, die „hundertmal und darüber" aufgeführt werden? Was zu seinem Heuchlergeflenn über das Schicksal der totgeschlagenen jungen Dichter, deren Namen er weise verschweigt, oder zu der kecken Behauptung, „die Neueinstudirungen klassischer Werke fielen ganz unrettbar kritischer Bösartigkeit zum Opfer"? Solche Kinderei bedarf nicht der Widerlegung. Der ehrliche Mann rühmt sich am Schluß seiner Schmähschrift der „unzähligen Beweise theilnehmender Zustimmung", die ihm aus Publikum und Presse „ins Haus gekommen sind." Du lieber Himmel: ich habe auch ungefähr zweihundert Briefe erhalten, deren Schreiber mir zustimmten; und er hat, als Bretterherrscher und Tageblattheld, die weiter dröhnende Resonanz. Was aber ist damit bewiesen? Selbst der kleine Napoleon hat sein Plebiszit nicht auf so schmalen Grund gestellt. Uebrigens glaube ich nicht an die „unzähligen" Stimmen, die in der Presse den Ruhm des Peliden gesungen haben sollen; mit den ihn verdammenden Urtheilen der größten Blätter und Revuen aller Parteirichtungen könnte ich einen breiten Schweinslederband füllen: außer den Hauskawassen und einzelnen erfolglos um die Theatergunst Werbenden hat kaum

Digitized by Google

irgendwo ein halbwegs ernst zu Nehmender ihn gelobt. Selbst die Freunde schüttelten den Kopf und fragten, ob der Arme denn jedes Augenmaß, jede Distanz zu der eigenen Leistung eingebüßt habe. Ihre Sorge war nicht grundlos; die That und der Thäter sind wirklich schwer zu verstehen. Herr Sudermann wollte ehrlich sein und sündigte gegen die einfachsten Fibelgebote menschlichen und literarischen Anstandes. Er wollte sachlich sein und ballte die Schimpfwörter zu Schmutzklümpchen. Er wollte zeigen, wie hoch der „Schaffende" über dem nur Kritisirenden steht, und bewies, daß man im Rampenlicht dem Massengeschmack höchlich gefallen und doch unfähig sein kann, einen Stoff, sogar einen, der seinem Leben den dürftigen Inhalt giebt, wirksam zu gestalten, unfähig, einen guten Durchschnittsartikel zu schreiben. Die Siegerpose darf er natürlich nicht aufgeben. Durch seine Peroration klang aber ein Ton wehmüthiger Reue. Er ist zu schlau, um nicht zu fühlen, daß er sich eine schmerzende Schlappe geholt hat; „der alte Respekt ist eben fort", selbst Derer, die von Theaterzetteln Literaturgeschichte ablesen. Er, gerade er durfte nach so vielen Nachterfolgen nicht am hellen Tag zu einer Besichtigung seines Waarenhauses laden.

Noch eine Probe seiner Citirkunst. Der nach staatsanwaltschaftlichem Beistand lechzende Repräsentent des berliner Goethebundes schreibt, nachdem er allerlei unfreundliche Besprechungen von Werken der Herren Fulda, Sudermann, Ernst, Blumenthal, Kadelburg, Philippi mehr oder minder richtig angeführt hat: „Vor mir liegt ein Notizblatt, auf dem geschrieben steht: ‚So wird, wer klar sieht und billig denkt, Dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern und Das, was ihnen mißlang, anständig bedauern.' Goethe: Ferneres über Deutsche Literatur." Ehrfürchtig bewundern also oder anständig bedauern sollen wir, was den Schaffenden Fulda, Sudermann, Ernst, Blumenthal, Kadelburg, Philippi gelang und mißlang. Das fordert Goethe vom Kritiker. Ich schlage die Stelle auf. Das fordert Goethe wirklich; nur: für „die besten Deutschen dieses Jahrhunderts." Die Worte stehen unmittelbar vor dem Komma, hinter dem Herr Sudermann zu citiren anfängt. Das ist die unanständigste Art, einen Großen für sich zeugen zu lassen. Vielleicht aber empfindet Herr Sudermann an dieser Stelle nicht einmal, daß er fälscht. Vielleicht hält er sich und seine Blumenthal und Philippi wirklich für „die besten Deutschen dieses Jahrhunderts".

. . . Ehe er noch zum letzten Streich ausholte, wurde die Statistik des vorigen Theaterjahres veröffentlicht. Da war zu lesen, der meistgespielte deutsche Dramatiker sei Herr Sudermann gewesen; erst hinter ihm kam Schiller, der also, trotzdem die Klassiker „ganz unrettbar kritischer Bösartigkeit zum Opfer fallen", noch immer eine recht stattliche Aufführungzahl erreicht hat. Um dreißig Abende noch ist ihm aber Herr Hermann Sudermann voraus. Stärker als die fünf langweiligen, schlecht stilisirten Scheltepisteln des mossischen Apostels sollte diese beglaubigte Thatsache wirken. Denn sie beweist, daß die deutsche Theaterkritik nicht mit der Kraft und dem Eifer, die der nach Kunstkultur Langende fordern darf, gethan hat, was die Pflicht ihr befahl.

Maximilian Harden.



Auguste Rodin*).

Lebensform und Seelenstimmung der Gegenwart auszudrücken — so meint man —, sei unter allen Künsten die Bildhauerei am Wenigsten berufen. Sie sei im Grunde eine zeitfremde Kunst. Alles widerstrebe ihr in unserem Leben: die reizlose Nüchternheit seiner äußeren Erscheinung, Verkümmerung und Entstellung unseres Körpers durch naturfernes Leben und häßliche Kleiderhüllen, die weder Kenntniß noch eindringende Theilnahme an der Darstellung des Menschenleibes aufkommen lassen. Im inneren Leben herrscht ruheloses Suchen und Ringen, Hast und Leidenschaft, der volle Gegensatz zu jener Größe und Stille, die in der Hut einer festen Weltanschauung, eines völkerumspannenden Glaubens reift und in der jene Ideale wachsen, für die das Marmorbild in seiner Reinheit, seinem geschlossenen Gleichgewicht der natürliche Ausdruck ist. Die stärksten unserer Seelenstimmungen scheinen überhaupt jedes festen Umrisses zu entbehren, jede Form sprengen zu müssen. Sie finden ihren natürlichen Ausdruck daher leichter in wogenden Tönen und dichterischer Rede, allenfalls noch in den Farbenträumen des Malers, aber nicht in den strengen Formen der Plastik.

So scheint es. Und dennoch ist gerade jetzt unter Frankreichs Künstlern ein Bildhauer erstanden, der den Menschenleib in Form und Bewegung vor das erstaunte Auge wie eine neue Entdeckung hinstellt; der in der Darstellung des nackten Körpers schwelgt und gerade ihn zum Ausdruck jener gährenden Gefühls- und Ideenwelt umzuschaffen gewußt hat, die in dem Gemüthe seines Volkes nach Gestaltung ringt.

Man hat Rodin mit Wagner verglichen. Mit Recht. Aus keinem der Zeitgenossen spricht die Seele seines eigenen Volkes mit so ergreifender Gewalt. Leben und Reichthum seines ungemessenen Schaffensdranges drohen dabei, alle Dämme zu überfluthen, von denen wir bisher das Gebiet bildhauerischer Kunst eingehegt glaubten.

Auch Das freilich hat Rodin mit Wagner gemein, daß jedes seiner Werke beim Bekanntwerden vom Publikum — und nicht zum Wenigsten von

---

*) Zum zweiten Mal ist das „Jahrbuch der bildenden Kunst" erschienen, das Herr Max Martersteig, unter Mitwirkung des Herrn Geheimrathes Dr. W. von Seidlitz, herausgiebt. Der Inhalt ist diesmal noch reicher, die Auswahl und Ausführung der Kunstbeilagen und Illustrationen noch feiner und sorgsamer als im ersten Bande, der hier empfohlen wurde. Das würdig ausgestattete, keiner Modetendenz dienstbare Buch, das auch über alle Geschäftsgebiete der Kunst und des Kunstgewerbes zuverlässige Auskunft giebt, muß jeder Unbefangene loben. Als eine Probe wird den Lesern der „Zukunft" die Studie willkommen sein, in der Herr Geheimrath Treu, der Direktor der dresdener Skulpturensammlung, das Lebenswerk Rodins betrachtet.

Digitized by Google

allen wohlgesinnten Fachgenossen — mit stürmischer Entrüstung begrüßt wurde. So erging es schon dem Vierundzwanzigjährigen in seiner Vaterstadt Paris, als er 1864 die Maske eines Italieners zur Ausstellung anmeldete. Es ist die später unter dem Namen des homme au nez cassé berühmt gewordene Bronze. Sie wurde von der Jury des Salons zurückgewiesen. Allerdings mag sie in ihrer ehrlichen Häßlichkeit und donatellesken Größe sich auch seltsam genug neben den klassizistisch glatten Erzeugnissen jener Zeit ausgenommen haben. Man kann sich hiernach ungefähr die Empfindungen ausmalen, mit denen Rodin um des Broterwerbs willen während der nächsten fünf Jahre gerade einem der Modemeister des zweiten Kaiserreichs, Carrier-Belleuse, bei der Herstellung seiner weiblichen Nuditäten helfen mußte. Der Krieg von 1870 nöthigt ihn dann zur Uebersiedelung nach Belgien. Dort lehren ihn Arbeiten an der brüsseler Börse die Wirkung plastischer Gebilde in freier Luft kennen. Hier empfängt er auch tiefe Eindrücke von Rubens und, was besonders bezeichnend ist, von Rembrandt. Bei seiner Rückkehr in die Heimath bringt er als Ergebniß Jahre langer Studien sein Statuenmodell des später im Garten des Luxembourg aufgestellten „Ehernen Zeitalters" zurück.

Nackt steht der „Urmensch" da, die Rechte auf das Haupt legend, das sich mit geschlossenen Augen müde zurücklehnt, als erwache er eben aus dem Schlummer der Natur zu schmerzlich neuem Leben. Die Linke stützte sich ursprünglich auf eine Lanze. Rodin hat jedoch nachträglich dieses sehr bezeichnende und zum Verständniß von Handhaltung und Stand eigentlich unentbehrliche Abzeichen wieder entfernt. „Primitivement je luis avais mis une lance; mais cela empêchait de voir les profils", schrieb er hierüber, als es sich um die Ausstellung eines Gipsabgusses der Statue in Dresden handelte. Man sieht, was ihm das Wichtigste an dem Kunstwerk ist.

In der That, was diese Umrisse umschreiben, ist ein neues Wunder der Kunst: ein schlanker, jugendlich schmiegsamer Menschenleib von einem so reichen organischen Leben, einem so fein belebten Muskelspiel, einer solchen Wahrheit der Hautoberfläche, daß so nur die Natur selbst sprechen zu können schien. Höhnende Urtheile, die auch dieses Werk auf der Ausstellung von 1877 empfingen, sprachen von „Naturabguß". Es war eben die selbe Umwälzung, die selbe Neuentdeckung der leiblichen Form und des Erzstils, die in seiner Weise einst Lysipp für die Antike vollbrachte und die wir jetzt noch vor seinem „Schaber" nachfühlen können.

Was an Rodins 1881 entstandenem „Johannes" zunächst auffällt, ist das Fehlen jeder stilisirenden Konstruktion. Wir sind von der römischen Kopistenkunst her gewöhnt, den menschlichen Körper in einem Aufbau größerer, nach der Bequemlichkeit der Steintechnik vereinfachter Flächen zu sehen, die sich deutlich gegen einander absetzen. Hier ist nichts von Alledem. Es

Digitized by Google

ist der in seinen Gelenken bewegliche Knochenbau selbst, der das feste Gerüst bildet. Man sieht, wie die einzelnen Muskeln ansetzen und in reichem Wechselspiel unter der Haut arbeiten; man beobachtet, wie diese sich über den Gelenken glatt spannt, die Muskeln straff überzieht, die Weichtheile sanft einhüllt. Man glaubt, unter dem gleitenden Lichterspiel der Erzoberfläche den sonnengebräunten Leib sich bewegen zu sehen. Welche Wucht des Schreitens in diesen voll aufgesetzten Fußsohlen! So geht der „Vorläufer" wie durch die Jahrtausende der Geschichte mit ehernen Tritten daher. Das Haar fällt dem „Wüstenprediger" wirr über den Scheitel und die niedrige Stirn; mit einer bäuerischen Geberde des Daumens weist er auf Den hin, „der da kommen soll", während die Linke, die ursprünglich wohl ein Rohrkreuz hielt, die gehende Bewegung pendelnd begleitet. In den mit Kunstwerken gefüllten Räumen des Luxembourg-Museums wirkt diese Kraftgestalt wie ein Wesen der Urwelt, das hier mit dröhnenden Schritten durch all den kleinen Kulturkram der Gegenwart dahinschreitet.

Die durchgeführten Modellstudien des „Urmenschen" und des „Johannes" legten den Grund zu Rodins Meisterschaft im Nackten. Eine Reihe in kraftvoller Größe aufgefaßter Charakterköpfe aus seinem Freundeskreise, von Bildhauern, Malern und Politikern, führte ihn weiter, auf die Höhen der Denkmalskunst. Ich nenne die Büsten von Dalou, Falguière, Laurens, Puvis de Chavannes, Rochefort. Einige von diesen Köpfen nehmen sich in der That fast wie Vorstudien zu Rodins umfangreichstem Denkmal aus, den „Bürgern von Calais".

Als sich Calais im Jahre 1347 nach elfmonatiger heldenmüthiger Vertheidigung Eduard dem Dritten von England ergeben mußte, lieferten sich sechs vornehme Bürger der Stadt dem Sieger als Geiseln aus. Sie schritten, nach dem Bericht des Chronisten Froissart, ins feindliche Lager, barhäuptig und barfüßig, in Büßerhemden, den Strang um den Hals, die Schlüssel von Burg und Stadt in den Händen, „damit an ihnen der Sieger seinen Willen thue". So hat Rodin die Sechs auf ihrem Todesgange gebildet. So sollten sie auch nach seiner Absicht auf einem kaum über dem Erdboden sich erhebenden Blocke unmittelbar vor dem Stadthause von Calais aufgestellt werden, von dem aus jene Bürger einst ihren todesmuthigen Gang antraten. Administrative Weisheit hat die Erzbilder auf einen anderen Platz und auf das übliche überhohe Postament hinauf verwiesen. Hochaufgerichtet geht der Führer dieser kleinen Schaar festen Schrittes dem Tode entgegen, den Schlüssel der Stadt mit beiden Händen umklammernd. Seine Genossen aber geben sich völlig ihren Empfindungen hin, hier in dumpfem Brüten, dort in lebhaftem Zwiegespräch. Einer von ihnen schlägt in jähem Ausbruch der Verzweiflung beide Arme über das gesenkte Haupt. Er wird für die

Digitized by Google

Vorderansicht fast ganz von der hochaufgerichteten Gestalt des Schlüsselträgers gedeckt. Bezeichnend ist für die Anordnung des Denkmals überhaupt, daß es keine leicht zu überblickende Gesammtansicht geben will; wie sollten die Sechs in ihrer Todesnoth auch dazu kommen, sich zu einer wohlgeordneten Gruppe zusammenzuschließen? Es sind tiefergreifende seelische Einzelbilder des Jammers und der Todesangst, die nur das gemeinsame Schicksal zusammenhält. Man hat bei diesem Werk sehr treffend an die mittelalterlichen Passiongruppen erinnert. In der That hat Rodin von gothischer Bildhauerei tiefe Eindrücke empfangen. Und doch kommt Auffassung und Einzelform ganz aus des Künstlers Seele. Das gilt auch von dem Gewandstil, der Wahrheit und Größe in seltener Weise vereinigt.

Rodins Biograph Maillard erzählt, wie der Künstler einst versucht habe, seine nackten Modellstatuen der Bürger von Calais, dem Bericht des Chronisten gemäß, mit groben Säcken zu bekleiden, und nun mit Entzücken vor den großen lichtfangenden Flächen der Gewandung dagestanden habe, die sich hieraus ergaben. Er habe sich aber auch gleich gesagt, daß kein Denkmalsausschuß Derartiges je durchgehen lassen würde. Die künstlerische Erfahrung jedoch, die der Bildhauer hier aus der Anschauung einfacher Gewandmassen gewonnen hatte, machte er sich fünf Jahre später nutzbar, als es galt, seine Balzacstatue mit der geschichtlichen Dominikanerkutte zu bekleiden. Allerdings hatte Das den von ihm vorausgesehenen Erfolg, daß das Standbild von den Bestellern zurückgewiesen wurde. Wer aber je das löwenmähnige Kolossalhaupt des Dichters allein gesehen hat, Der mag sich fragen, ob jene schlichten Gewandflächen nicht doch das beste Mittel waren, um die Blicke sofort zu dem herrschenden Antlitz hinaufzuleiten, in dessen überlegenen Zügen Rodin das Wesen des großen Menschenbeobachters zu verkörpern suchte.

Erfolgreicher als mit seinem Balzac war Rodin mit dem Denkmal Victor Hugos. Zwar scheiterte auch hier die erste Bestellung für eine der Nischen des Pantheon an „Verbesserungen", die das Komitee an der Gruppe vornehmen wollte. Zum Glück aber sicherte eine Staatsbestellung die Ausführung des Werkes für den Luxembourg-Park. So wird man denn bald unter dessen schattigen Bäumen die kolossale Marmorgestalt des halbnackten Dichterheros auf einem Felsen thronend erblicken, das Haupt in tiefem Sinnen aufgestützt, die Linke mit einer großen Geberde ausgereckt, als beschwöre er die Wogen des Meeres oder die Menschenstimmen, die aus der Tiefe zu ihm herauftönen. Ein nacktes Weib, die Muse der Rache, scheint, herbeischwebend, ihm zornige Worte ins Ohr zu raunen. Hinter ihm aber birgt sich die „Innere Stimme", die zu seiner Seele redet. Das Ganze giebt ein Bild innerlich gesteigerten Daseins. Es ist eins von den wenigen wirklichen Dichterdenkmalen, von dem Etwas wie eine erhöhte Stimmung ausgeht. Man fühlt,

Digitized by Google

daß des Bildhauers Schaffen seinen Weg längst über das Gebiet einer virtuosen Wirklichkeit- und Charakterkunst hinaus genommen hatte.

Von Rodins freien Schöpfungen vermittelt seine Marmorgruppe des „Kusses“ vielleicht die beste Anschauung. Was vollendetes Können in einem Werke zu geben vermag, hier wirkt es im Verein: Leben athmende junge Leiber in engster Umarmung; ein wunderbar reiches Linienspiel, von allseitig geschlossenem Umriß in Form und Stimmung zusammengehalten; duftig verschleierte Behandlung des Nackten, die den Stein zum Leben zu erweichen, fast zum Traumbild zu steigern scheint. Vielleicht giebt es wenige Kunstwerke, die einen so reinen Genuß gewähren. Es ist in seinem großen und reinen Zusammenklang auch von Rodin selbst nicht wieder erreicht worden. Eine zweite köstliche kleine Kußgruppe, die der Künstler den „Ewigen Frühling“ genannt hat, ist zwar in der hingebenden Bewegung des weiblichen Körpers, der dem Jüngling wie in voller Inbrunst zufliegt, noch hinreißender, wirkt aber im Aufbau und in dem lockeren Gefüge des Umrisses mehr reliefmäßig, wie denn die Komposition in der That ihre Entstehung Rodins großem Reliefwerk, der „Höllenpforte“ verdanken dürfte.

Die Reliefkunst hat unseren Bildhauer vielfach angezogen. Der stark malerische Zug seiner bildnerischen Phantasie kann sich eigentlich nur in ihr voll ausleben. Ein merkwürdiges Beispiel dafür ist sein Apollorelief vom Fußgestell des Denkmals für den argentinischen Präsidenten Sarmiento. Man muß es im Original oder in Drucets Aufnahmen gesehen haben, wie hier der hydratötende Gott mit seinem Bogen wie aus wogenden Lichtwolken hervortritt, um zu glauben, daß solche Wirkungen in Mamor möglich sind. Und doch ist dieses Relief in seiner Weise echt steinmäßig. Freilich in ganz entgegengesetztem Sinne, in dem es das formenstrenge Flächenbild der Griechen war. Denn hier ist aus dem Stein herausgeholt, was in seinem durchscheinenden Korn an Lichtwirkung steckt. Das schimmernde Marmorweiß als Lichtquelle: Das ist auch eine der großen Entdeckungen Rodins.

Die mit Reliefs bedeckten, sechs Meter hohen Flügel seines „Höllenthores“ sind freilich nicht für die Marmorausführung, sondern für den Erzguß bestimmt. Sie sollen einst das eben eröffnete Musée des arts industriels schmücken. Die inneren Anregungen kamen für Rodin von einer 1875 unternommenen Reise nach Italien her, von Ghibertis „Paradiesespforte“, von Michelangelos Sistina und von Dantes Hölle. Im tiefsten Grunde aber stammen sie wohl aus der von bewegten Bildern erfüllten Phantasie des Künstlers selbst. Es muß ihn getrieben haben, die Unrast wühlender Leidenschaften, des Genusses und der Qual in einem gewaltigen plastischen Epos zu gestalten. In kleineren Werken hatte er solchen Stimmungen schon früher Ausdruck verliehen. Seine Danaide im Luxembourg-Museum hat sich im

Digitized by Google

Schmerz über ihr endlos vergebliches Mühen auf das geborstene Wassergefäß hingeworfen; seine Karyatide bricht unter der Last ihres Steinblockes zusammen; eine Eva, die ursprünglich für die Bekrönung des Höllenthores erfunden war, birgt ihr Antlitz schaudernd in den Armen, um nicht hinab blicken zu müssen in den Abgrund der Qual, der sich vor ihren Füßen aufthut. Später blieb diese Gestalt mit dem Adam, der ihr zur Seite stehen sollte, weg. Den Platz des Paares auf dem Thürsturz der Höllenpforte nehmen die drei „Verzweifelnden" ein, die mit ihren Armen in die Tiefe hinabdeuten, — die plastischen Gegenbilder jener berühmten Inschrift, die den Eintretenden mahnt, alle Hoffnung fahren zu lassen. Unter ihnen, inmitten des oberen Querfeldes der Thür, thront Dante, nicht in der üblichen Tracht, sondern als nackte Gestalt zum Typus des „Denkers" gesteigert und schon durch den größeren Maßstab die Umgebung weit überragend. Er sitzt gebeugt da, wie in sich zusammengekrampft, mit der ganzen Macht seiner Seele in die Ergründung des Welträthsels vertieft. Um ihn tost das Gewühl der unseligen Schatten — hinab, herauf an Flügeln und Gewänden der Thür, von dem Dampf der Hölle umschwält, kletternd, schwebend, fliegend, stürzend, aus Klüften hervorragend und in Felslöchern sich verkriechend —, ein unendliches, überquellendes Gewimmel. Ganz unten sieht man auf dem linken Thürflügel Ugolino, in äußerster Ermattung, auf allen Vieren über seine sterbenden Kinder wie über hungriges Gewürm hinkriechen. Darunter Francesca da Rimini mit ihrem Geliebten Paolo Malatesta. Wie das Liebespaar hier im Wirbelwind kreisend umhergetrieben wird, wie der Jüngling sich in seinem Jammer über die Geliebte geworfen hat: Das ist in Form und Bewegung, Leben und Stimmung ein echtes Stück der Kunst Rodins.

Er hat einmal eine riesige Hand gebildet. Sie hält einen Klumpen Thon umfaßt, aus dem es von Menschenbildern aufquillt. Es soll die Hand des Weltenschöpfers sein. Uns aber gemahnt sie an die gewaltige Gestaltungskraft des Künstlers selbst, vor dessen Schaffen dem Beschauer zu Muthe wird, als stände er einem Theil jener Macht gegenüber, die aus dem Erdinnern die Fülle der Gestalten in ewigem Wechsel heraufsendet. Zugleich aber erinnert ein Rückblick auf das Lebenswerk unseres Bildhauers auch an Das, was ihm versagt blieb: die Größe der Schlichtheit und Stille. Doch was ihm fehlt, fehlt der Zeit. Es ist unser Mangel.

Zweifellos ist Rodins Kunst in ihrer Richtung ein Letztes, Aeußerstes, nicht mehr zu Ueberbietendes. Sie wird, wenn sie Nachfolger findet, gerade wegen ihrer Größe der Bildhauerei Frankreichs eben so „zum Schicksal werden", wie es einst Michelangelo der Kunst seines Landes wurde. Wehe seinen Nachahmern!

Dresden. Professor Dr. Georg Treu.

Digitized by Google

Lieder auf einer alten Laute.*)

I.

Es macht ihn durchauß vergnügt, daß es schon Laetare ist.

Ode Jambica.

1.

Das Eyß hat auß gekracht,
Printz Febus wihder lacht.
Der Tau-besprüzzte Anger
geht wihder Blühmcken-schwanger.

2.

Der lukkre Schnee zerrinnt,
saufft weht ein Westen-Wind,
durch Kräntergen und Gräsgen
hukkt schon das Oster-Häsgen.

3.

In Nichts wie Sonnen-Schein
tünck ich die Fehder eyn.
Jtzt noch ein kleynes Weilgen
und alles steht voll Veilgen!

II.

Er spazirt durch den Morgen.

Ode Jambica.

1.

Gott Eol lihß seyn Blahsen,
auff nen bedhautem Wahsen
Aurora dantzt und lacht,
im Pusch auf sihben Röhren
kunt man eyn Singen höhren
die gantze lihbe Nacht.

2.

Durchs Garten-Gitter stannen
die Bokks-gefühßten Faunen,
sie müssen durchauß sehn
die Silber-Spring Cysterne,
drümb Blöhmckens, kleyn wie Sterne,
nicht ohne Anmuht stehn.

3.

Durch Tulpen und Melissen,
durch lautter Lust-Narzissen
stapfft Star, der Pauren-Knoll;
die Amsteln schreyn und springen,
die nassen Fröschgens singen,
Frau Venus küsst wie toll.

4.

Jtzt geht mit seynen Muhmen
Apoll, auß Bisem-Bluhmen
bey also schöner Zeit
sich Pindus-Kräntzgens binden;
ich kan mich kaum noch finden
für so vihl Lihbligkeit!

III.

Es verdreußt ihm!

Ode Trochaica.

1.

Tulpen blühen und Narzissen,
Tellus stikkt ihr Hochzeit-Kissen.
Kleyne blaue Veilgens drin
machen, daß ich frölig bin.

2.

Klükkernd mit den göldnen Glökkgen,
springen bundte Zihgen-Bökkgen.
Vatter Pan, der auch darbey,
blähst auf seiner Dideldumdey.

*) Die Buchausgabe, zehn Bogen stark, erscheint im März.

Digitized by Google

3.

Unter einem Rohsen-Wölckgen
buhlt im Baum ein Vogel-Völckgen.
Mars in Waffen, Venus nakkt,
beyde dantzen drümb im Takkt.

4.

Harffen-zupffen, Lauten-schlagen
ist itzt rächt mein Wohlbehagen.
Dihß nur macht mihr vihl Verdruß,
daß ich eintzel schlaffen muß!

IV.

Er zürnt dem Cato.

Ode Jambica.

1.

Dihß ist die schönste Zeit:
das libbe Lufft-Volck schreyt,
sanfft rauscht der silbre Bach
die Veilgens wach.

2.

Den sühßen Hyazint
wihgt weich ein Westen-Wind,
der Tau, der Bluhmen-Mann,
hänckt Bärlckens dran.

3.

Von Kwendel, Klee und Poll
ist jedes Blätzgen voll,
Dorant und Saturey
seynd auch darbey.

4.

Frau Flora singt und geigt.
Der saure Cato schweigt;
wie Wax bleibt sein Gesicht,
er draut sich nicht.

5.

Du lang geöhrter Dropff,
Du grohber Esels-Kopff,
willstu itzt ganz allein
nicht frölig seyn?

6.

Wirff in den dikken Klee
die dikkre Dorile!
Gläubstu, du thummpes Thier,
sie sträubt sich dihr?

V.

Er hört mit ihr den Gukguk schreyn.

Ode Jambo-Trochaica.

1.

Grisillgen, weißtu waß?
Kom mit mihr in das Graß.
Im Hayn blüht lengst der Flihder,
die Fröschgens hupffen wihder.
Venus und ihr kleynes Söhngen
pflükken sich da Tausendschöngen.
Ach, nun ist die göldne Zeit —
hörstu, wie der Gukguk schreyt?

2.

Grisillgen, weißtu waß?
Itzt wünscht ich dihß und daß.
Sih, wie sich meine Zihgen
ümb deine Schäffgens schmihgen.
Zwischen Kwendel, über Kwekken
tasten dort verbuhlt zwo Schnekken.
Ach, nun ist die göldne Zeit —
horch blohß, wie der Gukguk schreyt!

3.

Grisillgen, weißtu waß?
„Nein, nicht doch, Dafnis, laß!
For so ein Bihnen-Kröpffgen
ist nicht mein Honig-Döpffgen!
Müßt ich nicht durch solch Benähmen
mich vor meinen Schäffgens schähmen?
Drükk mihr nicht mein Daffet-Kleid —
horch doch, wie der Gukguk schreyt!"

4.

Grisillgen, waß ist Daß?
Dein Hühtgen glüzzt gantz naß!
„Lind träuffelt seynen Segen
eyn libber Sonnen-Regen!"
Flinck in jenes Rosen-Läubgen!
Ich der Täuber, du das Täubgen!
Ach, nun ist die göldne Zeit —
nein, wie blohß der Gukguk schreyt!

Digitized by Google

VI.

Er klagt, daß der Frühling so kortz blüht.

Ode Trochaica.

1.

Kleyne Bluhmen, wie aus Glaß,
seh ich gar zu gerne,
durch das thunkel-grüne Graß
kukken sie wie Sterne.

2.

Gelb und rosa, roth und blau,
schön sind auch die weißen,
Trittmadam und Himmelsthau,
wie sie alle heißen.

3.

Kom und gib mihr mittendrin
Küßckens ohnbemessen.
Morgen sind sie lengst darhin
und wir selbst — vergessen!

VII.

Er läßt nie seyn Maul hängen!

Ode Jambica.

1.

Wohrzu melancholiren?
Schnell läufft die sühße Zeit.
Die Amsteln drompettiren
des Majus Lihblichkeit.
Die bundten Gräsgens blincken,
still lauscht die Frühlings-Frau,
die Sonnen-Pferde drincken
itzt nichts wie Nectar-Thau.

2.

Bald brännt des Hunds-Sterns Hizze,
dan ist mihr mehr alß wohl,
dan spannt der kleyne Schizze
nach mihr seyn Mord-Bistohl.
Im schlaff-gefunden Kimmel
libgt man dan gern zu Zween,
indeß am blauen Himmel
die weißen Schäffgens gehn.

3.

Sordan dritt schwehr an Trauben
Vertumnus auff den Blahn,
dan kan ich kaum noch glauben
an Charons Wakkel-Kahn.
Dan lihb ich es zu schweiffen,
dan macht mich frohen Sinns
das angenehme Pfeiffen
der Grammets-Vögelckins.

4.

Panduren und Krabaten!
Zurletzt stapfft Niklas an!
Der Teuffel sol Den brahten,
der Den nicht leiden kan!
Die Kindgens jubiliren,
wies draußen stihbt und schneyt —
laßt Andre grillisiren,
ich bün for Heiterkeit!

Wilmersdorf. Arno Holz.



Digitized by Google

Mutterschaftkassen.

Nicht mehr die Charitas, die barmherzige Menschenliebe, sondern das starke und sich stark durchsetzende Gefühl der Verpflichtung zur Gerechtigkeit ist heute in unserem sozialen Leben die herrschende Macht. Gleich berechtigt Alles, was Menschenantlitz trägt: aus dieser immanenten, wenn auch nicht überall mit gleicher Klarheit ins Bewußtsein gedrungenen Erkenntniß und den sich unabweisbar daraus ergebenden Forderungen ist Alles erwachsen, was wir an sozialer Fürsorge und an fürsorglichen Gesetzesvorschriften haben. Nicht leicht haben sich Gefühl und Forderung durchgesetzt. Die Fürsorge heischenden Massen müssen ihrer Forderung den nöthigen Nachdruck zu verleihen, sie der Einsicht und dem guten Willen der herrschenden Volksklassen näher zu bringen im Stande sein; und aus den Verhältnissen selbst muß diese Forderung mit zwingender Gewalt hervordrängen. Wo aber wären diese Bedingungen besser erfüllt als auf dem heiligen Boden der Mutterschaft?

Die Erlaubniß, Geburthilfe oder Wochenpflege zu leisten, giebt der Staat nur Denen, die eine angemessene Lehrzeit durchgemacht haben und von berufenen Instanzen geprüft worden sind. Dabei könnten wir uns beruhigen, wenn allen Schichten des Volkes die Möglichkeit gegeben wäre, aus diesen sanitären Vorschriften Nutzen zu ziehen. Leider ists nicht so. Während die Besitzenden Alles aufbieten, um den Wöchnerinnen die schwere Zeit zu erleichtern, sie vor allen schlimmen Folgen des Wochenbettes nach Kräften zu bewahren und ihnen rasch wieder zu Kräften zu helfen, zeigt ein Blick auf das Leben der Handarbeiter uns ein anderes Bild. Die Reichsstatistik von 1899 über die Fabrikarbeit verheiratheter Frauen hat 229 000 in Fabriken thätige Verheirathete ergeben. Von 154 000 1895 ermittelten hausindustriellen Arbeiterinnen waren 35 000 verheirathete Frauen. Von den 2 400 000 landwirthschaftlichen Arbeiterinnen waren fast 600 000 verheirathet. Dazu kommen Tausende von Putz- und Scheuerfrauen, Waschfrauen, Hunderttausende, Millionen von Ehefrauen kleiner Handwerker, Arbeiter, kleiner Beamten, Krämer, Kleinbäuerinnen u. s. w., die, ohne außerhäusliche gewerbliche Arbeit zu Erwerbszwecken zu verrichten, mit schwerer Hausarbeit oder gewerblicher Hilfsarbeit überlastet sind und der kritischen Zeit des Wochenbettes kaum minder schutzlos und gefährdet gegenüberstehen als die Million in Gewerbe und Landwirthschaft thätiger Ehefrauen. In gewissem Sinn haben die Fabrikarbeiterinnen vor ihren Schwestern sogar Etwas voraus. Die Gesetzgebung der europäischen Kulturländer mit alleiniger Ausnahme der Schweiz kennt zwar einen Schutz der Schwangeren überhaupt nicht; Dänemark hat einen solchen für die vier Wochen vor der Niederkunft eingeführt. Dagegen ist den Wöchnerinnen eine Schutzzeit von vier oder sechs Wochen und in Deutschland für diese Zeit das ortsübliche Krankengeld zugebilligt. Das ist freilich mit der Hälfte des Lohnsatzes so gering bemessen, daß es nicht einmal für die laufenden, geschweige denn für die in dieser Zeit erhöhten Aufwendungen genügt; vielfach hat sich denn auch der Brauch eingebürgert, schon vor Ablauf der vierten Woche die Arbeit wieder aufzunehmen oder auf allerlei Umwegen sich Arbeit zu verschaffen. Nicht vergessen darf werden, daß die Fabrikarbeiterin dem Akt der Geburt mit einem durch anstrengende und

Digitized by Google

nicht selten direkt gesundheitschädliche Arbeit zermürbten Körper entgegengeht und sich weniger leicht und rasch erholen kann als die gut genährte und eben so verpflegte Frau aus den „besseren Ständen". Und das hier Gesagte gilt für alle vorhin aufgezählten Kategorien. Sie nehmen manchmal schon am ersten, gewöhnlich aber am dritten Tag nach der Entbindung die regelmäßige Hausarbeit wieder auf, stehen am Waschfaß, scheuern die Stube, besorgen die Ausgänge. Ists da ein Wunder, daß die meisten Arbeiterfrauen nach wenigen Jahren der Ehe so gealtert und vielfach so siech und elend aussehen?

Der Mißstand, den die erwähnte Reichsstatistik ins hellste Licht rückte, ist nicht neu; und an Versuchen, ihn zu beseitigen, hats nicht gefehlt. Ich erinnere an die Wöchnerinnen-Schutzgesetzgebung der verschiedenen Länder, an die Wochenunterstützung der Krankenkassen, die Wohlfahrteinrichtungen, die einzelne Unternehmer auf diesem Gebiete geschaffen haben, und endlich an die Hauspflege, den jüngsten und werthvollsten Versuch. Aber der gesetzliche Wöchnerinnenschutz ist nicht nur unzulänglich: er umfaßt auch nur einen kleinen Kreis der Bedürftigen. Und die Hauspflege verfügt, trotz dem besten Willen aller Betheiligten, heute noch über so geringe Mittel und Kompetenzen, daß sie ihre Hilfe nur den Allerärmsten gewähren kann und sich auch zeitlich auf das Allernöthigste beschränken muß. Aus den selben Gründen muß sie auch auf jede Art von Säuglingpflege verzichten. Nun ist der Plan aufgetaucht, Mutterschaftkassen zu gründen. Auch er ist nicht neu. Belgische, englische und italienische Philanthropen haben einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen und Frau Lily Braun hat ihn in ihrem Buch über die Frauenfrage gestreift. Doch die mir bekannten Anregungen beschäftigen sich nur mit dem Schutz der gewerblichen Arbeiterin und ihres Kindes. Da wird von einer den vollen Lohnbetrag ersetzenden Unterstützung gesprochen, aber nicht gesagt, wie man den Frauen helfen will, die keinen Lohn beziehen, der Hilfe aber nicht minder bedürfen. Längst war ein weiter reichender Plan nöthig geworden.

Die Mutterschaftkassen sollen die Familien gegen alle üblen Folgen der Wochenbettzeit versichern, allen Familien — nicht nur den in Landwirthschaft, Gewerbe und Handel arbeitenden Frauen — unter einer bestimmten Einkommensgrenze für diese Zeit Nahrung, Pflege und Ruhe schaffen. Die Mittel wären auf dem Wege der Zwangsversicherung zu finden. Wie bei den Krankenkassen die Versicherungpflicht bei einem Personaleinkommen von weniger als 2000 Mark eintritt, soll einer Mutterschaftkasse jeder neubegründete Hausstand beizutreten verpflichtet sein, der mit einem Gesammteinkommen von weniger als 3000 Mark zu rechnen hat. Ueber die Höhe der einzelnen, nach Einkommensklassen abgestuften Beiträge wären Versicherungtechniker zu hören; die allgemeine wie die lokale Geburtenfrequenz der in Betracht kommenden Bevölkerungschichten und die Erfahrungen der Hauspflegevereine könnten eine haltbare Grundlage liefern. Schneller wäre die Frage nach der Vertheilung der Lasten zu beantworten. Die Versicherten, denen eine gewisse Gewähr für den ununterbrochenen Fortbestand der gewohnten Lebenshaltung und Ordnung geboten wäre, dürften, trotzdem sie, wie es scheint, den Hauptvortheil hätten, nicht über Gebühr belastet werden. Die Meisten von ihnen — die Steuerliste lehrt es mit schmerzender Deutlichkeit — leben in so engen Verhältnissen, daß jede neue Last, auch die uns leicht scheinende, ihnen unerträglich werden muß. Zu erwägen ist auch, daß die Versicherungpflicht

Digitized by Google

jedem neuerrichteten Hausstande der bezeichneten Art auferlegt wird, also auch solchen, die kinderlos bleiben; an sich ists nicht unbillig, diese materiell günstiger gestellten Hausstände eine Weile für die ärmeren mitsteuern zu lassen: nur darf die Steuer nicht zur drückenden Abgabe werden. Der Beitrag der zu Versichernden darf nicht höher sein als ein Viertel der Gesammtquote. Für die restlichen drei Viertel hätten aufzukommen: die Krankenkassen, die ja entlastet würden, die Unternehmer und, wo es sich nicht um Lohnarbeiter handelt, die Kommunen und endlich das Reich. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Schutz auch ledigen Müttern gewährt werden müßte.

Die Entlastung der Krankenkassen braucht nicht umständlich bewiesen zu werden. Sie brauchten die Wöchnerinnen nicht mehr zu unterstützen und der bessere Gesundheitstand der weiblichen Mitglieder würde sie von all den Aufwendungen befreien, die schlechte Wochenpflege und verfrühte Aufnahme der Arbeit jetzt nöthig macht. Die Zahl der Krankheiten, die als Folge der Schwangerschaft und Entbindung unter den Frauen der Armen grassiren, ist grauenhaft groß; wer sie mindert, mehrt die wichtigsten Volksgüter. Der Pflicht, an diesem nationalen Werk mitzuarbeiten, wird auch der verständige Unternehmer sich nicht entziehen. Sein eigenstes Interesse drängt ihn auf diesen Weg. Die Arbeiterin, die aus guter Pflege kommt, kann ganz Anderes leisten als das erschöpfte, entkräftete Weib, das die äußerste Noth zu früh an die Maschine oder in die Werkstatt treibt. Und das selbe Interesse hat die Gemeindeverwaltung, die es an den Ziffern ihres Armenbudgets sehr bald spüren wird, wenn gesunde Frauen ein geordnetes Hauswesen regiren können. Und das Reich? Braucht man wirklich noch zu sagen, was ihm die Hebung der Volksgesundheit, die Sorge für das nächste Geschlecht werth sein muß?

Sind die Mittel gefunden, dann muß die Grenze der Hilfeleistung bestimmt werden. In der Zeit der Schwangerschaft braucht nur die Lohnarbeiterin Schutz. Denn in normalen Fällen schadet leichte Hausarbeit auch hochschwangeren Frauen nicht und schwere läßt sich, mit Ausnahme der Wäsche, in der letzten Zeit der Schwangerschaft vermeiden. Die Lohnarbeiterin aber hätte im letzten Monat von der Kasse vollen Lohnersatz zu fordern. Für Wöchnerin und Kind muß eine Hebamme, für den Hausstand während der ersten vierzehn Tage nach der Entbindung eine erfahrene Wirthschafterin sorgen; vom fünfzehnten Tag an kann, wenn nicht besondere Komplikationen eintreten, die Wöchnerin wieder leichtere Hausarbeit übernehmen. Es versteht sich, daß die Kasse der Arbeiterin den Lohn, der nicht erwerbenden Frau Krankengeld zahlen müßte; und eben so, daß entsprechende Einrichtungen für die weitere Pflege der Kinder zu schaffen wären, deren Mütter durch gewerbliche Arbeit vom Haus fern gehalten werden.

Die Losung aber muß sein: Nicht Wohlthat mehr, sondern Recht! Die Mutterschaftkassen werden kommen, weil sie kommen müssen, weil die persönliche Würde der Frau, die wirthschaftliche Nothwendigkeit, die Selbsterhaltungpflicht der Rasse und die Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit sie vielstimmig, einstimmig rufen. Und einen Bau, der auf so festen Fundamenten ruht, könnte keines Sturmes Gewalt je wieder in Trümmer stürzen.

Frankfurt a. M. Henriette Fürth.



Digitized by Google

Schwindelhausse.

Im Börsensaal gehts wieder einmal recht munter zu. Die Marktberichte melden täglich neue Steigerungen und zum Theil ist die Kurshöhe so offenbar übertrieben, daß selbst in den eigentlichen Börsenblättern sich warnende Stimmen erheben, — Stimmen der selben Leute, die sonst immer bereit sind, jede spekulative Regung zu unterstützen, wenn sie die ersehnte Möglichkeit liefert, die wirthschaftliche Situation in bengalischer Beleuchtung zu zeigen. Diesmal ist das Karnevalstreiben wirklich aber zu toll. Einzelne Werthe mögen ja mit Recht lebhaftere Beachtung gefunden haben; doch wurde nach Recht oder Unrecht überhaupt nicht mehr gefragt, sondern einfach behauptet, dieses oder jenes Papier müsse man unbedingt kaufen, weil es bisher noch nicht gestiegen sei. Gleich für ganze Aktiengruppen wurde Stimmung gemacht. So stiegen Cementaktien, weil die Cementleute sich in Berlin versammelt hatten, um eine organisirte Vertretung ihrer Interessen vorzubereiten. Gerade hier, im Bereich der Cementkonvention, hat das ewige Hin und Her die Aktionäre schon oft genarrt; immerhin konnte ihnen die Thatsache, daß endlich wieder eine Zusammenkunft möglich geworden war, neuen Muth einflößen. Schon der erste Berathungtag aber zeigte, wie es um die „Einigkeit" auf diesem Industriegebiet heute noch bestellt ist; die verschiedenen Meinungen prallten sofort hart an einander. Ein Mitrathender, der wahrscheinlich am Aktienkurs besonders interessirt war und voraussah, daß der Eindruck der Verhandlungen dem Kursniveau nicht gerade günstig sein werde, beantragte eine Resolution, in der die Versammlung ihre Einigkeit feierlich verkünden sollte. Und obwohl selbst dieser Nothantrag abgelehnt wurde, stiegen Cementaktien nach einer kurzen Angstpause noch höher hinauf. Aehnlich erging es manchen Eisenwerthen, deren immer noch schmale Dividenden mit Hilfe eines riesigen Vergrößerungsglases kapitalisirt werden. Den tollsten Unverstand aber, den abenteuerlichsten Mangel an Augenmaß zeigte die Spekulation in der Behandlung einzelner Nouvaleurs, zum Beispiel der alten Heliosaktien, deren Kursbewegung, abgesehen von der ganz sinnlosen, mit dem inneren Werth dieses Papieres völlig unvereinbaren Steigerung, namentlich auch durch die heftigen Schwankungen auffiel, die von einer Börse zur anderen mitunter 10 Prozent betrugen.

Solche Schwankungen sind für die Börsenvorgänge, die wir jetzt schaudernd erleben, überhaupt charakteristisch. Die große Spekulation hat die Führung verloren; nicht mehr Laura, Bochumer, Harpener, Kredit und Diskonto geben den Ton an: die Bewegung geht heutzutage von dem wimmelnden Heer der kleinen Gesellschaften aus, deren Aktien den Kassamarkt füllen. Früher, in den Zeiten der großen Spekulation, wurde es als ein Ereigniß angesehen, wenn ein leitendes Papier um etwa 3 Prozent stieg. Jetzt melden die Börsenberichte täglich neue Schwankungen; Kursdifferenzen von 4, 5, 6, 7 Prozent sind, auch wenn sie von einem zum anderen Börsentag eintreten, keine Seltenheit mehr. Wer die Verhältnisse kennt, wundert sich darüber nicht; heftige Schwankungen bei kleinen Umsätzen gehören nun einmal zum Wesen des Kassageschäftes, bei dem jede Terminspekulation ausgeschaltet ist. Der Zufall und die längst bekannte Thatsache, daß unsere Agrarier, die sich doch für Männer der Praxis ausgeben, ihre Theorien fern von der praktischen

Digitized by Google

Wirklichkeit ersinnen, haben uns eine bemerkenswerthe Erscheinung gebracht: in dem selben Augenblick, wo die Schwankungen des Kassamarktes allgemeines Aufsehen erregen, bestreitet ein Agrarierführer die theoretische Möglichkeit solcher Vorgänge. Im Abgeordnetenhaus hat Herr Gamp gesagt, er wünsche nicht, das Verbot des Terminhandels aufgehoben zu sehen, denn die Landwirthschaft habe sehr gute Erfahrungen damit gemacht; das Verbot habe die der Landwirthschaft unentbehrlichen stabilen Preise gesichert. Die Praxis aber zeigt, auch auf den Getreidemärkten, gerade das Gegentheil. Schon der letzte Jahresbericht der Aeltesten der berliner Kaufmannschaft wies darauf hin, daß die Differenz zwischen den höchsten und den niedrigsten Preisen, die in Berlin 27 Mark betrug, im Ausland, an den Börsen, wo der Terminhandel erlaubt ist, wesentlich geringer war; in Chicago betrug sie 21,3, in Pest sogar nur 17,2 Mark. Und noch größer als in Berlin sind die Schwankungen auf den lokalen Märkten, wo nicht einmal das unvollkommene Surrogat des handelsrechtlichen Lieferungsgeschäftes hemmend einwirken kann. So differirten nach der amtlichen Statistik die Weizenpreise während des Jahres 1901 in Ostpreußen um 39½, in Pommern um 49, in Posen und Schlesien um etwa 63, in Westpreußen um 58 Mark. Doch man braucht weder auf den Getreidemarkt noch auf den Kassamarkt der Fondsbörse zu blicken, um die äußeren Wirkungen des Terminhandels zu erkennen: das Wesen jedes Terminhandels besteht ja gerade darin, daß er heftigen Preisschwankungen nach oben und nach unten entgegenwirkt, weil er gestattet, unabhängig vom Angebot oder Mangel an Waare die Preise zu benutzen, so daß Nachfrage und Angebot sich über einen größeren Zeitraum vertheilen, als es beim Kassageschäft möglich ist.

Oft schon habe ich hier gesagt, durch viele Bestimmungen des Börsengesetzes und ganz besonders durch das Verbot des Terminhandels sei die Macht der Großbanken beträchtlich gestärkt worden. Ein sichtbares Zeichen dieser Macht sind jetzt wieder die wilden Schwankungen, die uns der Kassamarkt zeigt. Wenn, zum Beispiel, eine Bank den Kurs eines Papieres steigern will, so würde, wenn diese Steigerung nicht dem inneren Werth, sondern nur der Profitsucht entspricht, bei erlaubtem Terminhandel eine Gegenströmung auftauchen; umfangreiche Blankoabgaben wären die sichere Folge der Treiberei. Auf dem Kassamarkt kann solche Gegenströmung sich nicht durchsetzen; da ist der günstigere Fall: die Steigerung geht ohne allzu starkes Schwanken aufwärts. Wandelt die Börsenpessimisten aber, wie es fast immer geschieht, die Lust an, ihre Aktien zu verkaufen, um die hastige Haussentendenz zu hemmen, dann hat die Bank geschwind einen Trumpf zur Verfügung. Da verkaufte Kassa-Aktien sofort geliefert werden müssen, weiß die Bank ganz genau, daß die Verkäufer nach kurzer Frist zu Deckungskäufen um jeden Preis schreiten müssen: sie zieht die Schnur zu und diktirt den in schwierige Lage gebrachten Käufern die Kurse. Das kann sie durch sprunghafte Steigerung erreichen. Ist der Bedarf dann befriedigt, so geht man schnell auf die andere Seite und die Aktien fallen nun eben so rasch, wie sie vorher gestiegen waren. Ohne das Börsengesetz hätte aber der Kassamarkt überhaupt nicht seine heutige Bedeutung erlangt. Früher hielt die große Spekulation sich an ein paar Hauptpapiere und je nach den Signalen, die von den führenden Aktien kamen, stiegen oder fielen die Kurse auf dem Kassamarkt.

Digitized by Google

Diese große Spekulation, die den Vätern des Börsengesetzes ein Aergerniß war, ist jetzt wesentlich eingeschränkt worden. Geschehen ist aber, was alle Erfahrenen damals ohne Prophetengabe voraussagen konnten: die großen Kapitalisten sind mit ihren Geschäften ins Ausland gegangen und auf dem Kassamarkt tummeln sich jetzt die Kleinen, denen die Kursschwankungen höchst willkommen sind. Früher mußten sie, um 500 Mark zu verdienen, das recht riskante Engagement von 30 000 Mark bis zur zweiprozentigen Steigerung durchhalten; heute brauchen sie nur für 5000 Mark zu kaufen, weil man jetzt auf eine zehnprozentige Steigerung nicht länger zu warten hat als früher auf eine zweiprozentige der von der großen Spekulation bevorzugten Werthe. Und für so kleine Beträge giebt natürlich selbst weniger solventen Leuten der Bankier viel leichter Kredit als für die früher nöthigen großen Summen. Die Spekulation hat sich nicht, wie man hoffte, vermindert, sondern ausgebreitet und wüthet heutzutage gerade in den Schichten, die vor ihrem Gift bewahrt werden sollten. Die Meldung der Börsenberichte, das Publikum betheilige sich wieder an dem Kursgeschäft, ist cum grano salis zu verstehen. Publikum ists, — sicher; aber fragt mich nur nicht, welches. Es sind die Schaaren, die als Kundschaft in den Wechselstuben herumlungern und die Namen gewerbmäßiger Spekulanten eher verdienen als Viele, die, mit einer beglaubigten Börsenkarte in der Tasche, in die Burgstraße pilgern. Zwischen dem dunklen Gewimmel und der Börse wird die Verbindung von den Bankiercommis hergestellt, deren Weizen heute wieder blüht. Ihren Tips folgt der kleine Jobber eben so blind wie dem Tip seines Cigarrenhändlers für Hoppegarten oder Karlshorst. Ein kluger Börsianer rieth mir neulich, ich solle vorschlagen, über die Eingangsthür zur Börse Vergils Worte zu schreiben: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Der Mann hatte Recht. Da aber vielleicht nicht alle Börsenbesucher Latein verstehen, schlage ich lieber gleich die den Verhältnissen angepaßte Uebersetzung vor: Kann ich nicht die thronenden Götter erreichen, so muß der Commis meiner Lockung weichen.

Plutus.



Notizbuch.

Die swinemünder Depesche war eine Privatäußerung des Kaisers und bedurfte deshalb nicht einer ministeriellen Gegenzeichnung. Der Fürst sprach zum Fürsten, zum Freunde der Freund. Die Depesche soll in München mißverstanden worden sein, soll gar böses Blut gemacht haben? Lächerlich! Der Prinzregent hat sich ja bedankt; und sein ältester Sohn hat in Posen den Dank wiederholt. Weder Mißverständniß noch Aergerniß. Alles ist in schönster Ordnung. Kein objektiver Beurtheiler konnte glauben, der Kaiser wolle sich in die parlamentarischen Angelegenheiten eines Bundesstaates einmischen. So ungefähr sprach Graf Bülow am neunzehnten Januar im Reichstag. Die ganze Rede des Kanzlers, sagte am nächsten Tag Herr von Vollmar, „enthielt kaum einen einzigen staatsrechtlich, logisch oder thatsächlich haltbaren Satz". Das war ein gerechtes, in beinahe allzu höfliche Worte gefaßtes Urtheil. Der Kaiser hatte die Mehrheit des bayerischen Landtages heftig gescholten,

seine Scheltrede war, trotz dem entschiedenen Widerspruch des münchener Hofes, unter gefälschter Datirung veröffentlicht worden und hatte nicht in Bayern nur, sondern im ganzen deutschen Süden „böses Blut gemacht". Am Hoflager des Prinzregenten, so hieß es in einer offiziösen Darstellung, „hatte man, trotz allem Vorausgegangenen, Derartiges doch nicht für möglich gehalten; für den Eindruck, der gerade dort durch die Veröffentlichung entstand, sei „die Bezeichnung ‚Ueberraschung' auch nicht annähernd erschöpfend." Das Alles war längst bekannt. Graf Bülow aber, der lächelnde Philosoph für die Welt der Fassadenkultur, hielt es offenbar für kinderleicht, die ärgerliche Chose mit seiner bewährten Sator-Arepo-Formel wegzusprechen. Die Braugerste hatte er dem bayerischen Centrum schon geopfert; nun konnte er, gegen alle Tradition, auch verkünden, die preußischen Stimmen würden im Bundesrath für die Beseitigung des lästigsten Theiles des Jesuitengesetzes abgegeben werden; dann noch ein Lobsprüchlein für den „edlen, kunstsinnigen" Prinzregenten, ganz im modischen Hymnenstil: und kein Hahn kräht mehr nach der Hochsommergeschichte. Es kam wieder einmal anders. Zwar lasen wir bald, der Prinzregent habe dem Kanzler für seine Rede gedankt und alle Bernhardiner bellten: Na, wie hat er die Sache gedeichselt? Noch aber war seit der Oratorenthat nicht ein Monat verstrichen, als Alldeutschland vernahm, der bayerische Ministerpräsident sei entlassen worden. Graf Crailsheim ging und der Freiherr von Podewils kam. Zornrufe hallten durch die Holzpapierblätter. Unerhört: den frechen Dunkelmännern ward ein verdienter Staatsmann geschlachtet. Natürlich brüllten die liberalen Meinungmacher der Reichshauptstadt munter mit; wann hätten sie je eine irgend erreichbare Dummheit gemieden? Daß eine politische Partei ihre Macht rücksichtlos braucht, daß sie nicht nur schwadroniren, sondern wirken will, wurde ihr als Verbrechen angerechnet. Daß ein Minister, dem die Parlamentsmehrheit oft deutlich ihr Mißtrauen ausgedrückt hat, vom Platz weichen muß, schien den selben Leuten, die sonst für parlamentarische Regirung schwärmen, nun eine nationale Schmach. Ueber solche Albernheit ist nichts zu sagen. Selbst der Todfeind muß dem bayerischen Centrum bestätigen, daß es in diesem Fall klug und energisch gehandelt hat, — genau so, wie in England seit Jahrhunderten starke Parteien handeln; und der alte Herr Luitpold wäre kein gewissenhafter Regent gewesen, wenn er einen der Volksmehrheit verhaßten Minister eigensinnig gehalten hätte. Der Freiherr von Podewils soll ein pechschwarzer Klerikaler sein; nicht sehr wahrscheinlich. denn im Hause Bismarck, dem er vor vierundzwanzig Jahren von Rom aus den jungen Dr. Schweninger empfohlen hatte, wurde sein Name als der eines ruhigen und zuverlässigen Patrioten gern genannt. Die Prognosen, mit denen die Presse neue Minister begrüßt, sind ja fast immer falsch; annoch lebende Beweise: die Grafen Posadowsky und Bülow, von denen der Erste eine Null, der Zweite ein großer Staatsmann sein sollte. Und wenn der Augurenspruch diesmal nicht irrte: die Mehrheit des Bayernvolkes hat schließlich das Recht, so „klerikal" regirt zu werden, wie es ihren Wünschen und ihrer politischen Macht entspricht, und der Norddeutsche, der dieses Recht bestreitet oder begrenzt, darf nach dem Kranz der Weisen nicht langen. Mag sein, sagt Mancher; doch Crailsheims Sturz bedeutet einen Sieg des Partikularismus; Bayern wird im Bundesrath künftig nicht mehr ein so bequemer Genosse sein. Darauf ist zu antworten: Das wäre ein Glück für das ganze Reich. Das hat schon Bismarck gewünscht; und die Leute, die ihn täglich citiren, sollten solche Wandlung herbeisehnen. Il y a fagots et fagots; es giebt auch verschiedene

Digitized by Google

Sorten von Partikularismus. Gerade Graf Crailsheim trägt die Hauptschuld an der antiberlinischen Stimmung, die in Bayern herrscht; er war viel zu willfährig, viel zu geneigt, sich berliner Wünschen und „Eröffnungen“ des schneidigen Grafen Monts (der in Rom hoffentlich weniger neuborussisch auftritt) zu fügen; er wollte stets vermitteln, verkleben, Konfliktspuren (und an den allerpersönlichsten Konflikten hats während der letzten dreizehn Jahre bekanntlich nicht gefehlt) sauber wegharken und in der Wilhelmstraße als ein verträglicher Gehilfe gelten. Wenn sein Nachfolger die Selbständigkeit des zweitgrößten Bundesstaates sorgsamer wahrt, wenn er nichts ohne seine Mitwirkung geschehen läßt und jedem Schritt, der ihm unheilvoll scheint, tapfer und laut widerspricht: dann erst wird Bayern endlich eine Renaissance der Freude am Reiche erleben, dessen föderativer Charakter — kein Unbefangener kann es leugnen — heute an manchen Stellen ja fast schon vergessen ist. Nur Thoren können, wie einem nationalen Verlust, einem Minister nachtrauern, während dessen Regirung es dahin kam, daß Herr Anton Memminger, unter dem Beifall seiner großen Bauerngemeinde, sagen durfte, der Kaiser sei in Bayern der unpopulärste Mann. Nein: wir wollen uns freuen, wenn Süddeutschland kräftiger in die Reichspolitik eingreift und die berliner Manager sich täglich fragen müssen, ob sie im Bundesrath nicht auf Schwierigkeiten stoßen werden. Noch kann die Frage nicht beantwortet werden, ob Herr von Podewils der rechte Mann für diese nicht leichte, aber sehr dankbare Aufgabe ist. Doch auf die rednerischen Bemühungen des Kanzlers mußte man, ehe der Mond noch gewechselt hatte, schon mit einem heiteren, einem nassen Auge zurückblicken. Die bayerische Krisis war die direkte Folge der swinemünder Depesche. Graf Crailsheim ist kein eiserner Recke, kein Bronzefels; er hätte sich, da er an seinem Amt hing, mit dem Centrum in der Stille allmählich wieder geeinigt. Da kam die Depesche. Man nahm dem Ministerpräsidenten übel, daß er, ohne zu protestiren, die Landtagsmehrheit vom ersten der deutschen Bundesfürsten öffentlich schelten ließ, daß er die Publikation der Depesche nicht zu hindern vermochte und den greisen Regenten obendrein noch bestimmte, dem Vertheidiger dieser Publikation einen Dankbrief zu schreiben. Dieser von den Offiziösen gepriesene Dankbrief wurde sein Verhängniß. Die Kollegen warfen dem Präsidenten vor, er habe versäumt, sie zu fragen, bevor er urbi et orbi die Thatsache melden ließ, daß der Regent dem Kanzler gedankt habe; und am Ende sah Prinz Luitpold selbst ein, daß sein erster Minister ihm keinen guten Dienst erwiesen hatte. Ist die Depesche, die solche Folgen hatte, nun wirklich eine Privatkundgebung, „die nicht den Charakter eines Staatsaktes trägt“ und für die der Kanzler höchstens eine „moralische Verantwortung“ zu übernehmen hat? Ist sies namentlich im Sinne der Entsetzten, denen der bayerische Ministerwechsel einen Sieg des finstersten Klerikalismus und bösartigsten Partikularismus bedeutet? Kein ersonnener Schulfall konnte deutlicher zeigen, wie unhaltbar die ganze Konstruktion des Grafen Bülow ist. Er war mit in England, als, kurz vor dem Ausbruch des Burenkrieges, der Kaiser in Windsor mit Chamberlain die Unterredung hatte, als deren Ergebniß der britische Kolonialminister ausplauderte, ein deutsch-englisches Bündniß stehe bevor. Ich bin an dieser Auffassung unschuldig, sagte der Kanzler den fragenden Preßfreunden; und ohne meine Mitwirkung giebt es keine giltigen Staatsakte. Sehr schön; aber aus dieser Zeit stammt die Verstimmung der Briten, die Deutschlands Industrie und Handel so theuer bezahlen muß. Sie wurde, trotz allen während des Burenkrieges erwiesenen Gefälligkeiten, verstärkt, als bekannt

Digitized by Google

wurde, daß der Kaiser dem Zaren durch Flaggensignale zugerufen hatte: „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans". Nikolai antwortete frostig: „Glückliche Reise!" Die Engländer aber waren von solcher Auftheilung der Weltmeere, die erst nach dem Zusammenbruch Großbritaniens Wirklichkeit werden könnte, natürlich noch weniger entzückt. Auch damals war der Kanzler im Gefolge des Kaisers. Privatkundgebungen? Dann wird Mancher neugierig fragen, wo nun eigentlich der Bereich wichtiger Staatsaktionen anfängt. Graf Bülow glaubt sicher ja, was er sagt; leider fehlt ihm das Augenmaß, das nöthig ist, um die Wirkung persönlichen und politischen Handelns zu schätzen. Seine Wetteransage ist allzu oft falsch. Schon einmal wurde deshalb hier an die tragikomische Nachtaventiure erinnert, die er auf der Seefahrt ins Heilige Land erleiden mußte. Trotz der Warnung hatte der an der Wasserkante Geborene vergessen, die Luken seiner Kabine fest zu schließen. Prasselnd war das Wasser in den schmalen Raum gedrungen. Und mitten in der Nässe stand, nur mit dem Nachthemd bekleidet, triefend des Deutschen Reiches Kanzler und schrie mit dem ganzen Aufgebot seiner Lungenkraft: „Feuer!"

* * *

Unter der falschen Schätzung der Möglichkeiten und der Hindernisse leiden auch die Versuche, in den preußischen Ostmarken „das deutsche Element zu stärken". In Posen ist ein Bibliothekpalast gebaut, soll ein Theater und ein Kaiserschloß gebaut werden. Wer keine wirksame Handlung erfinden kann, sorgt wenigstens für prächtige Dekorationen. Nur heilt man mit solchen hübsch gefärbten Mittelchen noch nicht einmal die winzigste Hautrißwunde. Jeder für diese steinernen Schaugeräthe ausgegebene Pfennig ist nutzlos verthan; eine staatliche Fabrik brächte der Provinz und dem Deutschthum mehr Gewinn als ein Dutzend Prachtgebäude. Jetzt ist der Oberpräsident, Herr von Bitter, weggeschickt worden. Das war zu erwarten; er hat mehr als einmal einen über das Gewohnte hinausgehenden Mangel an Geschicklichkeit gezeigt, wurde vom Kaiser schon im Sommer mit Vorwürfen überhäuft und im Landtag jetzt vom Minister des Innern gegen die schwersten und gröbsten Anschuldigungen nicht mit einer Silbe vertheidigt. Ganz falsch aber ists, ihn als einen unfähigen und unwissenden Bureaukraten hinzustellen; als er nach Posen gesandt wurde, sagte Miquel, der seine Leute kannte und die Bureaukraten haßte: „Das ist das Beste, was wir haben." Und auch die Kollegen hielten Bitter für einen sehr tüchtigen, nur persönlich nicht sehr angenehmen Beamten. Ein Bedenken, das gegen seinen Kandidaten sprach, hatte Miquel überhört. Herr von Bitter ist nicht rein arischer Abkunft und hat sich, wie es scheint, gerade deshalb allzu eifrig um die Gunst des Agraradels beworben. Ganz leicht aber wurde ihm sein Amt auch nicht gemacht: ein Stärkerer wäre durch die Unstetheit einer herumhorchenden, herumtastenden Regirung nervös geworden. Immerhin hatte er eine unglückliche Hand und war nicht zu halten. Ueber die drei „Fälle", die ihm besonders dick angekreidet wurden, ist nachgerade genug geschwatzt worden. Den Provinzialsteuerdirektor Löhning hat der Finanzminister Freiherr von Rheinbaben endgiltig abgethan; sein stärkstes Argument war im August auch hier schon angeführt worden: in dem Augenblick, wo Löhning, um einem Disziplinarverfahren auszuweichen, den Abschied erbat, hatte er seinen Rechtsanspruch verwirkt. Selbst die liberale Presse nennt denn auch den Namen ihres Hundstagshelden nicht mehr und der Hintertreppenroman von der Feldwebeltochter ist neben anderen Blamagen bestattet. Dafür gehen nun dunkle Gerüchte von Gräuel-

Digitized by Google

thaten des Majors Endell: er habe öffentliche Gelder schlecht verwaltet, terrorisire die ganze Provinz, schädige das Deutschthum und habe den Landrath von Willich in den Tod getrieben. Was wahr, was falsch an diesem Geraun ist, läßt sich, trotz allen Schreibereien, von fern nicht erkennen. Ist der Mann so fürchterlich, dann soll man ihn unschädlich machen; und kann man seine Schuld nicht beweisen, dann soll man uns mit dem zwecklosen Geplärr verschonen. Herr von Willich mag der liebenswürdigste, ehrlichste Mann von der Welt gewesen sein: ein Neurastheniker, der sich erschießt, weil er angegriffen und von einem Theil des Adels boykottirt wird, paßte nicht als Landrath in die Provinz Posen.) Das Amusanteste an diesen kläglichen Geschichten war die Episode Podbielski. Der Landwirthschaftminister wurde beschuldigt, Herrn Endell zu gut, Herrn von Willich zu schlecht behandelt zu haben, — beschuldigt von den Offiziösen des Kanzlerhauses. Der Kundige merkte: da soll Einer ans Messer geliefert werden. Doch der Vater des unvergänglichen Wortes vom Lansekanal ist behend: an dem Tage, da er so schwerer Sünden geziehen ward, hielt er, ohne ersichtlichen Grund, eine zornige Rede gegen den Bund der Landwirthe; dadurch war er, für eine Weile wenigstens, unangreifbar, war er am Hof und in der liberalen Presse zugleich persona grata geworden. Allerliebst, nicht wahr? In all diesen Fällen hat die Haltung der Regirenden nur den Polen Freude bereitet. In Berlin aber nennt man solches Irrlichteliren: „Hebung des Ostens". Nun wird ein neuer Oberpräsident nach Posen kommen. Daß er fähiger sein wird als die Herren Wilamowitz und Bitter, ist kaum anzunehmen; wahrscheinlich werden wir, wenn er sich eingearbeitet hat, über ein Kleines das selbe oder ein sehr ähnliches Spektakel erleben. Und auch für Westpreußen scheinen die Tage der Hoffnung vorbei zu sein. Gustav Goßler wußte, daß nur Industrie Geld ins arme Land bringen, eine neue Industrie sich ohne Staatsaufträge im Osten einstweilen aber nicht halten könne; so lange er aufrecht war, mühte er sich, Staatsbetriebe und Staatsbestellungen nach Westpreußen zu ziehen. Sein Nachfolger, Herr Delbrück, der als Staatsbeamter und Oberbürgermeister seit Jahren in der Provinz lebt, die Verhältnisse also genau kennen müßte und keiner Schonzeit bedarf, reist umher und lobt in schönen Reden die Industriellen, die ohne Staatshilfe vorwärts gekommen seien. So that er in Graudenz; und Elbing — die Danziger Zeitung meldet es eben — ist ihm „ein Vorbild dafür, wie sich eine Stadt ohne staatliche Hilfe zur blühenden Industriestadt entwickeln könne." Muß denn immer geredet werden? Der Minister sollte den Oberpräsidenten ad audiendum verbum nach Berlin citiren und ihm sagen: „In Elbing blüht, außer der von sechzig berliner Läden ernährten Tabakfabrik von Loeser & Wolff, nur das Unternehmen der Firma Schichau, die bekanntlich von Staatsaufträgen lebt; alles Andere ist unbeträchtlich oder ungesund; ich ersuche Sie höflich, die industriellen Verhältnisse Ihrer Provinz gründlich zu studiren und uns dann Vorschläge zu einer verständigen und wirksamen Industriepolitik zu machen". Schließlich ists doch nicht gar so schwer, einzusehen, daß die Ostmarken vor der Slavisirung nur bewahrt werden können, wenn der Wohlstand der Deutschen gehoben wird. Aber man muß wissen, was man will, und darf sich nicht mit dekorativen Eintagswirkungen zufrieden geben. Und man muß in die gefährdeten Provinzen Männer schicken, die nur die Sache wollen, nicht sich, und die das Leben ertragen, selbst wenn sie nicht in jeder Woche dreimal als Ersinner genialer Gedanken und Retter des Reiches mit papiernem Lorber gekrönt werden.

* *
*

Digitized by Google

Da wir gerade von Preßklatsch reden: wie stehts eigentlich mit der merkwürdigen Schaumweingeschichte, von der zuerst so viel und zuletzt so wenig geredet wurde? Das Schiff, dessen Pathin Miß Roosevelt war, sollte mit deutschem Sekt getauft worden sein. Die deutsche Firma, die ihn geliefert haben sollte, beschwor es feierlich in Reklamenotizen und berief sich auf das Zeugniß des Botschafters, des inzwischen unsanft entfernten Herrn von Holleben Nein, rief der französische Konkurrent: ich habe den Sekt geliefert und kann beweisen, daß aus meiner Pulle der Tauffaft rann. Welsche Lügen, hieß es; kein Patriot kann zweifeln, wem er zu glauben hat. Der Gigantenkampf tobte in einträglichen Inseraten weiter. Dann aber kam er vor das zuständige Gericht: und nun wurde unsere Presse plötzlich stumm. Nur durch die Unvorsichtigkeit eines Nachtredakteurs erfuhr man, daß die französische Firma gesiegt habe, das deutsche Schiff also mit Franzosensekt getauft worden war. Es ist unfreundlich, des Räthsels Lösung uns noch länger vorzuenthalten. Die deutsche Firma muß ihrer Sache doch sicher gewesen sein; sonst hätte sie den Prozeß vermieden. Boshafte Menschen behaupten, daß die Geschichte arg nach dem Pfropfen schmeckt.

* * *

Des Kaisers Brief über den Offenbarungsglauben und die Keilschrifterforschung hat nicht nur bei Denen Beifall gefunden, die ihn immer loben. Herr Karl Jentsch schreibt mir: „So wenig mir die meisten der Reden gefallen, mit denen es dem Kaiser beliebt, den Spöttern Vergnügen, seinen getreuen Dienern aber Kummer und Verlegenheiten zu bereiten: sein Glaubensbekenntniß gefällt mir gut. Die Unterscheidung der allgemeinen Offenbarung Gottes in der Menschenvernunft und in der Weltgeschichte und der besonderen durch die Propheten und durch Christus bildet den Kern der von den Alexandrinern Klemens und Origenes begründeten christlichen Geschichtbetrachtung, die der Lauf der Dinge in den seitdem verflossenen siebenzehn Jahrhunderten bestätigt hat; und die Unterscheidung des Göttlichen und des Menschlichen in der Bibel ist das positive Ergebniß der negativen Bibelkritik, das an die Stelle des lutherischen Glaubens an die Buchstabeninspiration zu treten hat Zu beiden Ideen bekenne auch ich mich in den Betrachtungen, die ich im Jahrgang 1898 der ‚Grenzboten' über die Bibel veröffentlicht habe, und in denen über Hellenenthum und Christenthum, die nächstens in Buchform bei Grunow in Leipzig erscheinen, der auch meine ‚Geschichtphilosophischen Gedanken' jetzt in zweiter Auflage herausgiebt".

* * *

Felix Austria braucht uns nun unsere Parlamentssitten bald nicht mehr zu beneiden. Im Landtag wird Herr von Podbielski von einem Abgeordneten an den Lausekanal erinnert. Er weiß nicht, sagt er, ob er das Wort gesprochen hat; vielleicht, sagt er, vielleicht auch nicht. Ein zweiter Abgeordneter kommt mit der selben Kitzelrede. Der Minister wird wild. Die Herren, sagt er, die dieses Wort so gern anwenden, müssen zu dem darin erwähnten Thier doch sehr enge Beziehungen haben. Niemand wehrt sich. Offenbar denkt Jeder: der gute Ton in allen Lebenslagen ziert den Minister mehr noch als den nicht excellirenden Bürger. Sonst wäre sicher eine Interpellation ins Hohe Haus gebracht worden: „Welche Mittel gedenkt die Königliche Staatsregirung dagegen zu ergreifen, daß ein Minister Seiner Majestät den vom Volk erwählten Abgeordneten in öffentlicher Sitzung vorwirft, sie hätten Läuse?"

* * *

Digitized by Google

Nach einer lustigen eine ernste Geschichte. Vor ein paar Wochen lasen wir, der Kaiser wolle im berliner Thiergarten einen Platz, der den Namen Großer Stern trägt, mit neuen Denkmalen schmücken. Eine Fortsetzung der Puppenallee, dachte Mancher und verhüllte schweigend sein Haupt. Die Pläne, vernahmen wir, seien schon fix und fertig und die Arbeiten an „bewährte Künstler“ vertheilt. Schade um den hübschen Platz. Wie aber konnten die Aufträge denn vergeben sein, da der Kultusminister doch vom Landtag noch kein Geld für die Sache gefordert hatte? Wenn das Abgeordnetenhaus nun die Nachforderung ablehnte? Unsinn, sagten Andere; auch diesmal wird der Kaiser selbst die Künstler bezahlen und die Denkmale seiner Hauptstadt schenken. Langsam sickerte neue Kunde durch. Die Große Berliner Straßenbahn, hieß es, bezahlt die Ausschmückung des Platzes. Gärtnerarbeit, Monumente, Alles; und verlegt obendrein noch ihre Linien. Sonderbar. Die der Firma Loewe affiliirte Große Berliner ist eine Aktiengesellschaft. Was werden die Aktionäre zu dem Einfall sagen, auf ihre Kosten Denkmale zu errichten? Als die Frage gestellt war, kam die Direktion mit der Sprache heraus. Die Aktionäre, ließ sie glissiren, werden nicht klagen. Uns war befohlen worden, für die Strecke am Großen Stern auf die Oberleitung zu verzichten und den elektrischen Strom von unten heraufzuleiten. Das wäre sehr theuer geworden; sehr. Seit wir uns bereit erklärt haben, die Kosten des Monumentalschmuckes zu tragen, ist der Befehl zurückgenommen worden. Die Aktionäre werden also nicht klagen, denn wir kommen, trotzdem wir unsere Linien um den Schmuckplatz herumführen, jetzt immer noch billiger weg; viel billiger. Eine merkwürdige Geschichte, die sich kein Witzblatt entgehen ließe, wenn sie aus einer südamerikanischen Republik gemeldet würde; nun, da sie in unserem Boden wuchs, nimmt man sie wie die einfachste, natürlichste Sache von der Welt hin. Und doch ist sie eigentlich nicht so ganz einfach. Ist die unterirdische Stromleitung unnöthig, dann durfte man sie nicht amtlich fordern; ist sie nöthig, dann durfte man sich durch ein Geschenk nicht von der Forderung abbringen lassen. Seit wann ists in Preußen Sitte, daß der Staat von Aktiengesellschaften Werthgeschenke annimmt? Daß er Verfügungen zurückzieht, weil das davon bedrohte Geschäftsunternehmen sich verpflichtet, sechs oder acht Denkmale zu errichten? Mit demselben Recht könnte ein Theatergebäude, das als feuergefährlich gesperrt werden sollte, im Betrieb gelassen werden, weil der Besitzer versprochen hat, dem Reich ein Torpedoboot zu schenken. Und wer kam denn auf den artigen Plan? Irgendwo muß doch zuerst der Gedanke entstanden sein. Herr Isidor Loewe ist doch gewiß nicht zu dem aus seinen Bureaux ins Ministerium beförderten Herrn Budde gegangen und hat gesagt: Hören Sie mal, liebe Excellenz, die Unterleitung wird uns zu theuer; wie wärs, wenn wir eine Summe zur Ausschmückung des Großen Stern hergäben und die Verfügung dann zurückgenommen würde? So wars sicher nicht; dann hätte der Kaiser nicht Loewes Fabriken besucht und dem Chef den Rothen Adler verliehen. Wie aber wars? Die Zeitungmacher sind sonst so neugierig; diesmal ist ihre Diskretion geradezu bewundernswerth. Und dabei sind sie der Großen Berliner Straßenbahn gar nicht grün. Vielleicht fragt Herr Richter im Landtag mal die löbliche Staatsregirung, ob die Geschichte erfunden oder wirklich in Preußens Hauptstadt passirt ist. Ist sie wahr, dann sollte die Hauptgruppe am Großen Stern in leuchtenden Goldlettern wenigstens die Inschrift tragen: „Die dankbaren Aktionäre der Großen Berliner den huldvollen Oberleitern des Vaterlandes“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 7. März 1903.

Die Epistel an Hollmann.

Die letzte Karnevalswoche hat uns ein Schauspiel beschert, dessen Schilderung nur einem Swift oder Laboulaye völlig gelingen könnte; Stoff zu stärkerer Satire war selbst in den Ländern der Lilliputaner und Fliegenschnapper, den berühmtesten Fabelprovinzen, niemals zu finden. Der Deutsche Kaiser, der im Reich höchster Kriegsherr und in Preußen Summus Episcopus ist, hat an Herrn Friedrich Hollmann, Admiral, Mitglied des Vorstandes der Deutschen Orient-Gesellschaft, Vorsitzenden des Aufsichtrathes der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, einen Brief geschrieben, der für den Druck bestimmt war und gedruckt worden ist, einen langen Brief über das Modethema Babel und Bibel. Dieser Brief — richtiger: der in Briefform gekleidete Artikel — wendet sich gegen den Professor Delitzsch, dessen persönliche Anschauungen schroff und spöttisch abgelehnt werden; er genügt, mit seinen disparaten Erinnerungen an Harnack, Dryander und Chamberlain, aber auch dem Anspruch der Strenggläubigen beider Bekenntnisse nicht und muß fromme Juden durch ein Hohnwort über den „Nimbus des auserwählten Volkes" kränken. Zu erwarten war also, der Artikel werde, je nach dem Standpunkt des Betrachters, kritisirt und, wie fast alle Dilettantenversuche, über Glaubensnöthe sich mit Kompromissen hinwegzuhelfen, mehr getadelt als gelobt werden. Als Friedrich Wilhelm der Vierte, dessen Drang, die Religion „weiterzubilden", nicht geringer war als der seines Großneffen, in einer von Radowitz ausgearbeiteten Denkschrift den Plan enthüllte, auf Zions Höhe die drei großen Kirchen Europas durch drei von einer internationalen Schutztruppe bewachte Residenten vertreten zu lassen, schüttelten nicht

Digitized by Google

nur Nesselrode und Metternich, sondern auch deutsche Protestanten die Köpfe und die Liberalen höhnten die „diplomatische Romantik" des Herrschers. Nicht besser erging es dem König, als er später Gewissensfreiheit mit unerbittlichem Kampf gegen den Unglauben vereinen, zwischen den Wegen Hengstenbergs, Schleiermachers und Nitzschs seiner religiösen Begeisterung einen breiten Pfad bahnen wollte; die Rede, in der er die erste evangelische Generalsynode in Berlin begrüßte, weckte auf keiner Seite frohen Widerhall und mißfiel ihm selbst bald so sehr, daß er an Thile schrieb, sie sei „ein neuer Beweis, daß unser Summus Episcopus ein sehr bedenkliches Kreatur ist". Das war 1846. Heute weht, im deutschen Norden wenigstens, ein anderer Wind. Wenn der Kaiser die Urtheile der bourgeoisen Presse über seinen Artikel liest, dürfte er glauben, eine Großthat vollbracht, ein erlösendes Wort gesprochen zu haben, das alle Herzen, heiße und laue, höher schlagen ließ. Kaum eine Spur von Kritik; und gerade in liberalen Blättern manchmal ein Ueberschwang, als sei der Menschheit neuen Heiles Kunde gekommen. Gestern wurde der Kaiser als Glaubensgenosse Delitzschs gefeiert; heute preisen die Liberalen ihn, weil er nicht ganz orthodox, die Orthodoxen, weil er nicht so liberal ist, wie sie gefürchtet hatten. Was der Monarch thut, ist wohlgethan; an Lady Milford muß man denken, die auf den Lobgesang der loyalen Zofe, der Fürst sei der schönste, der feurigste und witzigste Mann im Lande, mit kühler Ironie antwortet: „Denn es ist sein Land!" Stolz citiren die Zeitungschreiber den Ausspruch eines englischen Kollegen, der Kaiser sei ein geborener Journalist — andere ausländische Urtheile werden weise verschwiegen —, und an das deutsche Volk ergeht die Mahnung, seinem gekrönten Vertreter für das „herrliche Bekenntniß" zu danken. Platos Wunsch, Philosophen auf Königsthrone erhöht zu sehen, sei jetzt, stand irgendwo, endlich erfüllt; und an Julians epideiktische Reden und Schriften wurde erinnert. Merkwürdig ist eigentlich nur noch, daß von solchem Ritt ins Reich der Alten nicht der Vergleich mit Marc Aurel heimgebracht ward. Das Wirken dieses Kaisers hinterließ in der Geschichte des Christenglaubens ja auch einen „Markstein". Auch er fand zum Ruhm eines Höchstseligen, Antonins des Frommen, immer neue Töne inniger Pietät. Auch er hat über Gewissensfragen geschrieben. Und wenn es auch Leute geben wird, denen die zwölf Hefte Marc Aurels höher gelten als die Epistel an Hollmann, so werden doch selbst sie dem Artikel Wilhelms des Zweiten nicht den Werth eines menschlichen Dokumentes und das Recht auf den Titel bestreiten, unter dem die feinen, nie welkenden Aphorismen des Epiktetschülers nach seinem Tode veröffentlicht wurden: Τὰ εἰς ἑαυτόν, — „Ueber sich selbst".

Digitized by Google

Denn dieser Artikel entschleiert die Wesenszüge eines Menschen, den, einen Kaiser und König, ungeblendete Augen nur selten sehen; und er beseitigt eine Legende. Jahre, fast schon Jahrzehnte lang wurden uns Wunderdinge über die ganz besondere Geistesart des Prinzen, dann des Kaisers Wilhelm erzählt. Die Seele eines Mystikers sollte in ihm dem ruhlosen Spürsinn modernsten Erkenntnißdranges gesellt, fromme Inbrunst und scharfer Verstand zu nie erschautem Bunde vermählt sein. Hohe Bewunderung verdiene sein weithin reichendes Wissen, höhere noch die niemals versagende Originalität seiner Auffassung. Ob er einen Stadtbebauungplan, einen Schiffstypus, ein Geschützmodell, ein Textbuch, den Entwurf zu einem Denkmal oder den Grundriß eines Hauses korrigire, mit Gelehrten, Künstlern, Technikern, Pfarrern oder Soldaten disputire: stets spreche, aus jedem Ton und jeder Linie, eine große, von aller herkömmlichen Gewöhnung abweichende Persönlichkeit. Die berühmtesten Forscher, hieß es, brächten aus solchen Gesprächen fruchtbar fortwirkende Anregung heim und es sei nur natürlich, daß ein Begas und gar ein Eberlein oder Leoncavallo sich den Weisungen dieses Mitarbeiters dankbar fügten. Noch neulich sprach ja Herr Delitzsch ekstatisch vom „Adlerblick" Wilhelms des Zweiten; und die Geniekraft des Kaisers wurde von guter Gesinnung längst nicht mehr bestritten. Nicht Jeder hörte die Botschaft gern. Manchen quälte die Frage, ob es für ein in schwieriger Lage schnell wachsendes Volk ein Glück sei, wenn auf der Staatsspitze eine so besondere, die Norm überragende Persönlichkeit schalte, ein Glück, statt der ersehnten Entfesselung allzu lange gebundener Kräfte einen Einzigen nun als Allverwalter, Allerhalter zu sehen. Andere fürchteten, die vorwärts stürmende Individualität des Einzelnen müsse mit den Forderungen der Demokratie eines schlimmen Tages hart zusammenstoßen. Erst durch die ausführlichen Kunstbekenntnisse des Kaisers wurde das Legendengerüst erschüttert; leise zunächst noch. Was in feine Ohren schon aus früheren Reden gedrungen war, klang nun weiter und gab Vielen die tröstende Gewißheit, daß die Wesensfarbe des Monarchen dem Massengefühl nicht so fremd ist, wie Loblieder und Angstsprüchlein behauptet hatten. So, mit frommem Aufblick zu den ewigen Gesetzen der Schönheit und Harmonie, redeten ja die meisten gebildeten Dilettanten von der Kunst, ganz so von den Idealen, deren Zweck die Erziehung dumpfsinniger Heerdenmenschen zu christlich sittsamen, strammen Staatsbürgern ist ... Jetzt darf die Furcht schweigen; doch auch die Panegyriker sollten die Stimmen nun dämpfen. Es ist kein alltäglicher Vorgang, daß ein Kaiser einen langen Artikel drucken läßt; geschieht es, bemüht ein solcher Herr sich gar, seines Glaubens Wurzel der

Digitized by Google

Welt zu zeigen, den Purpur zu lüften, der den Menschen in Herrscherhoheit hüllt, dann ist anzunehmen, das Bedürfniß der nach Aussprache drängenden Leidenschaft habe über alle hemmenden Widerstände gesiegt, und dann müssen in dieser Seelenentblößung vielleicht die feinsten, sicher die stärksten Geisteskräfte dem Auge erkennbar werden. Der Literat schreibt heute schlecht, morgen gut, je nach Stimmung und Stoff; der Monarch, der in der persönlichsten Angelegenheit des Christenmenschen vor allem Volke das Wort ergreift und sein Glaubensbekenntniß zu „ausgiebigstem Gebrauch" weitergiebt, darf sich nicht wundern, wenn diese eine Leistung das Urtheil über sein inneres Antlitz endgiltig bestimmt. Die lautesten Hymnen der Hofposaunisten verhallen rasch; das Geschriebene aber bleibt. Und spät noch, wenn die deskriptive völlig der psychologischen Geschichtschreibung gewichen ist, wird der Artikel wider Delitzsch den Forscher erkennen lehren, daß nur der lebhaftere Ton des Temperamentes den zweiten Kaiser Wilhelm von der Masse des Volkes unterschied. Der Verfasser dieses Artikels mag sich eines Tages als Mann starker That, als gewaltigen Willensmenschen offenbaren; zu den großen Denkern, den Bringern neuer Vision wird künftig ihn nur die Lakaienschaft zählen.

In den „Noten und Abhandlungen", die er dem West-Oestlichen Divan „zu besserem Verständniß" auf den Weg in die Welt mitgab, sagt Goethe: „Was dem Sinn der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herrn und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten. Im Alten Testament lesen wir ohne sonderliches Befremden, wenn Mann und Weib sich vor Priester und Helden aufs Angesicht niederwirft und anbetet; denn das Selbe sind sie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerst aus natürlichem frommen Gefühl geschah, verwandelte sich später in umständliche Hofsitte. Der Kotau, das dreimalige Niederwerfen, dreimal wiederholt, schreibt sich dorther. Wie viele westliche Gesandtschaften an östlichen Höfen sind an dieser Ceremonie gescheitert!" Heute ist der Weltosten uns nicht mehr so fern wie 1820; und was damals „dem Sinn der Westländer nicht eingehen konnte", ist Germanen nun Alltagsereigniß geworden. Am zwanzigsten Februar war der Brief des Kaisers in allen Zeitungen zu lesen. Man mußte warten. Das Geschlecht der Lessing, Fichte, Grimm kann auf deutschem Boden ja nicht ganz ausgestorben sein; irgendwo wird im engeren oder weiteren Vaterland Einer aufstehen, ein Natur- oder Kulturforscher, ein tapferer Pfarrer, und das Nöthigste sagen. Die harten, oft leidenschaftlich verdammenden Urtheile, die unter vier Augen fallen, wer-

Digitized by Google

den sich ans Licht wagen. Zwei Wochen gingen. Keiner stand auf. Aus zuckersüßen Worten kroch da und dort mählich ein zages Bedenken hervor, ein submissester Einwand, der im Entstehen schon Verzeihung erbat; und in der Fülle gehäufter Kränze wurde das Würmchen kaum sichtbar. Die Gelehrten schwiegen; Naturforscher, Historiker, Theologen. Herr Professor Harnack ergriff das Wort. Er hat die in der Epistel an Hollmann berührten Fragen in langen Unterredungen mit dem Kaiser durchgesprochen und fühlt solche Gnade vielleicht als Fessel. „Wohlthuend und erhebend" nennt er die Worte Wilhelms des Zweiten, der „den Ueberzeugungen des Gelehrten volle Freiheit läßt und nicht an Machtsprüche denkt"; und fordert uns auf, dem Monarchen „dankbar zu sein". Dank und Lob scheint dem gelehrten Herrn, der als Luther des modernen Protestantismus gepriesen wird, also schon die Thatsache zu verdienen, daß der Kaiser nicht kommandirt: Das ist fortan in Deutschland zu glauben und jede dissentirende Regung werde ich ahnden; daß er nicht das Recht des Caesareopapates für sich fordert, nicht, trotz Montesquieu, Thomasius und dem König Fritz, Apostaten, Haeretiker, Schismatiker mit staatlichen Strafen bedroht. So herrlich weit haben wirs im preußischen Deutschen Reich nun gebracht. Zur Klage wäre kein Grund, wenn die öffentliche mit der privaten Meinung übereinstimmte. Doch nur Feigheit, träge Bequemlichkeit und die Taktikerangst, durch Widerspruch den mächtigsten deutschen Fürsten am Ende gar einer Partei oder lüsternen Gruppe zu entfremden: sie allein lähmen den Bekennermuth. Hundert Aufrechte hätten längst, tausend sonst gesagt, was zu sagen Pflicht ist: daß kein Wochenblatt und keine Tageszeitung den Artikel des Kaisers angenommen hätte, wenn er nicht mit dem ersten Namen des Reiches unterzeichnet gewesen wäre.

Giebt die Form diesem Artikel besonderen Werth? Vergebens sucht man die Einheit des Stils, ohne die keine Kunstform entstehen kann. In laute Pathetik, die am Spalier der Jahwelehre wuchs, drängen sich Worte der gewöhnlichen Umgangssprache; altfränkischen Wendungen folgen Inversionen, die nur im Amts- und Geschäftsstil leider noch heimisch sind. „Es ist eben bei Delitzsch der Theologe mit dem Forscher auf und davon gegangen und dient der Letztere nur noch als Folie für den Ersteren". Die „häßliche, unorganische Bildung Ersterer und Letzterer — eine komparativische Weiterbildung eines Superlativs —" hat Herr Wustmann oft gerügt; von der „Inversion nach und" sagt er, sie sei „für den sprachfühlenden Menschen der größte Gräuel, der unsere Sprache verunstaltet; sie geht ihm noch über Derselbe." Ein anderer Satz: „Delitzsch erkennt die Gottheit Christi nicht an

Digitized by Google

und daher soll als Rückschluß auf das Alte Testament dieses keine Offenbarung auf Denselben als Messias enthalten." Eine Materie wird „angeschnitten", „Lieblingsvorstellungen", mit denen „heilige und theure Begriffe" verbunden sind, werden „angerempelt"; dieser dem Studentenjargon entlehnte Ausdruck müßte in einer Abhandlung höchster Menschheitfragen noch mehr überraschen, wenn Herr Houston Stewart Chamberlain, den der Kaiser ungemein hoch schätzt, ihn nicht vorher schon — in dem gegen Delitzsch polemisirenden Vorwort zur vierten Auflage der „Grundlagen" — in ähnlichem Zusammenhang angewandt hätte. Nicht der Form also, die nach diesen Proben wohl zu beurtheilen ist, kann die Bewunderung gelten. Ist nun der Inhalt so stark, daß er formale Mängel vergessen läßt?

In seinem ersten Vortrag hatte Herr Professor Delitzsch gerufen, wir dürften nicht ruhen, bis die Religion der Propheten und des Galiläers von den babylonisch-assyrischen Vorstellungen befreit sei. Dieser Vortrag gefiel dem Kaiser und wurde „auf Allerhöchsten Befehl" im Schloß wiederholt, damit die Herrn und Fraun am Hofe ihm lauschen könnten. Später, erzählt der Kaiser, „hatte Professor Delitzsch während einer Abendgesellschaft bei uns Gelegenheit, mit Ihrer Majestät der Kaiserin und Generalsuperintendent Dryander mehrere Stunden zu konferiren und zu debattiren, wobei ich mich zuhörend und passiv verhielt." Was der Professor sagte, fand nicht den Beifall des Hörers. „Nebelhafte und gewagte Hypothesen; bezüglich der Person unseres Heilands entwickelte er so ganz abweichende Anschauungen, daß ich einen meinem Standpunkt diametral entgegengesetzten konstatiren mußte; auf diesem Gebiet kann ich nur dringend ihm rathen, nur sehr vorsichtig Schritt vor Schritt zu gehen und jedenfalls seine Thesen nur in theologischen Schriften und im Kreise seiner Kollegen zu ventiliren, uns Laien aber und vor Allem die Orient-Gesellschaft damit zu verschonen; vor deren Forum gehört das Alles nicht". Danach, sollte man glauben, wurde der Professor sicher ersucht, in künftigen Vorträgen jeden Schritt ins Land der Judenchristenlegenden zu meiden, wurde, wie höfische Sitte von je her befahl, das Manuskript des nächsten Vortrages eingefordert, ehe der Kaiser sich entschloß, mit seiner Frau hinzugehen. Der dreizehnte Januartag kam, der Vortrag wurde gehalten und wieder lasen wir, der Kaiser habe die Hand des Redners gedrückt, die Kaiserin „huldvolle Worte an ihn gerichtet." Neues hatte Delitzsch nicht gesagt, neue „theologisch-religiöse Schlüsse und Hypothesen" wenigstens nicht vorgebracht; nur früher Angedeutetes unterstrichen. Dennoch wird er nun unsanft gerüffelt. Der Kaiser, der den von ihm Kritisirten für einen „Theologen

Digitized by Google

von Fach" hält und auf diesen Irrthum die Hauptwucht seines Angriffes stützt, nennt den gestern noch vom heißesten Strahl der Sonne Beschienenen heute ironisch den „guten Professor", den „vortrefflichen Professor", sieht in ihm einen Mann, dem leider der nöthige Takt, das zum Wirken ins Weite unentbehrliche Augenmaß fehle. Hier stockt der Betrachter schon. So wird der Kaiser vom Hofstaat, vom Civilcabinet, von den Ministern informirt, daß solcher Irrthum möglich ist? Daß der höchste Vertreter deutschen Geistes ein Jahr lang einen Mann durch persönliche Huld auszeichnen und ihn vor allem Volke dann schroff tadeln kann, ohne auch nur zu wissen, welcher Fakultät dieser Mann, ein Direktor der Königlichen Museen, angehört? Und der ersten folgt schnell eine zweite Frage. Der Kaiser ist nicht Theologe; Delitzsch ists auch nicht, hat das seiner Wissenschaft, der Assyriologie, benachbarte Gebiet der Logoslehre und der Bibelexegese aber, unter dem Zwang der Berufspflicht, eifriger durchforscht als der gekrönte Kritiker. Weshalb darf der Kaiser nur, nicht der Professor, den der Titel doch zum Bekenner weiht, theologischen Fragen vor den aufmerkenden Volksgenossen die Antwort suchen? Dritte Frage: Wer schuf dem Professor die Resonanz? Der Kaiser. Dessen Gunsteweisen hat Delitzschs erste Schrift, die sonst nicht über den kleinen Zunftkreis hinausgedrungen wäre, zu danken, daß sie in sechzehntausend Exemplaren verbreitet wurde. Ueber Jesus Christus hat Delitzsch öffentlich bisher nicht gesprochen; in den Bereich der christlichen Dogmatik will ich, sagt er, mich nicht eindrängen. Nur aus dem Artikel des Kaisers wissen wir, daß der Professor „die Gottheit Christi nicht anerkennt"; hier, heißt es dann weiter, „hört der Assyriologe und forschende Geschichtschreiber auf und der Theologe mit allen seinen Licht- und Schattenseiten setzt ein". Ist diese Abgrenzung richtig? Nein. Theologos nennt man Einen, der Geschichte und Wesen seines Gottes, seiner Götter zu ergründen sucht; wo der Glaube an die Inspiration der mosaischen Bücher und an den göttlichen Ursprung des Galiläers geschwunden ist: da gerade, wird Manchen dünken, hört der Theologe auf und der „forschende Geschichtschreiber setzt ein". Die schlimmste Sünde des Professors rügt der Kaiser in dem Satz: „Er hat in sehr polemischer Weise sich an die Offenbarungfrage herangemacht und dieselbe mehr oder minder verneint bezw. auf historisch rein menschliche Dinge zurückführen zu können vermeint. Das war ein schwerer Fehler." Nur in einer „puren wissenschaftlichen Versammlung von Theologen" dürfe Solches geschehen, nur „ein gewaltiges Genie sich an solche That heranwagen." Staunend vernehmen wirs. Delitzsch hat gesagt: „Es läßt sich kaum eine größere

Verirrung des Menschengeistes denken als die, daß man die im Alten Testament gesammelten unschätzbaren Ueberreste des althebräischen Schriftthumes in ihrer Gesammtheit Jahrhunderte lang für einen religiösen Kanon, ein offenbartes Religionbuch hielt." Das soll Laien, soll den Patronen einer Orientalistengesellschaft wie eine gefährliche Entdeckung verborgen werden? Die Mahnung kommt um mindestens zwei Jahrhunderte zu spät. Schon Pierre Bayle hat in seinem Dictionnaire das Vertrauen in die Unfehlbarkeit der Hebräerbibel mit leisem, doch nachhallenden Spott angetastet und — schon er in dem Artikel über Babylon — gefragt, ob die Menschen wirklich so früh nach der Sintfluth, wie die „Heilige Schrift" lehrt, Astrologen gewesen sein könnten. Jean Astruc, des Sonnenkönigs Leibchirurg, fand, der Pentateuch sei „aus sehr verschiedenartigen Quellenschriften zusammengestellt". Die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts wehrten sich gegen die Ueberschätzung des Alten Testamentes, das allzu lange den Wahn genährt habe, die Christensittlichkeit sei dem dunklen Stamm des Judenvolkes entsprossen. Im neunzehnten Jahrhundert wurden die Ergebnisse wissenschaftlicher Bibelkritik Gemeingut aller Gebildeten. Ein paar Beispiele. Goethe (in den vorhin schon erwähnten Noten zum Divan): „Kein Schade geschieht den Heiligen Schriften, so wenig wie jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir sie mit kritischem Sinn behandeln, wenn wir aufdecken, worin sie sich widerspricht und wie oft das Ursprüngliche, Bessere durch nachherige Zusätze, Einschaltungen und Akkomodationen verdeckt, ja, entstellt worden." In „Zwo biblische Fragen": „Es ist wahrscheinlich — und ich glaube, es irgendwo einmal gelesen zu haben —, daß das fünfte Buch Mosis in der babylonischen Gefangenschaft zusammengestoppelt worden sei." Im „Brief eines Pastors": „Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel Einem beweisen kann, der sie nicht fühlt; wenigstens halte ich es für unnöthig. Denn wenn Ihr fertig seid und es antwortet Euch Einer wie der savoyische Vikar: ‚Es ist meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle', so seid Ihr geschlagen und könnt nichts antworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläufigkeiten vom freien Willen und von der Gnadenwahl einlassen wollt, wovon Ihr doch, Alles zusammengenommen, zu wenig wißt, um davon disputiren zu können". Kant räth, vom blinden Glauben an den Judengott sich zur Naturforschung zu bekehren oder „vor dem Richterstuhl der Religion eine feierliche Abbitte zu thun". Schleiermacher bestreitet, daß die „alttestamentischen Schriften" Offenbarungen Gottes sind: „die neutestamentischen sind als Norm für die christliche Lehre

Digitized by Google

zureichend". Noch einmal Goethe über die Biblia Israels: „Diese Schriften stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganzes entgegentritt; sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen, hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen". Lagarde: „Paulus hat uns das Alte Testament in die Kirche gebracht, an dessen Einfluß das Evangelium, so weit Dies möglich, zu Grunde gegangen ist". Renan: La fausse simplicité du récit biblique, l'horreur exagérée qu'on y remarque pour les grands chiffres et les longues périodes ont masqué le puissant esprit évolutionniste qui en fait le fond; mais le génie des Darwin inconnus que Babylone a possédés il y a quatre mille ans s'y reconnaît toujours. Schon er also sah die Schriftspur babylonischen Geistes. Herr Dr. Winckler in Helmolts Weltgeschichte: „Das Judenthum ist nicht in Juda ausgebildet worden, sondern hat seine Entwickelung und seine Ausbreitung erst auf dem Boden der weiten altorientalischen Kultur errungen. Wie uns die Bibel jetzt vorliegt, ist sie das Werk später Zeit. Die Eigenart der im Alterthum befolgten Quellenbenutzung gestattet uns aber, die Bücher in ihre einzelnen Quellen zu zerlegen, so daß wir im Stande sind, die Zeugen zu trennen und gegen einander zu verhören". Der ungenannte Verfasser einer für sozialdemokratische Leser bestimmten, seit zwölf Jahren weithin verbreiteten Exegese: „Die Bibel ist heute allgemein als Menschenwerk anerkannt und kein wissenschaftlich Gebildeter nimmt den heuchelnden oder bornirten Pfaffen ernst, der den ihm von der hohen Staatsregirung anvertrauten Schäflein gegenüber noch den alten Köhlerglauben von der ‚Offenbarung Gottes' vertritt." Schopenhauer und Nietzsche, Semler, Strauß, Bauer, Bender, Max Müller und Jacolliot, die Philosophen von Ferney und Sanssouci, Schrader, Maspero, Nöldeke wurden nicht erwähnt; und doch ists der Beispiele fast schon zu viel. Nur ein frommer Katholik, ein Führer des Centrums, sei noch citirt; in der Rede „über die Aufgaben der katholischen Wissenschaft" sagte der Freiherr von Hertling: „Die historisch-kritische Forschung will die Glaubwürdigkeit des Ueberlieferten prüfen und sie hat, wir leugnen es nicht, manches früher als glaubwürdig Hingenommene als Legende erwiesen." Das durfte vor zehn Jahren ein Günstling des Vatikans in der Görres-Gesellschaft aussprechen. Jetzt aber soll es ein „schwerer Fehler" sein, daß in der Deutschen Orient-Gesellschaft ein Philologe den Glauben an die Inspiration der Judenbibel eine Verirrung genannt hat. Der Kaiser hat hundert Exemplare von Chamberlains „Grundlagen" verschenkt; in diesem populären, nicht für die Theologen-

Digitized by Google

zunft geschriebenen Buch wird der religiöse und ethische Werth der Thora viel geringer als in Delitzschs Vorträgen geschätzt; in diesem Buch steht der Satz: „Selbst der Jude, sobald er die Sehnsucht nach Weltanschauung verspürt, wendet sich mit Spinoza und Mendelssohn vom Alten Testament hinweg." Wilhelm der Zweite kann nicht zweifeln, daß dieses Buch „Lieblingsvorstellungen angerempelt" hat. Vielleicht erklären die Hofpanegyristen uns nächstens, warum ein gelehrter Orientalist sündigt, wenn er thut, was vor ihm, unter dem Beifall des Kaisers, ein geistreicher Dilettant thun durfte.

Bis hierher hat der Kaiser also gesagt: Wer in der Bibel ein fehlbares Menschenwerk sieht, soll diese Ansicht nicht vor „einem großen, allgemeinen Publikum" aussprechen. Das hat schon der Hauptpastor Goeze verlangt; und Lessing hat ihm geantwortet: „Wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde." Der einfache Bibliothekar fügte sich nicht; mit Recht. Wenn Alles, was Erkenntniß und Gewissen gegen „heilige und theure Begriffe" zu sagen trieb, auf den engen Kreis zünftiger Theologen beschränkt geblieben wäre, dann hätte der Menschheit nie ein Luther gelebt.

Doch der Kaiser — der uralter Theologendialektik die Lehre von den zwei Offenbarungen entnimmt — unterscheidet selbst im Alten Testament inspirirte von „rein menschlich historischen" Abschnitten. „Der Akt der Gesetzgebung am Sinai kann nur symbolisch als von Gott inspirirt angesehen werden". Moses wollte das lockere Gefüge seines Volkes festigen und frischte „altbekannte, möglicher Weise dem Kodex Hammurabis entstammende Gesetzesparagraphen" wieder auf. Sehr glaublich; so haben nicht im Orient nur es die Herrscher gemacht und immer haben sie sich dabei auf die Erleuchtung berufen, die ihnen vom Himmel her kam. Denn den von Gottes Gnade Geweihten gehorchen die Völker gern. Warum aber soll gerade diese Stelle, nicht jede andere, symbolisch zu nehmen sein? Und wie denkt der Kaiser sich die ihm heilige Schrift entstanden? Wer von Glauben und Skepsis sich zugleich den Weg weisen läßt, wird nicht weit kommen; in trübes Halbdunkel höchstens. Ist die Bibel „Gottes geoffenbartes Wort", dann darf man ihr nicht mit Messer und Sonde nahen; enthält sie, wie der Kaiser meint, „eine große Anzahl von Abschnitten, welche rein menschlich historischer Natur sind", dann wird die fortschreitende Kritik die Zahl dieser Abschnitte früh oder spät noch vergrößern und von dem „geoffenbarten Wort" wird nichts übrig bleiben. Eine der frömmsten Stunden im Leben Lichtenbergs war die, da er im Traum sich von einem „verklärten Alten" vor die Aufgabe gestellt wähnte, den In-

Digitized by Google

halt eines Buches chemisch zu untersuchen. Dem Träumer wurde in seinem Laboratorio bang. „Der Inhalt eines Buches ist ja sein Sinn; und chemische Analyse wäre hier Analyse von Lumpen und Druckerschwärze. Als ich einen Augenblick nachdachte, wurde es auf einmal hell in meinem Kopf und mit dem Licht stieg unüberwindliche Schamröthe auf. O, rief ich lauter und lauter, ich verstehe! Unsterbliches Wesen, vergieb mir! Ich fasse Deinen gütigen Verweis". Mild fand er sich dafür bestraft, daß er mit untersuchendem Stahl die Erdschicht zersplittert hatte. Hoftheologen sollten den Traum zu deuten versuchen.

Der Kaiser glaubt „an einen, einigen Gott, der, um das Menschengeschlecht weiter zu führen und zu fördern, sich bald in diesem großen Weisen oder Priester oder König offenbart, sei es bei den Heiden, Juden oder Christen. Hammurabi war einer, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große." Wirklich: „Kaiser Wilhelm der Große." Mancher von uns, stand in den Daily News, würde zögern, seine Verwandten in die Gesellschaft Mosis und Shakespeares zu bringen. Der gute alte Wilhelm, der nicht König bleiben, nicht Kaiser werden wollte, den Bismarck zu jedem wichtigen Schritt drängen mußte und der weder vom Heiligen noch vom Genie einen Blutstropfen hatte, würde sich gewiß am Meisten wundern, wenn er sich neben Kant genannt hörte, — neben dem „Alleszermalmer", der in der Menschheitgeschichte mehr bedeutet als sämmtliche Hohenzollern und noch ein Dutzend großmächtiger Dynastien dazu. Wo sind die Tage des West-Oestlichen Divans? Das Bürgerthum des Denkervolkes hat gegen die Heroenliste des Kaisers nicht protestirt. Und diese Liste bleibt doch, selbst wenn man den Großvater wegstreicht, merkwürdig genug. Den Modebabylonier Hammurabi wollen wir den Keilschriftgelehrten überlassen, die selbst noch nicht viel von ihm wissen. Abraham hat in Egypten nicht gerade eine Heldenrolle gespielt. Als er an die Grenze des Pharaonenreiches kam, sprach er zu seinem Weibe Sara (1. Mose 12): „Siehe, ich weiß, daß Du ein schön Weib von Angesicht bist. Wenn Dich nun die Egypter sehen, werden sie sagen: Das ist sein Weib; und werden mich erwürgen und Dich behalten. Lieber sage doch, Du seiest meine Schwester, auf daß mirs desto besser gehe." Und ihm geht es gut: Sara wird in den Harem des Pharao gebracht, der um ihretwillen dem Bruder Gutes thut. „Und Abraham hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele." Saras Frauenreiz hat Abrahams Wohlstand erkauft. Handeln so die Empfänger göttlicher Gnade, dann sollte das deutsche Strafgesetz arme, von keiner Glorie erhellte Menschenkinder milder behandeln. Duldsam ist der „eine, einzige Gott",

Digitized by Google

an den der Kaiser glaubt. Er offenbart sich in Homer (der uns seit Wolfs Tagen keine Person ist): und durch die Jahrtausende tönt das Lied von Griechenlands schönen Göttern, die nicht Jahwe, nicht Jesus ein Wohlgefallen sein können. Er offenbart sich in Luther: und der Doktor Martinus zerreißt das Band, das den Weltwesten in der Gemeinschaft eines vom höchsten Herrn inspirirten Glaubens einte. In Goethe: und der entgotteten Natur wird die herrlichste Hymne angestimmt, die je in ein Menschenohr klang; zu den Hypsistariern zählt sich der Dichter, die keiner geschichtlichen Religion angehören, sondern aus allen das Beste für ihr eigenes geistiges Leben fruchtbar machen wollten; einen „decidirten Nicht-Christen" nennt er sich, die Lehre von Christo „so ein Scheinding", das ihm schwer mache, ihr Objekt lieb zu behalten; da er in Venedig den Palmensonntag erlebt, hofft er, „von den Leiden des guten Mannes auch einigen Vortheil zu haben". Und welcher Denker traf den Thron des biblischen deus ex machina mit härterem Hammer als Kant?

Das Alles ist als persönliches Glaubensbekenntniß zu respektiren — ob eines Landpastors oder eines Kaisers, bleibt in diesem Fall einerlei —, führt unsere Erkenntniß aber nicht um eines Fußes Breite vorwärts. Es ist der Ausdruck eines frommen Utilitarismus, der in der Religion das nützlichste Werkzeug der Staatsraison sieht. „Wir Menschen brauchen, um Gott zu lehren, eine Form, zumal für unsere Kinder." So hat manche ehrwürdige Familienmutter sorgend gedacht. So dachte Jung-Stilling; alles Gute, was ihm begegnete, schrieb er unmittelbarer göttlicher Einwirkung zu. Goethe wollte von solcher „göttlichen Pädagogik" nichts hören. Und Goethe wird vom Kaiser zweimal als Zeuge citirt. Das Alles ist unorganisch; den Theilen fehlt das geistige Band, das sie zum Ganzen knüpfte. Das Genie stammt von Gott; Hammurabis und Homers, Karls und Luthers. „Das direkte Eingreifen Gottes läßt das Volk wiedererstehen, das mit eiserner Konsequenz den Glauben an einen Gott als Heiligstes betrachtet." Hier „beginnt das staunenswertheste Wirken, Gottes Offenbarung." Also ist Israel auserwählt, höchsten Ruhmes würdig und von den Juden kam der Menschheit das Heil? Nein. „Es schadet nichts, wenn viel vom Nimbus des auserwählten Volkes verloren geht." In dieses Dunkel fällt kein erleuchtender Strahl. Τὰ εἰς ἑαυτόν: über sich selbst, seines Wesens Art hat der Kaiser uns Klarheit geschafft; sein Denken kennen wir nun und wissen, wie er die Welt anschaut. Er wird von tausend Zungen gelobt. Denn er ist Kaiser.

In Bacons Apophthegmensammlung ist eine lehrreiche Geschichte zu lesen. „Ein Philosoph, der mit dem Kaiser Hadrian stritt, that es nur schwach.

Digitized by Google

Ein Freund, der dabei gewesen war, sagte später zu ihm: Mich dünkt, im Streit mit dem Kaiser warst Du neulich Dir selbst nicht gleich; ich sogar hätte besser zu antworten vermocht. Der Philosoph aber sprach: Willst Du im Ernst, daß ich mit Einem streite, dessen Wink dreißig Legionen befiehlt?" Herr Professor Harnack braucht vor keinem Caesar Augustus zu zittern; der Anblick der Majestät hat aber auch ihm wohl den Willen zu rückhaltloser Wahrheit gelähmt. Das nur könnte seine halbdunklen Sätze erklären. Er glaubt nicht an „die landläufigen Vorstellungen von der Inspiration des Alten Testamentes"; aber man soll heute nicht plötzlich durch die Gassen schreien, „mit dem Alten Testament sei nun nichts mehr los." Heute? Peter Abälard, der Doctor Palatinus, ist seit acht Jahrhunderten tot, lebt allen Zweiflern seit achthundert Jahren. „Rund und freudig", sagt Herr Professor Harnack, „werden sich alle evangelischen Christen zu dem Schlußsatz des kaiserlichen Schreibens bekennen: ‚Nie war Religion ein Ergebniß der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott'. Die Theologie unterschreibt diesen Satz." Hat ihn, vor und nach Lessings Fragmenten, irgendwo, irgendwann ein nicht Stockblinder bestritten? Auch von den Offenbarungen und von der Gottheit Christi spricht Harnack. „Es giebt keine Offenbarungen durch Dinge. Die Offenbarungen Gottes in seiner Menschheit sind die Personen, vor Allem die großen Personen. Sofern nun auch für die Wissenschaft die großen Personen an ihrer Individualität und Kraft ihr Geheimniß haben, ist die Eintrachtformel zwischen Glauben und Wissen, so weit möglich, hergestellt". Diese spottbilligen Sätze deckt der berühmteste Name der modernen Theologie. Dürfen wir, fragt der Dogmenforscher weiter, von der Gottheit Christi sprechen? „Gottmenschheit ist auch im Sinn des alten Dogmas die einzig korrekte Formel. Das paulinische Wort: ‚Gott war in Christus' scheint mir das letzte Wort zu sein, das wir sprechen dürfen, nachdem wir uns langsam und schmerzlich von dem Wahn antiker Philosophen befreit haben, als könnten wir die Geheimnisse von Gott und Natur, Menschheit und Geschichte durchdringen". Wahn, Alles ist Wahn. Kein Geheimniß entriegelt sich unserem Drang. Und das letzte Wort unserer Weisheit ist: Gott war in Christus. Wieder meldet sich die Erinnerung an Goethe. „Der Professor ist eine Person, Gott ist keine." Und an die Stelle aus dem Brief des Landpastors, den der decidirte Nicht-Christ schreiben ließ: „Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so vielen hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus auf einem kleinen Stückchen Welt eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit; ich subtili-

Digitized by Google

sire die Materie nicht; denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen." Ist solches Stammeln der Einfalt nicht stärker, als Stab für tastende Seelen brauchbarer als das paulinische Wort? Umsonst; spurlos — schon Lassalle sah es seufzend — zog der Kranichschwarm durch die Luft, echolos verhallte Alles, was, von Herder bis auf Helmholtz, helle Köpfe der Erkenntniß gewonnen hatten.

Noch andere Erinnerungen werden wach. Hundertunddreißig Jahre sind vergangen, seit Lessing an seinen Bruder schrieb: „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter der eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionsystem, das man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du mir, daß ich dieses alte vertheidige? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr wie Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben. Ich sollte nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Laß mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich Dieses wirken zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, das längst nicht mehr zu brauchen ist, will ich beibehalten wissen: ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie als Mistjauche gegen unreines Wasser?" So agrarisch roh redete man damals; eine neue Kultur sollte deutschem Boden entkeimen und der Gedanke an Düngemittel lag nah. Jetzt ist der Anger öde, über Herbststoppeln pfeift der Wind sinnlose Lieder, die Kulturkeime sind verweht; aber die Rede — ein stärkender Trost! — hat sich verzierlicht. Doch wenn Lessing schon, der Grobian, dessen Denken hoch über den Häuptern unserer Zeitungstheologen das Licht suchte, vergessen sein muß: warum auch der sanftere Schleiermacher? Der war ja pastoral höflich, machte den lieben Landsleuten

Digitized by Google

wirklich einen neuen Schleier, rosenroth, daß die Sonne hold gedämpft hindurchscheine. Und dennoch: wo ist seine „Unsichtbare Kirche", deren Kanzel Vernunft und Freiheit stützen sollten? Versunken und vergessen. Harnack herrscht. Er hat einen Satz des apostolischen Glaubensbekenntnisses Jahre lang eifrig bekämpft und kämpft nun mit dem selben edlen Eifer dafür, daß Christus fortan nicht Gott, höchstens Gott-Mensch, am Besten „von Gott erfüllt" genannt werde. Man sieht: der Führer der modernen Theologie regt sich, nach eines Prinzen Rath, nicht ohne großen Gegenstand. Zwischen Christenlehre und Europäerleben hat ein Abgrund sich aufgethan: und der neue Luther streitet um Worte und Titel. Vor seiner Gelahrtheit zöge Lessing sicher den Hut; über die letzten und höchsten Fragen aber würde er, lieber als mit dem Professor, mit dem Bischof Korum von Trier disputiren, der aufs Ganze geht und nicht um ein Loth hadert, nachdem er das Pfund gläubig eingesteckt hat. Und der einfache Bibliothekar hätte wiederum Recht. Gegen die Orthodoxie mag man fechten; gefährlicher als sie, viel gefährlicher sind die pseudoliberalen Versuche, Morsches mit neumodisch lackirten Balken zu stützen und müde Mythen auf Staatskrücken forthumpeln zu lassen. Das Klima von Laodicaea ist keinem Volksgeist je gut bekommen.

... Nach vielen unbeantworteten noch eine Frage, der leicht die Antwort zu finden ist. Warum starb Babel der Menschheit, der die Bibel noch lebt? Weil das Mischvolk, das wir Israel heißen, keinen Staat mitzuschleppen, seine religio keinem Staat zu verfrohnden hatte; weil sein Glaube ihm Heimath war, Tempel, Feststätte und Gefängniß, Vaterland und Kultur; weil Moses nicht „zumal an die Kinder" dachte, sondern Einrichtungen schuf, die dem Volksbedürfniß einer bestimmten Stunde genügten. Im Reich Hammurabis und Sargons scheint es nach jüngstem Bericht anders gewesen zu sein. Und bei uns? „Die Religion soll dem Volk erhalten werden." Als ob man erhalten könnte, was längst aus loser Wurzel gerissen ward! Die Ergebnisse der Forschung sollen dem „großen, allgemeinen Publikum" verborgen bleiben. Als ob eine neue Wahrheit, und wenn sie geknebelt würde, unter dem tausendzackigen Szepter des Demos nicht aus der Fessel spränge und durch die Gassen liefe! Auch bei uns giebt es Fromme. Schon der leise Zweifel, der sacht den verwitternden Offenbarungsglauben bekriecht, ist ihnen ein Aergerniß. Wenn sie dann aber dem Aufsichtrath der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft präsidiren, lassen sie Gott einen guten Mann sein und horchen auf die Dynamogeräusche der amerikanischen Konkurrenz. Babel hatte eine ausgebildete Technik, die alle Nachbarnationen in seinen Dienst zwang; in der Bibel lebt eine Kultur.

Was die Borussologen in viertausend Jahren wohl finden werden? Maschinenreste, Kanonenrohre und die Epistel Guilelmi Nepotis an Hollmann.

Digitized by Google

Das britische Transvaal.*)

Unten in Südafrika ist eine kleine Welt in Trümmer zerschlagen worden. So wills das Gesetz der Entwickelung, sagt man uns. Wozu nach den zufälligen Ursachen und Wechselwirkungen fragen? Auch ein sattes Weltreich muß nach Brot gehen, um für die Zukunft zu sorgen. Und der Besitzschein in der Tasche ist mehr werth als das schwanke Bewußtsein wirthschaftlichen Einflusses. Raublust, Eroberungsucht, Weltmachtkoller? Nein: der englische Imperialismus ist nicht die bloße Ausgeburt neronischen Herrscherwahnsinnes. Er ist die Form, in die einer Weltmacht Wucht den letzten Schluß unserer heutigen Staatsweisheit — „wirthschaftlicher, kultureller und politischer Einheitstaat" — geprägt hat. Unkenntniß oder tendenziöse Darstellung der südafrikanischen Verhältnisse ließen uns England nicht immer gerecht werden. Sittliche Empörung, Gefühlsengagement und die Abneigung innerlicher Andersartung sind ein schlechter Anwalt der Objektivität. Nicht vergessen darf werden, daß die Ursachen einer berechtigten Entrüstung zum Theil an dem herausfordernden Verhalten gelegen haben, von dem wir uns nicht ganz freisprechen können. Die deutsche Volksseele hat sich für eine Sache eingesetzt, die sie nur mittelbar berührte. Die Rückwirkung auf die Tausende von Deutschen und die Milliarden deutscher Werthe, die in der Welt der englischen Beziehungen ein nationales und wirthschaftliches Stück von uns bilden, ist leider nicht ausgeblieben. Die Stellung unserer überseeischen Volksgenossen hat namentlich in Südafrika unter der Leidenschaftlichkeit deutscher Parteinahme gelitten. Hoffent-

*) Während des Transvaalkrieges haben einzelne Leser in diesen Blättern den lauten Widerhall kritikloser Burenbegeisterung vermißt; einzelne nur. Das Bedauern daß die Gelegenheit, Großbritaniens Macht durch den wirksamen Einspruch einer Koalition zu schwächen, versäumt wurde, genügte ihnen nicht; sie wollten jeden Bur als einen Bayard, jeden Briten als ein Scheusal dargestellt sehen. Und da fast die ganze Presse kein aufklärendes, kein auch nur leise abmahnendes Wörtchen durchsickern ließ, konnten sie eine Weile glauben, hier würden die Vorgänge, die in dem großen Trauerspiel agirenden Menschen im Dienst einer Tendenz gefärbt. Daß sie irrten, haben sie inzwischen selbst wohl eingesehen. Chamberlains Reise schon, die Aufnahme, die er fand, die Erfolge, die er heimtrug, die völlige Abkehr des Volkes von Krüger, Kitcheners südafrikanische Popularität: das Alles hat bewiesen, welche Zerrbilder uns lange vors Auge gestellt worden waren. Die folgende Schilderung eines Deutschen, der die Ereignisse in der Nähe sah, wird den Lesern der „Zukunft" zeigen, daß der Standpunkt, von dem aus hier die Historie und deren Helden betrachtet wurden, nicht falsch gewählt war.

Digitized by Google

lich gleichen sich die Gegensätze wieder so weit aus, daß unser eigener Wirthschaftkörper nichts davon zu spüren bekommt. Die englischen Kolonien sind eins unserer wichtigsten Absatzgebiete. Ein gutes Verhältniß zu England ist also neben einer politischen Forderung auch eine Brotfrage für Deutschland.

Das mit Drahtgittern und Blockhäusern besäte Transvaal unter Kriegsgesetz und Paßzwang ist kein Land für den Vergnügungreisenden. Materielle Ansprüche muß man vertagen und keine unfruchtbaren Betrachtungen über den Werth des Geldes anstellen. In achtundvierzigstündiger ununterbrochener Fahrt legt der Postzug die 1014 Englische Meilen betragende Strecke zwischen Kapstadt und Johannesburg zurück. Angenehmer kann man kaum reisen. Kaum aber ungemüthlicher hausen, als es der letzte Ankömmling in einem überfüllten Hotel Johannesburgs muß. Für eine luft- und lichtarme Mansarde und eine Küche, die selbst meinem anspruchslosen Magen widerstand, wurde 1 Pfund Sterling pro Tag nicht zu viel gefunden. Die halbe Flasche Bier kostete 2 Shilling. Und froh genug war ich noch, ein Unterkommen gefunden zu haben, denn die wenigen dem Verkehr geöffneten Hotels genügten dem Andrange nicht.

Johannesburg bedeckt eine Fläche von 6 Englischen Quadratmeilen. In sechs Jahren ist es im werthlosesten Theil des Landes als Wunder moderner Entwickelung auf Goldgrund emporgeschossen. Ueber langgestreckte Hügel und Thäler breitet sich ein gelbgraues, grün durchsetztes Häusermeer aus, gegen das der Witwatersrand seine Schlote in die Lüfte streckt. Von erhöhtem Standpunkt aus mildert der Ausblick auf die von Waldstreifen durchzogene Hügelsteppe die Nüchternheit dieses Hintergrundes. Auf den felsigen Hängen des nördlich vorgelagerten Höhenzuges reiht sich dagegen Villa an Villa, inmitten sauberer Gartenanlagen, von schlanken Eukalypten und düsteren Cypressen fast erdrückt. Weit in das braune Land hinein ziehen sich dunkle Wälder gegen Pretorias Berge hin. Hunderte von Quadratmorgen umfassen sie, sind oft parkartig von Alleen durchschnitten und zeugen von dem Unternehmungsgeist, der mit dem Gold hier eingezogen ist. Im Inneren der Stadt kreuzen sich gerade, kilometerlange Straßen. Der nimmer ruhende Höhenwind wirbelt im Winter die feine gelbe Erde, die sie bedeckt, zu undurchdringlichen Staubmassen auf. Um so schädlicher für Augen und Lunge, als sie mit den pulverisirten Minenrückständen ver-

Digitized by Google

mengt sind, die sich in der Nachbarschaft der Stadt zu weißen Bergen aufhäufen. Vergebens kämpft der Sprengwagen gegen diese Plage an, die den Aufenthalt unerträglich machen kann. Unter den Regengüssen des Sommers verwandeln sich die Staubbahnen in knöcheltiefe Moraste.

Johannesburg trägt den Charakter seiner Entstehung: die Anlage hat einen großen Zug; leichtes Baumaterial; Ausdehnung in die Breite; spekulatives Vorgreifen. Daneben die bekannten Gegensätze rascher Entwickelung: der Bankpalast an der Seite der Wellblechbude und das Kaufhaus neben der Schnapsspelunke.

In diesem wirthschaftlichen und politischen Brennpunkt Transvaals waren burisch nur: die Verwaltung und sieben vom Hundert seiner Bewohner. Die Initiative, die Johannesburg schuf, das Material, aus dem es erbaut, die Intelligenz, von der es getragen, das Kapital, das die Milliarden ins Rollen gebracht, und dreiundneunzig unter hundert Köpfen seiner Bevölkerung: Alles war fremden, überwiegend englischen Ursprunges. Eine Bauernregirung über diesem Treibhaus der Kultur muthete wie ein geschichtlicher Widersinn an. Mein Eindruck von Johannesburg war ein Staunen darüber, daß der wirthschaftlichen die politische Eroberung nicht schon früher gefolgt war. Englische Zweckdarstellung hat Ohm Krüger und Die um ihn schwärzer gemalt, als sie waren. Sie boten kein unverrückbares Bollwerk gegen den Fortschritt, wohl aber einen schwerschleifenden Hemmschuh. Ihr Wirthschafthorizont war der veränderten Lage nicht gewachsen. Die latente englische Gefahr nährte ein Mißtrauen, das sich auch gegen berechtigte Forderungen sträubte. Die Nothwendigkeit eines Systemwechsels ergab sich nach verschiedenen Richtungen hin.

Die Fortschrittsfreunde drängten an das Staatsruder und die uneigennützigen oder auch futterneidischen Elemente wandten sich gegen die Krüger-Clique, die sich am Staat lange genug gemästet hatte. Die Intelligenz-Anleihe bei Holland trug zur Erbitterung gegen die Regirung bei. Die Eindringlinge bemächtigten sich der fettesten Posten und sahen verächtlich auf das dumme Bauernvolk herab. Man hatte oben eingesehen, daß der Bauernverstand an einigen Stellen doch der Ergänzung bedurfte. Bei England wollte man aus naheliegenden Gründen nicht borgen: so wandte man sich an das Stammland. Mit welchem Enderfolg, lehrt die diplomatische Wirksamkeit des vielgewandten Dr. Leyds, des typischsten Vertreters des Neuholländerthums im alten Trans-

Digitized by Google

vaal. England griff zu, bevor der Anbruch einer neuen Aera ihm die Hauptwaffe aus der Hand gewunden hätte. Sicher wäre die Transvaalfrage unter einer zum Fortschritt bereiteren Regirung noch nicht brennend geworden. Auf wie lange sie vertagt werden konnte, ist schwer zu sagen. Mit Zeit allein war aber schon Vieles gewonnen. Wie leicht konnte ein Weltreich mit den vielen Reibungflächen des englischen durch Verlegenheiten in einem anderen Erdtheil für das südafrikanische Riesenunternehmen gelähmt werden!

Gunstwirthschaft und Korruption nahmen, wie in fast jeder Republik, breitesten Raum in der Transvaalregirung ein. Weil sie mit naiver Offenheit betrieben wurden, boten sie England ein wirksames Werbemittel. Sie werden auch unter englischer Herrschaft vielleicht bleiben; nur die Taktik wird sich jetzt ändern. Das Monopol für Wenige wird durchbrochen werden, um mehr Futterstellen an der Staatskrippe zu schaffen. Das Hausmeierthum der Minenkammer macht sich schon in nebensächlichen Erscheinungen fühlbar. Wer dort Fürsprache hat, kommt heute schneller nach Transvaal hinein als durch die Vermittlung der Behörden. Wie sollte sich auch in seinem Ursprungslande die Macht des Goldes verleugnen! Im Transvaal, ob burisch oder englisch, wird Goldpolitik getrieben. Die Interessen des gelben Erzes werden selbst einem Milner und Chamberlain das Gesetz diktiren.

Krügers Grundsatz war: L'État c'est moi! Seine Umgebung machte aus dem Ich einen Plural. Wer wird diesem seltsamen Manne gerecht werden? Vorsintfluthliche Starrköpfigkeit; Egoismus; Bauernschlauheit; Verschlagenheit; Despotismus; blindes Gottvertrauen; staatsmännische Begabung; Aufgehen in der Sache seines Volkes und fanatischer Glaube an die Unverrückbarkeit der diesem Volk wichtigen Dinge: all diese oft so gegensätzlichen Eigenschaften mischen sich zu einer Persönlichkeit, die einzig in der Geschichte dazustehen scheint. Dieser Mann mit dem struppigen Cylinder und dem baumwollenen Regenschirm will mit eigenem Maß gemessen sein. Ihn aber sentimental nehmen, zum Heros und Märtyrer stempeln, als Patriarchengestalt in unserem Sinn hinstellen, den Glorienschein der Tragik um ihn weben: Das ist der Mummenschanz eines Gefühls, das nur auf fremden Boden gedeihen konnte. Die Eindrücke, die man im Transvaal empfängt, sind sehr dazu angethan, allen Menschenkultus zu beseitigen. Auch wenn der Bosheit, der Verleumdung und dem leichtfertigen Gerede ihr Theil zuerkannt wird, bleibt noch genug, den deutschen Schwärmer zu enttäuschen.

Digitized by Google

Krüger galt uns als die Verkörperung unseres eigenen Idealismus, unserer geschichtlichen Tugenden und nicht zuletzt als Ventil für einen hundert Jahre lang genährten Groll gegen England. Unsere traditionelle Stellung ist auf der Seite des Schwachen, des Kämpfers für die idealen Güter der Freiheit und des Volksthumes; Krüger, der Vertreter eines Volkes, das wir uns rasch stammverwandt angliederten, war uns Symbol. Es schaltete die geschichtliche Kritik aus und hatte zu dem Menschen Krüger nur äußere Beziehung.

Oft ist gefragt worden, weshalb Krüger gegangen sei. Die Antwort ist einfach. Man schob den alten Mann ab, weil er den Maßnahmen im Wege stand. Sein Scheiden bedeutete die Befreiung von einem Druck, unter dem die Ereignisse noch langsamer in Fluß gekommen wären, als es so schon geschah. Als man auch die übrigen reaktionären Elemente verbraucht hatte, war es zu spät, dem Kampf eine entscheidende Wendung zu geben. England trat schon mit breiter Sohle in Südafrika auf. Ein Botha, Delarey, Dewet vermochten nur noch den Zeitpunkt des Zusammenbruches hinauszuschieben.

Vor Krügers Häuschen in Pretoria kann man sich geschichtphilosophischen Betrachtungen überlassen. Das neugebildete südafrikanische Konstablercorps hat dort sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die Marmorlöwen haben den Wechsel überschlummert. Der britische Löwe aber ist eingezogen in ... den Zoologischen Garten von Pretoria. Krüger hatte ihn, seiner verfänglichen Symbolik wegen, Rhodes, von dem er ihn als Geschenk bekam, wieder zurückgesandt. Nun ist er wiedergekehrt und Krüger ist gegangen. Noch fühlte der Leu sich beengt in seinem Reisekäfig. Mit der Zeit wird er sich aber im Transvaal schon einzurichten verstehen. Da, wie gesagt, die marmornen Genossen schlummern, wissen sie auch nicht, wohin die Zeiger vom blinkenden Zifferblatt der gegenüberstehenden Kirche gerathen sind. Der Volksmund sagt, sie seien von Gold gewesen und Krüger habe sie mitgehen heißen. Solcher und ähnlicher Geschichten sind Dutzende im Umlauf. Wer ein Wenig hinter die Coulissen des alten Transvaals schauen will, Der lese: „Behind the Scenes in the Transvaal" von David Mackay Wilson. Das Buch ist von einem Engländer geschrieben und wird Deutschen deshalb kaum bekannt sein.

Die Stimmung im Transvaal ist, wie sie nicht anders in einem Lande sein kann, dessen gesammtes Wirthschaftleben zerschlagen ist und

Digitized by Google

auf dem die Faust des Eroberers lastet: ohnmächtige Verbitterung der Buren und aufsässige Unzufriedenheit der Kolonialengländer. In Südafrika steht England vor der schwersten Aufgabe seiner Kolonialpolitik. Der bedingte Optimismus, den Balfours Reden verrathen, und die Reise Chamberlains sind die äußeren Beweise dafür. Dieser Mann, der Anspruch auf unsere Sympathien nicht erheben wird, verrichtet ganze Arbeit. Das muß man ihm lassen. Er hat wie ein Fels in der Brandung gestanden und scheute nicht davor zurück, sich in die Höhle des Löwen zu wagen. Wenn irgendwo, so konnte er dort seinen Fanatiker finden. Er verstand nicht nur, zu zertrümmern, sondern ist auch gewillt, wieder aufzubauen. Sein Ausharren war aber nur möglich, wenn ein Volk in einmüthiger Erkenntniß Männer, die ihm große nationale Ziele vorzeichnen, auch in Zeiten stützt, wo das sittliche Einzelempfinden mit der höheren Pflicht gegen das Vaterland nicht recht zusammenklingen will. Den Briten kann der gute Wille nicht abgesprochen werden, die Wunden in Südafrika zu heilen. Nur ist mehr Zeit und Geduld nöthig, als nach großen Opfern der erklärliche Drang eines verwöhnten Volkes daran zu geben geneigt ist. Das erforderliche Geld ist von der Regirung bereit gestellt. Der Appell der drei Burengenerale an die fremden Nationen hat seine Wirkung auf England nicht verfehlt. Die Leute waren bessere Politiker, als der erste Eindruck ihres Vorgehens glauben machen wollte. Nach Vieler Meinung werden wohl noch zwei Jahre verstreichen, bis der letzte Bur wieder fest auf seiner Scholle sitzt. England wird eine äußerst vorsichtige und weitherzige Politik treiben müssen, um die Gegensätze so weit zu mildern, daß in absehbarer Zeit nicht der dumpfbrütende Groll sich in offene Empörung verwandelt. „Wenn es so weiter geht, haben wir in fünf Jahren die Revolution und ein geeintes, unabhängiges Südafrika!“ Das hörte ich oft; Stimmung in spätere That umgesetzt. Die Drohung, die Verfassung der Kapkolonie aufzuheben, war wohl nur ein politischer Schachzug mit dem Zweck, einen Anlaß zu versöhnlicher Nachgiebigkeit zu schaffen. Die Durchführung einer so heiklen Maßnahme hätte Oel in die glimmende Gluth gegossen. Chamberlain dachte wohl nie ernstlich daran.

Mit dem politischen Zusammenbruch Transvaals ist ein Haupthinderniß für die Verwirklichung des Afrikandertraumes weggeräumt. Krüger stand als ausgesprochener Partikularist dem Reichsgedanken fremd, ja, feindlich gegenüber. Wie der Bur kein politisch-nationales

Digitized by Google

Bewußtsein, keinen Gemeinsinn, keine Opferfreudigkeit für den Staat besaß, sondern nur seine eigene Ungebundenheit in streng gewahrtem Volksrahmen forderte, so verhielt sich Transvaal zur südafrikanischen Gesammtheit. Der Bur ist kein tiroler Freiheitkämpfer, der Gut und Blut begeistert für das Vaterland hingiebt und dem die nationale Sache höher steht als das eigene Ich. Ein deutscher Arzt, der bis zum Schluß bei den Buren ausgeharrt hatte, erzählte mir: am Anfang des Krieges habe seine Hauptthätigkeit darin bestanden, die Drückeberger, die ihm der Feldkornet zur Untersuchung sandte, wieder in die Front zurückzuschicken. Ihrer seien nicht Wenige gewesen.

Die Begeisterung bei der Mobilmachung war, so weit sie nicht auf übertriebener Schilderung beruht, nur örtlicher Natur. In Centren, wie Johannesburg, ist niemals Mangel an unruhigen Elementen, die jede Störung des status quo in Hurrahstimmung versetzt. Die große Masse, die Etwas aufzugeben hatte, gehorchte innerlich widerstrebend dem Zwang. Viele, die draußen im weiten Feld wohnten, betrachteten den Krieg als eine Sache, in die sie der „olle Krüger nur hineingerissen habe". In der ersten Kriegszeit stand nur ein Bruchtheil der Buren im Feld. Erst als der Einzelne sich in seiner Existenz bedroht sah und schließlich überhaupt nichts mehr zu verlieren hatte, haben die Männer, die heute in Aller Mund sind, verzweifelnde Kämpfer um sich geschaart und mit eiserner Faust zusammengehalten. Da erst ist in der Schule der Noth und der Erbitterung gegen den Eindringling das politische Nationalgefühl erwacht, da erst das Bewußtsein durchgedrungen, daß mit dem Volksthum auch der Bestand des Staates gefährdet war. So fehlte der Kriegführung anfangs der moralische Faktor, der die Zuchtlosigkeit bekämpft und selbst das unorganisirte Burenheer trotz aller taktischen Rückständigkeit zu entscheidenden Schlägen befähigt hätte. Die Begeisterung der Ausländer, die für die Sache der Freiheit zu streiten kamen, verstand der Bur nicht, weil sie ihm selbst fremd war. Er zuckte über die sonderbaren Schwärmer die Achseln, schaute hochmüthig auf sie, wie auf jeden Fremdling, herab, behandelte sie schlecht und ließ sie, wenn sich die Gelegenheit bot, die Kastanien aus dem Feuer holen. Der Burenenthusiasmus unserer vierzig Freiheitkämpfer, die wir in Sansibar an Bord nahmen, hatte sich gründlich abgekühlt. Er konnte auch nur bei Unkenntniß des Burencharakters entstehen. Gerade wir Deutsche haben so manches Stück

Digitized by Google

unseres Idealismus — und stets mit dem gleichen, schon historisch gewordenen Dank — für fremde Völker dahingegeben. Auch die jüngsten Erfahrungen werden daran für die Zukunft nichts ändern.

Bezeichnend für die Lage im Transvaal ist die Stimmung gerade der englischen Kreise, besonders der Mineninteressenten, die doch zum Krieg gedrängt hatten. Es liegt ein Stückchen Vergeltung darin, daß sie eine Fehlrechnung gemacht haben. Von den politischen Beweggründen abgesehen, strebten sie nach billigerer Produktion, um den Gewinn zu erhöhen. Die Abgaben sollten verringert, die Frachtsätze herabgesetzt und das Dynamitmonopol durchbrochen werden. Das waren die springenden Punkte der wirthschaftlichen Reform, zu der man auf friedlichem Wege nicht gelangen konnte. Mit dem Siege Englands schien das Ziel erreicht; aber man erlebte eine bittere Enttäuschung. Der Krieg hatte länger gedauert und tiefere Spuren hinterlassen, als man erwarten konnte. Der ganze Wirthschaftkörper war zusammengebrochen und eine Krisis eingetreten, die den soliden Unternehmungen den Boden entzog, dem Schwindel aber Vorschub leistete. In dieser Noth griff man zu einem Mittel, das sich als zweischneidiges Schwert erwies: man setzte die Löhne der Kaffern beträchtlich herab. Der Kaffer blieb nun ganz fort und aus der Krise wurde ein Nothstand. Die alte Frohnarbeit, noch dazu mit geschmälertem Verdienst, paßte dem schwarzen Gesellen nicht mehr. Er hatte den Reiz gekostet, im abgelegten Khakirock, mit der Büchse in der Hand, in englischem Sold auf Burenstreife zu gehen. Die Heeresverwaltung zahlte gut, weil sie die Leute brauchte. So verdarb sie den Kaffer und die Preise. Trotz thatkräftiger Organisation, die sich auch auf die ost- und centralafrikanischen Besitzungen erstreckt, ist es bisher nicht gelungen, den Arbeiterbedarf nur annähernd zu decken. In dem Wirrwarr der wirthschaftlichen Bedrängniß, der die Minenproduktion unterliegt, steht die Arbeiterfrage obenan. Natürlich ist die Einführung von Kulis in Erwägung gezogen worden. Die Regirung wird aber um so weniger geneigt sein, eine „Gelbe Gefahr“ für Südafrika heraufzubeschwören, als sich der Inder dort schon breit genug macht und dem kleinen Mann das Fortkommen erschwert. Der von Anfang an aussichtlose Versuch, den Kaffer durch den aus dem Heer entlassenen Freiwilligen zu ersetzen, ist gescheitert. Das Feldleben hat ihn nicht minder verwöhnt und der Verdienst ist zu gering, als daß der Weiße auf die Dauer die Arbeit des

Digitized by Google

Schwarzen verrichten möchte. In einem Lande mit Negerbevölkerung ist selbst der Proletarier dem Schwarzen gegenüber der Aristokrat der höheren Rasse. Er beaufsichtigt und kommandirt, steigt aber nicht auf die selbe Arbeitstufe zu ihm herab. Auch steht, davon abgesehen, die vorhandene Zahl nicht im Verhältniß zum Bedarf. Wohl ist die Regirung an der baldigen Lösung des Problems selbst interessirt. Es kann ihr aber nicht damit gedient sein, das politisch unzuverlässige Element im Lande durch die sozial minderwerthigen Söldnerschaaren zu vermehren. Jetzt, da man ihrer nicht mehr bedarf, ist man froh, sie wieder los zu werden. Zu Kolonisatoren des entvölkerten Landes sind sie nicht geeignet; und in den Städten entbehrt man sie gern. Um den Betrieb in größerem Umfange aufzunehmen, wird den Minenherren nichts Anderes übrig bleiben, als die mit Fleiß herabgesetzten Löhne wieder zu erhöhen. Der wider Erwarten lange Stillstand der Produktion erfordert schnelles Handeln. Bei meiner Anwesenheit in Johannesburg arbeitete vielleicht ein Fünftel der gesammten Minenbetriebe mit etwa einem Drittel ihrer Stempelzahl. Der Markt lag still und wartete vergeblich auf eine Aufmunterung aus London. So lange die politischen und wirthschaftlichen Absichten der Regirung im Dunkel blieben, war solche Aufmunterung unmöglich.

Die vorläufige Befreiung der Minen von jeglichen Kriegsabgaben wurde immer unwahrscheinlicher. London wollte in berechtigter Zahlungmüdigkeit endlich einmal Geld sehen. Die Belästigungen und Erschwerungen des Kriegsgesetzes trafen alle Schichten der Bevölkerung. Unter der unpopulären Militärverwaltung machten sie sich besonders fühlbar. Für jede Kiste Waaren bedurfte es eines ausdrücklichen Einfuhrerlaubnißscheines. Er wurde nur für den nothwendigsten Bedarf ausgestellt, um die durch Militärtransporte in Anspruch genommenen Eisenbahnen nicht zu überlasten. Die Kaufleute klagten, weil sie nichts verkaufen konnten und ihre Frachten Monate lang bei hohen Spesen im Ausschiffunghafen der Beförderung harrten. Der Konsument litt unter der ungeheuren Vertheuerung der Lebensmittel. Das schwarze Personal nützte die allgemeine Konjunktur aus und steigerte seine Ansprüche. Hunderte von Geschäftsleuten, die der Krieg vertrieben hatte, warteten auf den ersehnten Paß, um an den Wiederaufbau ihrer zerstörten Existenz zu gehen. Der Paßzwang wurde mit äußerster Schärfe gehandhabt. Die Kontrole war, wie ich selbst an mir erfuhr, so genau, daß Ent-

Digitized by Google

ziehungen ausgeschlossen schienen. Daß der Paßzwang so lange nach dem Friedensschluß fortbestand, ist England als chicaneuse Engherzigkeit ausgelegt worden. Sehr mit Unrecht. Es war ein Akt der Selbsterhaltung und der Nothwehr, den wirthschaftliche und politische Gründe geboten. Das ausgesogene Land war dem Andrange großer Menschenmassen nicht gewachsen, der in Johannesburg und anderen Orten geradezu eine Hungersnoth geschaffen hätte. Auf der anderen Seite mußte das Zuströmen politisch zweifelhafter Elemente, an denen wahrlich kein Mangel war, verhindert werden. In den Verwaltungzweigen, besonders im Verkehrswesen, fehlt es an Routine und an Vertrautheit mit Land und Leuten. Das vermehrte die Schwierigkeiten und steigerte die Unzufriedenheit. Der Apparat sollte möglichst billig arbeiten. Man besetzte daher die frei gewordenen Stellen mit oft blutjungen, frisch importirten Engländern. An Angeboten war kein Mangel. Es waren ihrer genug, die da glaubten, in den eroberten Landen Karriere machen oder sich später eine gute Brotstelle erdienen zu können. Um anzukommen, begnügten sie sich mit geringen Anfangsgehältern und regirten und verwalteten nun ohne Kenntniß der Verhältnisse keck drauf los.

Die hier nur flüchtig skizzirte Lage erzeugte eine Erbitterung, die in Versammlungen und namentlich in der Sprache der Presse ungeschminkten Ausdruck fand. Es ist nicht schwer, daran den Grad der Opposition zu bemessen, mit der die Regirung in der neuen Kolonie gerade unter dem englischen Element zu rechnen hat. Der Entschluß Chamberlains, sich eine eigene Anschauung von den Verhältnissen zu bilden, war also verständlich. Fast scheint es, als ob die Burenfrage vorläufig in den Hintergrund der politischen Sorgen gedrängt wird. Ob mit Milner an der Spitze des südafrikanischen Gesammtreiches die Durchführung einer erfolgreichen Versöhnungpolitik möglich ist? Ich zweifle. Bei den Buren ist er der bestgehaßte Mann, dessen Beseitigung von ihnen in den Friedensbedingungen gefordert wurde. Auch im Kapparlament fehlt es ihm wahrlich nicht an Gegnern. Vielleicht wird Chamberlain doch schließlich seinen bedeutendsten Mitarbeiter, so schwer er ihn entbehren mag, der Staatsraison zum Opfer bringen müssen.

Wird England der Lage in Südafrika Herr, so geht das Land einer Entwickelung entgegen, an der uns Deutschen nicht zuletzt ein wirthschaftlicher Antheil zufallen muß. Nöthig ist dazu aber, daß künftig das nüchterne Interesse dem widerstrebenden Gefühl Ruhe ge-

Digitized by Google

bietet; um so nöthiger, als der deutsche Handel, der unter dem Kriegszustand und unserer Stellungnahme gegen England gelitten hat, gerade dort unten mit der immer bedrohlicheren Konkurrenz Nordamerikas rechnen muß. Ein unter eigener Flagge vereintes Südafrika wird nicht die selben wirthschaftlichen Aussichten bieten. Der losere Zusammenhang eines Bundes räumlich so ausgedehnter und im Wesen verschiedener Staaten böte eine viel unsicherere Grundlage als ein geschlossenes englisches Kolonialreich.

Durch die Eroberung Transvaals ist die Delagoabai-Frage brennend geworden. Selbst die Nachgiebigkeit des portugiesischen Vasallenthumes wird nur noch kurze Zeit den widernatürlichen Zustand aufrecht erhalten können, daß der zusammengebrochene Kolonialstaat den Thürhüter Englands in Südafrika spielt. Die Vollendung der Kap-Baira-Bahn ist ein weiteres Moment, das zur baldigen Lösung drängt. Milners Konferenz mit dem portugiesischen Gouverneur in Lourenço Marquez ist zwar im schönsten Einvernehmen verlaufen und König Eduard hat mit der Verleihung eines hohen Ordens darüber quittirt. Das wird aber den naturgemäßen Gang der Ereignisse nur so lange aufhalten, bis England im Transvaal erst ein Bischen Ordnung geschaffen hat. Die erwähnte Zusammenkunft hatte einen amusanten Nachklang, der Portugals finanzielle Nöthe auch im Kleinen beleuchtet. Um den einflußreichen Gast würdig aufzunehmen, war für Milner in Lourenço Marques eine Villa gemiethet und neu ausgestattet worden. Der Empfang verfehlte seinen Eindruck nicht und wurde in den südafrikanischen Blättern mit Genugthuung besprochen. Als aber Besitzer und Lieferant Bezahlung verlangten, zuckte man im Gouvernement die Achseln, da keine Fonds für diese Extraausgaben vorhanden seien. Der Gouverneur lehnte natürlich ab, die Kosten der Staatsrepräsentation aus der eigenen Tasche zu decken. Wenn die Geschädigten Geduld haben, werden sie noch in die Lage kommen, der englischen Regirung, vielleicht mit besserem Erfolge, ihre Rechnungen zu überreichen.

Der Draht; der Verrath im Lager der Buren; die **Bewaffnung** der Kaffern und die Folgeerscheinungen der **Konzentrationlager: Das** waren die unmittelbaren Ursachen des **Friedensschlusses. Nicht** die materielle Erschöpfung und der moralische Zusammenbruch **des Krieg** führenden Volksrestes; obwohl sich auch starke **Friedenssehnsucht regte.**

Friedrich von Erckert.

Digitized by Google

Banknoten.

Seit die Minen des Transvaal englisch geworden sind, hat der Bimetallismus aufgehört, eine Frage praktischer Politik zu sein; und er wirds wohl in absehbarer Zeit nicht wieder werden. Als 1897 Frankreich und die Vereinigten Staaten gemeinsam eine internationale Konvention für die Doppelwährung herbeizuführen suchten, wurde ihren Delegirten die verlangte Zusage der freien Silberprägung in Indien verweigert. Als Grund gab die britische Regirung an, die Operationen für Aenderung der indischen Währung seien nun weit genug gefördert, um den Kurs der Rupie auf den für den Uebergang zur Goldwährung vorgesehenen Stand von 1 sh. 4 d. zu bringen, und die so im besten Gange befindliche Aktion wolle man nicht unterbrechen. Danach blieb immerhin zu hoffen, die englische Regirung werde früher oder später erkennen, eine wie grobe Selbsttäuschung es war, das Zeichen guten Fortganges darin zu sehen, daß sie diesen Kurs, den sie erreichen mußte, endlich erreichte. Thatsache ist, daß man in Indien von der wirklichen Einbürgerung des Goldes heute so weit entfernt ist wie je. Aber gewiß ist auch leider, daß fürder keine Erfahrung und keine Rücksicht auf die Interessen des indischen Volkes dessen britische Beherrscher veranlassen wird, irgend ein Vorgehen zu begünstigen, das dem Goldmonopol schädlich sein könnte. Dafür sind auch die Interessen des Transvaal zu bedeutend, die zu vertreten ihnen jetzt obliegt und von deren Pflege, wie die Dinge liegen, die Konsolidation der südafrikanischen Verhältnisse mit bedingt ist. Man muß darauf gefaßt sein, daß England künftig nicht nur allen Versuchen zur Einführung der internationalen Doppelwährung jede Mitwirkung versagen, sondern sich direkt feindlich dazu stellen würde. Die Drohung, die Staaten einer bimetallistischen Konvention mit dem indischen Silber zu überschwemmen, wäre zwar nur ein Popanz, denn die Entfernung des Silbers aus der indischen Cirkulation ist leichter dekretirt als ausgeführt. Aber bis jetzt wüßte ich wenigstens keine Regirung, deren Nerven stark genug wären, sich von diesem Popanz nicht schrecken zu lassen. Und darum muß ich annehmen, daß die Niederlage der Buren auch über das Schicksal des internationalen Bimetallismus entschieden hat. Zwar könnte in dem Umstande, daß nun mehr als die Hälfte der gesammten Produktion des gelben Metalls von einer einzigen Macht kontrolirt wird, eine Aufforderung mehr für die anderen Staaten liegen, sich von dem Goldmonopol zu emanzipiren. Aber hier den Willen zur That werden zu lassen, würde die Befreiung von einem Aberglauben voraussetzen, die von dieser Generation nicht zu erwarten ist: von dem Aberglauben an die Allmacht Englands auf dem Gebiete des Geldwesens.

So ist denn die Herrschaft des Goldmonometallismus als eine vollendete Thatsache hinzunehmen, mit der man sich abfinden muß, und unantastbare Errungenschaften bleiben: die virtuelle Aenderung der Schuldkontrakte, das Zerreißen der Parität mit solchen Ländern, die auf das Silber angewiesen bleiben, nebst der hierdurch von Zeit zu Zeit bewirkten Störung des Handels, und das Herumtreiben von Milliarden minderwerthigen Geldes in der Cirkulation der civilisirten Völker. Daran ist nichts zu ändern und ich selbst habe eine Hoffnung zu Grabe zu tragen, — die Hoffnung, die von mir vertretene Theorie des Geldwerthes müsse an dem Tage von den hartnäckigsten Zweiflern als richtig erkannt

Digitized by Google

werden, an dem die industriellen Großstaaten die Probe darauf machen würden. Diese Genugthuung zu erleben, darf ich jedenfalls nicht mehr hoffen. Dagegen darf ich wohl voraussetzen, daß, wenn ich jetzt und künftig veranlaßt sein mag, auf andere Schäden in unserem Geldwesen hinzuweisen, mir nicht geschehen wird, wie mir vor sechs und vor vier Jahren geschah, als ich Artikel über die Lage der Reichsbank und über gewisse in unserem Geldumlauf hervortretende symptomatische Erscheinungen veröffentlichte. Ich mochte noch so sehr betonen, daß die Schwankungen in den sichtbaren Geldvorräthen mit der Währung gar nichts zu thun haben, daß sie von ganz anderen Faktoren abhängen und eben so bei Silber- oder Doppelwährung, ja, selbst bei Papierwährung eintreten wie bei der Goldwährung: immer wurde doch der Pferdefuß des bösen Bimetallisten gesucht.

Heute will ich auf eine Bestimmung in unserem Bankgesetz hinweisen, die ich auch vom Standpunkt eines überzeugten Monometallisten für durchaus verfehlt halten müßte, und ich hoffe, nicht mehr die Gefahr zu laufen, daß man mir dabei eine versteckte Absicht gegen unsere Währung unterstellen könnte. Zweifelte ich noch an dem Fortbestand dieser Währung, so würde ich nicht einen einzelnen Mangel abzustellen beantragen, da es mir doch nur erwünscht sein könnte, ihn bestehen zu lassen.

Der Paragraph 2 des Bankgesetzes vom vierzehnten März 1875 lautet: „Eine Verpflichtung zur Annahme von Banknoten bei Zahlungen, welche gesetzlich in Geld zu leisten sind, findet nicht statt und kann auch für Staatskassen durch Landesgesetz nicht begründet werden.“ Er statuirt damit eine Härte, die, wie schon hier vorläufig bemerkt sei, unserem englischen Vorbilde fremd ist.

Man wird mir, wenn ich auf das Bedenkliche dieser Bestimmung hinweise, sofort entgegenhalten, daß sie doch in achtundzwanzig Jahren keinen Schaden gestiftet habe. Das ist richtig und wird auch weiter so lange gelten, wie der Paragraph praktisch nicht angewandt wird. Wir haben drei Jahrzehnte ungestörter, friedlicher Entwickelung hinter uns, nur durch Unternehmungskrisen unterbrochen, die unsere Volkswirthschaft doch niemals im Kern getroffen haben. Zeitweilige starke Pressungen im Geldmarkt konnten bei dem festgewurzelten Vertrauen, bei allseitig vorhandenem guten Willen, und da unsere geschäftlichen Sitten — bis jetzt — die Ausnutzung solcher Konjunkturen verbieten, nach einiger Zeit stets glücklich überwunden werden. Wenn so gigantische Kämpfe zwischen großen Finanzgruppen, wie die new-yorker Börse sie kennt, einmal, was keineswegs ausgeschlossen ist, bei uns ausbrechen sollten, so läge die Versuchung schon nah, daß eine Partei die andere durch Einsperren von Gold in die Enge zu treiben unternähme. Das würde der Paragraph 2 begünstigen, da auf diesem Gebiete der erste Anstoß eine überraschend große Wirkung hervorrufen müßte. Aber auch die Fortdauer friedlicher Zustände ist uns doch nicht geradezu verbürgt. Wäre sies, so müßten wir ja auch sonst weniger vorsichtig sein und könnten manches schöne Geld für Heer und Marine sparen oder auch gern den Reservisten einmal die Uebungen nachsehen. Wir thun es aber so wenig, wie wir unterlassen, uns gegen Feuersgefahr zu versichern, obwohl es, bei der großen Seltenheit von Brandkatastrophen, doch auch als Schwarzseherei gelten könnte, für eine solche vorzusorgen. Doch nehmen wir einmal an, gegen politische Störungen oder einen Krieg von Finanzgruppen dürften wir uns für alle

Digitized by Google

Zukunft als gesichert ansehen. Nehmen wir an, es könnten auch andere, eine Knappheit von Hartgeld bewirkende Ursachen nicht eintreten, so daß ein Anreiz, Banknoten an Zahlungstatt zurückzuweisen, für immer ausgeschlossen wäre. Ja, welchen Sinn hat dann überhaupt dieser Paragraph 2? Wozu steht er da? Und kann es vernünftig sein, eine Vorschrift zu konserviren, die im besten Fall nur zwecklos ist, die aber in dem Augenblick gefährlich wird, da ihr ein Zweck zugeschrieben werden könnte?

In England hat man eine gleiche Bestimmung schon 1833 abgeschafft und die Noten der Bank von England als legal tender für alle Beträge über 5 Pfund erklärt, ausgenommen in der Bank von England selbst, die ihre Noten bei Vorzeigung gegen Gold einzulösen hat. „We regard the enactment of the stat. 3 & 4 Will. 4 c. 98, which makes Bank of England notes legal tender everywhere except at the Bank and its branches, for all sums above £ 5. as a great improvement." So lesen wir hierzu im Dictionary of commerce von Mac Culloch, Ausgabe von 1844, S. 72. An der selben Stelle ist dann die Situation geschildert, in die das alte System die Bank versetzt hatte (a situation of great difficulty and hazard). Wenn den Provinzbanken ihre Noten zur Einlösung präsentirt wurden, konnten sie nicht mit Noten der Bank von England, sondern mußten mit Gold zahlen. So verkauften sie bei jeder auftauchenden Schwierigkeit sofort Regirungsicherheiten und wappneten sich mit Gold, das sie der Bank von England entzogen, so daß auch eine kleine Störung sich leicht zu einer Geldkrise auswachsen konnte. Hier wird gerade mit Rücksicht auf die Gesundheit der Währung die Erhebung der Banknoten zum legal tender empfohlen. „The currency could not possibly be in a sound healthy state, while the Bank of England and through her, public credit, where placed in so perilous a situation." Das wird, mutatis mutandis, auch für deutsche Verhältnisse zutreffend sein. Allerdings haben wir nicht eine solche Menge Noten ausgebender Provinzbanken, wie sie damals in Großbritanien bestanden. Aber dieser Unterschied kommt nur für die Leichtigkeit und Häufigkeit in Betracht, mit der eine Gefahr aus dem besprochenen Zustande sich ergeben kann. Die Dimension der Gefahr ist darum bei uns nicht kleiner zu schätzen. Wenn zu irgend einer Zeit an irgend einem Punkte Deutschlands der Paragraph zu praktischer Bedeutung käme, der den Banknoten die Eigenschaft, als Erfüllung zu gelten, abspricht, so wären unsere Mittel- und Großbanken mit ihren Depositen- und Giroverbindlichkeiten sofort genöthigt, die Bestände an Gold, die sie sonst zu halten pflegen, in ganz außerordentlichem Umfang zu vermehren. Das müßten sie um so gewisser thun, als ihnen § 18 des Bankgesetzes die Sicherheit versagt, stets an Ort und Stelle gegen Noten der Reichsbank Gold erhalten zu können. Er lautet: „Die Reichsbank ist verpflichtet, ihre Noten a) bei ihrer Hauptkasse in Berlin sofort auf Präsentation, b) bei ihren Zweiganstalten, so weit es deren Barbestände und Geldbedürfnisse gestatten, dem Inhaber gegen kursfähiges deutsches Geld einzulösen." In kritischer Zeit werden diese Zweiganstalten nicht nur kleinere Barbestände als sonst haben, sondern auch auf größere Geldbedürfnisse gefaßt sein müssen. Wenn die Reichsbank, wie zu erwarten ist, darauf sieht, daß die Zweiganstalten von dem Rechte, das ihnen Alinea b giebt, keinen Gebrauch machen sollen, so wird sie in einer solchen Zeit selbst Gold an sich zu ziehen suchen, um die Bestände der Zweiganstalten zu ergänzen. Aber mit den Opfern, die

Digitized by Google

dazu nöthig wären, könnte die Leitung der Bank doch nur bis zu einem gewissen Punkte gehen. Jedenfalls würden sich die Kreditbanken, die Bankhäuser, die großen Industriellen und Kaufleute sagen müssen, daß dieser Vorbehalt nicht etwa nur zur Verzierung in das Alinea b gebracht ist und daß er für alle Plätze außerhalb Berlins gilt. Der Regirungentwurf wollte wenigstens den Zweiganstalten an Plätzen mit über hunderttausend Einwohnern die Einlösungpflicht „vor Ablauf des dritten Tages nach dem Tage der Präsentation" (spät genug!) auferlegen. Aber im verabschiedeten Gesetz sind Emporien wie Hamburg und Frankfurt darin den kleinsten Plätzen gleichgestellt. So wäre Frankfurt mit den geltenden Bestimmungen im Kriegsfall heute schlimmer daran als selbst im Juli 1870, da inzwischen auch die Frankfurter Bank aufgehört hat, als Notenbank zu existiren. Damals waren es die Transporte unserer eigenen Truppen, die die Lage für unseren Markt erschwerten. Und bei aller Zuversicht in die Kraft des Deutschen Reiches sollten wir doch nicht ganz übersehen, daß uns im Vergleich zu den Briten eine noch größere Mahnung zur Vorsicht gegeben ist: uns fehlt die insulare Lage des meerbeherrschenden England. Warum sollten also gerade wir unterlassen, eine Fessel des Geldverkehres abzustreifen, von der die Engländer sich vor siebenzig Jahren befreit haben?

Zum Wesen eines Edelmetall Standard und insbesondere zum Wesen der Goldwährung gehört nicht, daß der gut fundirten Banknote die Eigenschaft des legal tender aberkannt werden müßte. Das wird wohl ausreichend durch das Beispiel des Goldwährunglandes par excellence bewiesen. Niemand hat in diesen siebenzig Jahren gezweifelt, daß England eine reine und sichere Goldwährung hat, und eben so wenig würde Jemand in die Solidität unserer Währung einen Zweifel setzen, wenn wir, das englische Beispiel befolgend, den § 2 des Bankgesetzes so abänderten, daß Jedermann zur Annahme von Reichsbanknoten bei Zahlungen verpflichtet ist. Dann würde das Verlangen nach Gold nie so groß und besonders nie so dringend auftreten, wie es beim heutigen Stande des Gesetzes geschehen könnte. Die Reichsbank dürfte dann sogar ruhig die Verpflichtung übernehmen, auch an ihren Hauptstellen die Noten bei Präsentation gegen Gold einzulösen, und würde doch ihre Goldbestände in schwerer Zeit weniger als unter dem kombinirten Regime der §§ 2 und 18 gefährdet sehen. Gerade die Angst, man werde Gold brauchen und nicht haben können, bewirkt in solchen Fällen die Knappheit. Außer der Reichsbank haben wir jetzt nur noch vier unter dem Gesetz von 1875 stehende Banken, die der größeren Bundesstaaten Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden. Auch den Noten dieser anerkannt guten Banken könnte die Berechtigung, die hier für die Noten der Reichsbank vorgeschlagen wird, ohne Bedenken gewährt werden. Aber wenn es sich lediglich darum handelt, der eben besprochenen Gefahr zu begegnen, so ist es zweifellos, daß schon die Reichsbanknote als legal tender ihr die Spitze abbrechen würde.

Ich habe die Gründe, die für eine Abänderung der §§ 2 und 18 des Bankgesetzes, ganz besonders aber für die des Paragraphen 2 sprechen, nicht annähernd erschöpft. Zunächst wollte ich hier eine Anregung geben und abwarten, welches Echo sie finden wird. Hoffen will ich, daß man diese Angelegenheit nicht als Parteisache behandeln werde. Sie ist für die Interessen aller Stände von gleicher Bedeutung.

Frankfurt a. M. — Karl Hecht.

*

Digitized by Google

Weltenschicksal.

Die Erde rollte durch den Raum. Sie traf mit einem jungen Weltkörper zusammen, der noch glühte und deshalb ganz ohne Leben war.

„Guten Tag, Kamerad", sagte der Fremde und folgte ihr.

„Guten Tag", sagte die Erde, die es eilig hatte und mit all ihren Seltsamkeiten durch den Raum eilte.

„Nein, wie merkwürdig Du aussiehst!" sagte der Fremde ganz neugierig und stierte die Erde an.

„Ich bin auch älter. Du bist noch ein Grünschnabel."

„Aber sage mir doch: Was umhüllt Dich eigentlich?" sagte der Fremde.

„Das Leben", antwortete die Erde.

„Was bedeuten das Grün und das Blau in Deinem Gewand?"

„Wälder und Meere."

„Und das weiß Leuchtende?"

„Eisberge und Schneegipfel."

„Aber einige Berge bewegen sich durch die Wälder?"

„Das sind keine Berge", sagte die Erde. „Es sind Thiere, deren Höhe über die Wälder hinausragt. Aber entschuldige: ich habs eilig. Adieu!"

Und die zwei Weltkörper rollten jeder seines Weges.

Einige tausend Jahre später trafen sie wieder zusammen.

„Guten Tag", sagte der Fremde, der immer noch glühte und lebensöde war. „Trafen wir uns nicht vor einem Jahr?"

„Nein, gestern", sagte die Erde.

„Aber wie hast Du Dich verändert!" sagte der Fremde. „Was bedeuten all die lichtgrünen Streifen, die sich zwischen Deinen Bergen hinziehen?"

„Wiesen und Kornfelder", antwortete die Erde.

„Und die winzigen, kleinen Wesen, die auf dem Grünen kribbeln und krabbeln? Es sind wohl die selben Insekten wie auf den anderen Weltkörpern?"

„Nein, es sind Menschen", sagte die Erde. „Adieu!"

Und Jahrtausende schwanden wieder hin. Und als die zwei Weltkörper einander wieder begegneten, wies der Fremde einen kleinen Unterschied zwischen Land und Wasser.

„Guten Tag", sagte er. „Du schmückst und putzest Dich ja immer mehr mit Grün; die Wälder vermindern sich und die lebenden Berge sind verschwunden."

„Die Menschen verdrängen Alles, was ihnen im Wege steht", sagte die Erde.

„Sind diese kleinen Wesen so stark?" fragte der Fremde und blickte auf all die Schaaren hinab, die mitten im Grün n arbeiteten und wimmelten. „Es sind wirklich so drollige Dinger. Ein Theil scheint mir noch vom vorigen Male bekannt."

„So", sagte die Erde. „Ich mache Dich nur darauf aufmerksam, daß die Menschen, die Du damals sahst, jetzt Millionen von Geschlechtern zurückliegen. Sie sind gestorben und wurden zu Erde, Luft und Wasser, wurden Theile anderer Menschen und Thiere und wieder zu Erde, Luft und Wasser, — immerfort wechselnd."

„Aber wir begegneten einander doch erst vor einem Tag", sagte der Fremde.

Digitized by Google

„Ein Tag für Dich und mich umschließt für die Menschen tausende von Jahren."

„Und wie viele tausend Jahre lebt solch ein Mensch, ehe er zu Erde, Luft und Wasser wird?"

„Du bist immer noch recht grün und unwissend", sagte die Erde. „Ein Menschenleben zeichnet sich nicht durch Länge aus. Seit wir uns das letzte Mal trafen, ist ein Kind Mann, Vater, Großvater, Urgroßvater geworden und liegt jetzt als Staub in der Erde."

„So ... Aber was saust denn von all diesen lebenden Wesen empor?"

„Millionen von Herzschlägen."

„Und ich höre ein Zittern und Beben in diesem Sausen; warum erzittern alle diese Leben tiefinnerlich?"

„Vor Angst."

„Wovor?"

„Vor dem Tode."

„Dem Tode? Was ist Das?"

„Du erfährst es früh genug. Adieu!"

„Bleibe doch noch", sagte der junge Fremde. „Wenn der Tod Deinen Kindern Schreck und Unglück bringt: warum rottest Du ihn nicht aus? Erhalte ich selbst einmal lebende Wesen, dann werde ich keinen Feind des Lebens behausen, sondern all meine Geschöpfe sorglos und ewig gestalten."

„Falls Du nur selbst sorglos und ewig bleibst", sagte die Erde. „Ich habe viel gesehen und weiß, was ich weiß, und womit das Ganze endet. Deshalb bin ich so eilig; ich muß noch viel, sehr viel ausrichten. Adieu!"

„Sag' mir doch, was Du weißt und womit das Ganze endet!"

„Adieu!" sagte die Erde und eilte weiter, schnell, unaufhaltsam durch den Raum.

Und wieder schwanden Jahrtausende. Und als die zwei Weltkörper wieder zusammentrafen, hatte der junge Fremde Land und Meer und Berge und große, stille Wälder.

„Willkommen", sagte er. „Aber, liebster Freund, ich erkenne Dich kaum, Du hast Dich unglaublich verändert. Jetzt bist Du vollständig weiß! Wo hast Du denn all Dein Grün gelassen?"

„Es liegt unter Schnee und Eis."

„Und all die Lebensmyriaden?"

„Sie sind alle zu Staub geworden."

„Aber warum lebten sie denn? Warum bebauten sie Deinen Boden und rodeten Deine Wälder aus? Warum litten und duldeten sie? Hörst Du nicht ihre Klagen über ein unbarmherziges Schicksal? Oder liegt ihr Staub ruhig und schweigend?"

„Sie haben es nicht schlimmer als ich. Adieu!"

„Wohin treibst Du jetzt?"

„In mein Grab."

„Was ist ein Grab?"

„Es ist das Letzte. Ich bin alt und müde und mit mir geht es bald zu Ende. Nur noch ein Streifen Grün ist mir inmitten meines Herzens ge-

Digitized by Google

blieben, aber auch er schwindet morgen. Vorbei, vorbei! Mein Leben ist mir so kurz erschienen. Lebewohl, — mich siehst Du nie wieder. Ich bin bald ein wandernder Kirchhof, ein einsamer Schatten in der Nacht."

„Jetzt begreife ich, was der Tod ist", sagte der Fremde. „Wirst Du wirklich auch . . .?"

„Ja."

„Werde ich auch einmal . . .?"

„Ja."

„Alle, all die Myriaden schöner Weltkugeln, die jetzt den Raum mit Licht erfüllen, werden sie auch . . .?"

„Ja."

„Erlöschen?"

„Ja."

„Selbst die Sonne?"

„Ja."

„Und dann wandern wir Alle als Schatten im Raume in einer ewigen Nacht einher?"

„Ja."

„Da sind wir doch sehr unbedeutend, wenn wir nicht ewig sind."

„Erinnerst Du Dich der Menschen?" sagte die Erde.

„Ja, ihre Lebenszeit war ja nicht der Rede werth."

„Und doch habe ich Myriaden von Wesen gezeitigt, die geboren wurden und in einem Menschenrundgang Urgroßväter wurden."

„Und jetzt ist Alles geschwunden. Jetzt höre ich kein Sausen von Herzschlägen, jetzt erzittert keine Angst. Jetzt herrscht Friede auf der Erde?"

„Ja."

„Aber ich werde mein Meer und mein Land nicht mit lebenden Wesen bevölkern, wenn doch einmal Alles in Eis erstarren wird."

„Warte!" sagte die Erde; „warte nur, bis die Sonne Dich bittet; dann kannst Du nicht anders. Lebewohl."

„Aber glaubst Du nicht, daß Dein Eis einmal schmelzen kann und Alles von Neuem beginnt?"

„Lebewohl!"

„Hoffst Du nichts?"

„Wer sich mit Weltkörpern bevölkert, wird auch einmal . . ."

„Enden?"

„Ja."

„Wie ein Schatten in der Nacht?"

„Ja."

„Und dann?" fragte der Fremde.

„Lebewohl!"

Und weiter rollte die Erde auf ihrer eiligen Fahrt durch den Raum, — um zu sterben.

Christiania. Johan Bojer.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Ethik und Volkswirthschaft. Vom Professor W. Rein. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. Preis 50 Pfennige. (Heft 13 der „Sozialen Streitfragen", Herausgeber: Damaschke).

Die Ethik hat bei vielen Menschen — und oft nicht bei den schlechtesten — viel von der alten Geltung verloren. Die Schuld daran trägt die Salonethik, die mit allerlei hübschen Phrasen von Gut und Böse kokettirt, aber nie daran denkt, für das lebendige Leben Geltung zu beanspruchen. In diesem billigen Büchlein nun macht einer der ersten Vertreter der Philosophie Kants und Herbarts einen beachtenswerthen Vorstoß. Professor Rein will der Ethik das Recht erkämpfen, auch für das öffentliche Leben Richtlinien zu ziehen, die klar und scharf bestimmen, was in der heutigen Wirthschaftordnung nach dem Stande der ethischen Wissenschaft als sittlich gut angesehen werden muß und was von diesem Standpunkt aus einer organischen Umgestaltung bedarf. Und Rein zieht diese Grundlinien wirklich. Die Organe der Terraingesellschaften und der Kohlenbarone werden von diesem Büchlein entsetzt sein; ehrliche Volksfreunde aber werden dem Gelehrten für seine tapfere That danken.

Adolf Damaschke.

❦

Dramatische Handwerkslehre. Von Avonianus. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Walther, 1902.

Im Deutschen Reich giebt es zur Zeit etwa so viele Arten von Realismus, wie es Steuerklassen giebt, in östlichen Gegenden noch multiplizirt mit der Entfernung von Berlin. Theilen wir diese in zehn Zonen und nehmen der Bequemlichkeit wegen zwanzig Steuerklassen, so haben wir zweihundert Sorten von Realismus, die der Dramatiker aufzumischen hat, je nachdem er sein Publikum sucht. Im Dorf an der polnischen Grenze genügt es zur Täuschung vollkommen, wenn der Held mit dem Gespenst fünf Schritte über die Tenne geht, auf der gespielt wird. „So, jetzt sind wir vor dem Thor; was sagen Sie nun?" Eine Scheibe von Seidenpapier, mit einer Laterne dahinter, markirt dazu den Mond. In der wohlhabenderen Kreisstadt vier Meilen davon ist man auf der Galerie bei solchem Vorgang auch noch leiblich unterhalten, im Parquet bereits empört über den „Mangel an Natürlichkeit"; man lehnt es ab, auf solche „Mätzchen" hineinzufallen. Hier muß der Mond schon unbedingt durch eine echte Schweinsblase, mit einem echten Talglicht darin, vorgestellt werden; sonst verliert die gebildete Zuhörerschaft in den „Räubern" plötzlich „allen Antheil". Und in der Metropole? Da habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie Mundwinkel bis auf die Kravatte heruntergezogen wurden, weil in Anzengrubers köstlichem „Heimg'funden" in den aufgehenden Mond nicht mit schwarzer Kreide der „Mann im Monde" nachgezeichnet war. Diese Schweinsblase da oben! Entsetzlich! Muß man da nicht „allen Antheil" verlieren? Für so weit Vorgeschrittene darf „Heimg'funden" eigentlich nur noch an hellen Winternächten gespielt und das Theaterdach muß dazu abgedeckt werden, damit der Mond vom Himmel geraden Weges in den

Digitized by Google

Ersten Rang hineinscheinen kann. Dann mimen wirkliche Papierschnitzel höchst naturgetreu den fallenden Schnee.

Man sieht, der ganz echte Realismus ist unserer Kleidung vergleichbar: je mehr man anzieht, desto mehr verweichlicht man sich. Zuletzt frieren die Leute im Pelz an Sommertagen. Wollen wir da nicht lieber den richtigen Sprachgebrauch einführen und das Ding, dem die Theaterdirektoren so sehr, zu ihrem eigenen Schaden, entgegenkommen, statt Realismus vielmehr „Mangel an Illusionfähigkeit" nennen oder „Verbrauchtheit" oder „Unlust am Trug"? Diese Unlust, sich täuschen zu lassen, hat, seit 1888 anwachsend, leider auch die Fabel höchst ungünstig beeinflußt. Früher galt als wahrscheinlich, was möglich und in der Welt schon beobachtet worden war. Ein Realist vom inneren Zirkel rechnet anders. Caesar lebte ungefähr zwanzigtausend Tage; nur an einem einzigen Tage wurde Caesar ermordet: es ist also zwanzigtausendmal wahrscheinlicher, daß Caesar lebte. Sein Tod hat etwas „ganz Unwahrscheinliches" und darf auf einer Bühne, die den Titel „modern" verdienen will, unbedingt nicht zur Darstellung kommen. Nur das ganz Triviale, stets Dagewesene, sich immer Wiederholende sollte der Darstellung würdig sein.

Mir schienen die alten Puritaner wieder am Werk, die in England die Theater schlossen, weil die Dichter „lögen". Da versuchte ich, durch mein Buch den wunderlichen Heiligen zuzurufen: „Habt Euch doch nicht so! Der ganze Kram, den Ihr auftischt, ist nicht blos mehrfach dagewesen, er ist auch noch genau so ledern wie früher!" Der nicht sehr glückliche Titel mußte der zweiten Auflage bleiben, aber ein paar Kapitel vom Dialog und von den Rollen, auch das von der gesunden und giftigen Bühnenkost, sind neu. Sie möchten der dramatischen Werkstatt ihre Schwierigkeiten nicht etwa nehmen, sondern im Gegentheil, sie recht verdeutlichen.

Lahr i. B. Dr. Robert Hessen.



Drei Briefe.

Ein Kaufmann, der die südamerikanischen Zustände kennt, schreibt mir:

„Artikel 6 des von Deutschland und Venezuela unterzeichneten Protokols lautet: ‚Die venezolanische Regirung verpflichtet sich, die zum größten Theil in deutschen Händen befindliche fünfprozentige venezolanische Anleihe von 1896 zugleich mit ihrer gesammten auswärtigen Schuld in befriedigender Weise neu zu regeln. Bei dieser Regelung sollen die für den Schuldendienst zu verwendenden Staatseinkünfte unbeschadet der bereits bestehenden Verpflichtungen bestimmt werden.' Das sind sehr vage Versprechungen und man darf mit Sicherheit annehmen, daß diese Neuregelung, selbst wenn der venezolanische Kongreß, der ja das ganze Protokol noch genehmigen muß, ihr zustimmt, sich noch sehr lange verzögern wird. Wahrscheinlich wird sich das Schiedsgericht im Haag mit der Frage der im Besitz der Diskontogesellschaft befindlichen fünfprozentigen Anleihe von 1896 zu beschäftigen haben; denn die englischen Eisenbahngesellschaften, die aus dem Ertrag dieser Anleihe für die Ablösung der venezolanischen Zinsengarantien entschädigt werden sollten, haben den

Digitized by Google

Wunsch, die venezolanische Regirung solle die Diskontogesellschaft dafür verantwortlich machen, daß sie die Anleihe nicht begeben hat. So lange diese Anleihe nicht von der Diskontogesellschaft zur öffentlichen Subskription aufgelegt wurde, konnten die auf das Gelingen der Emission angewiesenen englischen Eisenbahngesellschaften natürlich ihr Geld nicht erhalten. Der Streit dreht sich also darum, daß die Diskontogesellschaft nicht, wie sie, wenigstens nach Ansicht der englischen Interessenkreise, kontraktlich verpflichtet war, die Emission der von ihr zum Kurs von 80 übernommenen Anleihe im Betrag von fünfzig Millionen Bolivares Gold rechtzeitig bewirkte, sondern sie ad calendas graecas verschob. Und die Gegner der Diskontogesellschaft stützen sich dabei auf die folgenden Thatsachen. Das vom Kongreß am neunten April 1896 erlassene Gesetz ermächtigte die Regirung, eine Anleihe von 50 000 000 Bolivares abzuschließen. Artikel I bestimmt, daß deren Produkt folgende Verwendung finden soll: 1. Die den Eisenbahngesellschaften bis Ende 1895 geschuldeten Beträge zu bezahlen. 2. Für die Aufhebung der bestehenden Zinsgarantien zu bezahlen. 3. Für den Erwerb einer oder mehrerer Eisenbahnlinien. 4. Zur Unterstützung des Baues der Centralbahn bis Santa Lucia. Artikel II bestimmt: wenn sich ein Ueberschuß ergeben sollte, so könne die Exekutive darüber für irgend eine dringende Angelegenheit verfügen. Artikel III sagt, die Anleihe habe durch eine Emission von 50 000 000 Bolivares zu erfolgen, die zum Mindestkurs von 80 durch die selbe kontrahirende Bank bewerkstelligt werden solle.

Natürlich hatte die Regirung, bevor sie den Gesetzentwurf einbrachte, sich mit allen Eisenbahngesellschaften, auch mit der deutschen, verständigt. Am fünfzehnten April 1896 wurde zwischen der Regirung von Venezuela und dem Vertreter der Diskontogesellschaft in Caracas, Herrn Knoop, ein formeller Anleihevertrag unterzeichnet, aus dessen Inhalt hier das Wesentlichste wiedergegeben sei. Artikel 1: Die Regirung wird dem Direktorium der Diskontogesellschaft sofort bei Unterzeichnung des vorliegenden Vertrages einen Generaltitel einhändigen über die Gesammtsumme der Anleihe von 50 000 000 Bolivares Gold (Interessen vom ersten Januar 1896 an), verzinslich zu 5 Prozent und mit 1 Prozent Amortisation p. a. Diese Anleihe ist hierdurch von dem Direktorium der Diskontogesellschaft zum Preis von 80 gezeichnet vermittels einer Emission von 50 000 000 Bolivares, die die Diskontogesellschaft in Titeln au porteur unter der Bezeichnung Venezuela-Anleihe von 1896 begeben wird. Artikel 4: Aus diesen 50 000 000 Bolivares hat das Direktorium der Diskontogesellschaft 36 000 000 Bolivares in Titeln zu erhalten und damit zu zahlen: A. der deutschen Großen Venezuela-Eisenbahngesellschaft Alles, was ihr die Regirung in Bezug auf die siebenprozentige Zinsgarantie bis Ende 1895 (7 299 738 Bolivares) schuldet, und für die vollständige Befreiung der Regirung aus ihrer Verpflichtung einer Zinsgarantie in künftigen Zeiten, in Summa 26 000 000 Bolivares. B. sich selbst (der Diskontogesellschaft) die Kommission für die Anleihe und alle anderen auf die Emission entfallenden Spesen. Sobald die in diesem Artikel erwähnten Zahlungen geleistet sind, soll die Verpflichtung der Diskontogesellschaft in Bezug auf die 36 000 000 Bolivares als erfüllt angesehen werden. Artikel 5 bestimmt, daß der Rest von 14 000 000 Bolivares zur Verfügung der Regirung für die Abrechnung der Forderungen der anderen Eisenbahngesellschaften bleiben soll. Der Vertrag über den Dienst der Anleihe bestimmt: Artikel 1: daß das Direktorium der Diskontogesellschaft den Dienst der Anleihe mit 5 Prozent Zinsen und 1 Prozent

Digitized by Google

Amortisation besorgen wird; Artikel 2: daß die Vergütung an die Diskontogesellschaft in 1/2 Prozent auf den nominellen Betrag der ausgelosten Titel und 1 Prozent auf den nominellen Betrag der Zinsabschnitte (wenn fällig und bezahlt) bestehen wird; Artikel 3: daß die Diskontogesellschaft irgend welche anderen Banken und Agenturen aus der erwähnten Vergütung für den Anleihedienst zu befriedigen hat. Artikel 4, 5, 6, 7 und 8 sind ohne besonderes Interesse. Artikel 9 sagt im spanischen Text: „El Disconto hará la emision de este emprestito, llevando á cabo su cotizacion en los Bolsas de Berlin, Londres y Paris, cuando lo crea conveniente.“ Zu Deutsch wörtlich: Die Diskontogesellschaft wird die Emission dieser Anleihe machen, indem sie deren Kotirung an den Börsen von Berlin, London und Paris zu dem ihr geeignet scheinenden Zeitpunkt bewirkt. Um diesen Artikel namentlich handelt sichs bei der Behauptung der englischen Interessenten und des konsularischen Vertreters Venezuelas in England, die Diskontogesellschaft habe die Anleihe von 1896 nicht rechtzeitig emittirt, wie sie sich doch durch den Kontrakt verpflichtet habe. Das wird aus ganz bestimmten und verständlichen Gründen gerügt.

Aus dem Rest von 14 000 000 Bolivares hatten für Aufhebung der künftigen Zinsgarantien zu erhalten:

die South Western of Venezuela (Barquisimeto) Railway Cy.	1 300 000	Bolivars
die Carenero Railway and Navigation Cy.	800 000	„
die Guanta and Neveri Railway Cy.	1 500 000	„
die Cie. française des Chemins de fer Venezueliens	4 450 000	„

Die mit den drei englischen Gesellschaften abgeschlossenen Vereinbarungen hatten folgenden Wortlaut: ‚Und zu diesem Zweck (Aufhebung der Garantie) übergiebt die Regirung in Ausführung des Gegenwärtigen dem Vertreter der ... Company eine Anweisung auf die Direktion der Diskontogesellschaft und zu Gunsten der ... Company, so daß sie von dieser Bank in Berlin innerhalb des Zeitraumes von sechs Monaten, von diesem Datum (achtzehnten April 1896) an gerechnet, die Summe von ... Bolivares in Titeln der besagten Venezuela-Anleihe erhalten könne; diese Anweisung ist als in ordre gegengezeichnet durch den Vertreter der Diskontogesellschaft in Caracas.‘ Der Anleihevertrag enthalte die Bedingung, daß die Emission zu erfolgen habe; und da ein Termin nicht genannt sei, dürfe man annehmen, daß der Unterzeichnung des Vertrages die Emission sofort zu folgen habe. In jedem Fall beweise der mit den englischen Eisenbahngesellschaften vereinbarte Termin von sechs Monaten, daß Emission und Kotirung innerhalb dieses Zeitraums erwartet wurden. Die Ansicht der Diskontogesellschaft, der Zeitpunkt der Emission und Kotirung sei ganz ihrem Belieben anheimgestellt, sei unannehmbar, eben so das Argument der Diskontogesellschaft: ‚bevor eine Emission gemacht werden konnte, wäre es für den Kredit Venezuelas nöthig gewesen, eine stärkere Stellung einzunehmen‘; denn sie war vollständig von der Lage des Landes und seinem Kredit unterrichtet, als sie im April 1896 die Anleihe und deren Emission und Dienst übernahm. Die Lage in Venezuela sei im Jahr 1896 günstig gewesen, die Regirung habe den Dienst ihrer Anleihen zahlen können und auch für die Fünfzig Millionen-Anleihe noch wenigstens während eines Jahres bezahlt. Außerdem seien der Diskontogesellschaft von der venezolanischen Regirung doch nicht 10 000 000 Bolivares als Kommission und Emission-Spesen zugesprochen worden, damit sie nichts thue; wenn sie nachträglich der deutschen Großen Venezuela-Eisenbahngesellschaft diese 10 000 000 Bolivares auch überwiesen habe, so sei Das eine Sache für sich, die mit der Emission

Digitized by Google

nichts zu thun habe. Daß die Diskontogesellschaft sich 1896 weigerte, ihren Verpflichtungen gegen Venezuela nachzukommen, hatte nach englischer Auffassung einen sehr triftigen Grund: das Institut des Herrn von Hansemann habe sich, sagt man in England, überzeugt, daß für ihre Vorschläge die londoner City nicht zu haben war".

* * *

Ein Philologe schreibt mir:

„Vor siebenundzwanzig Jahren machte ein Artikel Mommsens über die Mißbräuche der Promotionen in absentia ziemliches Aufsehen; ein Erlaß des preußischen Kultusministers lehnte aber in dem selben Jahr ‚eine Vereinbarung mit anderen, nichtpreußischen Regirungen oder Universitäten über das Promotionwesen' ab. Nun liest man neuerdings, daß eine einheitliche Promotionordnung in Deutschland — wenigstens für die philosophische Fakultät — geschaffen werden solle. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Denn gerade in kulturellen Fragen zeigt das ‚einige' Deutschland einen vielbelächelten Partikularismus, der bei der Einführung des neuen ‚Dr. ing.' Titels eben erst wieder zum Vorschein kam.

In dem akademischen Jahr 1894/5 wurden an deutschen Universitäten 1994 Doktoren fabrizirt, 1899/1900 dagegen 2266. Man sieht: die Nachfrage nach diesem geistigen Artikel ist heute sehr groß. Aber diese Nachfrage ist nicht an allen Universitäten gleich lebhaft. Die Güte des Fabrikates kann offenbar nicht verschieden sein, aber sehr verschieden sind die Preisnotirungen und die Kaufbedingungen. Man kann nachgerade behaupten, der unlautere Wettbewerb habe sich auch in die Hallen der Wissenschaft eingeschlichen. Weniger wichtig als die Bezugspreise scheinen die Bezugsbedingungen zu sein. Und auf diesem Gebiet kann man von Einheit beim besten Willen nicht reden. Während manche Hochschulen — meist die mit den besten Kräften ausgestatteten und deshalb besuchtesten — an die Doktoranden gebührend hohe wissenschaftliche Anforderungen stellen, lassen andere, schwachbesuchte, ‚mit sich reden': man verzichtete auf die Vorlegung der gedruckten Promotionschrift, auf das Rigorosum, das mündliche Examen, man nahm Dissertationen an, die von anderen Hochschulen zurückgewiesen waren, man promovirte persönlich Abwesende auf schriftliche Bestellung hin, man verzichtete mitunter sogar auf jedes wissenschaftliche Mäntelchen, — doch niemals auf die Taxe. Die Taxe ist das einzig Einheitliche in dem bunten Vielerlei. Doch mag uns ein Trost sein, daß es früher auch schon so war, wie uns E. G. Happelius in seinem ‚Akademischen Roman' (1690) verräth: ‚Man lässet den Herrn Kandidaten nicht gern entschnappen, er möchte sich sonst auf einer anderen Akademie angeben: so ging das schöne Accidens aus der Nasen.' Das schöne Accidens war früher ein fetter Doktorschmaus; über die Kosten belehrt uns ein reizender Kontozettel von Zacharias Hermann, der 1611 in Frankfurt a. O. zum Dr. theol. promovirt wurde:

Für allerley Sammet, der den Professoribus ausgeteilet worden	55 Rthlr 18 gr.
Für bernauisch, zerbster und fürstenwaldisch Bier	53 R 20 gr.
Für zehrung auf die Rosse und Knechte	53 R 12 gr.
Für Handschuh in der Promotion	38 R 14 gr.
Für Konfekt auf die Examina	31 R 6 gr.
Für Brot und Semmeln	10 R —
Für Fleisch, Fische, Wildpret, Hühner und andere Speisen	89 R 24 gr.
Summa:	591 R 12 gr.

Digitized by Google

Man denke an die jämmerliche Bezahlung der Professoren damaliger Zeit und man wird ihnen das ‚schöne Accidens' immerhin noch gönnen. Aber auch heutzutage sind die Taxen keineswegs allzu niedrig bemessen.

Lassen wir die Statistik sprechen. 1896/97 wurden auf den 10 preußischen Universitäten im Ganzen 928, auf den 3 bayerischen 733 Studenten promovirt. 10:3 = 10:8. In dem selben Jahr promovirten die größten Universitäten Berlin, München, Leipzig, Bonn 237 bezw. 220, 177 und 89; die kleinste Hochschule Deutschlands, Erlangen, 332. Doctores juris wurden in Berlin 20, München 13, Breslau 10, Leipzig 2, Würzburg 4; in Erlangen dagegen 177, mehr als die Hälfte aller (344) juristischen Doktoren Deutschlands. Während gewöhnlich die Promovenden sich der nächsten Landesuniversität zuwenden, waren von den 332 Doktoren Erlangens 139 nicht Bayern. Nach dem gedruckten Dissertationverzeichniß holten sich 1896/97 die Herren Referendare aus Berlin, Düsseldorf, Hannover, Kolmar, Trier, Lübeck, Köln, Küstrin, Duisburg, Blankenese, Hamburg u. s. w. aus Erlangen ihren Doktorhut. Man müßte stolz sein auf diese Hochschule, die Schüler von dem höchsten Norden, aus Nordost und Nordwest anzieht; aber sie saugten nie an den Brüsten der Alma Erlangensis, sondern ließen sich dort nur betiteln. Als man vor einigen Jahren diese Mißstände zu enthüllen versuchte, erließen die Erlangenses ein gewaltiges Protestschreiben; und Alles blieb beim Alten. Unter den 8801 Hörern Berlins wurden 1898/99 promovirt: 156; von den 482 Hörern Rostocks: 104; von den 1089 Hörern Erlangens: 225. In dem selben Jahr kamen im Ganzen 448 Doctores juris zur Welt. Davon erzeugte Heidelberg allein 119, Erlangen 115, Greifswald 58, Berlin 9; Greifswald bei 879, Berlin bei 8800 Hörern. Zu Medicinae Doctores wurden 758 befördert; davon fallen auf Kiel (mit 878) Hörern) 100, auf Würzburg (mit 1300) und München (mit 4200) je 83, auf Berlin (mit 8801 Hörern) 44. Dr. phil. wurden über 1000 fabrizirt; in Leipzig bei 3500 Hörern 108, in Erlangen bei 1089 Hörern 66. Diese Ziffern sollten zum Nachdenken anregen.

Alle Proteste können nicht die Thatsache erschüttern, daß die Höhe der Promovirtenzahl in ungekehrtem Verhältniß zu der Hörerziffer steht. Da nun der Doktortitel auch von der kleinsten Universität nicht gratis verliehen wird und die Unkosten so ziemlich auf der gleichen Stufe sich bewegen, so bleibt nur das Eine übrig: die Anforderungen sind verschieden. Berlin verlangt, zum Beispiel, offenbar mehr als Erlangen. Da aber dem ‚Doktor' Niemand ansieht, ob er in Dingsda oder in München rite erstanden ist, wird der sauer erworbene Grad heute schon eben so niedrig taxirt wie der spielend gekaufte. So fehlt es auch jetzt gar nicht an Stimmen, die über den ganzen ‚Zopf' verächtlich die Nase rümpfen oder das Ganze für eitel Humbug erklären. ‚Los zu werden den alten Zopf, ist ein vernünftig Begehren', meint Geibel; und es ist wahrlich Zeit, den Zopf wie den Mißbrauch zu beseitigen, die der an sich berechtigten akademischen Ehrung anhaften. Man schaffe also zunächst eine einheitliche Prüfungordnung für alle Fakultäten. Können sich die Universitäten selbst nicht reinigen, so helfe der Staat nach. Jede mißbräuchliche Anwendung der Prüfungordnung werde mit zeitweiligem Verlust des Promotionrechtes bestraft. Man verleihe den Doktortitel nur für werthvolle, gediegene wissenschaftliche Leistungen, deren Approbation der Referent mit seinem Namen zu decken hat. Man schneide die letzten Zipfelchen des mittelalterlichen Zopfes ab: die berüchtigten Thesen, das Spiel mit den verabredeten Opponenten, dem lateinischen Schwulst der sponsio und des

Digitized by Google

Diplomes; wie man die Ueberreichung des viereckigen Hutes, des Ringes und den Friedenskuß längst fallen ließ, verzichte man auch auf die lächerlichen Attribute, die heute noch in der Mode sind. Man lasse die phrasenhaften Anachronismen der Diplome, zum Beispiel: ‚gradus Doctoris cum omnibus privilegiis atque immunitatibus eidem adnexis‘, da all die Privilegien und Steuerfreiheiten des Mittelalters längst mit dem Reichsdeputationhauptschluß hingeschwunden sind. Man erniedrige vor Allem die Taxen, befreie besonders hervorragende Arbeiten ganz von ihnen: dann wird die Doktorwürde bald überhaupt nicht mehr ‚ein unnütz Gepränge müßiger und stolzer Leute‘, sondern ‚ein Stand der Kenntnisse und der Ritterstand des Vermögens‘ sein.“

* * *

Aus dem Brief eines entamteten Diplomaten:

„Giebt es noch große Männer? Ja. Einen sicher: den Freiherrn Speck von Sternburg, der in Washington jetzt das Deutsche Reich vertritt. Das ist ein Mann von vielen Graden. Kaum war er ernannt, da empfing er auch schon amerikanische Journalisten und öffnete ihnen seines Herzens Schrein. Spricht ganz wie ein Yankee von der smartesten Sorte. Vom indischen Generalkonsul bis zur Botschaft in Roosevelts Reich: Sechsfußsprung, he? Union großartiges Land; kenne es wie meine Tasche. Wunderbares Volk; überhaupt enorm. Monroe-Doktrin? Deren eifrigste Verfechter sind wir ja, der Kaiser und ich. Bismarck hätte mich nicht ernannt, weil meine Frau Amerikanerin ist? Lieber Herr: Bismarcks Ansicht ist in diesem Punkt nach heute herrschenden Begriffen recht antiquirt. (Wörtlich.) Gerade mein Ehebund sprach für mich; denn ich sehe meine Aufgabe darin, die Interessen der Vereinigten Staaten nicht minder energisch als die meiner Heimath zu vertreten. Na, man wird sich zu Hause wundern, wenn man erst sieht, was ich drüben leiste. Das Alles wurde gedruckt. Zu Hause wunderte man sich wirklich: daß der redselige Herr nicht, ehe er noch in New-York gelandet war, zurückberufen und als völlig unbrauchbar vom Dienst entbürdet wurde. Mit diesem Typus waren wir doch vor der Aera Bülow noch nicht beglückt worden. Daß der Herr verächtlich von Bismarcks ‚antiquirten‘ Ansichten redet, mag er für zeitgemäß halten; daß man mit plumpen Schmeicheleien aber den sehr selbstbewußten, sehr skeptischen Amerikaner nicht fängt, sollten, nach so vielen beschämenden Enttäuschungen, selbst harthörige Leute nachgerade begriffen haben. Oder nicht? Der Mann, der erklärt hat, als Gesandter müsse er auch die Interessen des Landes vertreten, bei dem er beglaubigt sei, sitzt noch immer als deutscher Geschäftsträger in Washington. Das wäre zu meiner Zeit denn doch unmöglich gewesen.“ Ists ja auch heute. Der Briefschreiber war nur zu ungeduldig. Herr Speck von Sternburg ist eben mißverstanden worden; von all den vielen Journalisten, die er zu sich kommen ließ, völlig mißverstanden. In der Norddeutschen lasen wirs. Er hat dem lieben Bruder Jonathan nicht geschmeichelt, Bismarcks Ansichten nicht antiquirt genannt, nicht gesagt, er werde die Interessen der Vereinigten Staaten mit dem selben Feuereifer wie die Deutschlands vertreten. Das Alles haben die Zeitungschreiber, Kommandirende Generale von drüben und Gemeine von hüben, sich einfach aus den Pfötchen gesaugt. Gräßlich. Beinahe hätten die Deutschen geglaubt, der für die Handelspolitik wichtigste Posten sei einem eitlen Schwätzer anvertraut worden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 14. März 1903.

Vatikana.

Der Bischof: Episkopos bin ich, als Aufseher eingesetzt durch Deiner Heiligkeit Willen; und sollte nicht sehen? Mit Mitra und Stab, mit dem Ring und dem Kreuz geschmückt; und sollte der Schlüssel vergessen, unter allen Weihkräften der wichtigsten, an die den Treuen kein sichtbares Sinnbild zu mahnen braucht? Vom Hauptpfade der Pflicht wäre ich dann gewichen, ein schlechter, eidbrüchiger Knecht. „Was Du auf Erden bindest, soll auch im Himmel gebunden sein; und gelöset sei droben, was Du hienieden löstest." Nicht hinter den letzten Hütten der Stadt des Tetrarchen Philippus sollte das Wort verhallen, nicht bis an die Kalkwand des Hermon nur tönen; und wahrlich: nicht Simon Petrus nur, Jonas Sohn, wurden die Schlüssel anvertraut, die das Himmelreich öffnen und schließen. Seine Hand ließ sie uns; und der Fels Petri müßte wanken, wenn weltlicher Hochmuth auch den kleinsten Theil der Schlüsselgewalt nur verkümmern dürfte. Unser sind die jura jurisdictionis; und jeder Versuch, sie zu schmälern, greift in apostolisches Urrecht, an das nur Ketzerfrevel bis heute zu tasten wagte. Welcher Schuld also ward ich geziehen? Eingeschärft ist mir, nicht, wie ein träger Verweser, in blindem Schlaf die potestas magisterii müßigen Fingern entgleiten zu lassen. Und dem Gebot horchte mein Ohr. Entschieden ist: katholische Eltern dürfen nicht ohne zwingenden Grund ihre Kinder in akatholische Schulen schicken; oft ex cathedra entschieden. Diese Entscheidung rief der Hirt ins Gedächtniß der Heerde; denn ihn bangt um das Schicksal verlaufener Lämmlein. Weit hat der Irrglaube in meiner Diözese seines Trugtempels Pforten aufgethan und Zügellose taumeln hinein. Da sitzen sie, unbehütete Mägde,

Digitized by Google

neben Ketzerkindern, mit Lutherischen auf einer Bank. Lehrern, die nicht aus unseren Quellen getränkt wurden, sind sie überlassen; Lehrern, die nie gelernt haben, daß schon die leiseste Berührung mit ungeweihter Hand das schwache Fleisch zur Sünde vergiftet. In lustigem Tanz drehten sich Lehrer und Schülerinnen. Und in unreinen Schalen wurde neugierigen Kindersinnen gereicht, was der Geist gottloser Zeit „Bildung" nennt. Alte Heidenbilder aus Hellas pries man thörichten Jungfrauen, sprach vor ihnen von Renaissance als einer Epoche froher Bewußtseinserweiterung und scheute sich nicht, einen Goethe ihnen als leuchtendes Vorbild zu weisen. Dem Staat, was des Staates ist. In seinen Münzstätten mag er Werthe prägen, die er in Zahlungnoth braucht, in seinen Schulen Homer und Goethe als Führer durchs Lebensgestrüpp empfehlen. Trauernd sehen wirs; es zu ändern, fehlt uns die Macht. Doch was zu unserer Gemeinde zählt, füge sich unserem Gesetz. Drum erhob ich die Stimme. Euren Kindern, sprach ich, stehen in unserer guten Stadt christliche Schulen offen; nicht zu ihnen gehört die Töchterschule, die Staat und Stadt für ihre besonderen Zwecke gründeten. Wer von Euch Eltern dorthin die Kleinen sendet, ohne unwiderstehlichen Zwang, ohne den gegen Ansteckung nöthigen Schutz, Der sündigt und sucht vergebens in Beichte und Buße Absolution. Das Himmelreich bleibt ihm verschlossen. Nichts weiter sagte ich; und ließ von allen Kanzeln katholische Christen anflehen, der Verantwortung eingedenk zu sein, die sie vor Gott für das Gedeihen ihrer Leibesfrucht tragen. Nicht mit Bitte und Mahnung durfte ich mich begnügen. Seit zwanzig Jahren bitte ich, mahne und warne; das Unkraut der Irlehre aber wächst. So mußte über faulen Gärtnern die Zuchtruthe geschwungen werden. Welche Hoffnung reifte uns, wenn wir die Kinder verlören? Im Lager des Feindes selbst hat Einer, den ihr Narrenstolz einen Philosophen nennt, ein scharfer Kopf, der voll Sehnsucht nach Nirwana schielte, mit dem höhnischen Grinsen des Gottleugners gesagt: „Die Religionen wenden sich eingeständlich nicht an die Ueberzeugung mit Gründen, sondern an den Glauben mit Offenbarungen. Zu Diesem ist nun aber die Fähigkeit am Stärksten in der Kindheit: daher ist man vor Allem darauf bedacht, sich dieses zarten Alter zu bemächtigen." Den Satz könnte, ohne den häßlichen Nebenton, auch Unsereiner gesprochen haben. Wer für die Knospe nicht sorgt, wird sich der Blume nicht freuen. Soll Nausikaa nun, Kalypso, Helena gar am Lebensthor christlicher Jungfrauen thronen? Gretchen und Klärchen sie auf den breiten Buhlpfad winken? Im Reigen früh schon des Evagelüsten erwachen? Das Kreuz risse ich von der Brust und zerbräche den heiligen Ring,

Digitized by Google

ehe ich Solches unthätig sähe. Nicht Heiden aufzuziehen, bin ich vom Vater gesandt. Volvitur orbis: stat crux. Was vermag das Toben Abtrünniger über Rom? Nicht zum ersten Male höre ich ihr Geheul. Lauter als heute noch wüthete es, da ich im Spiegelschrein das Gewand des Herrn den Gläubigen zeigte; Keinen aber hemmte es auf dem Wege zum Heil. Sechshunderttausend Pilger knieten vor dem heiligen Kleid. Und wie ich damals die Spötter fragte, ob denn sie etwa nicht, die Aufgeklärten, Modernen, an die Wunder wirkende Kraft von Röcken, Schmuckgeräth, Blutmischung glaubten, so frage ich jetzt, ob Einer von ihnen, Demokrat oder Konservativer, freiwillig dulden würde, daß ihm, seiner Willensrichtung, das Kind in der Schule entfremdet wird. Keiner. Nur von uns, die doch nicht weltlicher Eigennutz treibt, wird solches Opfer verlangt. Meine Seele ist getrost. In allen Rechtsquellen ist mein Thun reingebadet und furchtlos harre ich des Gerichtes. Lumen in coelo, hatte Sankt Maleachi, der Ire, geweissagt, werde der Nachfolger des Papstes sein, der mit Unfehlbarkeit als köstlichstem Kleinod die dreifache Krone zierte; und in ungeschwächtem Glanz noch leuchtet dieses Licht über die Welt hin. Kein Winkel ist ihm dunkel, keine Falte im Herzen des geringsten seiner Diener. In diesem Licht bin ich gewandelt. Nicht zog ich aus, Zwietracht zu säen und die Brut nachgeborener Diokletiane zu neuer Verfolgung zu reizen. Sondern ich that, was den Episkopos der Eid zu thun verpflichtet, und that nicht, was der Rath bequemer Weltglücksjäger ins Ohr raunte. Welcher Schuld bin ich geziehen? Ich höre das Zischeln: An den Staat mußtest Du Dich wenden, Deiner Beschwerden Last still vor die Regirenden tragen und mit demüthigem Lächeln um Erleichterung betteln. Nimmermehr. Der Schlüsselgewalt und des Lehraufsichtrechtes wäre ich — und in mir die Kirche — verlustig. Ecclesiarum omnium mater et caput: als ich zum Stuhl meines Richters schritt, las ich an Sankt Johannis Hause das stolze Wort. Und die Mutter nähme von der entarteten Tochter das Recht, das Haupt gehorchte dem verkrüppelten Glied?.. Harte Zeit ist; und keines Daumens Breite räumen wir dem anstürmenden Feind. So will es der große Papst.

Der Kardinal-Staatssekretär: So ist sein Wille. Und nie wird sein erhabenes Wort den Diener tadeln, der irgend ein Recht, mag es zunächst noch so gering scheinen, des Apostolischen Stuhles usque ad effusionem sanguinis wahrt. Niemals. Auch steht der hochwürdige Herr Bischof nicht als ein schuldig Erkannter hier. Was er that, hielt im Konsistorium der Prüfung Stand: kein Grundsatz alten noch neuen Kurialrechtes wurde verletzt. Die Töchterschule, die seine Strafandrohung traf, bietet des Aergernisses

Digitized by Google

übergenug und den an ihr Lehrenden wird mit Fug seit Jahrzehnten die missio canonica versagt. Nicht neues Recht hat Bischof Felix geprägt; nur altes vom Rost der Zeiten gereinigt. Und weit wegzuweisen ist die Zumuthung, der Episkopos sollte in streitigen Fällen den Staat als Richter anrufen. Ein einziger Richter lebt ihm. Ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello. Dieser Eine spricht in Sankt Peter mit seines Statthalters Zunge. Dem Geschehenen konnte im Heiligen Kollegium nicht eine Stimme das Placet weigern. Auch anderer Anschuldigung sanken die Stützen ins Nichts. Die Klage war, dem nationalen Empfinden werde nicht genug Rechnung getragen; der Bischof fühle sich nicht als Deutschen. Wir kennen die Weise und lächeln, so oft sie über die Berge klingt. Als Gregor auf dem römischen Sklavenmarkt zum ersten Mal Angelsachsen sah und beschloß, dem kräftigen Volk des Königs Offa das Evangelium künden zu lassen, als die Angeln den neuen Glauben aufs Festland, ins Frankenreich trugen und Bonifazius die westfränkische Kirche schuf: war da dieser heiligen Männer Absicht, die ewige Lehre mit deutscher oder britischer Nationalfarbe zu tünchen? Sollen Metempsychosen sein, dann mögen die Seelen der dem Heil gewonnenen Völker nackt nach Rom wandern; denn hier wohnt der Vater. Das Gewissensexamen läßt keinen Zweifel bestehen. Einer, der, ehe er der Versuchung erlag, zu den stärksten Streitern der Kirche gezählt werden mußte, Ignatius Döllinger, hat in seinen frommen Tagen geschrieben: „Unser Christenthum darf und soll keinen nationalen Beigeschmack haben; es soll nicht, gleich jenen feurigen, künstlich gebrannten Getränken, den Gaumen dieses oder jenes Volkes kitzeln; unsere Lehre und religiöse Uebung soll sein und ist reines, klares Wasser, farblos und geruchlos, das allgemeine gesunde Getränk für Jedermann, heute wie gestern, morgen wie vor tausend Jahren." Würde es jemals anders, wir hätten jämmerlich schlecht mit dem anvertrauten Pfunde gewuchert. Also auch hier finden wir unseren Bruder ohne Fehl. Das habe ich dem Beschwerdeführer nicht verschwiegen. Seit aber ein hoher Wille mich, wider Wunsch und Neigung, aus dem Frieden der madrider Nuntiatur auf diesen Platz rief, zwingt jeder Tag, zu bedenken, daß unser Reich auch von dieser Welt ist. Und ich darf nicht hehlen, daß der Gesandte einleuchtende Argumente mitbrachte. Die Regirung habe Proben ihres guten Willens gegeben und sei den streng Lutherischen längst schon verdächtig geworden. Die straßburger Fakultät, die überragende Macht des Centrums, der Entschluß, den lästigsten Theil des Jesuitengesetzes wegzuräumen: das Alles habe protestantische Eiferer aufgerüttelt und die Masse erregt. Noch schädlicher

Digitized by Google

seien die falschen Gerüchte geworden, die behaupteten, Roms Einfluß unterspüle in Bayern, Sachsen, Baden das purpurne Fußgebälk der Throne. Doppelt verhängnißvoll müsse in solcher Zeit jeder allen Augen sichtbare Konflikt wirken. Der Widerstand gegen die Rückkehr der Väter Jesu werde verstärkt, auch im Bundesrath; und die Volksstimmung könnte die Regirenden gewaltsam in andere Richtung drängen. Deshalb hoffe man, von der Sella Frieden stiftenden Ruf zu hören. Zugestanden wird, daß in der Diözese des Bischofs Felix nicht Alles ist, wie es sein sollte, und versprochen, „Unzuträglichkeiten, Unvollkommenheiten und Mängel" nach Kräften abzustellen. Nur müsse der Kanzelerlaß, von dem man überrascht worden sei, zurückgenommen und der Schein staatlicher Unterwürfigkeit gemieden werden. Die Lage ist schwierig und ich hätte gewünscht, daß dieser Schatten nicht auf die Jubelfeier des Heiligen Vaters fiele. Nicht neuen Kulturkampf fürchte ich; doch der Widerhall wachsender Unruhe klingt von fern her in mein Ohr. Die Modeschlagwörter sind abgenutzt und überall langen leere Hirne wieder nach dem ältesten, nach der Ketzerlosung: Gegen Rom! Wie die zahme Haustaube zu gewissen Zeiten Wesenszüge der columba livia zeigt, so regt sich in entzügelten Menschen nun nach langem Schlaf der wilde Atavus. Mit biogenetischen Gesetzen muß auch die Kurie rechnen. Ein Erstarken des wittenberger Geistes wäre gerade jetzt gefährlich, weil es die französische Apostasie ermuthigen müßte. Eins zieht das Andere; und der Aufklärungwahn lockt hochmüthigen Unverstand, von den Nachbarn sich nicht überflügeln zu lassen. Darin nur läge der Werth, wenn den Vätern Jesu die deutsche Grenze geöffnet würde. Das Gesetz war und ist unwirksam, ein Spielzeug f r gedankenlose Kinder. Wichtig wäre aber, daß wir jetzt den französischen Sektirern sagen dürften: Während der Christenheit älteste Tochter die Kongregationen vertreibt, ruft ein protestantischer Kaiser mit einstweilen noch schüchterner Stimme den verhaßtesten Orden ins Land zurück. Das ist zu erwägen. Säße Antonelli hier, er riethe vielleicht, den Feuerbrand über die Alpen zu werfen. Doch was hat sein blindes Wüthen vermocht? Sein letzter Blick sah die Territorialmacht verloren, das Gewicht des Apostolischen Stuhles gemindert, die Hierarchie gelockert, sah einen Nachfolger Petri, dem sogar der moralische Einfluß ins Gebiet der Weltereignisse bestritten wurde. Die Spuren schrecken; und nie weckte solcher Rath ein Echo im Sinn Seiner Heiligkeit. Noch ist nichts verloren. Daß die deutsche Regirung, statt gegen den hochwürdigen Bischof die Staatshoheit walten zu lassen, in Rom Hilfe sucht, ist imponderabler Gewinn und wäre ein Triumph der Kirche, wenn ihrem Gebieter nicht früher schon, im Karolinenstreit,

Digitized by Google

das Schiedsrichteramt zugewiesen worden wäre. Klügelnder Menschenwitz findet in solcher Wirrung nicht leicht die rechte Fährte. Der Verstand mahnt den Politiker, den Streit nicht aufs Aeußerste zu treiben; den Priester warnt das Gefühl vor rascher Nachgiebigkeit, die in die Weite wie Schwäche wirken müßte. Das bischöfliche Ansehen darf nicht geschmälert, die gute Absicht der deutschen Regirung nicht unerhört zurückgestoßen werden. Nur auf einem Weg dünkt mich das Ziel zu erreichen. Dem Gesandten wäre zu antworten: Der Kanzelerlaß fällt mit dem Gegenstand; er wird widerrufen, wenn die Mißstände, die er bedroht, durch staatlichen Eingriff beseitigt sind.

Der Papst: Klug und treu sprachet Ihr Beide, Du, mein Sohn Felix, und erst recht Du, Mariano. Und während das Ohr lauschte, krochen alte Gedanken in tiefe Gedächtnißfurchen zurück. Ein Jahrhundertviertel! Die siebente Februarnacht nahte und gen Sonnenuntergang stand das Bett, wo, auf rother Seide, Pius lag. Den weißen Schleier mußte ich heben, mit silbernem Hammer dreimal das Haupt ihm berühren und fragen: „Schläfst Du, Giovanni Mastai?“ Keiner erwachte je aus solchem Schlaf. Als Letzter sah ich das Antlitz; und drückte das Kämmerersiegel auf den Sarg. Schon lebte in mir die Gewißheit: Du bist sein Erbe. Pappalettere und Bonghi hatten mich genannt, Tote Träumenden verkündet, der Kämmerer werde Papst sein, die Kardinäle Consolini und Bartolini, ehe Pius noch in Tannenholz, Blei, Ulmenholz gebettet war, mich ihrer Stimmen versichert. Oreglia und Pietro waren im Konklave machtlos und auf keinen anderen Kandidaten hätte sich eine Mehrheit vereint. Seufzend mußten die Gegner sich fügen und sagen: In regno caecorum beatus monoculus. Alte Zeiten! Carpineto, die Heimath, der Friede im Jesuitenkolleg von Viterbo, das Glück ersten Wirkens in Benevento, in Brüssel —: wie weit! Böses sann, doch Gutes that Antonelli mir, da sein Haß den Landsmann fern von Rom hielt. Ein Olivenhain und die Muße des Dichters: nicht Anderes erflehte meine Seele. Wehe Dem aber, der dem Ruf auf den höchsten Sitz nicht folgt; noch im Schattenreich peitscht ihn der Zorn eines Dante, wie jenen fünften Coelestin, der nach fünf bangen Monden der Statthalterpflicht entfloh. Nicht der leiseste Zweifel kam mir; nur wars, als versagte das Augenlicht, so oft aus dem Munde des Dekans mein Name erklang. Was ist Macht und Herrlichkeit dieser Welt? Den Kerzen gleich, die, daß sie erloschen, die Diakone auf meinen Weg zur inneren Loggia warfen. Eine kurze Zeitspanne: dann liegt ein Pecci auf dem Goldtuch in der Flammenpracht der Basilika und die Menge zieht an dem Eisengitter, das nur die Füße mit den rothen

Digitized by Google

Pantoffeln freiläßt, vorüber und murmelt dem Toten die Grabrede. „Stolz war er. Ein harter Herr. Ein Geizhals." Pius hatte besseren Nachruf. Der gemeine Mann liebte den großartigen Bauernsinn dieses echten Oberhirten, den Glanz, die Freigiebigkeit, den jähen Zorn und die überquellende Zärtlichkeit Dessen, der auch in seinen dunkelsten Stunden immer ein Pappas in des Wortes volksthümlichster Bedeutung war. Nie fehlte dem ungestümen Phantasten die funkelnde Rede. Und nach ihm ein wortkarger Poet! ... Was, mein Mariano, bestimmte damals die Wahl meines Namens?

Der Kardinal-Staatssekretär: Die Verehrung, die der Kardinal Pecci Leo dem Zwölften darbrachte. So erzählte man.

Der Papst: Und sprach wahr. Nur vergaß man, zu unterscheiden. Nicht den strengen Ketzerrichter, der die Gefängnisse der Inquisition wieder füllte, bewunderte ich, sondern den Reformator des Kirchenstaates, den Befreier der britischen Katholiken, den Erzieher und Pfleger mühsäliger Menschheit. Wer durchschaute sich ganz? Weil ich in Perugia die Totenmesse für Cavour nicht gehindert hatte und manchen Günstling des Quirinals an meinem Tisch sah, galt ich als liberal, als rother Jakobiner. Der Wunsch, solche Thorheit abzuschütteln, mag zu Leos grausamer Strenge geflüchtet sein. Doch wenn ich in Sankt Peter vor dem Steinbild kniete, das Thorwaldsens Hand schuf, grüßte das Herz den milden Mann, den in von ihm erbauten Spitalen noch heute der Sieche rühmt. Mild zu sein, gelobte auch ich mir; nicht so laut, nicht so heftig zu reden wie Pius. „Wir sind nicht stumme Hunde, sind Kämpfer des Herrn und seine Stimme spricht uns aus dem Sturm, der Eichen und Cedern entwurzelt." Das hatte gedröhnt. Er selbst aber hatte gesagt, sein Nachfolger müsse von vorn anfangen und eine ganz neue Politik treiben. Allzu wahr; erst von lichter Höhe sah ich die Verwüstung. Doch man war verwöhnt und bald hieß es: Ein Versschmied; ein Wirrkopf, der mit Streuzucker werthvolle Vögel fangen will; ein kleiner, mit thomistischer Tünche bestrichener Politiker, dessen Florentinersystem aus kurzathmigen Eintagskombinationen besteht. Laßt sie, dachte ich. Die Summa theologiae und Joseph de Maistre sind bessere Führer. Die Unfehlbarkeit brauchte nach Thomas nicht erst unter Getöse begründet zu werden; und warum er die immaculata conceptio verwarf, wußte der große Scholastiker wohl. Wozu ohne Noth Dogmen bilden, gegen die alle Erkenntniß lebendiger Natur sich sträubt? Nicht gegen den Strom sollen wir unser Schifflein steuern. Alle Vorstellungen wandeln sich: und Die führen wollen, blieben stets auf dem selben Fleck? Deutlich sprach die Encyklika vom Februar 1892 es aus;

Digitized by Google

für den Bereich der Politik zunächst. Ein Kleid, an das kein Faden uns bindet, ist die Form einer Regirung; in Monarchien und in Republiken kann unsere Saat aufgehen. Der Unkluge nur stemmt sich der rerum novarum semel excitata cupido entgegen, von der ich, im vierzehnten Jahr meines Pontifikates, am Eingang des Hirtenbriefes an die Arbeiter sprach. Auch da noch zu laut; bis ins letzte Bett lernt man nicht aus. Leise nur; langsam und leis. Solche Greisenregel ist freilich nichts für Euch, junges Volk.

Der Bischof: Euer Heiligkeit väterlicher Tadel ...

Der Papst: Nichts von Tadel. Du konntest nicht anders. Was zu glauben, zu thun ist, bestimmt, nach göttlichem Recht, die Kirche; und daß wir von diesem Recht nicht eines Daumens Breite opfern dürfen, habe ich in der Encyklika Sapientiae Christianae betont. Lange hats gedauert, bis ich leise sein lernte; wie vermöchtet Ihr kaum Ergraute es heute schon? Du brauchtest den Kanzelerlaß nicht: die verschwiegenen Wege der Seelsorge führten schneller ans Ziel. Aber die Kraftprobe war nützlich. Das Schiedsamt im Karolinenstreit schätzte ich als ein Kompliment; nicht höher: denn solche Rolle überträgt man sonst einem kleinen König oder Präsidenten. Dies hier ist mehr, Mariano. Dies ist uneingeschränkte Anerkennung der Pontifikalmacht und sagt dem Erdball: Nicht uns, nur dem Oberhaupte der Kirche steht das Recht zu, einem Hirten den Pfad zu weisen. Das ist viel, ist, amice, sehr ponderabel. Und hundertfach ist der Nutzen, wenn kein Gekränkter aus der Probe hervorgeht. Hildebrand triumphirte; doch die Schmach von Kanossa brennt bis auf diesen Tag in deutschen Herzen. Nicht triumphiren soll man, sondern die Reibung vermeiden; nicht siegen, sondern versöhnen. Welches Jubelgeschrei höbe an, wenn ich, im Stil Mastais, scharfe Worte nach Frankreich hinriefe! Das Werk aber, das Monsignore Czacki einst mit klugem Takt begann, wäre vernichtet. Dem weltlichen Regiment lasse ich diese zerstörende Kunst; das mag heute ein Volk, morgen eine Partei sich entfremden. Wir wollen Keinem den Weg oder Rückweg sperren. Wir sehen über das Schicksal eines Caesar, einer Dynastie weit hinaus. Deshalb: so lange eine Symbiose irgend möglich ist, muß sie gesichert werden; auch unter Opfern. Euch schreckt noch Luthers Schatten. Ein großer Schatten; aber hat er Sankt Peter in Nacht getaucht? Schaut doch um Euch: wie klein der Gewinn nach vier Jahrhunderten! Ein starker Wille, aber eine schwache Vorstellung naher und ferner Entwickelungmöglichkeiten; und ein völliger Mangel an Menschenkenntniß. Ohne festes Geländer findet der arme Adamssohn nicht vorwärts, nicht einmal rückwärts; und in dem Haus, dessen Mauern

Digitized by Google

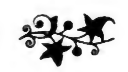
die ratiocinatio als Mörtel zusammenfügte, fröstelte so Mann wie Weib. Keine Farbe, kein Bild, kein Schmuckgeräth aus den Schatzkammern alter Kultur — und nach buntem Putz sehnt sich im grauen Dasein doch jegliches Geschöpf —, weder Beichte noch Losspruch, kein Klerus, nichts, was zu den Sinnen spricht; ein asiatischer Götze: das Wort. Das Ganze der großartige Irrthum eines Menschenverkenners. Sie fühlen es längst. Seht ihre Kirchen jetzt an: römische Ueppigkeit dringt in die kahlen Wände, und wo sie noch fehlt, zerstiebt die Gemeinde. Was auf Protest gegründet war, auf Negation, kann sich ohne Staatsstützen nicht halten. Gebt zum Protest keine Gelegenheit: und der Protestantismus entschlummert. Löst ihn vom Staat: und die Fahne der Freiheit weht über Ruinen. Vierhundert Jahre! Vernichten wollten sie Rom und nie wieder sollte es wagen, den Richterarm über die Alpen zu recken; nun lebt es in alter Pracht, reicht mit seiner Schlüsselgewalt weiter denn je, hat in Indien und Afrika der Hierarchie helle Wohnstätten geschaffen und der Feind ist froh, wenn wir gegen ihn nicht zum Sturmangriff rufen. Ich war schon Kämmerer, als Bismarck im Haus preußischer Herren den Papst „den Feind des Evangeliums" nannte und ihm die Absicht unterschob, alle nicht dem Syllabus Gehorsamen zu martern und auf Scheiterhaufen zu schleppen. Und heute? Ein Bischof giebt den Berlinern Aergerniß und sie tragen ihre Klage behutsam nach Rom. Wir dürften frohlocken, — wenn Weisheit nicht zum Schweigen riethe. Nein: nicht von dort droht uns die Gefahr. Blast nicht in die Funken und sie werden sacht verglimmen. Was sehnsüchtig ein Jenseits erträumt und ohne Stillung metaphysischer Bedürfnisse nicht leben kann, rückt mehr und mehr zusammen; kluge Weltleute könnten in ihrer Sprache von einem kommenden Trust der Transszendenten reden. Nur die Anderen fürchte ich, die entschlossen sind, in der Zeitlichkeit schon die Lösung irdischer Räthsel zu suchen und, da sie als Christen hienieden nicht handelnd leben können, als Heiden dem Leben neue Lehre anzupassen. Denen genügt nicht, den Namen alter Werthe nach der Mode zu ändern. Die sind nicht zufrieden, wenn sie dem Herrn und Heiland die jungfräuliche Mutter zuerst und über ein Kleines dann auch noch die Gottheit abgeschwatzt haben. Die graben die Fundamente des alten Gebäudes auf und heißen sich hochgemuth Widerchristen. Ehe sie siegen, liege ich längst in Tannenholz, Ulmenholz, Blei; aber ich fühle, wie es unter der Oberschicht sich in der Erde regt, wie es in dem gallischen Vulkan kocht, den Kurzsicht erschöpft glaubte. Das ist meine Sorge; Eure Saatsaktionen rauben mir nicht den Schlaf. Kleiner Hader. Neminem laede! Die Zeit kommt nicht zu uns; wir müssen zu ihr gehen. Keinen

Digitized by Google

dürfen wir abstoßen, der inbrünstig einen Himmel sucht. Das Gemeinsame finden, nicht den winzigen trennenden Riß mit scharfem Messer erweitern. Und Jedem, der guten Willens ist, den Schein der Herrschaft gönnen, — wenn nur das Wesen uns bleibt. Was wollte Dein Kanzeler laß, mein Sohn? Dem Wunsch des Episkopos Erfüllung bringen. Diese Erfüllung ist heute gewiß. Die Regirung des Deutschen Kaisers hat durch den Mund des Legaten zugesagt, Gerechtigkeit solle walten und kein Mißstand zu Jahren kommen. Mit dem Gegenstand fällt die Beschwerde. Wer den ersten Schritt thun soll? Nun: der Stärkere. Eine Weile werden sie höhnisch lachen; nicht lange. Habeant. Sie brauchen uns drüben, können ohne unsere treue Streiterschaar ihr Leben nicht fristen. Keine Furcht also, daß sie uns mit Arglist betrügen. Ein Deutscher wars, ihr Größter, der rief:

> Ist Konkordat und Kirchenplan
> Nicht glücklich durchgeführt?
> Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
> Da seid Ihr angeführt!

Zwei schlechte Reime, aber ein, wills Gott, ewig wahrer Gedanke. Manchmal, Oreglia, ists doch ganz gut, wenn der römische Bischof auch das Versschmieden ein Bischen gelernt hat; schon, Spötter, weil ein Fuchs den anderen riecht. Dir, Mariano, bleibe Erinnerung an diese Stunde; nicht als an die Geburtstunde politisch lange nachwirkender Entschlüsse: wichtig kann Dir der Blick in ein altes Herz werden. Lieber als jedem Anderen ließe ich Dir den Fischerring. Und bist Du nicht ignis ardens, die Gluth, die Maleachi über meinem Grabe aufflammen sah? Schütze sie vor allzu wildem Flackern! Sei leise, mein Sohn, unter Lauten stolz immer der Leiseste! Wer von diesem Sitz spricht, braucht nicht zu schreien; niemals. Gedenke der Jubelfeier: von allen Ehren der Welt hatte keine höheren Werth als die gerade, die jetzt Deinem jungen Auge wohl noch eine Schmälerung des Papstkönigsrechtes scheint. Ein Deutscher Kaiser, ein Protestant, sucht gegen einen ihm pflichtigen Deutschen in Rom sein Recht. Dessen erinnere Dich, wenn sie Dich, im weißen Gewand, auf die Loggia führen, wenn Du zum Segen die Arme über die Stadt hinbreitest. In der Basilika liegt auf dem Goldtuch dann Einer, der nicht fluchte, nicht Bannbullen schleuderte, nicht mit Menschenhaft neue Dogmen zurechtschnitt. Und die Völker der Erde kamen zu ihm.



Digitized by Google

Buren und Briten*).

Die verhältnißmäßig große Zahl der die Waffen streckenden Buren hat Alle überrascht, die ihre Kenntnisse nur aus englischen Berichten schöpften. Trotz der offiziellen Darstellung handelte es sich auch am Schluß nicht um das bloße Verzweiflungringen unorganisirter Banden, sondern um das — wenn auch getrennte — Auftreten geschlossener, energisch geführter Corps. Der zerklüftete und unzugängliche Lidenburg-Distrikt, die Zufluchtstätte des Widerstandes, war wie geschaffen, den Kampf noch um Monate zu verlängern. Daneben fehlte es natürlich auch nicht an wirkunglosen Putschen versprengter Abtheilungen.

Die Bahnlinien waren buchstäblich mit Draht verstrickt. Auf je hundert Schritt traf man auf den wichtigsten Strecken ein Blockhaus. Dazwischen waren noch primitive Schanzen und Erdwerke ausgehoben. In unermüdlicher Kleinarbeit hatten die Engländer das Land in Distrikte abgedrahtet, um die Bewegungfähigkeit der Buren zu lähmen, ihre Verpflegungbasis einzuschränken und das taktische Zusammenwirken zu hindern. In Südafrika hat nicht der Feldherr gesiegt, sondern der Ingenieur und Organisator. Kitchener ist aus den Royal Engineers hervorgegangen. Was auf diesen Gebieten geleistet wurde, verdient Bewunderung und gleicht zum Theil die Schwäche der operativen Kriegführung aus. Draht ist jetzt billig im Transvaal. Mit Befriedigung hörte ich, daß er vorwiegend deutschen Fabriken entstammt.

Europäische Taktiker haben das Blockhaussystem als eine strategische Rückständigkeit und als ein Verzweiflungmittel militärischer Rathlosigkeit verdammt. Jeder Kriegsschauplatz erzeugt aber seine eigene Taktik und fordert seiner Natur entsprechende Mittel. Die Spanier hatten auf Kuba nicht die Ausdauer und Gründlichkeit, die England in Südafrika zeigte. Sie wären sonst, ohne das Eingreifen Nordamerikas, mit der Zeit auch wohl ans Ziel gelangt. Wer die Ausdehnung südafrikanischer Steppen, die spärliche Zahl der materiellen und taktischen Stützpunkte kennt, die sie dem Angreifer bieten, und die Eigenthümlichkeit der Burenkriegführung in Rechnung zieht, wird mit der Verallgemeinerung strategischer Grundsätze vorsichtiger sei. Ohne Blockhaussystem wäre die Unterwerfung der Buren nicht durchführbar gewesen.

*) S. „Zukunft" vom 7. März 1903: „Das britische Transvaal".

Digitized by Google

In Deutschland hört man jetzt viel von „Burentaktik“ reden. Man scheint darunter mehr die formale Anpassung an das Gefechtsfeld zu verstehen. Ihre Eigenthümlichkeit liegt aber auf der psychologischen Seite des Defensivverhaltens der Buren. So wenig ein modernes Massenheer auf europäischem Boden „Burentaktik“ treiben kann und darf, so selbstverständlich ist, daß seine Operationen sich in Südafrika dem Burenschema ganz von selbst anpassen würden. Das Formale ist nichts Spezifisches. Der springende Punkt liegt in der völligen Defensive, die sich aus den Jahrzehnte währenden Kämpfen gegen die Eingeborenen geschichtlich entwickelt hat. Sie waren von dem Grundsatz getragen, daß das Leben eines einzigen Buren mehr galt als der Tod von hundert Kaffern. Man lag hinter den Kopjes und ließ die Schwarzen in die Büchsenrohre laufen. Um keinen Preis wurde die Deckung verlassen. Auf diese Weise gelang es den Buren, denen Ungeduld und rasches Handeln fremd ist, im Lauf der Zeit ohne nennenswerthen Einsatz der Kaffern Herr zu werden. Das war die eigentliche Burentaktik: ein ihrer Geschichte und ihrem Charakter entsprungenes Verfahren, das die Buren naturgemäß auf den Kampf gegen England übertrugen. Die Erfolge blieben nicht aus, so lange England auf dem Gebiete der eigenen Taktik sich noch nicht von Afghanistan und dem Sudan emanzipirt hatte. Als es aber im ungedeckten Massenansturm blutige Lehren empfangen hatte, brach die Burentaktik jämmerlich zusammen. Unfähig, die Entscheidung zu wollen, und außer Stande, sie taktisch zu erringen, zerrten die Buren in verbohrter Thatenlosigkeit die Operationen hin. Chance auf Chance gaben sie aus der Hand, ließen ihre Erfolge ungenutzt und gelangten zur Katastrophe von Paardeberg. Eine traurige Kette versäumter Gelegenheiten: Das war das Endergebniß der Burentaktik! Zu spät wurde von kühnen Männern, die die Noth gebar, der Offensivgeist geweckt.

Ein öderer, ungemüthlicherer Aufenthalt als der in einem südafrikanischem Blockhause ist kaum denkbar. Monate lang zwischen Wellblech, Eisenschienen und Sandsäcken inmitten trostloser Steppen eingepfercht, Tag und Nacht des Angriffes gewärtig! Humor und Langeweile haben unter der Besatzung ihre noch heute sichtbaren Blüthen getrieben: das Innere der Häuschen ist mit Bildern aus illustrirten Zeitschriften säuberlich austapezirt. Roberts, Kitchener, King Edward und die Queen haben ihren Platz unter den zahlreichen Schlachten-

Digitized by Google

darstellungen gefunden, in denen der patriotische Stift des Zeichners meist frei mit der historischen Wahrheit schaltet. Vor den Zugängen leuchten in weißen Steinchen auf dunklem Grunde dem Vorüberfahrenden die Namen und Embleme der Regimenter entgegen, deren Thatendurst keine glänzendere Bethätigung in Südafrika finden sollte. Der das Blockhaus umgebende Drahtvorbau, „the curtain“, war gewöhnlich mit leeren Konservenbüchsen behangen. Die Inschriften an den Außenwänden: „House to let“ oder „Tommy's home“ verfehlten in der Verlassenheit der Szenerie niemals ihre Wirkung.

Erst dem Augenzeugen wird verständlich, in welchem Grade der Krieg ein Kampf um die rückwärtigen Verbindungen, die Lösung einer Magenfrage war. In den Tausende von Kilometern langen Defensivlinien mußte auf die Dauer auch der offensive Geist der Engländer ersticken. Er machte schließlich einer Zaghaftigkeit, ja, Rathlosigkeit Platz, die sich an einzelnen Stellen geradezu in Komik äußerte.

Eine der traurigsten Erscheinungen des Krieges war die Thatsache der National Scouts. Sie ist nicht mit den Volkstugenden in Einklang zu bringen, als deren Verkörperung heimathlicher Ueberschwang den Bur hinzustellen liebt. Man bedenke, daß aus den Reihen eines um seine höchsten Güter ringenden Volkes die Kämpfer in Schaaren zum Feinde übergehen, sich zu einem „nationalen“ Corps vereinigen und gegen die eigenen Brüder fechten! Der Verrath ist überhaupt ein trauriges Kapitel in der Geschichte des Burenkrieges. In jeder Form, versteckt und offen, ist er, namentlich anfangs, geübt worden. In Unentschlossenheit und Feigheit hat er sich auf dem Gefechtsfelde geäußert. Abtheilungen ließ man in gefährdeten Lagen im Stich und Heereskörper versagten einander die gegenseitige Unterstützung. Diese trüben Erscheinungen gipfelten in der Bildung der „National Scouts“. Ein nationaler Schandfleck, den der in der harten Schule der Kriegserziehung später erzeugte Opfermuth und Heroismus nicht völlig zu verwischen vermögen. Auch das mächtige England begann, um seine Existenz zu kämpfen, und bediente sich aller erreichbaren Mittel, den Kampf zu siegreichem Ende zu führen. Die National Scouts bedeuteten weniger einen Zuwachs an Kämpfern als an unersetzbaren Landeskennern. Diese mit den Hilfsquellen und Schlupfwinkeln des Landes, den Plänen und Schlichen ihrer Volksgenossen vertrauten Ueberläufer leisteten dem Feind unschätzbare Dienste. Als nun England noch die zügellosen Kaffern-

Digitized by Google

horden den in die Enge getriebenen Burenschaaren in den Rücken hetzte, mußte die Aussichtlosigkeit des Widerstandes sich auch den stärksten Gemüthern aufdrängen.

Ich hörte bestätigen, daß die Einrichtung der Konzentrationlager ursprünglich nicht humaner Absicht entsprang. England wollte durch die Isolirung der Frauen einen Druck auf die kämpfenden Männer üben, erzielte aber nur das Gegentheil, da es die Frauen unterschätzte. Die Frau war des Burenvolkes besserer Theil. Sie wies den Gatten und Bruder wieder ins Feld hinaus, wenn sie sich aus der Front zu ihrer Farm zurückstahlen. Sie trieb in eigener Entsagung die Männer zumAusharren an. Die Burenfrau war der geistige Träger des Widerstandes. Ihr heldenmüthiger Sinn und ihre stumme Aufopferung haben ihr einen Ruhmeskranz um die Stirn geflochten..

Im Verlauf des Krieges traten alle mit den Konzentrationlagern anfänglich verfolgten Nebenzwecke hinter die unabweisbare Nothwendigkeit zurück, die Burenfamilien vor Hungersnoth und Obdachlosigkeit zu schützen. Der Zerstörungskampf hatte jede Existenzmöglichkeit außerhalb des englischen Bereiches vernichtet. Die schwierige Aufgabe, vor die sich die englische Heeresverwaltung gestellt sah, war ohne Konzentration und straffe Handhabung nicht zu lösen. Rücksichtlosigkeit und Härte waren die natürlichen Begleiterscheinungen der so eigenthümlichen Einrichtung, der die Kolonialgeschichte kein Muster bot. Die Wahrheit über die angeblichen oder wirklichen Gräuel wird sich jetzt, nach Aufhebung der Censur, Bahn brechen. Die Leidenschaften flauen ab und die Welt wird an der Hand von Thatsachen das Wort von der „beispiellos humanen Kriegführung" einer sachlichen Nachprüfung unterziehen können. Aber schon heute erheischt die Gerechtigkeit, den Geist der englischen Heeresleitung nicht bedingunglos der unter ihr begangenen Ausschreitungen wegen zu verdammen. Ein Kriegsschauplatz von der gewaltigen Ausdehnung und der Eigenart südafrikanischer Steppennatur führte zu einer ungewöhnlichen Selbständigkeit und Ungebundenheit aller Organe. Das sozial minderwerthige Freiwilligen-Offiziercorps war dieser Lage moralisch nicht gewachsen. Der lange Buschkrieg, der die schlechten Instinkte im Menschen entwickelte, demoralisirte die ganze Kriegführung. Uebergriffe, Ausschreitungen, Brutalitäten häuften sich. Die materielle Unmöglichkeit verhinderte dabei nur zu häufig die Durchführung auch der besten Absichten. In dem riesigen, von spär-

Digitized by Google

ichen Verkehrsadern durchzogenen Versorgungbereich waren die Lebensmittel für die sich ständig vergrößernden Konzentrationlager nicht immer rechtzeitig zu beschaffen. Die Vandalenakte der zuchtlosen Freiwilligen-Schaaren entzogen sich oft genug der Kenntniß und der Einwirkung der verantwortlichen Stellen. Disziplinare Rücksichten erschwerten wohl auch ein energisches Eingreifen. Die Aufgabe überstieg zeitweilig die Kräfte der Heeresleitung. Nur wer sich den ungeheuren Rahmen und den tausendfach verzweigten Apparat der Kriegführung vors Auge führt, wird die Schwierigkeiten würdigen, mit denen sie zu kämpfen hatte. Was gegen Menschlichkeit und Sittlichkeit gefehlt wurde, bleibt natürlich verdammenswürdig. Man vergesse aber nicht, daß eine energische, rücksichtlose Kriegführung Pflicht des Feldherrn ist. Mit reiner Humanität hätten sich die Engländer in Südafrika das Grab gegraben. Im Kriege ist das oberste Gesetz nun einmal: zu siegen.

Den moralischen Einflüssen eines aufreibenden Kleinkrieges stand die phlegmatische Burennatur besser gewaffnet gegenüber als der reizbare europäische Kulturmensch. Den Bur schützte die passive Tugend seiner Nervenlosigkeit. Das soll das Lob nicht beeinträchtigen, das die auch vom Feinde anerkannte Menschlichkeit seiner Kriegführung verdient.

Ganz überraschend war mir die Thatsache, daß, als Lord Roberts in Pretoria einzog, der Krieg für beendet galt. Die Buren waren des Kampfes müde und überwiegend zum Frieden geneigt. Sie sehnten sich nach ihren Farmen, denen die Brandfackel der späteren Verwüstung noch nicht geloht hatte, und gaben die politische Lösung der Zukunft anheim. Es bedurfte nur eines geringen Entgegenkommens und politischen Taktes der ausführenden Organe, um die Waffenstreckung durchzuführen und die der Versöhnlichkeit zugeneigten Gemüther für sich zu gewinnen. Dazu sollte es nicht kommen. Bald fachten das herrische Auftreten, Kurzsichtigkeit und kleinlicher Haß der unteren Machthaber den Widerstand der Buren durch Schroffheiten und Chicanen wieder an. Ihre Bereitwilligkeit schlug in Erbitterung um und die unversöhnlicheren Elemente gewannen die Oberhand. Die Leidenschaften wurden erweckt. Und nun erst begann der neu aufflammende Krieg, den Charakter des Vernichtungskampfes anzunehmen, der auch an Englands Weltmachtstellung zu rütteln drohte. Die Ereignisse waren stärker geworden als der Wille der Heeresleitung. Sie wanden Lord Roberts das Heft aus der Hand. Für ihn wie für seinen Stabschef, nur in

Digitized by Google

entgegengesetzter Richtung, war der psychologische Moment gekommen. Roberts ging und ließ sich als Sieger feiern, der er dem Scheine nach auch war. Kitchener trat an seine Stelle, um Kehraus zu machen; und ihm fiel die Hauptarbeit zu. Eine eiserne Faust war nöthig, die im eigenen Hause Ordnung zu schaffen wußte. Eine Energie, die an der Zeit nicht erlahmte und des Enderfolges sicher war. Roberts steht als Feldherr über Kitchener. Der südafrikanische Kriegsschauplatz war aber kein Feld für strategische Schachzüge und taktische Entscheidungen. Zähe Kleinarbeit, Ausdauer, Gründlichkeit, Organisationtalent und technische Befähigung haben den Sieg errungen; der Menschenkenner und Politiker hat den Frieden herbeigeführt. Der „Schlächter von Südafrika" ist ein populärer Mann unter den Buren. Wie mag Das den Leser des „Kladderadatsch" und des „Simplicissimus" anmuthen? Und doch ist es Wahrheit. Zu Kitchener hatten die Buren Vertrauen. Er verstand ihren Charakter, redete ihre Sprache und besaß, als Krönung seiner soldatischen Tugenden, ein Herz für den Menschen. Der Friede von Vereeniging ist nicht zum geringen Theile sein persönliches Verdienst. Dieser der Phrase und Eitelkeit abholde Mann, der die Erwartungen seines Vaterlandes noch nie enttäuschte, wäre einer unserer volksthümlichsten Generale, wenn seine Wiege in Deutschland gestanden hätte.

Die herbe Kritik, die aus Anlaß des Krieges auch in England an dem englischen Offiziercorps geübt wird, ist vorwiegend auf das Verhalten der Freiwilligen-Offiziere zurückzuführen. Ihnen fehlte die soziale Grundlage und der sittliche Kern der Berufsorganisation, die selbst unserem Reserveoffiziercorps eigen sind. Der große Bedarf an Offizieren machte eine strenge Auswahl unmöglich. Man war gezwungen, auf Schichten zurückzugreifen, denen die für den neuen Beruf erforderlichen Eigenschaften mangelten. Die außerordentliche Versuchung, die die eigenartigen Bedingungen des Transvaalkrieges mit sich brachten, stellte an die moralische Widerstandsfähigkeit des Einzelnen erhöhte Anforderungen. Die Verproviantirung eines ganzes Landes erfolgte während zweier Jahre durch die Militärbehörden; denn auch die Civilbevölkerung wurde von ihnen verpflegt. Waarenlieferungen im Werthe von Hunderttausenden gingen durch die Hände der Offiziere. Die Gelegenheit zu persönlicher Bereicherung trat in der verschiedensten Form an alle Rangklassen heran. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Korruption durch tausend Pforten ihren Einzug hielt und auch das aktive Offiziercorps

Digitized by Google

ergriff. Vor der Verallgemeinerung von Urtheilen, wie man sie im Transvaal hört, daß die englischen Offiziere „eine Bande von Dieben“ seien, möge man sich allerdings hüten. Wer aber wollte leugnen, daß da unten gar Vieles vorkam, das helles Tageslicht zu scheuen hat?

Kurz vor meiner Anwesenheit in Lourenço Marquez brannte das umfangreiche Depot nieder, das die Engländer an dieser wichtigen Eingangspforte für ihre Kriegsbedürfnisse errichtet hatten. Die Thatsache überraschte die Eingeweihten durchaus nicht. Es galt als allgemein feststehend, daß die dort von langer Hand betriebenen Unterschlagungen auf andere Weise nicht mehr zu verdecken waren. Selbst auf englischer Seite herrschte die Ueberzeugung, der Krieg sei vom Heer künstlich in die Länge gezogen worden; die unsauberen Elemente, hieß es, wollten sich die schöne Gelegenheit, Geld zu machen, nicht so bald entgehen lassen. England hat wohl manchen reichen Mann zurückkehren sehen, der arm und ehrlich in den Krieg gezogen war.

Ich habe zahlreiche Offiziere kennen gelernt, die solchem Treiben sicher meilenfern standen und den historischen Ruf des englischen Offiziercorps inmitten aller Anfechtungen rein erhielten. Daß der Offizier, besonders im Anfang, seiner militärischen Aufgabe nicht gewachsen war, lag im System und in der ausschließlichen Gewohnheit, gegen inferiore Gegner zu kämpfen. Sein leichter Sinn, die zweckmäßige Lebensweise, schnelle Anpassungfähigkeit und sein frischer Schneid halfen ihm über manche Mängel seiner militärischen Schulung hinweg. Die sportliche Auffassung seines Berufes scheint er sich aber auch nach den eindringlichen Lehren des Transvaalkrieges erhalten zu haben. „Sie haben eine harte Zeit hinter sich,“ sagte ich zu einem Offizier, der die ganze Zeit im Felde gestanden hatte. „Ach“, meinte er, „wir haben uns eigentlich ganz gut amusirt!“ Das muthet fast kindlich an und ist im Grunde doch der Ausfluß einer wallensteinischen Soldatentugend.

Im Allgemeinen herrscht nicht, wie der ferne Betrachter zu glauben geneigt ist, die Meinung, England habe in Südafrika, trotz seinem Sieg, militärisch Fiasko gemacht. Im Kriege giebt der Erfolg den Ausschlag. Daß der Erfolg in Südafrika so lange ausblieb, wird nicht der eigenen Unfähigkeit, sondern den Schwierigkeiten einer so absonderlichen Kriegführung zugeschrieben. England hat einen der gewaltigsten Eroberungskriege seiner Kolonialgeschichte zu siegreichem Ende geführt und fühlt sich militärisch stärker denn je. Auf solcher Grund-

Digitized by Google

lage gedeiht keine durchgreifende Heeresreform. Bei der Abneigung des Engländers gegen die allgemeine Wehrpflicht bedarf es zu ihrer Einführung anderer Argumente als der Unterwerfung der Burenstaaten.

Als ich in Kapstadt war, hauste dort der Vandalismus der entlassenen Freiwilligen. Die kolonialen Hilfstruppen thaten sich besonders hervor. Der londoner Mob blieb aber auch nicht zurück. Die Behörden waren machtlos und warteten mit Sehnsucht auf den fälligen Dampfer, der jedesmal Tausende in die Heimath entführte. Und ununterbrochen trafen neue Schaaren aus dem Inneren ein. Die Insassen der Militärzüge hatten es sich in den offenen Güterwagen so bequem wie möglich für die Tage lang dauernde Fahrt gemacht. Der Whisky half der Stimmung nach. Man hatte ja Zeit, den Rausch auszuschlafen. Sobald unser Zug auf der Station einen Militärzug antraf, streckten sich Dutzende von Händen nach den gelesenen Zeitungen aus. Was ich in Südafrika von Tommy Atkins gesehen habe, waren fast durchweg breitschultrige, gutgenährte Bursche, die recht derb und selbstbewußt in ihren Schnürschuhen auftraten. Vergeblich suchte ich nach den Krüppeln und hohläugigen Gestalten unserer Witzblätter. Bei der Krönungparade, die etwa vier- bis fünftausend Mann auf dem Marktplatz von Johannesburg vereinte, konnte man seine Freude an dem prächtigen Menschenmaterial haben. Eine Straßendisziplin war bei den großen Massen, die sich in den Städten anhäuften, nicht durchführbar. In den Zeltlagern auf dem camp dagegen ging es recht ordentlich her. Für uns Deutsche, denen bestimmte Formen von dem Wesen der Manneszucht unzertrennlich sind, ist es nicht leicht, ein unbefangenes Urtheil über die englische Disziplin abzugeben. Wenn das bunt zusammengewürfelte südafrikanische Kolonialheer den Jahre langen Kampf ohne schwere innere Katastrophen siegreich überdauert hat, kann man den militärischen Geist nicht der Disziplinlosigkeit zeihen. Dann muß auch in dem englischen Offiziercorps, das seine schwierige Aufgabe mit oft minderwerthigen Truppen durchzuführen hatte, ein tüchtiger militärischer Kern stecken. „Tommy hat nicht viel Grips“: so charakterisirte ihn mir ein Offizier, „aber er ist ein Draufgänger und guter Feldsoldat!“ Sein Selbstbewußtsein ist durch den Krieg stark gehoben worden: „Jetzt sind wir mit den Buren fertig, nun kann Germany an die Reihe kommen!“ Er hat nämlich auch seine Zeitungen gelesen und weiß, daß unsere Blätter nicht glimpflich mit ihm verfahren sind. Verständige denken freilich bescheidener über den englischen Erfolg.

Digitized by Google

Wohl selten ist ein Krieg auf beiden Seiten mit so unsinniger Unterschätzung des Gegners begonnen worden. Die Engländer zogen zu einem „little trip“ nach Pretoria aus. Das haben Offiziere mir selbst freimüthig bestätigt. Die Buren standen bei der Kriegserklärung im Banne von Majuba. Und Majuba klang auch noch aus den Worten, mit denen Krüger die drei Generale anherrschte. Warum sie den Kampf nicht fortgesetzt hätten? Das sei ein Frevel am Volk gewesen. Die Gegenwart war nicht mehr zu retten. Der Staat zertümmert, das Eigenthum zerstört, die Manneskraft gelähmt und Tausende von Frauen und Kindern dahingerafft. Die Zukunft, das Volksthum galt es zu retten. Der Entschluß zum Frieden war eine patriotische That. Der würdigste Schlußstein des heldenmüthigen Verhaltens der Männer, die weiter blickten als der Starrkopf im Haag, der über seiner Bibel eingeschlummert war. In dem Friedens-Memorandum haben sie den Ihrigen und der Welt verkündet, daß sie ihr Volksthum nicht zu Grunde richten wollten, an dessen Zukunft auch sie nicht verzweifelten.

Zu einer Burenauswanderung wird es nicht kommen, denn sie wäre offener Verzicht auf alle staatlichen Zukunftbestrebungen. Der Bur verläßt seine Scholle nicht, auch wenn die englische Flagge darüber weht. Unter dem Union Jack wird er freier leben als unter dem Banner einer anderen Nation. Nach Südwestafrika sind nur wenige Familien auf dem Umwege über Europa gekommen. Sie werden abwarten, wie sich die Dinge in ihrer Heimath entwickeln, und wohl nur zum kleinen — und nicht dem besseren — Theil dem Lande erhalten bleiben. Der Militärdienst und der deutsche Zwang sind einer größeren Zuwanderung feind. Die niedersächsische Stammesverwandtschaft ist zur geschichtlichen Reminiszenz verblaßt, in rauher Wirklichkeit von der absorbirenden Macht des Angelsachsenthumes erstickt.

Wie werden die Dinge sich in Südafrika gestalten? Der Bur ein loyaler englischer Bürger oder der Vorkämpfer des Afrikanderthumes? Das englische Element der Träger des Imperialismus oder der Verfechter des kolonialen Lostrennungsgedankens?

Vielleicht werden die Matoppo-Berge, die in steinernem Gelaß das politische Geheimniß des südafrikanischen Bismarck bergen, noch zum Wallfahrtort einer Rasse, die die Interessengemeinschaft in der Bedrängniß zusammengeschweißt.

In Englands Hand liegt die Entscheidung.

Friedrich von Erckert.

Digitized by Google

Der Glaube des Kaisers.

Der Erlaß des Kaisers in Sachen der Babelforschung und ihrer Wirkung auf die christliche Religion ist noch in Aller Munde. Irrt man nicht, so wird er dort auch noch länger bleiben. Länger als alle die anderen Kundgebungen des Kaisers, die doch schon eindrucksam genug waren. Das macht der Gegenstand, um den sich diesmal die kaiserliche Aussprache dreht: die Religion. Er schlägt in jedem Denkenden eine nachklingende Saite an; Kämpfe werden in Vielen wieder wach; neue Probleme steigen in neuer Beleuchtung auf; und dank dem so überaus famosen Zwangsreligionunterricht in unseren Schulen fühlt sich Jeder mitberufen zu Urtheil und Entscheid. So hört man denn, wohin man kommt, den Hollmannbrief glossiren. Ist man gar Theologe, so wird man erst recht damit beglückt und immer wieder um sein „sachverständiges" Urtheil gebeten. Ablehnung und begeisterte Zustimmung, Kritik, Satire, Zerfaserung einzelner Sätze, Deutung, Umdeutung, politische und agitatorische Ausnutzung: alles Das und mehr schwirrt durcheinander. Im Ganzen nichts als Halbheiten und Stückwerk, Glossen über Glossen, bald geistlose, bald geistreiche. Dabei kommt aber so gut wie nichts heraus. Es unterhält auf Stunden, aber es fördert nicht auf die Dauer.

Ich möchte den Brief des Kaisers nach drei Richtungen prüfen. Auch der radikalste Demokrat muß den Einfluß der kaiserlichen Persönlichkeit auf unser öffentliches Leben und speziell auf die Geistesrichtung weiter bürgerlicher Kreise zugestehen; deshalb ist es von Bedeutung, Urtheile und Meinungen des Kaisers, so wandelbar sie auch häufig erscheinen, genauer zu erforschen; also möchte ich aus dem Hollmannbrief zunächst die religiöse Gedankenwelt des Kaisers, sein Glaubensbekenntniß, zu entwickeln versuchen. Dann möchte ich die kirchenpolitische Bedeutung seines Briefes kurz feststellen und drittens die Gelegenheit benutzen, um an den Schlußsatz des kaiserlichen Schreibens einige Erörterungen über Anlaß und Inhalt moderner Religiosität zu knüpfen. Besonders auf dieses Letzte kommt es mir an. Der Brief des Kaisers hat wieder einmal gezeigt, wie tief das religiöse Problem und damit das religiöse Interesse auch in den Herzen der Heutigen noch steckt, aber auch zugleich, wie ungeklärt und unsicher das Urtheil der Meisten auch nur über die ersten Voraussetzungen religiösen Lebens und religiöser Wirklichkeiten ist. Da muß das Eisen geschmiedet werden, so lange es warm ist; und Jeder, der hierzu Etwas sagen zu können glaubt, ist verpflichtet, jetzt den Mund zu öffnen.

Der kaiserliche Brief will zunächst und formell kein Glaubensbekenntniß sein, sondern eine Antwort auf die Anfrage Hollmanns; er will die endgiltige Stellung des Kaisers zu den zwei Babel-Bibel-Vorträgen Delitzschs bezeichnen. Indem diese aber formulirt wird, enthüllt der Kaiser zugleich

Digitized by Google

seine religiösen Ueberzeugungen. Liest man diese sich aus dem Brief zusammen, so ergiebt sich dem objektiv Wägenden etwa folgendes Glaubensbekenntniß.

Der Kaiser glaubt an einen, einigen Gott, allweise, allwissend, allmächtig, gnädig und allgegenwärtig, Schöpfer Himmels und der Erde. Er glaubt, daß Gott die Menschen erschuf nach seinem Bilde, ihnen seinen Odem einblies, ganz nach dem alttestamentlichen Schöpfungmythus. Der Kaiser glaubt an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, Gottes größte Offenbarung, Gottes Wort, Gott selbst in menschlicher Gestalt, Erlöser, Heiland, Führer und Fürsprecher der Menschen beim „Vater“. Er glaubt an die messianische Verkündung Jesu im Alten Testament; er glaubt, daß die ganze Geschichte des jüdischen Volkes, ja, im Grunde die gesammte Menschheitgeschichte eine einzige Vorbereitung des Kommens Jesu sei. Der Kaiser glaubt an eine doppelte Offenbarung Gottes: die historische und die religiöse, wie er, die natürliche und die übernatürliche, wie die christliche Dogmatik sie nennt: die erste vollziehe sich in Natur und Geschichte, am Klarsten in allen großen Männern der Weltgeschichte, die zweite allein in Christus. Der Kaiser glaubt an die unbedingte Autorität des Neuen Testamentes und hält dessen Inhalt für unantastbar; wenigstens muß Das indirekt aus seinen Worten geschlossen werden. Der Kaiser bekennt sich bedingunglos zu dem Inhalt der lutherischen Reformation und zu der Autorität des Theologen Luther. Dessen Grundsätze, besonders über das Neue Testament, sind die seinen. Der Kaiser glaubt, daß Gott lehrbar, selbst den Kindern lehrbar ist. Er sieht noch immer im Alten Testament das vorzüglichste, dazu geeignetste Lehrmittel.

Vergleicht man dies Glaubensbekenntniß mit dem apostolisch genannten, das in unseren protestantischen Kirchen jeden Sonntag bekannt zu werden pflegt, so zeigen sich größere Lücken in dem des Kaisers. Vom „Heiligen Geist“, von der „Gemeinschaft der Heiligen“, der „christlichen Kirche“, der „Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ewigem Leben“, also vom gesammten sogenannten dritten Artikel, finden wir kein Wort, von Jesu „jungfräulicher Geburt, Höllen- und Himmelfahrt, sowie Wiederkunft am Jüngsten Tage“, wichtigen Bestandtheilen des zweiten Artikels, eben so wenig eine Andeutung. Der Grund dieses Fehlens ist deutlich aus dem ganzen, schon vorhin charakterisirten Zweck des Briefes zu erkennen. Für die religiöse Beurtheilung des Kaisers bedeuten diese Lücken freilich nichts oder doch so gut wie nichts. Auch so ist diese, ohne daß man Wilhelm dem Zweiten irgend welche Gewalt anzuthun braucht, klar: der Kaiser steht fest auf dem Boden des überlieferten kirchlich-protestantischen Bekenntnisses. Würde Admiral Hollmann den Kaiser noch um eine Ausfüllung dieser Lücken zu bitten wagen und der Gebetene auch darauf eingehen, so wäre Hundert

Digitized by Google

gegen Eins zu setzen, daß auch die kaiserlichen Ergänzungen ganz dem Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses entsprächen. Selbst die religiöse Ausdrucksweise des ganzen kaiserlichen Briefes beweist es: sie bewegt sich durchaus in den Formeln und Bildern der kirchlichen Predigt- und Unterrichtssprache; besonders aus dem Abschnitt über Christus wird Das deutlich.

Aus Alledem aber ergiebt sich nun unwiderleglich eine ziemlich werthvolle Schlußfolgerung. Man hat sich in weiten Kreisen daran gewöhnt, den Kaiser als einen durchaus modernen Menschen aufzufassen und zu verstehen. Sein Glaubensbekenntniß erweist das Gegentheil als richtig. Es stellt sich in dieser Beziehung mit seinem Inhalt glatt an die Seite des vorjährigen Kunstbekenntnisses des Kaisers und ergänzt dieses geradezu. Wie dort, auf dem Gebiete der Kunst, so hält sich hier, auf dem Gebiete der Religion, der Kaiser nicht zu modernen, sondern zu den „klassischen", zu den überlieferten Grundsätzen und Anschauungen vergangener Jahrhunderte. Gewiß ist er „kein Philister"; aber eben so wenig ist er ein moderner Mensch.

Freilich ist er von modernen Gedanken nicht unberührt. Das ist gar nicht anders möglich bei einem Mann, der, wie er, im Strudel der Oeffentlichkeit zu stehen sich freut und der mit den allerverschiedensten Geistern Fühlung zu halten sich bemüht. Gerade von hier aus muß es freilich zunächst auffallen, daß in seinem ganzen Briefe kein Wort von moderner Naturwissenschaft und deren Ergebnissen zu finden ist. Erklärlich ist es freilich genugsam: erstens bot der Brief keine direkte Veranlassung dazu und zweitens sind Naturwissenschaft und Religion nach alter Erfahrung für Hunderttausende von Menschen zwei Gebiete, deren Inhalt sich für sie nicht berührt. Hunderttausende laufen ihr Leben lang umher, in ihrem naturwissenschaftlichen Denken befruchtet von aller modernen Forschung, in ihrem religiösen Leben fest am „Bekenntniß" hängend. Und sie empfinden gar nicht den Riß, der damit durch ihr ganzes geistiges Leben geht. Gerade praktische Naturen, deren Lebensglück das handelnde Eingreifen in das Getriebe des Tages ausmacht, gehören dazu. Ob dies Alles auch auf den Kaiser zutrifft, weiß ich nicht. Es bedarf aber nicht einmal dieses, sondern nur des angeführten rein formalen Erklärungsgrundes für den Mangel eines Eingehens auf das Verhältniß von Naturwissenschaft und Religion; außerdem war ein viel näher liegendes Problem zur Aussprache gestellt: das des Verhältnisses von Assyriologie und Religion.

Und eben an diesem Punkt zeigt sich, daß auch der Kaiser Gedankengängen moderner Wissenschaft sich nicht zu verschließen vermag. Er macht hier an sie ganz charakteristische Zugeständnisse. Schon aus der Toleranz geht Das hervor, womit er die den seinen ganz entgegengesetzten religiösen Anschauungen seines „guten Professors" Delitzsch anhörte und danach kritisirte.

Digitized by Google

Dieser Zug der Toleranz gegen andere religiöse Anschauungen geht durch den ganzen Brief; er ist vielleicht der liebenswürdigste an ihm und besonders auffällig für einen Sozialdemokraten, gegen dessen Gesinnungsgenossen der Kaiser bekanntlich nicht die selbe Duldsamkeit in seinen Aussprüchen zu üben pflegt. Wäre der Kaiser ein Orthodoxer nach dem Herzen der Kreuzzeitung und des „Reichsboten": niemals würde er seine abweichenden Ansichten in die von ihm beliebten Formen gekleidet haben. Er hätte dann vielmehr ostentativ alle Verbindung mit Delitzsch und Genossen abgebrochen, sein Wehe über sie gerufen und nicht geduldet, daß der Professor seine ketzerischen Ansichten so frei vor der Kaiserin auseinandersetze. Parteigänger der Kreuzzeitung und des „Reichsboten" schleudern bekanntlich so oft wie möglich ihr Anathema gegen alle moderne Forschung, nicht nur auf dem Gebiete der Theologie, sondern eben so auf dem der Philosophie, der Religiongeschichte, ja, aller Geisteswissenschaften überhaupt. Ginge es nach ihnen, so würde kein Professor an einer deutschen Universität angestellt, der sich nicht mindestens auf das apostolische Glaubensbekenntniß verpflichtete, und würde jeder beseitigt, der im Widerspruch zu ihm lehrte. Bei den Verhandlungen, die der Begründung der neuen katholischen Fakultät in Straßburg vorangingen, ist diese Position wieder ganz deutlich geworden. Nichts von Alledem beim Kaiser. Vielmehr gesteht er Delitzsch durchaus das Recht zu, seine theologisch-religiösen Schlüsse zu ziehen; nur räth er ihm, „nur sehr vorsichtig Schritt vor Schritt zu gehen und jedenfalls seine Thesen nur in theologischen Schriften und im Kreise seiner Kollegen zu ventiliren; er könne für seinen Kollegenkreis Thesen, Hypothesen und Theorien sowie Ueberzeugungen aussprechen in Fachschriften, welche nicht angängig auszusprechen sein würden in einem populären Vortrag oder Buch." Der Kaiser geht noch weiter, da er einen Theil der modern-wissenschaftlichen Hypothesen über das Alte Testament als erwiesen und die dadurch modifizirte Auffassung seines Inhalts als berechtigt anerkennt. Noch mehr: selbst die Möglichkeit einer Weiterbildung der gesammten Religion, von der er bekanntlich vor mehreren Monaten in Görlitz so viel entschiedener geredet hatte, giebt er zu. Das Alles zeigt den Punkt, an dem das von der Tradition übernommene Glaubensbekenntniß des Kaisers von modernen Anschauungen umspült und nur durch Kompromisse vor dieser Fluth gesichert erscheint.

Freilich: wer mit den geistigen Strömungen im kirchlichen Leben der Gegenwart auch nur einigermaßen bekannt ist, wer gar, wie ich, Jahre lang mitten drin gestanden hat, weiß daß auch diese Konzessionen des Kaisers an modernere Gedanken und Bedürfnisse nichts dem Kaiser allein Eigenthümliches, etwa von ihm Gefundenes, ihm allein Originelles sind. Sie alle sind Bestandtheile eines Ideenkomplexes, der dem Schoß einer Art neuer kirchlichen Mittelpartei entstammt. Diese ist auf kirchlichem Boden etwa das Selbe,

Digitized by Google

was auf politischem die freikonservative Partei ist. Ich meine nicht etwa, beide Parteien würden von den selben Männern geführt; solche Identitäten des kirchlichen und politischen Lebens sind seit den Tagen der alten aufrechten Liberalen in Deutschland nicht mehr vorhanden. Aber die geistige Grundrichtung ist bei dieser kirchlichen mittelparteiartigen Gruppe ähnlich wie bei der politisch freikonservativen: das „Bekenntniß der Kirche" gilt ihr als unantastbar; die Autorität und Einheitlichkeit dieser Kirche ist oberstes Ziel und intensiv zu pflegen. In parteipolitische Händel haben sich ihre Organe nicht einzumischen; „Christlich-Sozial ist Unsinn". Der Geistliche hat, nach der Weisungen des Kirchenregimentes, allein der Seelsorge und Predigt in seiner Gemeinde obzuliegen und deren Wirkung durch Pflege der Arbeiten der inneren und äußeren Mission und des Gustav Adolf-Vereins zu verstärken. Jeder Geistliche, der in seinen Predigten, seiner seelsorgerlichen Wirksamkeit sich agressiv gegen das Bekenntniß verhält, auf das er bei seinem Eintritt juristisch verpflichtet wird, muß beseitigt werden; im Uebrigen ist für die Predigtthätigkeit ein größerer Spielraum erwünscht. Als Predigtideal gilt etwa die Art von Dryanders Predigt: festes Halten an dem kirchlichen Text, der aber nach Form und praktischer Zuspitzung in Anpassung an die Bedürfnisse und Ideengänge der Menschen von heute ausgelegt wird. Unbedingte Friedlichkeit im Verhältniß der verschiedenen kirchlichen Strömungen zu einander, Geringwerthung alles kirchlichen Parteiwesens, Toleranz gegen theologisch Andersgläubige. Freiheit der Wissenschaft, auch der theologischen; aber Beschränkung ihrer jeweiligen Ergebnisse auf den Kreis der Fachgelehrten, so lange diese Ergebnisse noch Hypothesen sind. Wann sie als ganz gesichert gelten sollen, wird nicht festgestellt. Erziehung der jungen Theologen, nach ihrer Universitätzeit, in Predigerseminar und Vikariat, damit, wie es gewöhnlich formulirt wird, zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung die kirchliche trete, in Wahrheit, damit die Wirkungen freierer wissenschaftlicher Anschauungen durch korrekt kirchliche möglichst kompensirt werden. Schließlich Anerkennung wenigstens einer gewissen Reformbedürftigkeit des religiösen Unterrichtes.

Wie man sieht: eine Partei des überlieferten kirchlichen Bekenntnisses mit allerlei nicht tiefgehenden Konzessionen an den Geist der übermächtig andrängenden modernen Ideen. Ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln, sie zu bannen, mit einer Taktik, die der Wissenschaft und ihren Wirkungen gegenüber völlig ohnmächtig ist. Denn selbstverständlich läßt diese, auch die theologische im engsten Sinn, sich nicht auf den geheimen Kreis der Fachgenossen beschränken. Und da sie in ihr natürliches Bett des kirchlich-religiösen Lebens nicht einströmen kann, sucht und findet sie andere Ausgänge und Wege, auf denen sie dann von außen die Insel der Kirche umfluthet und — eine erfreuliche Mission! — ein Stück nach dem anderen von ihr weg-

Digitized by Google

schwemmt. Aber diese Partei ist heute bei uns eine geschichtliche Nothwendigkeit, seit das Durchschnittsbürgerthum sich aus der Umarmung des Materialismus zu lösen begonnen und sich in die neue religiöse Welle geworfen hat. Denn da es längst nicht mehr die Kraft hatte, sich als ein Stück Masse zu einer geläuterten Form von Religion zu erheben, so hat es wieder den Weg in die Kirche gefunden. Gedankenlos erkennt es an, was es einst heiß mit bekämpfen half; und nur eine gewisse Schonung der alten Erinnerungen verlangt es von den „edlen Herren der Kirche". Die eben charakterisirte Partei stellt das Gehege dar, in dessen Bereich ihr diese Schonung zu Theil wird. Darin liegt ihre Lebenskraft, Nothwendigkeit und Bedeutung. Sie wird von den echten kirchlichen Orthodoxen ganz eben so beargwöhnt wie die politische Gefolgschaft des Grafen Bülow von den unverfälschten Konservativen und Agrariern. Aber sie wird doch beargwöhnt und beobachtet als eine Macht, die man schließlich noch einmal wieder, und zwar allein, zu beerben hofft. Der bekannte Typus dieser ganzen leisen Kompromißpartei ist der jetzige Oberhofprediger Dryander, dessen Geist und Gesinnung auch im brandenburgischen Konsistorium und im preußischen Oberkirchenrath wohl maßgebend ist und von hier aus mehr oder weniger auch in die übrigen preußischen Konsistorien eindringen konnte.

Mit der Nennung dieses Namens aber ist sofort auch die kirchenpolitische Situation klar beleuchtet, die durch den Brief des Kaisers an Hollmann — zwar nicht erst geschaffen, aber — neu befestigt worden ist: der ganze Brief bedeutet eine Verstärkung des Einflusses dieser Mittelpartei bei Hofe. Der Vorstoß der „modernen Theologie", vertreten durch Professor Harnack und neuerdings durch Professor Delitzsch, ausgeführt mit der deutlichen Absicht, den Kaiser und seinen Einfluß für sie zu gewinnen, ist nach diesem Brief gänzlich mißlungen; die durchaus kirchliche und bekenntnißtreue Mittelpartei hat ihre Position behauptet. Nicht Delitzsch, sondern Dryander war der Sieger. Die stramm Orthodoxen aber stehen dem ganzen Vorgang schon mit siegesfreudigeren Gefühlen gegenüber: sie sind voll Jubel, daß Delitzsch „abgefallen" ist, und voll Hoffnung, daß sie dereinst die Besitznachfolger Dryanders und Genossen sein werden. Der in der Kreuzzeitung gedruckte Brief eines Generallieutenants von Hertzberg, sozusagen eines zweiten, in den Orthodoxismus verkehrten und zur Excellenz erhöhten Egidy, brachte dafür den schlagenden Beweis.

Ein wirklich moderner Mensch kann nach Alledem nicht zweifeln, daß er weder das Glaubensbekenntniß des Kaisers zu theilen noch den Bahnen dieser mittelparteilichen Kirchengruppe zu folgen vermag. Was ihn daran hindert, sind die Konsequenzen, die sich ihm aus dem Punkt ergeben, an dem der Kaiser den Gegensatz von Wissenschaft und christlichem Glaubensbekenntniß

Digitized by Google

konstatirte und jener zu Gunsten dieser feste Schranken zu ziehen suchte. Denn das innerste Wesen eines modernen Menschen besteht meines Erachtens gerade darin, daß er für unmöglich hält, solche Schranken aufzurichten, daß er vielmehr mit seinen zwei Beinen, körperlichen wie geistigen, fest auf dem Boden der Gegenwart und Wirklichkeit steht, daß er dieser und nicht der durch hohes Alter wohl ehrwürdig, aber deshalb nicht richtiger und unvergänglicher gewordenen Vergangenheit die Priorität und Autorität zuweist, daß er, genau wie die einstigen Schöpfer der früheren Weltanschauungen und Glaubensformulirungen, von dem Anschauung- und Erfahrungskomplex seiner Zeit sein Weltbild sich zu schaffen den Muth hat und daß er dies Weltbild zu gestalten sich bemüht mit den Mitteln und Ergebnissen der heutigen Sozial- und Naturwissenschaft, Kunst und Philosophie. In dem Augenblick aber, wo er konsequent so verfährt, sinkt ihm auch das gesammte überlieferte Glaubensbekenntniß, sei es in der starren Form der Orthodoxie, sei es in der gemilderten mittelparteilichen, sei es schließlich in der umgedeuteten der liberalen Theologie, wie ein Kartenhaus haltlos in sich zusammen und keine Kunst der Dialektik, kein Appell an sein Pietätgefühl, keine Bitte um Rücksichtnahme auf die Herzen der „Schwachen" und der „Altgläubigen" vermag es ihm wieder aufzurichten, geschweige denn gar wieder wohnlich und benutzbar zu machen. Der Komplex von Ideen, Erfahrungen und Empfindungen, der, ein Produkt mühsamster Forschungen, Opfer und Erlebnisse der letzten paar Jahrhunderte, den Lebenshalt des heutigen Menschen ausmacht, um Dessen willen es ihm überhaupt allein zu leben lohnt, wirkt wie Scheidewasser auf alle überlieferte Form von Religion und speziell von Christenthum: er zersetzt den Glauben an Gott als den ehrwürdigen, mit allen verklärten Tugenden ausgestatteten Vater der Menschen, an die Göttlichkeit Christi, an die Person des Heiligen Geistes, an Himmel und Hölle, an Sünde und Erlösung, an Strafe und Gnade, an Wunder, Engel und Teufel, an Schöpfung und Ende der Welt, Auferstehung des Fleisches und ein paradiesisches Leben. Von Alledem bleibt für einen modernen Menschen — häufig erst nach schwersten inneren Wehen und Kämpfen — nichts übrig, nicht einmal ein Häuflein Asche. Und auch all die tausendfachen, immer verschiedenen Kompromisse, die einzelne unserer Zeitgenossen zwischen der alten Position und der neuen konsequenten Negation des alten Christenthumes suchen und finden, sind nur eben so viele Beweise für die Richtigkeit der eben entwickelten Thatsache. Denn sie sind nur der unklare Ausdruck unsicheren Schwankens zwischen jener Position und dieser Negation. Und sie reichen höchstens so lange, wie das Leben Dessen währt, der sich an diese Kompromisse klammert. Schöpferische und dauernde Kraft haben sie nicht. Unwiderlegbar ist die Wahrheit: die moderne Weltanschauung zerstört alle überlieferte Form von Religion.

Digitized by Google

Aber — und Das gehört sofort als eben so bedeutsame Wahrheit daneben — die moderne Weltanschauung zerstört nicht auch das Bedürfniß nach Religion, weckt es vielmehr mit verdoppelter Gewalt, ja, erweist sogar das Recht der Religion als einer nothwendigen und gleichwerthigen Ergänzung aller modernen Wissenschaft von Neuem und mit nicht minder durchschlagender Kraft als alle früheren Weltanschauungen. Es ist wohl der höchste Ruhmestitel der heute immer klarer werdenden modernen Weltanschauung, daß sie, im Gegensatz zu allen früheren, deutlich die Grenzen ihres Herrschaftbereiches erkennt und zugesteht, daß sie freiwillig auf den Anspruch, erschöpfend zu sein, verzichtet. Sie hat sich, abermals im Gegensatz zu allen früheren Weltanschauungen, beschränken gelernt. Sie weiß, daß es ihr bis heute nicht gelungen ist und nach allem menschlichen Ermessen niemals gelingen wird, mehr als einen Ausschnitt des Weltganzen zu beleuchten und in der Vorstellung des menschlichen Geistes zu reproduziren, und daß stets rings um das beleuchtete Bild Dunkelheiten bleiben, bleiben werden, auch wenn die aufgeklärte Fläche des Weltbildes noch so sehr ins Ungemessene wächst. Und sie weist weiter und spricht es auch offen genug aus, daß sie das von ihr erleuchtete Weltbild, weil es rein exakt auf dem Wege des Intellektes und Experimentes am Sinnlichen der Welt gewonnen wurde, nur nach einer ganz bestimmten Seite verstehen und verständlich machen kann, als einen Riesenkomplex von Bewegungvorgängen allerverschiedenster Art, zusammengehalten durch das Gesetz der Kausalität. So schildert sie die dem wissenschaftlichen Forschen zugängliche Welt, wie sie ist und nach welchen offenbaren Gesetzen sie zusammenhängt und sich auswirkt. Aber sie vermag weder zu sagen, was nebenan im Dunkeln, noch weniger, was hinter allem Sichtbaren und allen Bewegungvorgängen liegt; am Allerwenigsten aber vermag sie Antwort zu geben auf die Fragen: aus welchem Grund und zu welchem Zweck die Welt so ist, wie wir sie mit ihrer Hilfe sehen und allein heute sehen müssen, was das Ziel ihrer Entwickelung, woher sie geworden ist; was des Menschen Zweck und Ziel, sein Verhältniß zu der ihn umgebenden und ihn bedingenden Welt ist; was Wurzel und Sinn alles Lebens ist. Auf all diese Fragen hat die heutige Wissenschaft und die aus ihr quellende Weltanschauung nur eisiges Schweigen und resignirtes Achselzucken. Und doch vermag sie diese aufstürmenden Fragen auch nicht zu beschwichtigen, oder gar aus der Welt zu schaffen. Immer von Neuem, bald leiser, bald lauter, werfen sie sich auf und die moderne Wissenschaft muß sie eben so als eine Erscheinung des Lebens konstatiren, als eine Realität anerkennen wie Essen und Trinken, Lieben und Hassen, Leben und Tod. Machtlos und fremd, ja, einfach verständnißlos steht sie ihnen als Stücken einer ganz anderen, aber nicht minder wirklichen Art menschlichen Innenlebens gegenüber.

Digitized by Google

Und eben hier setzt das ewige Recht und die unverbräuchliche Nothwendigkeit der Religion ein. Nicht für Alle natürlich, wie es einst eine harte Vergangenheit forderte, sondern eben für Die nur, die bei Strafe innerer Fried- und Glücklosigkeit Antwort fordern auf jene sie quälenden und nicht zu bannenden Fragen. Die Religion, und sie allein, giebt Antwort darauf. Und diese Antwort ist immer die selbe, immer nur das eine Wörtchen: Gott. Gott ist Urgrund und Ursache alles Lebendigen, Ziel aller Entwickelung; in ihm „leben, weben und sind wir"; undefinirbare und doch den Gläubigen gewisse Strömungen verbinden sie mit ihm. Keiner kennt ihn, Niemand weiß von ihm Etwas auszusagen; jedes Experiment, das ihn fassen will, versagt; jedes logische Konstruiren zerschellt ihm gegenüber. Und doch ist es den Gläubigen felsensicher, daß er ist. Aus dem ganzen Zuschnitt der Welt, aus Dem, was wir wissen, und aus Dem, was wir nicht wissen, aus dem Entwickelungsgesetz wie aus den Widersprüchen des menschlichen Innenlebens, aus dem Schmutz wie aus der Schönheit um sie her, aus der Noth und Ungerechtigkeit, wie aus den Glücksgefühlen und höchsten sittlichen Leistungen, aus allen Zweifeln, aus allem Todesröcheln, allen Todesqualen, — aus Alledem und nicht zuletzt aus dem Zwang der eigenen Seele, die ihn fordern muß, quillt den Gläubigen diese felsenfeste Gewißheit. Es giebt, um diesen inneren und wahrlich komplizirten und gewaltigen Vorgang plausibel zu machen, vielleicht nur ein einziges, einigermaßen zutreffendes Gegenbild: in der Gewißheit, die ein Mensch vor der inneren, geistigen Persönlichkeit eines von ihm geliebten Mitmenschen hat. So, wie er ihn sieht, sieht ihn Niemand; er kann nicht einmal ordentlich schildern, wie er ihn sieht; geschweige denn schlagende und erschöpfende Beweise dafür vorbringen; denn gerade Das, was ihm Beweis ist, das Leuchten der Augen, der Klang der Stimme, die Bewegung des Armes, die Haltung, der Gang der Gedanken: das Alles ist für Andere kein oder nur nebensächlicher Beweis, für ihn aber unbedingte Nöthigung. So ist Gott fü den religiös Bedürftigen eine unbedingte Nöthigung aus allem Lebenden und Toten, allem Vergangenen und Gegenwärtigen, aus allem Guten und Schlechten, allem Geistigen und Sinnlichen um ihn her. Und es genügt ihm durchaus, sicher zu sein, daß Gott ist und irgend welche Beziehungen zu ihm möglich sind. Denn diese Sicherheit ist sein Friede, giebt ihm sein Lebensgleichgewicht, läßt ihn freudig durchs Leben gehen und hindert ihn nicht im Geringsten, ein nach allen Seiten der Gegenwart offener, in ihren Konsequenzen handelnder Mensch zu sein. So führt die moderne Wissenschaft und Weltbetrachtung über sich selbst hinaus: zur Religion. Indem sie sich in hoher Selbsterkenntniß auf das ihr Mögliche beschränkt, weckt sie in Ungezählten gerade ihrer Anhänger das Bedürfniß nach Religion und giebt ihnen in königlicher Freiheit auch das Recht dazu.

Digitized by Google

Und noch ein Weiteres. Sie weckt nicht nur das Bedürfniß nach Religion, sie rechtfertigt nicht nur das Recht auf Religion: sie weist auch den Religiösen auf ihrem eigenen Gebiete die hohe Warte an, von der aus sie die Möglichkeit eines lebendigen Gottes sich und Anderen verständlich machen können. So sehr Religion ein absolut anderes menschliches Lebensbereich ist als Wissenschaft und wissenschaftliche Weltbetrachtung (in dieser Beziehung decken sich also auch moderne Ansichten mit denen des Kaisers), so sehr hat doch jeder Religiöse das Bedürfniß und die Pflicht, den inneren Zwang zu seinem Gottglauben vor aller Welt dadurch zu rechtfertigen, daß er ihn als wohl vereinbar mit dem Weltbilde erweist, dem seine Zeitgenossen aus der Nothwendigkeit ihrer ganzen geistigen Entwickelung jeweilig anhängen. So ist bekanntlich das ganze überlieferte christliche Glaubensbekenntniß nicht Anderes als eine Zusammenschweißung des babylonisch-alexandrinischen Weltbildes mit dem Gottglauben der Juden, Jesu und seiner Jünger. Und so ist auch eine Kombinirung des heutigen Weltbildes mit dem Glauben an Gott möglich, so lückenlos und konsequent, daß der Gläubige darin nun wieder eine neue Nöthigung zum Gottglauben erkennt.

Bekanntlich besteht der Kern unserer modernen Weltbetrachtung in dem sogenannten psychophysischen Parallelismus. Nach ihm ist Alles, was ist, gewoben aus Stofflichem und Seelischem, Materie und Geist, Sinnlichem und Unsinnlichem. Nie ist Materie ohne Geist, Geist ohne Materie gefunden. Jedes ist durch das Andere bedingt, Beide sind wie zwei Seiten der selben Sache und doch ist Jedes seinem Wesen nach durch eine unüberbrückbare Kluft von dem Anderen getrennt. Das gilt, nur in immer verschiedenem, immer komplizirterem Verhältniß, von jedem Stein, jeder Pflanze, jedem Thier, jedem Menschen, schließlich vom gesammten Universum. Also, folgert der Gläubige von heute, ist dieses Universum der Gott, an den ich glaube. Er ist das All der Materialisten und doch nicht nur Materie: denn in dieser Allmaterie lebt die unendliche, die Allpsyche. Er ist der Geistgott der alten Christen und dennoch nicht blos Geist an einem Ort, „da Niemand zukommen kann“, sondern fluthend, zuckend, leuchtend, denkend, treibend in allem Sichtbaren und Lebendigen, das uns umgiebt. Er ist der Gott der Pantheisten, in jedem Menschenherz und Menschenhaar, in jedem Stein und jedem Stock, und dennoch kein zerfließendes Etwas, sondern seiner selbst bewußt wie sein winziges Werk, der Mensch, in der Einheit seiner Allmaterie und Allpsyche eine ins Ungeheure gereckte, ins Abgründige vertiefte Allpersönlichkeit, gegen die die menschliche nur ein Miniaturschattenbild ist. So wächst für den heutigen Menschen gerade aus den Nöthigungen der modernen Wissenschaft und Weltbetrachtung ein Gottglaube heraus, verschieden von allen früheren und doch alles Bleibende dieser früheren in sich bergend, beglückend und über-

Digitized by Google

wältigend Alle, die voll neuer religiöser Sehnsucht herumgehen. Wohin ich fasse, rühre ich nun wieder an Gott. In aller Natur, in jedem Kunstwerk, in Menschheitgeschichte wie im Leben jedes Einzelnen, in mir selbst, in jedem Geschehen spüre ich ihn. Und doch greife ich in Allem wieder nur den Saum seines Gewandes, streift mich nur ein leiser Hauch seines Wesens. Er selbst, wie er ist, in der Vereinigung der Allmaterie und Allpsyche, bleibt immerdar verborgen, aber aus all jenen Berührungen dennoch mir immerdar gewiß.

So schiebt sich in unseren Tagen ein neuer Gottglaube gegen den alten, zu dem sich auch der Kaiser noch bekennt, heran. Wem ist es noch zweifelhaft, welchem von ihnen die Zukunft gehören wird?

Zehlendorf. Paul Goehre.



Selbstanzeigen.

Hamburg und der Alkohol. Lukas Gräfe, Hamburg 1903. Preis 2 Mark. Der Antheil des Verfassers am Reinertrage der Schrift dient der Unterstützung einer verarmten Familie, die dem Guttemplerorden angehört.

Oede Parteikämpfe haben in den letzten Monaten das innere Leben Deutschlands vergiftet. Zagend mag Mancher schon fragen, ob denn der Sinn für große Ziele, der uns einst den Reichsgedanken schuf, unserem Volk verloren gegangen sei. Wer also zweifelt, Der richte seinen Blick auf die Bewegung gegen den Alkohol. Da sieht er, wie aus der Seele unseres Volkes heraus eine mächtige Fluthwelle sich erhebt, die, stetig wachsend, von einer Mauer, die die Vorurtheile von Jahrtausenden gethürmt haben, Stein um Stein hinwegspült. Da erblickt er eine Schaar von Kämpfern, die, anfangs klein und verspottet, nun zum mächtigen Heer anschwillt und fest entschlossen ist, den grimmsten Feind, der die Weltherrschaft der germanischen Völker bedroht, künftig bis aufs Messer zu bekämpfen. Mit meiner Schrift „Hamburg und der Alkohol" bin ich in die Reihe dieser Kämpfer getreten. Ich hoffe, daß die Schrift auch außerhalb meiner Vaterstadt Leser finden wird. Erstens schon, weil Alles, was die festgefügte, eigenartige Kultur der Hansestädte angeht, für ganz Deutschland von Bedeutung ist. Dann aber auch, weil viele meiner Ausführungen nicht nur hamburgische Verhältnisse treffen. Herr Maximilian Harden hat die Freundlichkeit gehabt, mir zu gestatten, dieser Selbstanzeige den zwölften Abschnitt meiner Schrift anzufügen. Er trägt den Titel „Alkoholfrage und Schule. Die akademischen Trinksitten". Hier sein Inhalt:

Als Kämpferin gegen den Alkoholismus kommt auch die Oberschulbehörde in Betracht. Auf die Dauer wird die Schule es nirgends unterlassen können, die Aufklärung über die Gefahren des Alkohols in den Kreis der Lehrgegenstände aufzunehmen. Es ist daher dringend zu wünschen, daß in Hamburg die Oberschulbehörde entsprechende Anordnungen für unsere Schulen recht bald er-

Digitized by Google

lasse. In sämmtlichen Lehranstalten wird zunächst ein rein naturwissenschaftlich gehaltener Unterricht über die Alkoholschäden zu ertheilen sein. Dann aber wird es sich darum handeln, Willen und Wesen der heranwachsenden Jugend so zu beeinflussen, daß die gewonnene naturwissenschaftliche Erkenntniß Frucht trage. Der Weg hierzu wird, wie mir scheint, in den höheren und in den niederen Schulen nicht ganz der gleiche sein. In den niederen Schulen wird vor Allem immer und immer wieder betont werden müssen, daß dem Emporkommen der wirthschaftlich Schwachen kein grimmerer Feind entgegensteht als der Alkohol, daß alle Behauptungen, alkoholische Getränke, insbesondere der Branntwein, seien für bestimmte körperliche Arbeiten nöthig oder fördernd, Lügen sind. Was aber die höheren Schulen angeht, so wird ihnen eine Aufgabe von höchster nationaler Bedeutung zufallen: der Kampf gegen die akademischen Trinksitten.

Wir wollen doch einmal der Wahrheit die Ehre geben und ehrlich aussprechen: Wir akademisch gebildeten Männer tragen an dem Alkoholelend in Deutschland die schwerste Schuld. Der Ethiker Paulsen sagt sehr mit Recht, daß sich Alles, was in den höheren Kreisen der Gesellschaft als entschieden gemein betrachtet wird, auch in den unteren Klassen auf die Dauer nicht halten kann. Somit könnten wenigstens die schwersten Formen der Alkoholverderbniß in Deutschland längst getilgt sein, wenn die höheren sozialen Schichten die Erkenntniß und den Muth besäßen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und in ihrer eigenen Mitte Zustände, die ihrer nicht würdig sind, auszurotten. Daß die höheren Gesellschaftkreise im Allgemeinen bisher hierzu nicht gelangt sind, dafür trifft wiederum die Verantwortung eine besondere Gruppe unter ihnen: eben die akademisch Gebildeten. Denn die auf dem Trinkzwang beruhenden Trinksitten des Universitätlebens, denen die Männer dieses Standes während ihrer Studentenzeit fast ausnahmelos gehuldigt und die sie vielfach in ihr späteres Leben mit hinüberg nommen haben, erzeugen durch das berechtigte soziale Ansehen ihrer Träger eine verderbliche Suggestion auf andere Kreise und verhindern Viele, das Wesen der Alkoholgefahr richtig zu würdigen. Ich weiß wohl, daß bei uns in Hamburg, wo für die Sitte des Lebens aller höheren Stände die vorgeschrittenen Anschauungen des hanseatischen Kaufmannsstandes glücklicher Weise von je her maßgebend waren und hoffentlich maßgebend bleiben werden, der Einfluß der akademischen Trinksitten noch lange nicht in seiner verderblichsten Form fühlbar und sichtbar wird. Im größten Theil des Binnenlandes steht es, der Natur der dortigen Verhältnisse entsprechend, viel schlimmer. Aber die Thatsache bleibt doch immer, daß auch nicht ganz wenige Hamburger durch den Trinkzwang des Universitätlebens den Keim zu dauerndem Siechthum erworben haben, zu einem Siechthum, das meist in den vierziger Jahren oder zu Anfang der fünfziger offenbar wird, häufig aber auch schon viel früher. Wer sich in den Kreisen seiner Bekannten umsieht, wird, wenn er nicht absichtlich die Augen schließt, die Wahrheit dieser Feststellung leicht an Beispielen nachprüfen können. Gar manchen tüchtigen Mann haben auch in Hamburg die Nachwehen des studentischen Kneipens in Verbindung mit den dadurch erzeugten bleibenden verkehrten Gewohnheiten dem Leben und dem Wirken vor der Zeit entrissen.

Durch die akademischen Trinksitten schädigen die höheren Stände das Gesammtleben der Nation in einer Weise, wie es kein anderes germanisches

Digitized by Google

Volk heute auch nur annähernd noch zu erleiden hat. Es ist beinahe wunderbar, daß diese Sitten immer noch bestehen; denn kein ernsthafter Mann wird heute noch den Versuch machen, sie ernsthaft zu vertheidigen.

Daß sich solche Zustände thatsächlich noch immer forterhalten, ist nur mit zwei Gründen zu erklären: erstens mit dem Gesetz der Trägheit, das sich hier darin äußert, daß jeder „Fuchs" immer wieder „Burschen" findet, die ihn in diese Mysterien einführen. Dann damit, daß ein junger Mensch zwischen achtzehn und zwanzig Jahren sehr selten Kraft, Selbständigkeit und Selbstgefühl genug findet, um, entgegen einem moralischen Zwang allerschärfster Art, seiner besseren Erkenntniß folgend, einfach zu erklären: Das will ich nicht; ein freier Mann läßt sich nicht zwingen, mehr zu trinken, als ihn selbst gut dünkt. Es kommt aber noch hinzu, daß in den meisten Fällen für den Fuchs schon vor seinem Eintritt in das Leben der Hochschule das wahre Wesen der akademischen Trinksitten durch einen Schleier falscher Poesie verdeckt worden ist. Den Schleier haben Unkenntniß, Rührsäligkeit und Furcht, die Wahrheit zu sagen, um eine Wirklichkeit gewoben, die schon in einigen ihrer rein äußeren Formen außergewöhnlich häßlich ist; wenigstens weist die Geschichte aller Kulturvölker wohl nur eine mit gleich abstoßenden Begleitumständen auf: die bekannten Gastmähler der römischen Kaiserzeit. (Ein Eingehen auf das tertium comparationis darf ich meinen Lesern ersparen.)

Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß einmal eine Wendung zum Besseren aus der Mitte der Studenten selbst hervorgehen wird. Nur werden jedem Werk zum Wohl der Gesammtheit des akademischen Lebens in keinem anderen Lande so erhebliche Hemmnisse erwachsen wie in Deutschland, dessen Studentenschaft in so viele Gruppen zerfällt, die sich unter einander befehden. Immerhin besteht in dieser weithin zerklüfteten Vielheit eine Gruppe, der wohl die Kraft innewohnte, diese Arbeit zu thun: die im „Kösener S. C." vereinigten „Corps". Ich will die Bedeutung keines anderen studentischen Bundes verkleinern. So soll es den deutschen Burschenschaften ewig unvergessen bleiben, daß sie schon damals für Deutschlands Einheit eintraten, als es noch Gefahr brachte. So wird den hohen Idealismus der Vereine Deutscher Studenten auch Der nicht verkennen, der ihre politische Richtung nicht theilt oder der die akademische Jugend der Politik des Tages überhaupt lieber fern sähe. Aber Das wird jeder Kenner unserer Universitäten gern oder ungern zugeben müssen: das Ansehen der Corps des Kösener S. C. ist heute so bedeutend, daß in einer Lebensfrage, wo sie entschlossen vorangehen, die übrige Studentenschaft schlechterdings folgen muß. Diese hervorragende Stellung der Corps weist ihnen in der Reform der akademischen Trinksitten eine hohe Aufgabe, damit aber auch eine schwere Verantwortung zu. Zwar wird kein ehrlich Denkender behaupten können, die Trinksitten spielten im Corps eine größere Rolle als in der übrigen Studentenschaft. Jedenfalls aber stehen die Corps durchaus auf dem Boden des Trinkzwanges. Hieraus ergeben sich Fragen sehr ernster Art. Die deutschen Corpsstudenten, vor Allen die vielen alten Herren des Kösener S. C., die sich zum großen Theil eines hohen Ansehens und eines weiten Einflusses erfreuen, werden nicht unterlassen wollen, diese Fragen zu beantworten. Es steht fest, daß die deutschen akademischen Trinksitten eine Quelle des Verderbens für die Studenten selbst

Digitized by Google

und durch die Macht des Beispiels auch für alle anderen Klassen sind. Die Corps nehmen eine solche Vorzugsstellung ein, daß es in der Studentenschaft ihnen allein möglich ist, durch ihre Macht und ihr Ansehen jene Gebräuche auszutilgen. Das Volk darf von ihnen, einer Gemeinschaft sozial so stark begünstigter Art, solche außergewöhnlichen Leistungen erwarten. Wenn sie das Fortbestehen der Trinksitten trotzdem dulden: ist Das nicht eine Unterlassung, die vor der Geschichte schwer zu vertreten sein wird? Entschließen sie sich aber zur rettenden That, so schaffen sie sich einen dauernden Ehrenplatz in der deutschen Kultur und bethätigen die Gesinnung, zu der sich der Deutsche Kaiser bekannt hat. So lange aber dieses Gesundungwerk von innen heraus noch nicht vollbracht ist, ist es Pflicht Derer, die wollen, daß unsere am Höchsten gebildeten Stände nicht ein Hemmschuh, sondern ein Sporn der Aufwärtsentwickelung unseres Volkes seien, nach Mitteln zu suchen, die akademischen Trinksitten von außen her zu bekämpfen.

Das beste Mittel ist die geeignete Belehrung in der Schule. Freilich wird die Aufgabe schwierig sein, da mit der natürlichen Opposition des heranwachsenden jungen Mannes gerechnet werden muß; Pedanterie und falsche Methoden könnten hier leicht Alles verderben. Ich würde — in Anwendung einer nicht immer befolgten Grundregel der Pädagogik — nicht mit einem „Du sollst" oder „Du sollst nicht" arbeiten, sondern versuchen, Erkenntniß und Willen des Schülers so zu lenken, daß er das Rechte erkennt und beschließt, dazu zu stehen. Ich würde alle Dinge beim rechten Namen nennen und mich nicht scheuen, mir manchen unter meinen Schülern, Kollegen, Vorgesetzten und Mitbürgern durch Zertrümmerung seiner Götzenbilder zum Feinde zu machen. Ich würde zu bedenken geben, ob es ein sehr erhebendes Gefühl ist, den messerscharfen Angriffen eines Blattes von der Art des „Simplicissimus" ausgesetzt zu sein, mit dem Bewußtsein, daß der verhaßte Gegner im Punkte der Trinksitten im Grunde Recht hat, ja, daß seine Karikaturen des alkoholisirten Typus unter den deutschen Studenten nicht sehr viel mehr geben als ein Bild der traurigen Wirklichkeit. Auch darüber würde ich zum Nachdenken anregen, ob es nicht recht bezeichnend ist, daß ein so ausgesprochen alkoholfreundliches Blatt wie der „Kladderadatsch" den deutschen Studenten eigentlich niemals anders zeichnet als in der Figur des stud. cerev. A. Biermörder. Ich würde meine Schüler bitten, sich einmal darüber zu belehren, in welchem Lichte dem Auslande unsere akademische Trinksitte erscheint. Nicht etwa den Russen, Spaniern, Italienern und Franzosen — deren Meinung könnte uns schließlich gleichgiltig sein —, sondern den Germanen des Nordens und des Westens, den Skandinaven, Engländern und Nordamerikanern. Mit Recht gestehen wir diesen Brüdern keinen Vorrang an Geist, Sitte oder Macht zu. Unsere akademischen Trinksitten aber, ein nicht unwichtiger Zug im Leben der Träger unserer Bildung, wecken in ihnen Empfindungen, die nur zum allergeringsten Theil fröhliche Neugier, zum größten aber hochmüthiges Bedauern sind. Ist Das des Deutschen Volkes ganz würdig?

Noch in anderer Richtung würde ich an die Vaterlandliebe meiner Schüler appelliren. Ich würde ihnen zu bedenken geben, daß sie als Männer der höchsten Stände berufen sind, auch in der Erfüllung der Wehrpflicht einen anderen als den gewöhnlichen Platz einzunehmen, daß aber die schweren gesundheitlichen Folgen der akademischen Trinksitten (insbesondere Bierherz, Fettsucht und Magen-

Digitized by Google

erweiterung) nicht ganz selten so unmittelbar auftreten, daß die Wehrfähigkeit bedenklich geschwächt, wo nicht gar vernichtet wird. Ich würde endlich in der Jugend die ausgeprägteste Hochachtung vor der eigenen geistigen und leiblichen Persönlichkeit großzuziehen suchen. Ich würde ihr ihre Pflichten gegen sich selbst und gegen die Zukunft des Menschengeschlechtes mit ehernem Griffel in das Gewissen graben. So könnten wir den Schüler schon vor seinem Abgange zur Universität mit einer Festigkeit und mit einem Stolz erfüllen, der ihm eine Unterwerfung unter die akademische Trinksitte zu einer moralischen Unmöglichkeit machen würde. Der junge Hanseat würde, dank seinem berechtigten Selbstgefühl, verhältnißmäßig leicht auf diese Höhe zu bringen sein. Von sehr maßgebender Seite habe ich zu meiner Freude gehört, daß ein großer Theil unserer hamburgischen Lehrerschaft in niederen und in höheren Schulen bereit ist, an diesem Werk des nationalen Fortschrittes mitzuwirken, daß also Kräfte für einen solchen Unterricht, der sich an die zum Theil schon eingeführte Gesundheitlehre anzuschließen hätte, mehr als ausreichend vorhanden sind. Möge nun die Oberschulbehörde nicht zögern, diesen Kräften freies Feld zu ihrer Bethätigung zu geben!

Hamburg. Landrichter Dr. Hermann M. Popert.

❦

Geschlechtskrankheiten und Rechtsschutz-Betrachtungen vom ärztlichen, juristischen und ethischen Standpunkt. Von Professor Dr. med. Max Flesch, Frauenarzt, und Dr. jur. Ludwig Wertheimer, Rechtsanwalt in Frankfurt a./M. Jena, Gustav Fischer.

Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat als ersten Gegenstand der Verhandlung die strafrechtliche und civilrechtliche Bedeutung der Geschlechtskrankheiten auf ihre Tagesordnung gesetzt. In der vorliegenden, schon vor der Aufstellung der Tagesordnung begonnenen Abhandlung haben ein Arzt und ein Jurist sich zur Behandlung des Rechtsschutzes gegenüber der venerischen Infektion vereint, angeregt der Eine durch den Einblick in die schwerste Zerrüttung des Familienlebens nach eingetretener Ansteckung der Frau durch ihren vor der Ehe infizirten Mann, der Andere durch die Beschäftigung mit den Folgen dieser Zerrüttung in daraus entstandenen Scheidungprozessen. Der ärztlichen und juristischen Erörterung folgt eine Darlegung der Konsequenzen, zu denen die einseitige hygienische und juridische Behandlung des Problemes führen mußte. Aus dieser Darlegung wird die Nothwendigkeit abgeleitet, vor Allem im Sinn weitester Aufklärung eine Umwandlung der heutigen Sitten anzustreben, und zwar so, daß dem heutigen Zustand ein Ende gemacht wird, der darauf beruht, daß die gesetzlich verlangte Beschränkung der geschlechtlichen Beziehungen auf die Ehe nur von einer kleinen Minderheit eingehalten wird. Nur eine Aenderung der sittlichen Auffassung kann die erstrebte Einschränkung der venerischen Krankheiten herbeiführen; wenn sie eine solche Aenderung der Sitte vorbereitet, kann die juristische Umgestaltung der in Strafrecht und Civilrecht in Betracht kommenden Gesetzbestimmungen eine ernste ethische Forderung erfüllen.

Frankfurt a./M. Professor Dr. Max Flesch.



Digitized by Google

Bankbilanzen.

Die Pflicht, die Bilanzen unserer großen Effektenbanken zu kritisiren, gehört zu den unangenehmsten, die der Beruf dem Beobachter der Volkswirthschaft aufbürdet. Wer selbst jemals im Bankbureau des Bilanzirens schwere Kunst geübt und gelernt hat, wie viele Wege um das Gesetz herum führen, Der weiß auch, „daß wir nichts wissen können", — nichts von Dem nämlich, was wirklich in den Büchern der Banken steht. Ich werde den Gedanken nicht los: am Tage nach der Veröffentlichung der Bilanz läßt der Herr Direktor sich mit ironischem Lächeln vom Archivar die Besprechungen der Presse vorlegen und vermerkt mit innerer Genugthuung, daß es immer noch Leute giebt, die sich bemühen, Etwas aus Zahlen herauszulesen, die doch gerade so zusammengestellt sind, damit man nichts aus ihnen herauslesen könne. Ich habe im vorigen Jahr hier Maßregeln vorgeschlagen, deren gesetzliche Durchführung das Dunkel der Bilanzen erhellen könnte; aber noch immer hat kein Geheimrath die Pflicht erkannt, Deutschlands Aktionären eine Aenderung des Aktiengesetzes zu bescheren. Die Hoffnung auf solche Bescherung wird eigentlich immer geringer. Wenn die nächste Reichstagswahl den Wünschen des Großkapitals und der Börse Erfüllung bringt und einigen Spezialvertretern von Börse und Industrie den Weg ins Parlament ebnet — des großen Mommsen kleiner Sohn ist ja noch vor Thoresschluß schnell auf Rickerts verwaisten westpreußischen Sitz befördert worden —, dann werden diese Herren sicherlich Alles aufbieten, um eine zeitgemäße Aenderung des Aktiengesetzes zu verhüten.

Bevor aber das deutsche Aktiengesetz nicht klarere Bestimmungen über die bilanzmäßige Vermögens- und Gewinnfeststellung erhält, steht der Leser der Bankbilanzen immer wieder vor Räthseln. Ich will hier heute nicht den Werth der einzelnen Bilanzziffern abschätzen. Das ist in den Tageszeitungen schon geschehen, deren Schreiber sich der Pflicht nicht entziehen dürfen, vergleichende Bilanzkunde zu treiben. Statt ihnen nachzuhinken, will ich lieber prüfen, ob die Bilanzziffern uns lehren, daß die Wirkungen der großen Krisis allmählich wieder verschwinden. Von solcher Prüfung ist eine Bank von vorn herein auszuscheiden: die Berliner Handelsgesellschaft. Sie ist die einzige unter all ihren berliner Genossinnen, die sich offen als Spekulationbank bekennt; sie wird auch ganz nach den Grundsätzen eines spekulativen Institutes verwaltet. Ihr Schwergewicht liegt in den Aktiv-Geschäften, in Gründungen und Emissionen. Das Effekten- und das Konsortialkonto nehmen in ihrer Bilanz den breitesten Raum ein. Diesen beiden Hauptkonten sind die übrigen unterthan. Das Kontokorrent-Geschäft weist unter Debitoren wie Kreditoren als Kontrahenten Aktiengesellschaften auf, die von der Berliner Handelsgesellschaft gegründet wurden oder doch patronisirt werden. Was als Privatkundschaft der Handelsgesellschaft anhängt, strebt auch meist nur nach Gewinn bringender Unterbetheiligung an den fetten Konsortien. Eine nothwendige Folge dieser Geschäftsverfassung ist auch, daß die Handelsgesellschaft sich hütet, sich eine Depositenlast aufzupacken. Mehr als einmal mag der Versucher an die Direktion herangetreten sein und ihr gerathen haben, wie die Nachbarbanken Depositenkassen und Filialen aufzuthun und das billige Geld des Privatpublikums aufzufangen. Solchen Lockungen

hat die Verwaltung bisher — auch die letzte Bilanz zeigt es — widerstanden; mit Recht: denn einer Bank, deren Aktiva zum größten Theil Spekulationwerthe sind, droht Gefahr, wenn ihr plötzlich — und gerade in kritischer Zeit — täglich kündbare Gelder in Massen weggeholt werden. Ein Blick auf diese ganze Geschäftspraxis lehrt, daß die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft als Gradmesser für das wirthschaftliche Wohlergehen nicht zu benutzen ist. In ihren Ziffern spiegelt sich allenfalls die Stimmung der Börse wider, sie lassen Belebung oder Stockung der Gründerthätigkeit erkennen; bis in die Niederungen des Wirthschaftlebens aber, bis zu den unzähligen Einzelexistenzen, die, ohne noch der Aktiengesellschaft verfallen zu sein, dort unten hausen: so tief hinab reicht die Fühlung der Handelsgesellschaft nicht.

Die anderen berliner Banken bieten dem kritischen Auge ein anderes Bild. Seit in den letzten Jahren auch die Diskontogesellschaft ihren Vorbildern gefolgt ist, gilt überall das selbe System. Depositenkassen und Filialen schaffen Millionen auf Millionen heran, die den Einlegern billig verzinst werden und durch Anlage in den verschiedensten Geschäften den Aktionären hohen Zwischenverdienst abwerfen. All diese Banken sind eng mit dem Geschäftsleben der Nation verknüpft. Alle irgendwie nennenswerthen kaufmännischen Geschäfte werden an ihren Kassenschaltern regulirt und ihre Bilanzziffern müssen deshalb über den Stand unseres Wirthschaftlebens lehrreiche Auskunft geben.

Nimmt man die Ausdehnung der Kontokorrent-Konten als Norm, so kommt man zu dem Schluß, daß 1902, das Jahr der Beruhigung, durchaus noch nicht neue Symptome regeren Geschäftslebens gezeigt hat. Typisch ist für fast alle Bankbilanzen die starke Vermehrung der Kreditoren. Dieses Anwachsen der fremden Guthaben beweist deutlich, daß vorsichtige Geschäftsleute ihr Geld in Bereitschaft hielten, daß aber der Unternehmungsgeist noch fehlte, der den Kapitalisten drängt, beträchtliche Summen in Handel und Industrie festzulegen. Natürlich konnte unter solchen Umständen von einer Vergrößerung der Bankdebitoren nicht die Rede sein; denn wer schon das eigene Geld nicht in Geschäfte stecken will, wird sich natürlich erst recht hüten, etwa gar fremdes Geld für solche Zwecke zu borgen. Doch auch komplizirtere Erscheinungen des Wirthschaftlebens sind hinter den Bankbilanzen zu ahnen. Ueberall sind die Gewinne auf Wechsel und Zinsen schmaler geworden. Das ist eine natürliche Folge des niedrigen Bankzinsfußes, der während des ganzen abgelaufenen Jahres nicht wich. Wir merken aber auch, daß zwischen dem deutschen und dem auf den Geldmärkten von New-York und London geltenden Zinsfuß eine zum Theil nicht unwesentliche Differenz bestand. Namentlich in den Bilanzen der Deutschen und der Dresdener Bank fällt die starke Vermehrung der Bestände reportirter Effekten auf. Woher stammt diese Vermehrung? Aus dem Nutzen, den Londons höherer Zinsfuß diesen Banken einbrachte. In beiden Fällen haben übrigens gewisse Sonderinteressen mitgewirkt. Die Dresdener Bank hat es sicher für nöthig gehalten, durch Gelddarleihungen den londoner Markt zu stützen, um die Emissionen der Albugruppe zu erleichtern. Und die Deutsche Bank hatte der Stadt Wien aus dem Erlös der letzten Anleihe ein Guthaben zu hohen Sätzen zu verzinsen. Die Anlage dieses Geldes in deutschen Werthen hätte ihr Verlust gebracht; die höheren Geldsätze des englischen Marktes boten ihr die willkommene Gelegenheit, sich schad

los zu halten. Ein anderes Bild. Mitten in der schlechten Zeit allgemeiner Depression hat die Börse schon wieder ein kleines Tänzchen gewagt; deutlich sehen wir die Spur in dem überall höheren Effektengewinn. Besonders auffallend ist er bei der Dresdener Bank. Im vorigen Jahr ein Verlust von 348000 Mark, diesmal ein Gewinn von $4^5/_8$ Millionen. Freilich erzählt man, 5 Millionen seien allein an der General Mining and Finance Corporation verdient worden. Dann ist anzunehmen, daß dieser Gewinn durch alle Poren der Bilanz gesickert und auf alle Konten vertheilt worden ist. Die Veränderung der Börsenkonjunktur zeigt am Klarsten natürlich die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft, die von der Besserung der Kurse erheblich profitirt hat.

Haben die Banken selbst nun die Krisenwirkung schon überwunden? Vor der Beantwortung dieser Frage ist eine strenge Scheidung der großen von den kleinen Instituten nöthig. Die kleinen Banken haben natürlich mehr gelitten und erholen sich nun auch schwerer. Namentlich die Bilanz der Berliner Bank zeigt noch immer die Spuren der vorjährigen Verwüstung. Und selbst, wo solche Spuren fehlen, hat man, wie bei der Mitteldeutschen Kreditbank, den Eindruck lethargischer Enthaltsamkeit, die natürlich auch eine Folge der Krisenzeit ist. Ueberraschend schnell hat die Dresdener Bank sich von den harten Schlägen des Gewitterjahres erholt. Die Vermehrung der Depositengelder zeugt für das wiederkehrende Vertrauen des Publikums. Aehnlich siehts in der Nationalbank für Deutschland aus. Doch erst vom sicheren Port aus läßt sich genau die Gefahr übersehen, in der man geschwebt hat: gerade die relativ günstigen Abschlüsse zeigen jetzt, wie nöthig im vorigen Jahr die schärfste Kritik war. Auch dafür ist die Bilanz der Dresdener Bank charakteristisch. Fast 3 Millionen müssen auf das Konsortialkonto in diesem Jahr wieder abgeschrieben werden, nachdem schon in der vorigen Bilanz einige Milliönchen springen mußten. Diese Thatsache lehrt, daß man im vorigen Jahr bei richtigen Abschreibungen, statt der schließlich vertheilten 4 Prozent, keinen Pfennig Dividende geben durfte.

Ans Fabelhafte grenzt auch diesmal wieder die Entwickelung der Deutschen Bank. Sie war bekanntlich das einzige Institut, das unter der Krisis nicht litt, sondern sogar verstand, aus der Noth eine Tugend zu machen. Seit die Krisenzeit mit ihren gewinn- und chancenreichen Sanirungen vorüber ist, war gerade für die Deutsche Bank eher ein Rückschlag in den Einnahmen und Umsätzen zu erwarten. Nichts davon ist zu merken: Riesenziffern und eine unantastbare Liquidität: wieder schlägt diese Bank jeden Rekord im Rennen um die Gunst deutscher Kapitalisten.

Interessant ist die Entwickelung der Bank für Handel und Industrie, die man Darmstädter Bank nennt. Der Mißerfolg ihrer Portugiesen Emission hat sie seit dem Ende der achtziger Jahre zur Zurückhaltung bestimmt; und aus der Zurückhaltung wurde schließlich völlige Unthätigkeit. Erst als das üppige Fest beinahe schon zu Ende war, wollte auch diese Bank noch den Tanz um das Goldene Kalb mitmachen: sie ging Herrn Hanau ins Garn. Kurz vor dem Krach fiel sie mit Dannenbaum herein. Die Gefahr neuer Entmuthigung lag nah. Da trat Herr Dernburg als Retter an die Spitze. Er machte, nach berühmten Mustern, die er in der Deutschen Bank kennen gelernt hatte, aus der Noth eine Tugend. Er schuf aus Dannenbaum-Differdingen die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks-

Digitized by Google

gesellschaft, sanirte die Deutsche Grundschuldbank und die Pommersche Hypothekenbank und machte mit einem Schlage aus der Darmstädter Bank ein Institut, das sogar den Muth fand, zwei anderen Banken, der Breslauer Diskontobank und der Bank für Süddeutschland, Unterschlupf zu gewähren. Die Spuren dieses Wirkens sind in der Bilanz sichtbar. Fast 5 Millionen Mark — aus der Fusion mit der Bank für Süddeutschland — werden zu Abschreibungen und Rückstellungen benutzt. Der Gewinn aus der Fusion mit der Breslauer Diskontobank ist überhaupt noch nicht verrechnet und die Ergebnisse der übrigen Geschäfte haben den Jahresgewinn recht hübsch abgerundet. Dazu kommt, daß die Neue Bodengesellschaft in ihrem reichen Grundbesitz für einen geschickten Moneymaker noch auf Jahre hinaus reichliches Material für neue Geschäfte birgt. Herr Dernburg ist eben nicht ohne Nutzen in die Schule der Amerikaner gegangen. Fraglich ist nur, wie lange das Glück ihm hold bleibt, und noch fraglicher, ob bei einem Glückswechsel — auch dem Tüchtigsten ist ja das Glück selten dauernd treu — die sehr vorsichtigen und ängstlichen darmstädter Herren ruhiges Blut behalten werden.

Enttäuscht hat der Abschluß der Diskontogesellschaft. Man hatte, weil Rothschilds Erbschaft angetreten und an der General Mining Corporation notorisch viel Geld verdient worden war, auf stattlichere Ziffern gerechnet. Doch diese Geschäftsweiterungen finden, von einzelnen Bilanzänderungen abgesehen, vorläufig nur in dem Anwachsen der Unkosten sichtbaren Ausdruck. Die Bilanz der Diskontogesellschaft erinnert übrigens an das heikle Thema der Tantiemen. Die Geschäftsinhaber des Institutes sind fast sämmtlich auch Vorstands- oder Aufsichtrathsmitglieder der Norddeutschen Bank, die pro forma selbständig weiter lebt, bekanntlich aber der Diskontogesellschaft gehört. Wie es scheint, beziehen die Herren aus beiden Banken Tantiemen. Das würde ich für bedenklich halten.

Ueberhaupt ist ein Mangel aller Bankbilanzen auch diesmal wieder die Unklarheit, die das Tantiemeverhältniß umnebelt. Wir sind neugierige Leute und möchten, zum Beispiel, auch wissen, wie viel an Gratifikationen den Beamten gegönnt war. Selbst da, wo für solche Gratifikationen bestimmte Summen ausgeworfen sind, darf man sich nämlich nicht immer darauf verlassen. Ein Beispiel für wahrscheinlich viele: Im letzten Geschäftsbericht*) der Nationalbank für Deutschland steht ein Posten von 100000 Mark unter dem Rubrum „Beamten-Gratifikationen". Wenn ich richtig informirt bin, erhielten davon 30000 Mark die drei Herren Direktoren, 26000 Mark die elf Prokuristen; auf die ungefähr 450 Beamten der Bank aber entfielen rund 34000 Mark. Ganz unbegreiflich aber ist, daß ein Restbetrag von genau 6262 Mark und 62 Pfennigen vom Tantieme- auf das Konsortialkonto verbucht wurde. Wozu? Vielleicht kümmert sich der neue Direktor Witting um diese Zustände und sucht rechtzeitig zu hindern, daß auch mit seinem Namen ein ähnliches System der Verdunkelung gedeckt wird.

Plutus.

*) Warum, fragt hier der Herausgeber, werden die Geschäftsberichte der Banken als Inserate in den Zeitungen veröffentlicht? Warum nicht Aktionären, Kunden und Journalisten ins Haus geschickt? Die Insertion kostet viel Geld. Und die Hoffnung, durch den fetten Annonceauftrag die Stimmung der Bilanzkritiker färben zu können, findet in den Hirnen der Bankbeherrscher doch wohl keinen Raum.

Digitized by Google

Briefkasten.

Wilder im Wallotbräu: Sie warten auf redlich verdientes Lob? Und ich soll undankbar sein, weil ich nicht anerkannt habe, daß meine Beleuchtung der telegraphirten Politik den Reichstag veranlaßt hat, im Etat des Auswärtigen Amtes fünfzehntausend Mark von den Depeschenkosten zu streichen? Erstens, geehrter Herr, war dieser resolute Strich nicht das Werk eines Wilden, sondern mächtiger Parteiführer, die sogar die „Zukunft“ citirten. Zweitens schien mirs gerade deshalb nicht nöthig, den kleinen Erfolg hier gleich mit lautem Wirbel auszutrommeln Und drittens war ich mit den M. d. R. nicht ganz so zufrieden, wie Ihr Stolz wähnt. Die Vertreter des Volkes durften sich nicht so schnell beschwichtigen lassen. Herr von Richthofen, den seine malcontenten Beamten den Viscount nennen, erzählt der Budgetkommission: Unsere Herren in Peking waren, als die Truppen sie aus der Gefangenschaft befreit hatten, natürlich ein Bischen aufgeregt und haben in dieser nationalen Hochstimmung mit den Worten nicht geknausert. Das genügt. Man streicht, um Spareifer zu zeigen, fünfzehntausend Mark, fordert aber nicht Auskunft über die Telegramme, die aus der Wilhelmstraße gen China flogen. Vielleicht verdarben die mit bösem Beispiel erst gute Sitten. Unsere im Ausland thätigen Diplomaten wundern sich oft genug über die weitschweifigen berliner Depeschen, die ihnen irgend eine Unbeträchtlichkeit aus dem deutschen Weltreich dekorativer Politik melden. Ein Brief thut es in solchen Fällen auch. Die Phraseologie ist nicht so vereinzelt, wie der Staatssekretär Leichtgläubigen vorplaudert; wenn die Telegramme vorgelegt worden wären, die den befreiten Legationsekretären Strahlen der Gnadensonne zublitzten, dann hätte Ihre verehrliche Kommission mindestens hunderttausend Mark gestrichen. Und der Dienst hätte darunter nicht gelitten. Immerhin: ein löblicher Anfang. Wenn Sie das Ohr preußischer Kollegen haben, rathen Sie ihnen mal, sich um die Ordensrechnungen zu kümmern. Am Ende fallen ihnen die Brillantenkosten auf. Einem Krösus wie Krupp, einem reichen Mann wie dem Geheimrath Fischer hätte man früher kaum Orden mit Brillanten verliehen. Auch Ausländern sehr selten, wenn auf Reziprozität, wie bei Engländern, von vorn herein nicht zu rechnen war.

Tante Voß: Daß Professor Ludwig Pietsch, den wir mit Stolz den Unseren nennen, auf seine alten Tage plötzlich auch noch für ein Konzert Reklame macht, fällt Ihnen auf. Mit Recht. Bisher hatte er nur, aus Menschenfreundlichkeit, alle Festlieferanten, Tapezirer, Blumen-, Teppich- und Möbelhändler e tutti quanti mit Namen und Adresse aufgezählt und, ohne sich offen zu der Verwandtschaft zu bekennen, seinen Schwiegersohn, Herrn von Voigtländer, höher als den Generalstab der Sezession geschätzt. Nun aber neunzehn Zeilen, L. P. drunter, für ein Konzert? Wirthschaft, Horatio. Außer den Schwiegersöhnen giebts nämlich auch Schwiegertöchter. „Zwei nordamerikanische Sänger, deren mächtige Stimmen in der berühmten Gesangschule der Frau Anna Lankow zu New-York ihre Ausbildung erhalten haben, veranstalten diesen Liederabend. Die hiesige nordamerikanische Kolonie interessirt sich lebhaft für das Konzert.“ Neunzehn Zeilen als Reklame für ein Anfängerkonzert; und die Hauptsache dennoch vergessen. Die Leiterin der „berühmten Gesangschule“, hieß als Mädchen zwar Anna Lankow, als Frau aber: Pietsch. Und ihren Schülern hilft Schwiegerpapa mit Reklamenotizchen über das große Wasser.

An der Elbe: Stimmt beinahe. Wörtlich: „Mehr August als Friedrich.“

Digitized by Google

Weil der arme Herr gesagt hatte, er freue sich, gerade zur Hundeausstellung gekommen zu sein. Natürlich durchgesickert. Natürlich verschnupft. Wie immer.

Guano: Ungeschickt waren die Offiziösen fast immer. Die neuste Leistung der Norddeutschen ist freilich besonders gelungen. Daß der Brief an Hollmann vom Kaiser selbst geschrieben ist, konnte kein Stilkenner bezweifeln. Hier aber wird hoch- und höchstoffiziös verkündet: „Die geistige Bedeutung des Kaisers beruht nicht auf byzantinischer Erfindung"; und das Gesinde bezeugt feierlich die Vaterschaft des Herrn. Als ob Kronzeugen dafür nöthig wären, daß der Kaiser den Brief selbst erdacht und geschrieben hat! Wahrscheinlich haben Pindters selige Erben einen Rüffel bekommen. Wenn sie Herr Lauser, der Schwabe, noch anführte, könnte man glauben, eine Jugenderinnerung sei ihm zu unrechter Stunde lebendig geworden. In einem schwäbischen Dorf waren Schulze und Schulmeister verfeindet. Als nun der Schulzensohn starb, mochte der Vater sich nicht an den Lehrer wenden, der für die ganze Gemeinde die Grabkreuze bedichtete. Dem thu' ich die Ehr' nit an, sprach der trauernde Dorftyrann, setzte sich auf die Hosen, — und auf dem Kreuz liest man heute noch:

Hier liegt mein lieber Sohn,
Gott geb' ihm ewigen Lohn,
Jakob heißt er,
In einer Nacht
Selbst gemacht
Ohne den Schulmeister!

Speck-Seite: Jetzt wissen wir wenigstens, wie die Sache steht. Die Amerikaner sehnen sich also innig nach dem Fritzendenkmal, das ihnen Wilhem der Zweite geschenkt hat, und nur auf des Kaisers Wunsch, dem Specks beredter Mund Worte lieh, wird der Transport bis ins Jahr 1904 aufgeschoben. So lasen wirs; amtliche Meldung. Der Kaiser hat allen Grund, über schlechte Bedienung zu klagen. Er schenkt 1902; und 1903 sagt man ihm offiziell nach, er habe den Repräsentanten des beschenkten Volkes gebeten, das Geschenk erst 1904 abliefern zu dürfen. Diese Mär — die Jeder nur in Privatverkehrssitten zu übersetzen braucht, um die Unmöglichkeit zu erkennen — soll erfreulicher klingen als die nüchterne Wahrheit: nach dem Venezualastreit, der die Yankeestimmung für Deutschland gründlich verdorben hat, wagt Herr Roosevelt nicht, den Alten Fritzen feierlich in Washington zu enthüllen. Oxenstjerna: Quantilla prudentia! Kommersbuch: Ganz Europa wundert sich nicht wenig ...

Nord-Ostseefahrer: Dank für die beiden Annoncen. „Sudermanns Kasperletheater", das sich mit seinem „großen Lacherfolg bei Jung und Alt" in königsberger Blättern empfiehlt, hat aber mit unserem „Schaffenden", einem der besten Deutschen des Jahrhunderts, sicher nichts zu thun. Trotz dem nach der Rede über biblische Dramen verdächtigen Satz: „Kasperle hat für neues Progamm und Ausstattung gesorgt". Wie konnten Sie glauben? Mehr gefiel mir das Inserat aus der Neuen Hamburger Zeitung. Ein Waarenhaus meldet da: „Neu! Graf Bülow-Heringe Neu! Mit Genehmigung Seiner Excellenz des Herrn Reichskanzlers. 20 Stück = 48 Pfennig". Sie sind hineingegangen, haben achtundvierzig Pfennige geopfert und festgestellt, daß dieser Dosenfisch bisher Bismarck-Hering hieß. So wächst der vierte von Jahr zu Jahr mehr in die Rolle des ersten Kanzlers hinein. Worüber staunen Sie eigentlich? Soll ein toter Mann etwa ewig im Gedächtniß leben? Begeisterung ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 21. März 1903.

Hammurabi.

Voran in der Reihe der Zehn, die, in der Epistel an Hollmann, der Kaiser als auserwählte Empfänger göttlicher Offenbarung nennt, steht Hammurabi; er ist der Erste von Denen, die „Gott ausgesucht und seiner Gnade gewürdigt hat, für ihre Völker auf dem geistigen wie physischen Gebiet nach seinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leisten.“ Nicht Jeder wird finden, Hammurabi habe Unvergängliches geleistet, nicht jeder Gebildete auch nur wissen, welche Leistung diesem König zu danken sei, dessen Name — noch im neuen Brockhaus sucht man ihn vergebens — seit ein paar Jahren den Zunftspezialisten geläufig ist. Und selbst sie erzählen von dem Jahrtausende lang Verschollenen nicht allzu viel. Hammurabi, sagt Herr Dr. Winckler („Das alte Westasien“ in Helmolts Weltgeschichte), regirte von 2267 bis 2213. Er war der sechste König der aus Kanaan eingewanderten Dynastie, eroberte den Süden und herrschte als Erster über das ganze Babylonien. Er putzte sich mit dem Titel eines Königs von Palaestina, war Vasall Rim-Sins, des Elamitenkönigs, baute einen Kanal und gab seinem Volk ein Bürgerliches Gesetzbuch, das vor einem Jahr von dem Dominikaner Scheil und dem französischen Archäologen Morgan in Susa gefunden wurde. Daß er den eigenen Werth nicht gering schätzte, lehren die Steine und Thontafeln, die seines Wirkens Spur bewahren. Nach dem Sieg über Südbabylonien schrieb er: „Als Anu und Bel das Land Sumer und Akkad mir verliehen hatten und ihre Zügel in meine Herrscherhand legten, grub ich den Kanal ‚Hammurabi ist der Segen der Menschen‘, der das Wasser der Fruchtbarkeit nach Sumer und Akkad führt; beide Ufer machte ich zu bestellbarem Lande, baute Getreide-

Digitized by Google

speicher und sorgte, daß immerdar Wasser vorhanden sei." Auf dem Dioritblock, dem seine Gesetze eingemeißt sind, nennt er sich die Sonne von Babylon, deren Licht über Süd und Nord hinstrahle, den gewaltigen und gerechten König, und ruft: „Wer einen Rechtsstreit hat, vernehme meine kostbaren Worte und spreche, froh aufathmend, dann: Ein wahrer Vater ist Hammurabi seinem Volke!" Herr Professor Delitzsch, der diese Sätze citirt, rühmt ihn als frühen Monotheisten und giebt uns das Abbild eines Basrelief, auf dem dargestellt ist, wie von Schamasch, dem Sonnengott, der König zum Werk der Gesetzgebung inspirirt wird. Später, so lesen wir bei Winckler, muß das Reich Hammurabis sacht verfallen sein; denn die Kassiten kamen und konnten sich ohne große Anstrengung in das warme Netz setzen. Das ist ungefähr Alles, was wir heute wissen; und dieses Wenige sogar wird nur strenggläubige Einfalt für gewiß, für unverlierbaren Besitz des Menschheitbewußtseins halten. Erstes Bedenken: das einzig erhebliche Zeugniß liefern offizielle Urkunden, die viertausend Jahre alt sind und dem Befehl eines ruhmsüchtigen Despoten entstammen. Vielleicht war Hammurabi ein roi fainéant, der sich weder um das Heer noch um die Verwaltung des Reiches kümmerte, tüchtige Feldherren und Landpfleger schalten ließ und nur darauf hielt, daß ihm alle Ehre zugeschrieben ward. Wenn von der Geschichte des neuen Deutschen Reiches keine lebendige Ueberlieferung und kein Papierfetzen zeugte, wenn nichts von ihr bliebe als ein paar offizielle Urkunden aus den Jahren 1890 bis 1900, dann müßte der ferne Enkel glauben, der bescheidene alte Herr, der auf Kommando jetzt Wilhelm der Große genannt wird, habe Deutschlands Einheit bereitet, geschaffen, gegen Fährniß gesichert. Zweites Bedenken: die Resultate der Keilschriftforschung haben seit Niebuhrs und Grotefends Tagen recht häufig geschwankt und sind noch jetzt durchaus nicht so sicher, wie leicht eingelullte Schulweisheit sich träumt. Aus der von Winckler und Zimmern bearbeiteten dritten Auflage von Schraders Werk „Die Keilinschriften und das Alte Testament" — schon der Titel des seit dreißig Jahren veröffentlichten Buches sollte vor dem Wahn warnen, Herr Delitzsch habe vorgestern der Judenchristenheit neuen Heiles Botschaft gebracht — kann man lernen, daß es für einzelne Wörter und Silben ein Dutzend Lesarten giebt und daß, zum Beispiel, der Assyriologe Zimmern einen Entzifferungversuch des Assyriologen Delitzsch für undiskutirbar hält. Vielleicht blickt ein spätes Geschlecht auf Grotefends emsige Erben einst mit dem selben Lächeln zurück wie das heute lebende auf Alchemisten und Astrologen. Vielleicht wird von nie irrender Wissenschaft eines Tages „bewiesen", die Kanalurkunde sei durch nachträgliche Interpolation

Digitized by Google

entstellt, der Dioritblock von Susa sammt seinem Gesetzestext ein Fälscherwerk und nie habe ein Hammurabi über Babylonien geherrscht. Das ist nicht unmöglich, trotzdem Herr Professor Friedrich Delitzsch auch in der Assyriologie die assistentia spiritus sancti, den Odem eines Weltenschöpfers spürt; „gewiß nicht ohne Gottes Willen", schreibt er, „vollzieht sich in unserer Zeit die Wiedererstehung des babylonisch-assyrischen Schriftthumes". Ein größerer Friedrich pflegte zu spotten: den lieben Gott lasse Jeder sagen, was sein Menschenohr gerade zu hören wünscht.

Einerlei. Wir haben Hammurabi und lassen ihn uns so bald nicht wieder nehmen. Er ist rasch populär geworden, lebt sogar in den Witzblättern schon und wird in den nächsten Supplementbänden von Meyer und Brockhaus sicher nicht fehlen. Oeffentliche Meinung, die ehrwürdige Totenrichterin unserer hellen Tage, spricht über ihn: Ein großer Mann, in dem Gott — Schamasch, Marduk, Jahwe oder ein anderer Tyrann des Orientalenhimmels — sich offenbarte, ein Allerhöchster Herr, der Unvergängliches zu leisten vermochte, weil er von der Gnade des Höchsten zu solchem Thun auserwählt war. Daß er spät erst vom Christensinn als ein Inspirirter erkannt wurde, hat der König mit dem Weisen gemein, der ihm in der Epistel an Hollmann als neunter Empfänger göttlicher Offenbarung folgt: mit Immanuel Kant. Der brauchte zwar nicht ganz so lange zu warten, ist immerhin aber auch erst hundert Jahre nach seinem Tode heilig gesprochen worden. Als seine Kritik der reinen Vernunft erschien, war der Kronprinz von Preußen gerade Rosenkreuzer geworden. Und als dieser Kronprinz, der Freund Bischoffwerders und Wöllners, König Friedrich Wilhelm der Zweite hieß, ging es Denen, so nicht den rechten Glauben hatten, an Hals und Kragen. Wöllners Edikt von 1788 verhieß freilich, die friderizianische Toleranz werde erhalten bleiben, „so lange ein Jeder ruhig als ein guter Bürger des Staates seine Pflichten erfüllt, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behält und sich sorgfältig hütet, solche nicht auszubreiten oder Andere zu überreden und in ihrem Glauben irr oder wankend zu machen." Doch wie der kleine Delitzsch, der, nach des Kaisers Ansicht, „heilige Begriffe angerempelt und manchem Hörer an sein Innerstes getastet hat", sollte auch der große Kant von harter Rüge getroffen werden. Eben war, wie anno 1901 der Redner der Deutschen Orientgesellschaft, „der so geschickte und rechtschaffene Mann, der mit unermüdetem Eifer zum Ruhm der königsberger Universität arbeitet", vom Monarchen ausgezeichnet worden. Da erschien, mit dem Imprimatur der philosophischen Fakultät, Kants „Religion innerhalb der Grenzen der

Digitized by Google

bloßen Vernunft"; und nun griff der König selbst mit einem Machtwort ein. Am ersten Oktober 1794 erging eine von Wöllner gezeichnete Kabinetsordre, die mit gnädigem Gruß begann, sehr ungnädig dann aber fortfuhr: „Unsere Höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christenthumes mißbraucht; wie Ihr Dieses namentlich in Eurem Buch ‚Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft', desgleichen in anderen kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben Uns zu Euch eines Besseren versehen; da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohlbekannten landesväterlichen Absichten handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts Dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt." Ueber der Kabinetsordre stand: „Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen." Dieser König von Gottes Gnaden fand also, Kant habe Grundlehren des Christenthumes „entstellt und herabgewürdigt"; und den so rauh Angepackten nennt ein anderer Preußenkönig von Gottes Gnaden nun unter den Männern, die „Gott ausgesucht und seiner Gnade gewürdigt hat, für ihre Völker auf dem geistigen wie physischen Gebiet nach seinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leisten". Hat Kant, der damals schon siebenzig Jahre alt war, etwa widerrufen? Nein. Er schrieb auf einen Zettel: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Fall wie der gegenwärtige ist Unterthanenpflicht; und wenn Alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen". Er antwortete dem König in einem eben so devoten wie diplomatischen Brief. Die getadelten Schriften seien „nur als Verhandlungen zwischen Fakultätgelehrten des theologischen und philosophischen Faches" zu nehmen; „um auch dem mindesten Verdacht vorzubeugen, so halte ich für das Sicherste, hiermit als Ew. Majestät getreuster Unterthan feierlichst zu erklären: daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde." Die Worte „als

Digitized by Google

Ew. Majestät getreuster Unterthan" sollten, so sagte er selbst später, bedeuten: er verpflichte sich, zu schweigen, so lange der König lebe. Diese reservatio mentalis gab ihm die Möglichkeit, nach dem Tode des dicken Wilhelm, als die reine Vernunft wieder hoffähig geworden war, in der Vorrede zum „Streit der Fakultäten" die Geschichte seiner Ungnade zu erzählen. Er konnte daran erinnern, daß er, als ihm die Sonne noch schien und der Gebrauch seines antichristlichen Buches den Universitätlehrern noch nicht verboten war, den Theologen schon aufgefordert hatte, die Vernunftgründe des Philosophen durch andere Vernunftgründe unkräftig zu machen, nicht „durch Bannstrahlen, die er aus dem Gewölk der Hofluft auf sie fallen läßt". Er hat nicht widerrufen. Der selbe Mann war Friedrich Wilhelm dem Zweiten ein Feind des Glaubens, Wilhelm dem Zweiten ein von göttlicher Offenbarung Erfüllter. Und beide Könige waren „von Gottes Gnaden".

Dieser Dissens hätte Staunen erregt und die Frömmsten selbst zum Nachdenken gestimmt, wenn Persönlichkeit und Leistung des zuerst Censirten und dann Kanonisirten im Volksempfinden lebendig wären. Was aber ist dem Neudeutschen Kant? Ein Name; und Name ist Schall und Rauch. Vor einem Jahr, als in Düsseldorf die Gewerbeausstellung eröffnet wurde, sprach der Kanzler als zweiter Festredner des Deutschen Reiches: „Unser großer königsberger Weiser Kant hat seiner ersten Schrift den Titel gegeben: ‚Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte'. Ich glaube, daß wir nach unserem heutigen Rundgang in dieser Schätzung reicher geworden sind." Graf Bülow glaubte also, der junge Immanuel habe den Werth der Wirthschaftkräfte zu schätzen versucht. Hätte der Redner auch nur den vollständigen Titel („und Beurtheilung der Beweise, deren sich Herr von Leipniz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben, nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kraft der Körper überhaupt betreffen"), hätte er nur den Anfang des Vorwortes zu der von ihm citirten Schrift gelesen, dann wäre der groteske Irrthum unmöglich gewesen. Was haben Leibnizens Kraft- und Raumbegriffe, was Descartes, Galilei und Newton mit dem Werth einer Gewerbeausstellung zu schaffen? Im vierten Bande von Fischers „Geschichte der neueren Philosophie" konnte der Kanzler lesen: „Als Kant seine ‚Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte' niederschrieb, hatte er schon das Problem vor Augen, dessen Lösung in der ‚Naturgeschichte des Himmels' neun Jahre später erschien. Unverkennbar trägt sich der junge Philosoph mit großen Aufgaben, die ihn weiter führen als sein verfehlter Versuch, die Streitfrage des Kräftemaßes durch eine Ver-

Digitized by Google

mittlung zwischen Descartes und Leibniz zu entscheiden. Ohne den Namen zu nennen, zeigt sich Kant als einen Anhänger der Naturphilosophie und Attraktionlehre Newtons; aber ihr fehlt die metaphysische Begründung und die kosmogonische Anwendung". Der höchste Beamte des Reiches findet sich nach einem Gang durch die düsseldorfer Ausstellung in der Schätzung lebendiger Kräfte „reicher geworden". Und Niemand lacht; in keiner Zeitung wird das sinnlose Citat nach Gebühr behandelt. Der selbe höchste Reichsbeamte preist Fichte, den von der hallischen Censur verworfenen „Kritiker aller Offenbarung", in Sätzen, die deutlich zeigen, daß er von dem Atheismus und Sozialismus des Gefeierten nichts weiß, und spricht, beim Festmahl des Deutschen Landwirthschaftrathes, von Schopenhauer in einem Ton, der keinen Zweifel daran läßt, daß auch der Begriff des schopenhauerischen Pessimismus dem excellenten Redner sich nie entschleiert hat. Und noch immer lacht Niemand; immer noch liest man: auch wer die Politik des Kanzlers bekämpfe, müsse doch zugeben, daß ein hochgebildeter, an den Quellen moderner Erkenntniß getränkter Geist die Geschäfte des Reiches führt. Kant, Fichte, Schopenhauer gehören am Ende ja nicht zum Bezirk einer dem Laien unzugänglichen Geheimwissenschaft... So siehts auf den Höhen der deutschen Menschheit aus. Wer darf sich da wundern, wenn im Thal die Menge der mittelmäßig Gebildeten mit dem Wiederkäuen der ältesten Absurditäten beschäftigt ist?

Willkommen sei drum uns, Hammurabi, Held des Südens, Sonne des Nordens, Kanalbauer, Gesetzgeber, Vater des Vaterlandes! Du wähltest die rechte Stunde und trittst als ein lieber Kömmling in die Reihe unserer Heroen. Vielleicht sahest Du nie auf blutigem Feld einen Feind, kümmertest Dich nicht um Kanäle noch um Gesetze gar, — hast vielleicht nie gelebt. Wir wissens nicht. Uns aber lebst Du. Assyriologen und Theologen haben Deinen Namen unserem Gedächtniß eingeschärft; in den Zeitungen stand er schon und bekommt im Großen Meyer nächstens gewiß eine ganze Spalte. Uns bist Du ein großer Mann, in dem Gott sich offenbart, den der Allerhalter zu unvergänglicher Leistung auserwählt hat. Jeder Minister kann Dich citiren, jeder strebsame Bürger muß sich bei Deinem Namen etwas Loyales denken. Vor viertausend Jahren starbst Du und bist dem Volke Kants und Goethes dennoch so lebendig wie irgend ein großer Denker und Dichter, der geboren ward, als von Sumer und Akkad, von Elamiten und Kanaanäern, von allem Glanz babylonischer Dynastien nur verwischte Schriftzüge auf mühsälig ausgegrabenen Steinflanken und Thontafeln noch zeugten.



Digitized by Google

Mauthners Werk.

In Fritz Mauthners Roman „Hypatia“ lebt ein alter alexandrinischer Jude, der, als er den Kaiser Julianus Apostata an der Arbeit sieht, mit gerungenen Händen ausruft: „Er will Alles selber thun!“ Mauthner hat den Monarchen, der doch so eifrig an der Weiterbildung der Religion arbeitete, als eine Art Dilettanten auf dem Thron der Caesaren aufgefaßt und das Wort hat daher bei ihm einen spöttischen Unterton. Mir aber bezieht es sich jetzt mit dem Klang staunenden Respektes auf Mauthner selbst, da ich vor der Aufgabe stehe, den Lesern zu berichten, daß der dritte Band der „Sprachkritik“ vorliegt und das Werk nun abgeschlossen ist. Denn es ist eben doch nicht abgeschlossen: Mauthner versichert es uns schon im Vorwort zum ersten Band, obwohl er — Das kann man getrost behaupten — für seinen Gedanken mehr gethan hat als je ein Denker für den seinen. Aber: „Er will Alles selber thun.“

Mauthner hatte die Wahl: in seinen stillsten und kühnsten Träumen lechzt er danach, die That, um die es ihm geht, zu thun nicht mit dem Wort, sondern mit der Faust; die Sprache zu ermorden, den Geist zu töten, das Unnennbare aus der Haft des Denkens zu erlösen. Er hatte die Wahl: er konnte diese Sehnsucht, diese Ahnung, dieses Neue, das in ihm nach Gestaltung rang, dichterisch formen, metaphorisch paraphrasiren; er hat es nicht gethan. Er konnte ferner auf zweihundert oder fünfhundert Seiten seinen Gedanken in einem schönen, wohlgegliederten Gebäude unterbringen. Auch Das hat ihm nicht genügt. Was er in Wirklichkeit gethan hat, nenne ich: die Gründung einer neuen Disziplin. Ab und zu hörte ich schon von dem System Mauthners reden. Das ist in dem üblichen Sinn ganz falsch, wie dem Leser — dem Leser Mauthners, meine ich — ohne Weiteres klar werden wird, wenn er erwägt, daß man statt „System“ jedenfalls auch „Denksystem“ oder „Wortsystem“ sagen kann. Ein System entsteht, wenn Einer findet, die Welt sei der Ausdruck eines Gedankens, meist einer Moral; vor welch schönem Gedanken der Autor dann systematisch seine Nothdurft verrichtet. Mauthner hat kein System geschaffen. Das schwere Erleben, das der Entstehung seines Werkes vorhergegangen sein muß, konnte auch nicht dazu führen. Wenn Einem alle Nahrung, die er in den Mund nähme, wie Gift und Galle schmeckte und er allmählich qualvoll verhungerte, wäre mehr als der Kranke der Arzt verrückt, der ihn einen Systematiker nennen wollte. So ähnlich aber muß es Mauthner mit den Worten, den Begriffen, den Wissenschaften ergangen sein. Er muß es vor sich gesehen und in sich gespürt haben, wie alle Worte zerrannen, alle festen Brücken zusammenbrachen, Stein und Mörtel sich verflüchtigten, alle Nägel sich lösten. In dieser Ver=

Digitized by Google

nichtung aber entschied er, daß es hier zu arbeiten gebe. Nicht neu aufzubauen, sondern mit Hilfe des entsetzlich zugerichteten Materials neue Fragen zu stellen. Nicht nur die Worte waren ihm in die Brüche gegangen, sondern damit auch Das, was wir unsere Welt nennen und unser Wissen von ihr. Nichts von Alledem, was die Wissenschaft in Regale gestellt hatte, kann jetzt an seinem alten Fleck bleiben. Es gilt eine Neuordnung all unserer Geistesschätze, nicht um neuen Bestandes willen, sondern wegen neuer Fragwürdigkeit.

So wird man verstehen, warum Mauthner sein Buch nicht einfach und eitel „Kritik der Sprache", sondern selbstbewußt und hochmüthig „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" genannt hat. Immer wieder bricht in dem Werk selbst das Gefühl des Verfassers durch, daß eines Mannes Kraft dieser Riesenarbeit nicht gewachsen sei; immer aber auch kommt über den Leser die Bewunderung, wie ungeheuer viel Mauthner selbst gethan hat, wie er uns mindestens den Zugang zu all den Fragen und Gebieten eröffnet hat, die die Sprachkritik zu belichten hat. Wie schäbig aber sind die kleinen Leute, die mäkelnd Das oder Jenes in diesen Beiträgen vermissen, das sich zufällig in die Enge ihrer Schreibstube verirrt hat! Allmählich fangen ja jetzt schon die Fachgelehrten an, sich mit dem Buch zu beschäftigen und respektvoll davon zu sprechen. Damit aber ist es nicht gethan, ist eigentlich noch nichts gethan. Es gilt jetzt, zu arbeiten; in welchem Sinn, sagt Mauthner uns selbst an einer Stelle des dritten Bandes, wo er von den Neovitalisten spricht. „Wären diese Kritiker", heißt es da, „Erkenntnißtheoretiker gewesen, so hätte sie ihre Untersuchung zunächst zu einer Kritik der technischen Ausdrücke ihres Faches führen müssen. Und besäßen wir von den besten Köpfen aller Wissenschaften je eine Kritik der Terminologie ihres Spezialfaches, so wäre dadurch langsam eine Kritik der Sprache angebahnt worden, die auf umfassende Vorstudien sich berufen könnte. Ein Einzelner kann diese Revision aller Wissenschaften unmöglich leisten."

Mauthner würde irren, wenn er glaubte, solche Revision aller einzelnen Wissenschaften sei vor seiner Gesammtneuanschauung möglich gewesen. Jetzt aber, wo kein technischer Ausdruck, kein Name für angebliche Dinge oder Eigenschaften oder Thätigkeiten oder Beziehungen oder Gesammtheiten oder Ordnungen sich mehr anders sehen lassen darf als auf Gänsefüßen einherschwankend, wo wir eine ganz neue Art des Sprechens und des Darstellens uns angewöhnen müssen, immer mit dem Unterton der Ironie, des à peu près, des Provisorischen, des Metaphorischen, sind auf allen Gebieten Spezialarbeiten der Umwerthung dringend nöthig. Man würde Unrecht thun, glaube ich, spöttisch zu bemerken, nur gerade auf dem Gebiet von Nietzsches „Umwerthung aller Werthe", der Ethik nämlich, gebe es nun nichts mehr zu thun. Ganz recht; eben so wenig wie in den anderen Normenwissenschaften, die mit Wissen-

Digitized by Google

schaft nichts zu thun haben, der Aesthetik und Jurisprudenz; nur geht Das nicht gegen Nietzsche, der sich für Ethik ja nur mehr im Sinn der Geschichte der Moralanschauungen, Moralgefühle und Instinkte interessirte, im Uebrigen aber Einer war, der sich des menschlichen Handelns als Auffordernder annahm; das Handeln aber kümmert Mauthner nicht, wenn er am Schluß des Werkes auch Einiges über den praktischen Werth der Sprachkritik sagt. Wohl aber ist richtig — worauf jüngst auch Coßmann hinwies —, daß, theoretisch genommen, Nietzsches Moralkritik und seine Ansätze zur Erkenntnißkritik nur entzückende Plänkeleien auf den Außenwällen der Sprachkritik vorstellen, und ferner, daß seine Wortfreude und sein Hang, alle Fragen nur auf die Moralverfassung der Fragesteller hin anzusehen, ihn dauernd gehindert haben, die Fragwürdigkeit der Sprache zu erkennen. Und zum Schluß ist er gar ein Systematiker geworden; der „Wille zur Macht“ ist ein System: was er als Kennzeichen des Uebermenschen fand, sollte als wirkendes Prinzip in aller Natur nachgewiesen werden; der Mensch war also wieder einmal die Krone der Schöpfung. Uebrigens gehört aber solches Auffordern, wie es Nietzsche übt, die ganze Politik zum Beispiel, so weit sie in Worten vor sich geht, natürlich auch zum Stoff der Sprachkritiker; also auch hier noch Arbeit genug. Sonst nenne ich von den Gebieten, denen die Kritik der Terminologie besonders noththut: die Medizin, die Physiologie, die Psychologie (Was ist Krankheit? Was Leben? Individuum? Organ? Funktion? Gedächtniß? Was ist unbewußt und automatisch?), allgemeine Naturwissenschaft (Kausalität Neoteleologie, Vererbung), Physik und Chemie (Atom, Gravitation und Affinität), Darwinismus. Ich gebe nur Stichproben. Die Theologie, so weit, sie nicht zur Völkergeschichte und Psychologie gehört, braucht sich an dieser Revision nicht zu betheiligen; ihrer hat sich ja auch der Professor Delitzsch angenommen. Dabei muß ich erwähnen, daß Mauthner auch für die Keilschriftkunde Winke giebt, die zu beachten vielleicht gerade jetzt werthvoll wäre.

Zwei Gebiete aber hat Mauthner abgethan: die Grammatik (so weit nicht, wie es die Junggrammatiker lieben, die Sprachgeschichte unter diesem Namen getrieben wird) und die Logik.

Zu den besten und schlechtesten Lesern des Buches gehören solche, die erklären, Das, wogegen Mauthner so leidenschaftlich kämpfe, werde eigentlich von keinem Menschen behauptet. Das ist insofern richtig, als diese Dinge so, wie der Sprachkritiker sie bekämpft, gar nicht behauptet werden konnten. Wenn man Etwas für so selbstverständlich hält, daß Einem gar nicht in den Sinn kommt, die Fraglichkeit in Betracht zu ziehen, fehlt natürlich auch jede scharfe Formulirung. Wenn Mauthner also, zum Beispiel, zeigt, daß es in der Wirklichkeitwelt weder Substantive noch Adjektive gebe, so liegt es einem einsichtigen Oberflächlichen sehr nah, mit dem Einwand aufzubegehren: Das

Digitized by Google

habe doch gewiß noch nie Jemand behauptet. Freilich nicht; man hat sich damit begnügt, die Dinge mit ihren Eigenschaften für wirklich zu halten, und wo man unter dem Einfluß von Locke, Berkeley, Kant oder Helmholtz so weit ging, ihre Unwirklichkeit oder Idealität zu behaupten, hat man von den Kategorien des Verstandes oder spezifischen Sinnesenergien gesprochen, als ob unwirkliche Wirklichkeiten wie solche Entitäten, undingliche Dinge gleich dem Ding an sich nicht erst recht Hauptwörter wären, Wörter κατ' ἐξοχήν. Ein ähnlicher Einwand, den ich schon hörte, wäre mit Mauthners Terminologie etwa so zu formuliren: Nichts ist im Intellekt, was nicht in den Sinnen ist; die Sprache ist kein Erkenntnißmittel; erkannt wird nur, was neu wahrgenommen wird. Das sei richtig und unbestritten; aber die Sprache als Gedächtniß sei eben doch ein wundervolles Mittel zur Aufspeicherung der Erkenntnisse. Und dann immer das alte Lied über den praktischen Werth der Sprache: ohne Sprache kein Haus, keine Eisenbahn, kein Telegraph, keine chemische Industrie und so weiter. Der Hund springe sprachlos über den Graben; der Mensch mit seiner Sprache fahre in fünf Tagen über den Ozean. Das sind Einwände, die schon in Betracht kommen; und vielleicht rührt Mauthner an dieses Problem, das man mit Worten Poes das Problem des Zutreffens, des Stimmens, der Uebereinstimmung, der Konsistenz nennen könnte, so oft er auch daran tippt, doch mit zu leiser und vorsichtiger Hand. Poe polemisirt in seinem Buch „Heureka" sehr ergötzlich und scharfsinnig gegen Deduktion und Induktion und erklärt, das einzige Merkmal für eine Wahrheit sei, daß sie stimme. Dieses Räthsel, daß so Vieles in unseren Erkenntnissen zu stimmen scheint, brauchbar ist, angewandt werden kann; daß wir mit unseren Zufallssinnen — fast möchte man sagen: mit unseren falschen Sinnen —, mit unseren unwirklichen Begriffsrubriken und mit der ganzen Ordnung unseres Menschendenkens der Natur so viel abgewinnen, ist das stärkste Argument des fortschrittsfrohen, mit Technik protzenden Bildungseuropäers gegen Mauthners große Skepsis.

Aber vielleicht ist es in Mauthners Sinn, Lessings Antwort an Jacobi, die berühmt sein sollte, seit Mauthner sie uns ausgelegt hat, auch hier anzuwenden. Das Wort heißt: „Für den Menschen". Sollte es denn wunderbar sein, daß Alles, was der Mensch sehr menschlich aus der Natur herausholt, für den Menschen auch brauchbar ist? Ich meine, wenn wir darüber staunen, daß wir rechnen, erfinden, entdecken, bauen und zersetzen können, dann müssen wir eben so unglaublich finden, daß wir essen, daß wir verdauen, daß wir leben.

Mauthner leugnet also nicht, daß des Menschen Denken, sein Gedächtniß, seine Sprache menschlich ist und bewirkt hat, daß wir mit Hilfe dieses besonderen Organs anders leben als andere Thiere. Er leugnet nur, leugnet es großer Tragik voll, daß es uns über das Nur-Menschliche hin-

Digitized by Google

ausbringt, daß es uns zur „Natur", zum Makrokosmos führt. Den Faust muß uns noch Einer schreiben: wo Faust nicht blos am Anfang, sondern erst recht am Abschluß seines Lebens, trotz dem Teufelsbund, trotz all seiner Technik, trotzdem er bei den Müttern war, in die verzweifelte Klage ausbricht, daß wir nichts wissen können und daß kein Flügel uns vom Boden hebt. Nur in dieser Stimmung, nur wenn man so Großes wollen möchte, kann man Mauthners Gedanken irgend beikommen. Nur in dieser Stimmung hat man Sinn für die schauerliche Tragikomik der anthropomorphischen Gottesvorstellung des alten Orients. Freilich ist unsere Welt, in die wir mit Sinnen, Organen und Gedanken hineingefesselt sind, nur vom Menschenwesen erschaffen worden. Es ist sehr menschlich von dem alten Herrn; sehr... Der Einwand gegen Mauthner, von dem ich in diesen Betrachtungen ausgehe, ist also der ewige Wagner im Gespräch mit Faust; Wagner hat ja wohl der naturwissenschaftlichen Fakultät angehört. Wir haben es herrlich weit gebracht; wir essen mit Gabeln und telegraphiren ohne Draht.

Die Sprache ist also — mit der bildlichen Ausdrucksweise der Physiologie zu sprechen — eine Gehirnfunktion, die nur jünger, nicht schlechter ist als die anderen Funktionen des Centralnervensystems. Wir haben Begriffe, Zahlen und Naturgesetze, wir bauen mit ihrer Hilfe den Eiffelthurm, wie wir mit Hilfe anderer Centren gehen, essen und uns fortpflanzen. Nur: man hatte uns mehr verheißen. Wir sollten die Welt verstehen. Das heißt doch wohl, wenns überhaupt Etwas heißt: zur Welt werden, aufhören, ein bloßes Menschenthier zu sein. Man hatte uns von unserer göttlichen Vernunft erzählt. Das hat jetzt aufgehört. Die Sprache ist ein thierisches Organ. Das ist weitaus das Beste, was von ihr zu sagen ist.

Man wird leicht merken, daß ich hier von Dem, was gemeinhin Sprache genannt wird, schon fast gar nicht mehr rede, sondern von der Kunstsprache der Mechanik und Chemie, von den Zahlen vor Allem, mit den Neuschöpfungen der Mathematik, also von ganz jungen Spracherscheinungen. In einem der glänzendsten Kapitel des Buches wird gezeigt, daß auch die Zahl sich nur in unserem Kopf befindet, aber nicht in der Wirklichkeit, nicht in der Sinnenwelt, daß aber trotzdem die Differentialrechnung die verblüffendste, wundervollste Annäherung an die Daten unserer Sinne, an die Natur also, zu Stande bringt. Den Hymnus auf die Sprache als Werkzeug, den man Mauthner entgegenrufen will, hat er also selbst angestimmt, und genau da, wo er hingehört. Die Sprachkritik ist eben nicht nur Umsturz, sondern, wie jede fruchtbare Kritik: Reform und Weiterbildung. In diesem Zusammenhang wird auch die große Ahnung ausgesprochen: was sich heute Darwinismus nennt, die Beschreibung der gehäuften kleinen Veränderungen in der Natur, werde einst mit Hilfe der Differentialrechnung formulirt werden. Nicht auf eine Algebra der Logik

Digitized by Google

oder der Grammatik geht es hinaus; die will nichts anderes, als tote Arabesken modern aufputzen, sondern auf Etwas wie Umwandlung der Sprachwerkzeuge in Rechenwerkzeug. Ein popularisirender Naturforscher, Professor Dodel-Port, hat einmal sein Programm in die Frage gebracht: Moses oder Darwin? In unserem Zusammenhang wäre zu sagen, daß noch unendlich viel Moses in Darwin steckt, unendlich viel längst gestorbenes Begriffswerk, das uns, während wir es bereden, im Munde fault. Nicht Moses oder Darwin, sondern Darwin ohne Moses, Darwin nicht auf den morschen Krücken der Begriffe, sondern auf den neuen Krücken der Zahl. Auf Krücken aber immerhin und immerzu. Was unter diesen neuen Krücken zu verstehen ist, wird noch klarer, wenn man erwägt — worauf Mauthner verweist —, daß es heute schon den Chemikern unmöglich ist, ihre Methoden und Ergebnisse, statt in Formeln, in den Worten der Umgangssprache auszudrücken. Die Sprache hat aufgehört, an manche Thatsächlichkeiten noch erinnern zu können; schwankend und fließend that sie es immer; nun geht es gar nicht mehr.

Schon unsere Sinne hatten die ungeheure Komplizirtheit und Mannichfaltigkeit der Natur fast läppisch vereinfacht, spezifizirt, in fünf oder sieben Schubfächer eingesperrt; die Begriffe fuhren damit fort, um unseres Gedächtnisses willen alle Wahrnehmungen auf unsere Interessen, alle wirksamen Kräfte um unsere Zwecke herumzuspulen; aus hunderttausend Einzelerscheinungen wurde ein Baum; aus hunderterlei Bewegungen ein Verbum. Die Zahl hat die Aufgabe, dieses Einfache, Ausgelaugte wieder zu kompliziren, so daß wir doch einigermaßen an die Eindrücke unserer ohnehin verfeinerten und verbesserten Sinne erinnert werden. Die Zahl reinigt die Sprache von den gröbsten Vermenschlichungen; die Zahl ist aber der Bildersprache unserer Sinne so sehr entrückt, so sehr eine Welt für sich, sie erinnert, obwohl wir sie nur vom Bekannten her haben können, so sehr an Unbekanntes, ist so eine unmetaphorische Metapher, daß sie uns nicht nur über unsere Interessen und Zwecke, sondern sogar über unsere Sinne erheben kann. Für unsere Sinne ist das Licht etwas unvergleichlich viel Realeres als die indirekt erlangte Elektrizität; der rechnende Physiker kommt ziemlich weit über diesen Gegensatz hinaus; er ist, wie von Sprachbildern, so auch von Sinnenbildern relativ frei und lebt in Realitäten, an die er kaum mehr erinnert. Ich denke, Mauthner meint das Selbe, wenn er sagt, andere Worte seien schlechte Bilder der Wirklichkeiterinnerungen, Zahlworte aber ganz unwirklich, einzig und allein gute Bilder ihrer selbst.

Was ich vorhin Moses nannte — und natürlich eben so gut Plato oder Kant nennen könnte —, war bisher in meiner Darlegung nur ein sehr hyperbolischer Ausdruck für Begriffe und Worte. Die aber sind doch immer noch für die Sprache als Werkzeug das allenfalls Brauchbare. Wie verhältniß-

Digitized by Google

mäßig erträglich wäre die Sprache, wenn sie nur Terminologie wäre; wenn die gezierte Heuchelei der Grammatik, die Lüge der Logik nicht wäre! Zur Theologie, zur Wissenschaft, zur Weltanschauung wird die Sprache erst durch den Satz oder das Urtheil, durch die Gliederung, die Beziehungen, den Aufbau. Wie Mauthner die Hohlheit, Unsicherheit, Nichtigkeit und Sinnlosigkeit der Kasusformen, der Modi, der Zeiten, des Satzbaues, der Urtheile, der Schlußfolgerungen bis ins Einzelne verfolgt: Das muß ihm fast und müßte auch guten Lesern beinahe eine Erholung gewesen sein. Denn muß man sonst freilich viel arbeiten, um ihm zu folgen, um ihn zu fassen, so ist er hier auf einem Boden, den er sich schon vorher ganz fest gestampft hat, und es ist nach Mauthners Darlegungen einfach konstatirt: wie die Worte und Begriffe Erinnerungen, also Versuche der Annäherung an die Wirklichkeitwelt sind, so sind die Sprachformen wie die Formen der Logik ohne jede Beziehung zu irgend welcher Wirklichkeit, ohne jeden Werkzeugcharakter, nur werthvoll für die Wortkunst, damit zwischen den Klängen, die Etwas bedeuten, auch Klänge sind, die nichts bedeuten, durch die hindurch wir gefühlsmäßig und rhythmisch Unsagbares ahnen können. Insofern freilich wieder ein wundervolles Werkzeug: keine andere Kunst kann so ohne Mischung der Darstellungarten, nur rein durch ihr einziges Ausdrucksmittel, die Sprache, Sinnenbild und Musik zugleich zum Sinnbild gestalten.

Es wäre aber wiederum ein großer Irrthum, die Selbstverständlichkeit, von der ich spreche, daß die Sprachformen nichts Wirklichem entsprechen, so zu deuten, als ob man auch Das schon immer gewußt habe. Durchaus nicht; wie fern diese Einsicht einem so denkeifrigen Jünger Kants blieb, wie es Schiller doch war, zeigt eine Stelle aus einem Brief an Körner — ich finde sie bei Hebbel —, die auch sonst hier von Interesse ist. Schiller will auseinandersetzen, wie schwierig es sei, durch das Mittel der Sprache, die nur über Allgemeinbegriffe verfüge, aber nicht Individuen abbilden könne, doch den Eindruck des sinnlich Leibhaften zu erwecken. In diesem Zusammenhang sagt er: „Das Medium des Dichters sind Worte: also abstrakte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältnisse durch Regeln bestimmt werden, davon die Grammatik das System enthält . . . Sowohl die Worte als ihre Biegung- und Verbindungsgesetze sind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, sondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen . . . Das darzustellende Objekt muß also, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anschauung verwandelt wird, durch das abstrakte Gebiet der Begriffe einen sehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von seiner Lebendigkeit (sinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Besondere darzustellen, als die künstliche Zusammensetzung des Allgemeinen (‚der eben

Digitized by Google

jetzt vor mir stehende Leuchter fällt um' ist ein solcher individueller Fall, durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt). Die Sprache stellt Alles vor den Verstand und der Dichter soll Alles vor die Einbildungskraft bringen (darstellen); die Dichtkunst will Anschauungen, die Sprache giebt nur Begriffe. Die Sprache beraubt also den Gegenstand, dessen Darstellung ihr anvertraut wird, seiner Sinnlichkeit und Individualität und drückt ihm eine Eigenschaft von ihr selbst (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd ist; und so wird er entweder nicht frei dargestellt oder gar nicht dargestellt, sondern blos beschrieben." Man sieht: die Hemmungen, die die Sprache seiner Kunst in den Weg legt, hat Schiller wundervoll klar erfaßt; er hat sie sogar einseitig betont, denn diese Allgemeinheit und einschleiernde Ungewißheit der Sprache ist als Kunstmittel ja auch wieder ihr großer Vorzug. Das aber wußte man in der vorromantischen Zeit noch nicht, die nur auf Plastik aus war, aber nicht auf Musik. Daß aber die Sprache dem Verstand Wirkliches giebt, daß sie zwar nicht darstellen, aber beschreiben kann, daß die Allgemeinbegriffe Bezeichnungen für wirkliche Gesammtheiten sind, daß die Grammatik das System ist, wodurch die Beziehungen dieser Gesammtheiten bezeichnet werden: all Das bezweifelt Schiller keinen Augenblick. Skeptisch und bedenklich tritt er der Sprache gegenüber, wo es sein Fach, die Poesie, angeht; darüber hinaus vertraut er ihr gläubig. Daß der Unterschied zwischen Individuen und Gattungen nur ganz relativ ist, sei nur nebenbei angemerkt; sehr Skeptisches über die Realität des Individuellen und Bedeutsames über die Ueberwindung des Nominalismus durch ein Wiederaufleben des mittelalterlichen „Realismus", der Lehre von der Wirklichkeit des Allgemeinen — das sich dann freilich keineswegs mehr durch substantivische Allgemeinbegriffe ausdrücken läßt, das also auch den Bann der Kausalität gesprengt haben müßte —, findet man in Mauthners drittem Band; auch auf meinen Aufsatz „Das Individuum als Welt" möchte ich in diesem Zusammenhang hinweisen.

Die Klage Schillers aber, daß der Dichter „in den Fesseln der Sprache" das Wirkliche bezwingen müsse, ist von einem Dichter unserer Zeit neu aufgenommen worden: von Hugo von Hofmannsthal. Sein Manifest, das wohl nicht ohne Kenntniß der Sprachkritik Mauthners verfaßt sein wird, bringt mich dazu, auf die Berührungen zwischen Mauthners Werk und der jungen lyrischen Kunst — der einzigen Poesie, die ich zur Zeit in Deutschland finde — einzugehen. Mauthner zwar sagt mehrmals, der Naturalismus sei eine erfreuliche Bestätigung seiner Sprachkritik; ich lasse Das sehr dahingestellt, da ich dem Naturalismus keine künstlerische, nur soziale Bedeutung zuerkenne, die er in Folge der Schwächlichkeit und Hinfälligkeit, mit der er bei uns auftrat, aber auch schon wieder nahezu eingebüßt hat. Ich dagegen finde — vielleicht zu Mauthners Entsetzen — tiefere Zusammenhänge zwischen

Digitized by Google

der Sprachkritik und den Dichtern Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel und Alfred Mombert. Man möchte ja immer gern zusammenbringen, was man gleicher Weise liebt; aber ich möchte doch zeigen, warum dies anscheinend weit Abliegende mir einen Zusammenklang giebt.

In der Prosadichtung, die ich nannte — „Ein Brief" heißt sie — erzählt Einer von sich: „Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine große Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden; und in aller Natur fühlte ich mich selbst . . . Das Eine war wie das Andere; Keines gab dem Anderen, weder an traumhafter überirdischer Natur noch an leiblicher Gewalt, nach; und so gings fort durch die ganze Breite des Lebens, rechter und linker Hand; überall war ich mitten drinnen, wurde nie ein Scheinhaftes gewahr: oder es ahnte mir, Alles wäre Gleichniß und jede Kreatur ein Schlüssel der anderen." Im weiteren Verlauf erzählt nun der junge Dichter, wie dieses tiefe Gefühl ihm wohl bleibt und nur immer mehr von ihm Besitz ergreift, wie es ihm aber nach und nach unmöglich wird, es in Worte zu gestalten; wie es immer mehr in Schweigen, in Sprachlosigkeit versinkt: „ . . . Die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgend welches Urtheil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze. Mein Geist zwang mich, alle Dinge . . . in einer unheimlichen Nähe zu sehen: so wie ich einmal in einem Vergrößerungsglas ein Stück von der Haut meines kleinen Fingers gesehen hatte, das einem Blachfeld mit Furchen und Höhlen glich, so ging es mir nun mit den Menschen und ihren Handlungen. Es gelang mir nicht mehr, sie mit dem vereinfachenden Blick der Gewohnheit zu erfassen. Alles zerfiel mir in Theile, die Theile wieder in Theile; und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten und die ich wieder anstarren muß: Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt."

Dies Manifest nicht nur, sondern auch die Kunstübung Hofmannsthals und Derer, die ich mit ihm zusammen nannte, ist die Abkehr von Dem, was sich bisher Poesie nannte und was Rhetorik war. Schiller, der in dem Brief an Körner die plastische Gestaltung der Welt in Worten als das große Ziel des Dichters bezeichnete, hat es nur zur Rhetorik gebracht und schon seine jüngeren Zeitgenossen, die Romantiker, lachten über das „Lied von der Glocke", als es eben erschienen war, daß der Tisch sich bog. In der Rhetorik ist die Musik, der Wohlklang, das Instrument, das uns Worte und Begriffe beibringt; in der neuen Poesie, die seit Goethe, Novalis und Brentano im Entstehen ist, sind dagegen Worte und Begriffe das Instrument, das uns

zur Musik führt, — zum Rhythmus, zum Unsagbaren, das in uns einschwingt und uns mitschwingen läßt. Und wenn es bei Schiller nur eine aufblitzende Einsicht war, die sein Dichten wenig beeinflußte, daß die Sinnenwelt nicht sagbar ist, so geben uns nun die Poeten nicht nur den Rhythmus ihres Lebens und ihrer Gefühle, sondern eben so die Bilder der Sinnenwelt als das Unsagbare. Dieses Ineinandereinschwingen der Unsagbarkeiten, die von den entgegengesetzten Enden herströmen — der Rhythmus aus der Zeit, das Sinnenbild aus dem Raum, — dieses Auflösen alles Realen im Elemente des Traumes: Das finde ich in den Dichtungen Derer, die ich genannt habe, und Das eben scheint mir die Stimmung zu sein, in der man einzig und allein von der Sprachkritik zur Wortkunst zurückkehren kann. Mauthner hat uns gezeigt, daß die begriffliche Wissenschaft unserer Sehnsucht, die Welt und unser Eigenes anders als nur-menschlich zu erfassen, nimmer Genüge thun kann; die Kunst aber kann es in den Momenten, wo wir in ihr leben. Wir gewinnen und schaffen Welten und verlieren uns selbst.

Dies also ist, meine ich, der praktische Werth der Sprachkritik: daß sie uns zwar keine religiöse Weltanschauung giebt, dafür aber die große Stimmung, in der wir ihrer entrathen können. Ob es Eckhards Mystik ist, die sich aus dem Schoß der Skepsis losringt, oder die „himmelsstille, himmelsheitere Resignation der Entsagung", die Mauthner uns als letztes Ende bringt, oder der dionysische Pessimismus, zu dem Nietzsche kam: Dem, der sie in sich fühlt, hat Mauthners Sprachkritik ihr Bestes gegeben: Ruhe aus der Verzweiflung. Eine andere giebt es für uns nicht mehr, sofern wir erkenntnißtheoretische Leidenschaft haben und Stolz, uns nicht gegen unseren Kopf zufrieden zu geben. Diese erkenntnißtheoretische Leidenschaft und dieser tapfere Stolz, — wenn die aus Mauthners Buch heraus zu unserer Generation kommen könnten, zu einem Geschlecht, in dem die Renovatoren toter Geistesgespinnste wieder einmal obenauf sind, wo man aus kümmerlicher Ethik, matter Politik und etwelcher Volksbeglückung sich entschließt, dem Volk die Religion zu erhalten, und ganz zu fragen vergißt, was die Erkenntniß dazu sagt, die im Leugnen so stark sein kann, wie sie im Erbauen machtlos ist: Das wäre der große praktische Nutzen des Buches für unsere Zeitgenossen.

Hermsdorf (Mark). Gustav Landauer.*)

---

*) Seine in der „Zukunft" über diesen Gegenstand veröffentlichten Artikel will Herr Landauer mit anderen Arbeiten in einer Schrift vereinen, die, unter dem Titel: „Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik", im April bei F. Fontane & Co. erscheinen soll.



Digitized by Google

Goethe als Pathe.

An verschiedenen Stellen schon habe ich auf eine von Familienforschern und Geschichtschreibern bisher fast gänzlich übersehene Erscheinung hingewiesen. Als nämlich die Pfarrämter noch die Personenstandsverzeichnisse führten, wurde bei der Eintragung unehelicher Geburten in der Regel nur, wenn es sich um Eltern geringen Standes oder wenigstens um eine Mutter niederen Standes handelte, die Unehelichkeit mit voller Deutlichkeit im Kirchenbuch hervorgehoben. Das geschah dann meist dadurch, daß der Eintragende dem Kinde oder der Mutter ein rohes, oft nicht einmal der Sachlage entsprechendes Beiwort beilegte. Gehörte jedoch die uneheliche Mutter oder der Vater oder Beide dem sogenannten höheren Bürgerstande oder gar dem niederen Adel an, so wurden oft die merkwürdigsten Kunststücke angewandt, um die Unehelichkeit zu verschleiern. Gehörte der Vater dem hohen Adel an, so war solches Verfahren die Regel. Bei der Sammlung der Beispiele für diesen Brauch fand ich einen Taufschein, der nicht nur für die Kenntniß des Verschleierungverfahrens merkwürdig ist, sondern auch sonst Aufmerksamkeit verdient.

Es ist bekannt, daß der Herzog Karl August zu Sachsen-Weimar zu Karoline Jagemann ein Verhältniß unterhielt. Die schöne Schauspielerin gebar dem Herzog am fünfundzwanzigsten Dezember 1806 einen Sohn, der am achtzehnten Januar 1807 getauft wurde. Der Taufschein, den ich kürzlich im Kirchenbuch der weimarer Hofkirche entdeckte, lautet:

„Nr. 482. Des weiland Herzogl. Sächsz. Raths und Bibliothecarii allhier Herrn Christian Joseph Jagemann nachgelaszenen eheleiblichen zweiten Tochter erster Ehe Sophia Carolina Jagemann Söhnlein ist gebohren Donnerstags den 25sten Decbr. a. p. und Sonntags als den 18ten Januar a. c. nachmittags 12 Uhr von dem H. Oberconsist. Rath Günther im Hause getauft worden. Er erhielt in der Heiligen Taufe die Namen: Karl von Wolfgang.

Die hohen Taufpathen waren:

1. Sr. Excellenz Herr Johann Wolfgang von Göthe, Herzogl. Sächs. Geheimer Rath allhier.

2. Herr Christian Gottfried Theodor Ortmann, Herzogl. Sächs. Kammerrath allhier."

Als nachträgliche Zusätze sind in das Kirchenbuch geschrieben:

1. neben den Namen „Karl von Wolfgang" der Vermerk: „Gestorben in Dresden am 17. Febr. 1895 als Generalmajor";

2. am Ende: „Statt der unrichtig eingetragenen Vornamen der am 25. Januar 1777 geborenen Mutter — Sophia Karolina Dorothea — muß es zu Folge der vom Großherzoglichen Staatsministerium unter dem 3. Juni 1875 angeordneten Berichtigung: — Henriette Karolina Friederica — heiszen. Schilling, Hofkirchner."

3. „Vorgenannte Henriette Karoline Friderike Jagemann war die unterm 16. Mai 1809 als Frau von Heygendorff geadelte Sängerin und Schauspielerin am Theater zu Weimar, die sich nach dem Tode des Großherzogs Karl Augusts nach Dresden zurückzog und dort am 10. Juli 1848 starb. Nachrichtl. W. Schilling."

Digitized by Google

Der Täufling ist, wie der Zusatz ganz richtig sagt, der als königlich sächsischer Generalmajor am siebenzehnten Februar 1895 zu Dresden verstorbene Karl Wolfgang von Heygendorff, der also seinen einen Vornamen Karl nach seinem Vater Karl August, den anderen, Wolfgang, nach seinem Pathen Goethe erhielt. Unrichtig ist in dem letzten Zusatz die Angabe des Ausfertigungtages der Verleihung des Adels an Henriette Karolina Friderika Jagemann. Am sechzenten Mai 1809 wurde nämlich nicht sie, sondern ihr und des Herzogs Karl August natürlicher Sohn Karl Wolfgang vom Herzog geadelt, nachdem die Mutter schon am siebenundzwanzigsten Januar 1809, als Geburtstagsgeschenk, den Adel unter dem Namen „Frau von Heygendorff" erhalten hatte.

Bemerkenswerth ist auch in diesem Taufschein die Verschleierung der Unehelichkeit. Kein Wort deutet diese Thatsache an. Selbst der in solchen Fällen häufig vorkommende Vermerk „unehelich" oder „spurius" ist vermieden. Dagegen ist in dem Taufschein aus den Vornamen: „Karl Wolfgang" ein „Herr von Wolfgang" mit dem Vornamen „Karl" gemacht und dem Leser anheimgestellt, sich zu denken, welcher „Herr von Wolfgang" der Vater des Täuflings und der Ehemann seiner Mutter sei.

Diese Vorgänge sind in Goethes Tagebüchern nicht erwähnt, wohl aber in den Briefen. Am fünfundzwanzigsten Dezember 1806, also am Geburtstag des Knaben, schreibt Goethe an den Herzog:

„Ew. Durchl.

hätte so gern schon lange nach so manchen Uebeln ein erfreuliches Wort zugerufen; aber erst heute gefällt es dem kleinen Ritter, seinen Wolfsgang ins Leben anzutreten. Er scheint gesund und wacker, brav wird er auch werden; denn so hat er sich schon verbunden mit der Mutter in jenen Schreckenszeiten gehalten."

In der zweiten Hälfte des Januar 1807 schreibt Goethe einen Brief an den Herzog. In einer Nachschrift heißt es: „Die Heilige Handlung ist vergangenen Sonntag früh um Eilf anständig und heiter vorgenommen worden, woben wir es an den besten Wünschen für Ihr Wohl und Ihre Freude nicht fehlen lassen. Also geschehe es!" Dieser Brief soll, nach der weimarer Ausgabe, die Tagesbezeichnung: „15. Januar 1807" tragen. Ist diese Angabe richtig, so muß die Nachschrift erst am neunzehnten Januar frühestens zugesetzt sein. Die Taufe fiel, wie der Taufschein lehrt, auf den achtzehnten Januar, der thatsächlich ein Sonntag war. An der Richtigkeit der Tagesbezeichnung im Kirchenbuch ist nicht zu zweifeln. Goethes Nachsatz giebt obendrein auch einen Sonntag als Tag der Taufe an.

Diese Feststellungen geben mir nun noch Gelegenheit, auf ein spaßhaftes Versehen hinzuweisen, das in der weimarer Goetheausgabe in Bezug auf die Absendungzeit oder auf den Inhalt eines anderen Briefes von Goethe an den Herzog untergelaufen ist. Dieser Brief ist unter den Briefen des Jahres 1806 aufgeführt und trägt hier die Nummer 5254. Als vermuthliche Zeit der Absendung sind die Tage zwischen dem neunzehnten und dem sechsundzwanzigsten Oktober 1806 angegeben. Der Brief enthält den Satz: „Den neuen, lange erwarteten Ankömmling habe ich gesehen; er ist wohlgebildet und hat eine gute Farbe und verspricht, zu leben. Möge er, wenn er einst die Welt erkennt, sie lustiger finden, als sie uns nun erscheint! Ich bin zu alt, ihn einzuführen, doch

Digitized by Google

vielleicht kann ich ihm noch Etwas werden. Auch die Zimmer der Mutter sind wieder ordentlich hergestellt und anständig und bequem, dank sey es der Tischlerfertigkeit, die das zerschlagene und zerstoßene Holz bald wieder in Restauration gebracht haben".

Nach den Anmerkungen der Weimarer Ausgabe soll sich dieser Satz des Briefes auf „einen Sohn Karl Augusts und der Frau von Heygendorf" (der Name ist richtiger mit zwei f zu schreiben) beziehen. Zum Ueberfluß ist in der Anmerkung noch auf die vorhin erwähnten Stellen aus den beiden anderen Briefen hingewiesen. Also: der Brief soll zwischen dem neunzehnten und dem sechsundzwanzigsten Oktober 1806 geschrieben sein. Goethe sagt darin, er habe den „neuen, lang erwarteten Ankömmling" gesehen. Der ist aber erst am fünfundzwanzigsten Dezember 1806 geboren. Das ist doch höchst sonderbar. Es giebt keine Begabung, die ich dem unsterblichen Dichter nicht zutraue; aber die Fähigkeit, zwei Monate vor der Geburt einen neuen Weltbürger zu sehen, sogar zu wissen, daß er „wohlgebildet" ist und „eine gute Farbe hat", muß ich ihm doch absprechen. Da ist also gar kein Zweifel möglich: entweder ist die aus Vermuthungen hergeleitete Zeitangabe der Weimarer Ausgabe für die Absendung des Briefes falsch oder der „neue, lang erwartete Ankömmling" ist nicht Karl Wolfgang von Heygendorff. Nun ergiebt, wie mir scheint, die Fassung Goethes, daß es sich nur um einen nahen Verwandten oder einen Sprößling des Herzogs oder um einen Sprößling Goethes handeln kann. Ein naher Verwandter des Herzogs, den Goethe in dieser Zeit gesehen haben könnte, ist damals nicht geboren worden; das jüngste und letzte Kind Goethes, die nach drei Tagen verstorbene Kathinka, kam im Jahre 1802 zur Welt; also kann nur Karl Wolfgang, des Herzogs natürlicher Sohn, gemeint, der Brief also nur nach dem fünfundzwanzigsten Dezember 1806 geschrieben sein. Daß er vor dem achtzehnten Januar 1807, dem Tage der Taufe, geschrieben ist, scheint mir die Vergleichung seines Inhaltes mit dem der beiden anderen Briefe zu ergeben. Die selbe Folgerung ergiebt sich aus folgender Ueberlegung. Am neunzehnten Oktober 1806 hatte sich Goethe mit Christiane Vulpius trauen lassen; in dem Briefe vom fünfundzwanzigsten Dezember 1806 schrieb er dem Herzog darüber: „Da man der bösen Tage sich oft erinnert: so ist es eine Erheiterung auch der guten zu gedencken und mancherley Epochen zu vergleichen, so fiel mir auf, dasz heute vor siebzehn Jahren mein August mich mit seiner Ankunft erfreute. Er läszt sich noch immer gut an und ich konnte mir Ew. Durchl. Einwilligung aus der Ferne versprechen als ich, in den unsichersten Augenblicken, durch ein gesetzliches Band, ihm Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte."

Es ist ganz unbegreiflich, warum Goethe in einem angeblich zwischen dem neunzehnten und sechsundzwanzigsten Oktober, also unmittelbar nach seiner Trauung geschriebenen, noch dazu, wie der Inhalt beweist, höchst vertraulichen Brief seinem Jugendfreund die Thatsache seiner Verheirathung verschwiegen und sie ihm erst zwei Monate später mitgetheilt haben sollte. Die vermuthete Zeitbestimmung ist sicher falsch. Man fragt sich auch vergeblich, wie Goethe es machen sollte, in diesen Tagen an den Herzog einen Brief abzuschicken, da er etwa am einundzwanzigsten Oktober an Knebel schreibt: „Vom Herzog weiß man nichts."

Großlichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Digitized by Google

Das gelbe Pulver.

Nachdem der Mann Jahre lang gelitten hatte, schrieb er an seinen Arzt. Seine Schrift ist kaum wieder zu erkennen; er schrieb unter Schmerzen und Qualen.

„Mein lieber Doktor!

Es ist nicht mehr zum Aushalten. In letzter Nacht nicht eine Minute geschlafen. Das Herz tobt oder will ganz stehen bleiben. Und dieses schreckliche Bohren! Und dieser abscheuliche Ekel! Und diese Hinfälligkeit, — hoffnungslos! Und die Schmerzen im Magen, im Rückgrat: zum Wahnsinnigwerden! Ich bat Sie gestern kniefällig und ich bitte Sie heute um Gottes willen: geben Sie mir was, daß ich einschlafen kann. Um mich gesund zu machen, haben Sie kein Mittel; es giebt keins; ich bin morsch durch und durch. Aber ein Mittel haben Sie und viele Mittel, daß ich kann einschlafen für immer. Ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist: seien Sie barmherzig. Und wenn Sie die That nicht auf sich nehmen wollen, so vergessen Sie Etwas bei mir, ein Fläschchen, ein Pulver, ich werds nutzen, auf meine Verantwortung. Das größte Gift habe ich ja längst in mir, das vergiftete Blut. Heilen Sie mich, Doktor, und lassen Sie mich einschlafen. Ich bin Herr meines Lebens und verfüge darüber; wen geht Das an? Ich will erlöst sein und ich kann nicht aufhören, zu bitten: Erbarmen, Erbarmen!"

So schrieb der Kranke an seinen Arzt. Als er versichert war, daß der Brief im Postkasten lag, athmete er schwer auf. Nun ists entschieden. Aber was wird geschehen? Wird der Doktor schreiben: Also, in Gottes Namen, wenn Sie die Verantwortung tragen, ich will Ihr Leiden enden. Oder wird er sagen: Das ist frevelhaft, was Sie verlangen. Sie müssen, was die Natur über Sie verhängt hat, tragen, wie es tausend Andere thun, die nicht minder leiden als Sie. Ihr Verlangen kann nimmer erfüllt werden. Was wird er schreiben?

Allein der Doktor schrieb nichts und sagte nichts. Er kam, wie gewöhnlich, zu seinem Kranken, sagte, wie gewöhnlich, seine beruhigenden Worte, daß sein Körper nur so verweichlicht, so widerstandlos und wehleidig, sein Geist so muthlos sei. Und gegen die rheumatischen, neuralgischen und anderen Schmerzen verschrieb er die lindernden Mittel, wie immer. Einmal, als er das von der Apotheke geholte Fläschchen mit der grünlichen Flüssigkeit in der Hand hielt, sagte er mit bedeutsamem Ton: „Ich denke, mein Lieber, Das wird Ihnen gut thun. Abends, wenn die Schmerzen unerträglich werden sollten, nehmen Sie etwa fünf Tropfen zu sich, nicht weniger!" ... Der Kranke schaute ihm scharf in die Augen; die zuckten kaum merklich. Im Uebrigen betrug sich der Arzt wie gewöhnlich und ging gelassen davon.

Am Abend begann, wie immer, das grausame Bohren im Haupt, der Hüftschmerz, das Angstgefühl. Der Kranke starrte auf das grünliche Fläschchen, streckte seine Hand danach aus, nahm es aber nicht. Er griff zu den anderen Mitteln, die in Flaschen und Pulvern noch herumstanden, und nahm sie nach der Vorschrift zu sich. Aber die Qual stieg, er krümmte sich und ächzte und langte nach dem Fläschchen. Weniger als fünf Tropfen nicht, hatte der Arzt gesagt. Der Kranke ließ einen einzigen Tropfen auf das Silberlöffelchen heraus, goß ihn auf die Zunge und versuchte vorsichtig den Geschmack. Oelig und bitter; aber er bemerkte keine

Wirkung. Der Arzt hätte es wohl sagen müssen. Er nahm zwei, nahm drei Tropfen: er merkte an seinem Zustand keine Aenderung; die Schmerzen tobten wie immer. Also in des Himmels Namen! Er goß fünf Tropfen auf den Löffel; und mit bebender Hand schüttete er sie in seine Gurgel. Nichts änderte sich. Die Schmerzen tobten und waren unerträglich. Knirschend nahm er das Fläschchen und trank es aus. Nichts geschah. Nur schlief der Kranke nach einer Weile ein Wenig ein, mit den Schmerzen mengten sich beängstigende Träume und dann erwachte er wieder in seiner dunklen, qualvollen Einsamkeit. Es waren ja wohl nur gewöhnliche Kirschlorbertropfen gewesen, mit einem halben Promill Blausäure, und der Arzt erweist ihm nicht die innig erbetene Barmherzigkeit.

Wieder vergingen die Tage. Der Arzt kam und wechselte die Mittel und hatte manchmal ein wunderliches, geheimnißvolles Benehmen, das den Kranken beunruhigte. Am Ende besinnt er sich doch noch. Mit Hoffnung und mit Mißtrauen nahm er jede neue Medizin, fade Tränklein, widerliche Pulver, bittere Pillen. Doch wenn die Qualen nicht geradezu furchtbar waren, nahm er am Liebsten gar nichts. Er hatte sein Schreiben an den Arzt schon bereut. Diese Ungewißheit! Ob er nun eine Medizin nahm, eine Speise oder ein Getränk: wer bürgt ihm dafür, daß nicht der Doktor sein Gift hineingelegt hat? So war zur Leibespein noch eine Seelenqual gekommen, eine immerwährende Todesangst ohne Tod, — ein unerträglicher Zustand.

Und eines Tages, als es wieder arg war, als wieder der Arzt an seiner Seite saß, klammert der Kranke seine mageren Finger an einander und sagt: „Warum, Herr Doktor, haben Sie mir noch immer die Bitte nicht erfüllt?“

„Welche Bitte, mein Freund?“

„Ich hätte es längst überstanden. Sonst, wenn Sie mir nicht helfen konnten, hatten Sie keine Schuld; es liegt nicht in des Menschen Macht. Meine Lebenskraft ist aufgebraucht. Aber nun Sie meinen Wunsch kennen und ihn nicht erfüllen, sind Sie verantwortlich für mein Leiden. Sie können mir helfen und thuns nicht. Sie lassen mich nun schon Monate lang hinsterben und, statt daß es schnell vor sich ginge, thun Sie, daß es langsam geht. Die Qual verlängern: Das allein liegt noch in Ihrer Macht. Sagen Sie mir doch wenigstens, daß Sie mir meine Bitte nicht erfüllen wollen, damit ich weiß, wie ich dran bin. Vielleicht finde ich dann noch selbst den Muth, mich besser zu betten. So reden Sie doch!“

Hierauf sagte der Arzt: „Ich will wohl reden, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nur mein Staunen ausdrücken. Sie haben mich in Ihrem Schreiben gebeten, Sie zu vergiften. Welcher Arzt wird nicht entrüstet sein, wenn ihm ein Mord zugemuthet wird? Ich aber, wissen Sie, war nicht entrüstet. Ich dachte: wenn die Krankheit unheilbar ist, weil alle Kräfte zur Neige gehen, dann ist es ja wirklich gewissenlos, ihn so lange leiden zu lassen. Man giebt ja kein momentan und heftig wirkendes Mittel, aber man giebt ein nicht minder sicheres, das sacht betäubt und lähmt und auflöst. Und Das, lieber Freund, hören Sie, Das habe ich Ihnen gegeben! An jenem Tag, als ich Ihnen die gelben Pulver daließ, habe ich in Gedanken von Ihnen Abschied genommen. Morgen, dachte ich, wird nur noch ein bewußtloses, verlöschendes Geschöpf daliegen. Aber Sie, der so leidenschaftlich um den Tod bettelt, haben die Pulver ja gar nicht genommen!“

„Die gelben Pulver vor einigen Tagen? Die in blaues Papier gewickelt waren? Die so widerlich schmeckenden gelben Pulver? Die habe ich genommen!"

„Ja, und wahrscheinlich zum Fenster hinausgeworfen!"

„Zu mir genommen! Ganz nach Vorschrift, jede Stunde ein Pulver!"

Der Arzt blickte den Kranken betroffen an. „Sie hätten die Pulver eingenommen?! Sie hätten diese Pulver in der That eingenommen?"

„Aber ganz gewiß!"

„Ich meinte anfangs, als Sie am nächsten Tage noch lebten, daß ich mich vergriffen hätte, und versuchte ein solches Pulver an meiner alten Hauskatze. Das Thier verfiel in Starrkrampf und verendete am zweiten Tage."

Der Kranke schnellte aus seinem Lehnstuhl auf.

„Ich hätte ... Sie hätten mir Gift gegeben?!"

„Und Sie hatten — trotz Ihrer Zusage — nicht die Güte, zu sterben." Gereizt war der Doktor, geradezu aufgebracht. Lebhaft fuhr er zu sprechen fort: „Sie wollen krank sein? Ein Simulant sind Sie und nichts Anderes! Ein Organismus, der von diesem Pülverchen nicht einmal ein Bischen Zuckungen bekommt, ist schon ein hartgesottener Sünder!"

„Dann bin ich eben schon zu sehr todt, um noch ordentlich sterben zu können", antwortete der Kranke bitter.

„Sie haben Galgenhumor", sagte der Arzt. „Doch ich versichere: Sie haben Grund zu wirklichem Humor. Wenn Sie sich nicht geradezu vor eine Eisenbahnmaschine legen oder in einen Hochofen springen, so erreichen Sie Methusalems Alter. Erzählen Sie nach hundert Jahren meinen greisen Urenkeln, daß Sie mich, den Urgroßvater, ersucht hätten, Sie zu vergiften. Vielleicht ist einer davon Staatsanwalt und läßt Sie nachträglich noch einsperren."

„Ich weiß nicht, Doktor, was Sie reden!"

„Bei meiner Treue, wenn Sie, Sie unheimlicher Mensch, die gelben Pulver wirklich verzehrt haben! ... Aber nein, Sie irren sich wohl nur oder renommiren ..."

„Bei meiner Seele Seligkeit! Ich habe die Pulver gegessen!"

„Dann sind Sie immun. Dann ist Ihr sogenanntes Leiden nur die Folge überschüssiger Kraft, die nirgends hinauskann, weil sie nicht bethätigt wird. Werfen Sie doch Ihre Kleinkunst, den Plunder, zum Satan und werden Grobschmied oder Maurergehilfe oder Arbeiter auf einem Frachtenbahnhof und schlagen jeden Sozialdemokraten tot, der es auf Achtstundenarbeit abgesehen hat. Sie bedürfen keiner Rast, Sie vertragen keine, Sie Urelement, Sie, Sie ... na, Mensch, ich schweige!"

Der Arzt reichte dem Kranken mit großer Geberde die Hand. Dieser war blos verblüfft. Er war einer von Denen, die in solchen Momenten nicht recht wissen ob ..., und deshalb Das annehmen, was ihrer Neigung entspricht.

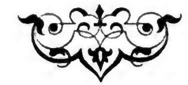
In der nächsten Nacht bohrte es wieder im Kopf, grub und krampfte es wieder in der Brust, zuckte es wieder in allen Nerven, aber nicht ganz so schlimm wie sonst. Wenn man weiß, daß es nur das Rumoren der überschüssigen Kraft ist, erträgt mans wesentlich leichter, als wenn es das letzte Krampfen des vergehenden Lebens bedeutet. Am nächsten Tage nahm er den Spaten und ging in seinen Gemüsegarten. Zum Umfallen war ihm, so schlecht, aber er fiel nicht

Digitized by Google

um. Er begann, zu graben und Erde zu schaufeln; seine Glieder empörten sich über die Zumuthung und thaten rasend weh, er aber dachte: Ihr habt das gelbe Pulver ausgehalten, Ihr werdet auch das Bischen Anstrengung aushalten! Und sie hieltens aus. So trieb ers nun manche Stunde und manchen Tag; und je müder er sich arbeitete, um so schwächer war das Bohren in seinem Haupt, das Krampfen in seinem Magen, das Zwacken in seinen Nerven. Natürlich: weil die Kraft anderswo aufgebraucht wurde. Das Vertrauen zu sich und seiner Kraft wuchs immer mehr, bis er sich das körperliche Arbeiten so angewöhnte, daß er dabei blieb und allmählich vergaß, einmal krank gewesen zu sein.

Der Doktor aber hält seit diesem Falle seinen Puder, mit zerriebenen Harzkörnern vermischt, für ein ausgezeichnetes Heilmittel; denn man macht daraus die gelben Pulver. Das Pulver kann übrigens auch weiß sein oder roth, aus Maismehl oder aus geriebenem Kalk, aus was immer, — wenn es nur mit der gehörigen Dosis Suggestion versetzt wird. Den Kranken ein Heilmittel zu suggeriren: Das ist nicht mehr neu. Doch glauben zu machen, daß der muthlose Kranke noch schwere Gifte zu besiegen vermöge: das Kurstück hat mein Doktor erfunden. Seine Adresse mag ich allerdings nicht angeben, weil man nicht wissen darf, wer unter den Schlauen der Schlaueste ist.

Graz. Peter Rosegger.



Israel Zangwill.

Bequeme Logiker haben uns gewöhnt, den Engländer als den Praktiker aufzufassen. Er kennt, heißt es, keinen Gefühlsüberfluß, er ist ganz Mann der Thatsachen. Er hat den Stil geschaffen, der nach der Forderung Klopstocks gleich dem Gewande der Badenden dem Körper anliegt. Wenn wir den Wegen des Kritikers Ruskin folgen, müssen wir aus tieferliegenden Quellen schöpfen. Nach ihm schreibt jede Nation ihre Autobiographie in drei Manuskripten: in dem Buch ihrer Thaten, ihrer Werke und ihrer Kunst. Versuchen wir, den Charakter des Engländers aus seiner Literatur zu analysiren, dann hilft uns das Kennwort „der Praktiker“ nicht vorwärts. Vor den Gefühlsschätzen, die sich hier offenbaren, erkennen wir schnell, daß der bequeme Logiker die Welt nur um ein Schlagwort bereicherte. Eben so ergeht es uns mit der Erfahrungfülle auf dem Gebiet der bildenden Künste. Hier konnte eine Malerschule erblühen, die als höchstes Ziel alles Schaffens die Intensität des Gefühls proklamirte. Von hier aus konnte sich präraffaelischer Einfluß über alle Kulturländer ergießen. Er konnte, in und trotz dem realistischen Zeitalter, ein festbegründetes Bollwerk der Romantik aufrichten. Gerade auf dem Boden des Insellandes ist ein üppiger, fast exotischer Flor religiöser und wissenschaftlicher Mystik erblüht. Einer der stärksten Romanschriftsteller des heutigen England, Israel Zangwill, faßte die Doppelseitig

Digitized by Google

keit der Volksnatur in ein Wort zusammen, das er in ein Autographenalbum schrieb. Sein kategorischer Imperativ lautete: Träume und handle. (dream and do). Unter den modernen Parnassiens Englands findet besonders die aktive Seite dieses Prinzips ihren Ausdruck. Aber selbst unter den Praktikern zeigen sich ausgeprägte Neigungen für das Träumen. So entstehen denn wunderliche Doppelnaturen wie Alfred Stevenson und Rudyard Kipling.

In Zangwill sind beide Kräfte in gleicher Stärke ausgebildet. Seinen Hang zur Romantik hat man aus der Thatsache seiner orientalischen Abstammung hergeleitet. Aber Zangwill ist vor Allem Dichter; und als Dichter hat er, jenseits von allen Vererbungtheorien, das unerklärliche Etwas seiner Wesensmischung empfangen. Den praktischen Gradsinn des Engländers weiß er in seinem exakten Sehen, in der Klarheit des Ausdruckes zu beweisen. In den Bereich der frei schweifenden Phantasie entführt er uns und hält uns doch energisch an die Sachlichkeit gebunden. Zangwill zählt heute zu den standard authors in England. Sein Werk hat Volksausgaben erlebt und ist in die Tauchnitz-Bibliothek gedrungen. Von der Höhe seines Ruhmes blickte er einmal zurück und sagte, die Popularität eines Preisringers werde billiger erworben. Aber seine Popularität wurzelt doch in den Schichten der Denkenden. Die vornehmen Literaten tadeln die Graßheiten seiner Ausdrucksweise, gewisse architektonische Mißbildungen seiner Komposition; das Niveau seines Geistes aber ist auch ihnen das höchste innerhalb der Gilde aller lebenden Schriftsteller. Den Vorwurf der Weitschweifigkeit muß er mit den meisten seiner großen Berufsgenossen theilen. Trotzdem gerade unser Zeitalter der Weltpolitik reif ist für einen Strafparagraphen gegen die Redseligkeit, scheint das Gesetz der Knappheit gegen das Wesen des Romans zu verstoßen. Zangwills Breite entstammt niemals einem geistigen Stoffmangel; nie ist er, nach Tiecks Rubrizirung, zu den Verdünnern eher als zu den Dichtern zu rechnen. Er überladet vielmehr seine Schilderungen und Gespräche mit einem Ueberreichthum des Wissens. Er besitzt das Füllhorn der Abundantia, das nur die ganz Großen ihr Eigen nennen. Mit der auszeichenden Marke der knappen Technik wird heute eine Reihe von Geistesprodukten versehen, die nur den Ruhm der Geschicklichkeit verdienen. Tadelloser Rockschnitt täuscht über innere Defekte. Die Meisterwerke der Weltliteratur zeigen uns blühende Fülle in wallenden Gewanden. Der Faltenwurf verhüllt und enthüllt ihre Leiber wie der der Parthenonskulpturen die königlichen Gebilde des Phidias. Homer und Goethe waren nie vollendete Techniker im Sinn Maupassants; Rembrandt und Tizian sparen in der Vollreifezeit ihres Schaffens nicht engherzig die reichen Mittel. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, aber nur in der Beschränkung, die aus der Fülle geboren wurde. Zangwills Graßheiten sind nicht fortzuleugnen. Man findet sie in all seinen Schöpfungen. Neben Momente reinster Poesie und ethischer Hoheit stellen sich diese Allzumenschlichkeiten. Sie werden nicht mit Unrecht als Schlacken des Herkommens erkärt, als Zeichen eines gewissen Parvenuthumes, das die Drillarbeit zum Gentleman durchschimmern läßt. Zangwill begann seine Laufbahn mit einer politischen Satire. Er hat dann humoristische Bücher geschrieben und eine großartige Ghettoliteratur geschaffen. Dann gab er uns einen bedeutenden Künstlerroman und neuerdings ist er wieder zur politischen Satire zurückgekehrt. Noch steht er in seiner besten Schöpferzeit, am Ende der

Digitized by Google

dreißiger Jahre. Es ist anzunehmen, daß sein Genie seinen Ruhm noch mehren wird. Heute, wie vor dreizehn Jahren, als er seine Laufbahn begann, lebt der Künstler dem gleichen Motto: „Einsam, schweigend, sorgenvoll und stark." Damals hatte er mit der bitteren Noth, mit trostlosem Familienelend und, als Abtrünniger, mit der Verachtung der Glaubensgenossen zu ringen. Heute ist er anerkannt. Er hat den Seinen und sich ein Heim im vornehmsten Künstlerviertel Londons eingerichtet, er reist durch die Welt, aber er hat sich nicht verändert. Etwas Müdes, Trauriges liegt über ihm, wie damals. „Die Unsterblichkeit?" fragt er; und antwortet seufzend: „Man muß ihretwegen so sehr viel leben!"

Schon sein erster Roman „Premierminister und Maler", den er unter dem Pseudonym Freeman Bell erscheinen ließ, mußte sich dem Gedächtniß einprägen. Seit Beaconsfields Tagen hatte man eine ähnliche Fähigkeit dekorativer Phantastik nicht erlebt. In diesem eigenthümlichen Gemisch aus psychologischer Mikroskopie und wagemuthiger Hypothese, aus Realpolitik und Dichterinspiration, aus Highlife- und Lowlife-Elementen war für die Eingeweihten besonders die Sicherheit erstaunlich, womit der Sohn des londoner Ghettos auf dem Parquet des Hochadels einherschritt. Man bewunderte den geistreichen Einfall, in zwei Hauptgestalten des Buches nur einen einzigen Mann zu portraitiren. Zangwill hatte in dem streng konservativen Premierminister und dem radikalen Stubenmaler einen merkwürdig doppelseitigen Staatsmann gleichsam in zwei Hälften zerlegt. Ein Widerspiel sehr realistischer und sehr romantischer Situationen verbarg die Absicht, bis sie schließlich, nach allerlei Mystifikationen, offenbar wurde. Man fühlte sich wie im Bann einer halsbrecherischen Gymnastik, die trotzdem totsicher ihre Aufgabe löst. Ein Reiz des Buches lag auch in der Entdeckung, daß noch andere Tagesgrößen hinter Verschleierungen erkennbar wurden. Der Leser genoß die Wonnen diskreter Indiskretionen.

Aber dieser literarische Erfolg half dem Autor zu keiner Existenz. Er mußte das Joch des Journalismus weiterschleppen. Die Schellenkappe begann er zu schütteln, daß die Glöckchen klangen. Man belachte seine lustigen Bücher „Der Junggesellenklub" und „Der Altejungfernklub." Man glaubte Zangwill bereits im Hafen der Spaßmacher gestrandet. Das Jahr 1892 war herangekommen, als sein Buch „Die Kinder des Ghetto" erschien. Hier war ein ganzes Volksthum mit dem Reichthum seiner Typen, seiner Traditionen, seiner alten und neuen Probleme plötzlich an das Tageslicht gerückt. Man empfand einen starken Pulsschlag in unmittelbarer Nähe, wo bisher nur schwache Lebensspuren undeutlich vernommen worden waren. Das londoner Ghetto war entdeckt. Nachbarlich hatte man bisher mit Menschen zusammen gelebt, die hinter offenen Thoren ihren Sonderstaat im Staat, ihr Rassengepräge zäh bewahrt hatten. Mit gleich sicherer Hand zeichnete Zangwill im ersten Theil des Werkes das Elend der londoner Ostend-Juden, im zweiten den Luxus der Westend-Kreise, der entnationalisirten „Großkinder" des Ghetto. Auf beiden Seiten standen Vertreter der orthodoxen, der reformirten und ganz freidenkerischen Ueberzeugung. Immer blieb des Dichters Objektivität gewahrt. Er geißelt jede Halbheit, alles Pharisäerthum, allen Fanatismus mit Thakerays Schärfe. Er gebietet über den Gemüthsreichthum des großen Dickens, wenn es Züge echter Herzensgüte aufzuspüren gilt. Pathetik und echter Humor vereinten sich zu schönem Bunde.

Digitized by Google

Kunstvoll liefen die Fäden hinüber und herüber. Zangwill zeigte die gewaltige Tragikomoedie eines vorwärts drängenden Prinzips im Kampf mit Jahrhunderte alten Vorurtheilen. Müde und doch der Zukunft gewiß läßt er Ahasveros vorwärts schreiten. Alles Leid, alles Glück der Zusammengehörigkeit mit dieser „größten und zugleich niedrigsten aller Rassen“ wird überzeugend geschildert. Wie Goethe, steht auch Zangwill bewundernd vor diesem Prinzip der Beharrlichkeit, „diesen menschlichen Paradoxen, die sich jeder Umgebung anpassen, auf jedem Arbeitfeld behaupten, die allgegenwärtig sind und unzerstörbar wie eine Naturkraft.“ Dieses Buch sicherte dem Dichter den Rang. Aber es gab auch Aestheten, die die Ghettoatmosphäre nicht mochten. Besser behagte ihnen der 1895 erscheinende Künstlerroman „Der Meister“. Die Analyse einer großen Künstlernatur mußte den Dichter locken, dem sie die Möglichkeit bot, seine persönliche Kunstauffassung zu beichten. Er erweiterte diese Entwickelungsgeschichte eines bedeutenden Malers zu einem glänzenden Bilde des londoner Kunstlebens. Er enthüllte die Geheimnisse einer Genienatur und zeigte sie unter der Einwirkung hemmender und fördernder Zeiteinflüsse und Erlebnisse. Aus dem Naturzustand eines in der Schneewelt Kanadas lebenden Knaben führt die Bahn in den Glanz höchsten Erdenruhmes. Die eingeborene Kraft des Genius rettet sich aus falschem akademischen Regelzwang. In Sturm und Wirbelwinden der Leidenschaft bleibt die Losung: Excelsior!

Die wachsende Unduldsamkeit des Antisemitismus trieb den Dichter ins Judenviertel zurück, ans Studium der Geschichte Israels. Das neue Buch, „Die Träumer des Ghetto“, sollte die stärksten jüdischen Geisteshelden vorführen und beweisen, daß in dieser Rasse die Kraft ragender Kulturträger zu finden ist. Alle großen Ideologen des Volkes mußten aus dem Dunkel auferstehen und sich in lebendigem Thun offenbaren. Eine Brücke wurde aus dem Anfang der Zeiten bis in die Gegenwart geschlagen und über sie hin zog die stattliche Schaar. Ein einleitendes Gedicht giebt die Grundstimmung des Riesengemäldes. Moses und Christus, die beiden Stammesbrüder, begegnen und grüßen einander mit friedlichem Ruf. Aber eine Kirchenhymne und ein Synagogenchor setzen lautschallend ein: und scheu und leidvoll wandern sie auf verschiedenen Wegen weiter. In fünfzehn Einzelkapiteln vollzieht sich nun ein chronologischer Aufmarsch. Jeder dieser Bruchtheile ist zugleich eine unabhängig in sich geschlossene Schöpfung. Wir werden auf den Schauplatz des ältesten Ghettos, nach Venedig, geführt. Ein Knabe verirrt sich hier während der strengen Fastenzeit aus den Ghettomauern unter die andersgläubigen Mitbürger. Als Fremdling kehrt er heim; „etwas Größeres war in sein Leben gekommen: das Bewußtsein eines weiteren Universums da draußen“. Die Erscheinungen Acostas, Spinozas, Moses Mendelssohns, Heines, Lassalles, Beaconsfields lösen einander in charakteristischen Einzelnovellen ab. Die Zionistenbewegung wird auf einem ihrer Kongresse als idealistischer Versuch gekennzeichnet. Im Epilog erscheint der Dichter selbst als Weltreisender auf dem Boden Jerusalems. Dort, wo alle Sehnsucht der Träumer ihren Ausgang nahm, zieht er die Summe seines Wissens und Grübelns. Bewundernswerth ist für jede Persönlichkeit das historische Milieu herausgearbeitet. Immer schmiegt sich der Vortrag dem Stoff an. Alle Helden des Buches träumen den selben Traum von der Erlösung des Stammes durch ihre

Digitized by Google

Mission. In verschiedener Form gaukelt das Phantom durch die Köpfe. In Spinoza ist es ein pantheistischer Kult, in Acosta ein Verstandesideal, in Sabbatäi Zevi der Messiasgedanke, in Mendelssohn die reformirte Orthodoxie, in Heine ein wiedergeborenes Hellenenthum, in Lassalle der Sozialstaat, in Beaconsfield die Torydemokratie und bei den Zionisten ein neulokalisirtes Volksthum. So weit es möglich war, hat Zangwill Thatsächliches aus dem Leben seiner Helden zu Grunde gelegt; er scheut aber nicht das Bekenntniß, daß ihm, bei allem Streben nach historischer Treue, die dichterische Wahrheit höher gilt. Gemeinsam ist seinen träumenden Helden eine tragische Schicksalsbestimmung. Zangwill erkennt ihre Sehnsucht als unerfüllt; aber dem Optimisten scheint die Zeit reif für einen neuen religiösen Ausdruck.

Nach der Vollendung dieses Buches muß Etwas von dem weltfremden Zustand der Lotusesser über den Dichter gekommen sein. Aber seine Lebensparole lautete: Träume und handle. Mächtig regte sich in ihm der Drang nach Aktion, als die Katastrophe des südafrikanischen Krieges über England hereinbrach. Hier gab es für den Philosophen ein schweres Gegenwartproblem zu meistern. Er hatte die Wandlung Englands vom Staatssozialismus zum Weltimperialismus miterlebt und mußte, seiner Natur gemäß, der Frage nach dem Woher und Wohin nachdenken. In dem Roman „Der Mantel des Elias" hat er seine Ansichten über das letzte Vierteljahrhundert englischer Politik enthüllt. Ein politischer Roman, der zugleich anklagt und vertheidigt. Trotz der Bedeutung, die in England die Politik im Leben des ganzen Volkes hat, sind dort bisher nur selten politische Romane entstanden. Beaconsfield hatte mehr an eine Aussaat seiner Ideen als an Menschenschilderung gedacht. Trollop und Meredith wollten zeittypische Charakterbilder. Zangwill erstrebte frappante Aehnlichkeit, ließ sich aber das Recht nicht nehmen, den Stoff mit Poetenwillkür zu gestalten. Es war nicht schwer, in dem Idealisten Marshmont Gladstone und in dem ehrgeizigen Bob Broser, dem Jünger des Propheten, Chamberlain zu erkennen. Marshmont wird als „der größte unbewußte Humbug aller Zeiten", wie ihn die vox populi im Gegensatze zu Beaconsfield, „dem größten bewußten Humbug aller Zeiten", getauft hatte, dargestellt. Broser ist der brutale Egoist, der sich vom republikanischen Volksvertreter bis zum imperialistischen Premierminister wandelt. Er thut Alles zum Wohl des Vaterlandes und zugleich zum eigenen Wohl; immer empfindet er sich als Träger des Prophetenmantels und er ändert den Schnitt je nach der Witterung. Zangwill verurtheilt den südafrikanischen Krieg als ungerecht, entschuldigt seine Mitbürger aber mit der historischen Beweisführung: „John Bull sieht auf seiner Insel nie die Leute, die er bedrückt. Er glaubt wirklich, daß er für die Gerechtigkeit kämpft, auch wenn er in den ungerechtesten Krieg zieht." Sich selbst aber schildert der Dichter als Lebendig-Toten, dessen Seele ein Massengrab erstorbener Gefühle ist. Doch sein Empfinden ist nicht tot; und wenn er sich eines Tages entschließt, von der Negation zu scheiden und das Leben froh zu bejahen, wird seiner gereiften Kunst noch reicherer Segen lohnen.

Jarno Jessen.



Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen. Wiegandt & Grieben, Berlin SW. Preis 1,50 Mark.

Diese Schrift will einem lebenskräftigen Patriotismus dienen, sucht eine Erklärung für die schwüle Stimmung, die trotz steigendem Wohlstand und äußerer Machtentfaltung auf unserer Volksseele lastet, und findet sie vor Allem in dem mehr und mehr überhandnehmenden Bureaukratismus und dem engen, polizeilichen Geist, dem starren Formalismus, der all unser öffentliches Leben, also auch unsere Schulen zu überwuchern droht. Sie theilt die Ansicht des Herrn Karl Jentsch, daß durch die Bureaukratie das eigentlich Verwerfliche an der Sozialdemokratie, die durch Vernichtung der Individualität herzustellende Uniformität, schon weithin verwirklicht worden und im Grunde unser straffer bureaukratischer Geist, mit dem man die Sozialdemokratie zu erdrücken wünscht, recht eigentlich deren Vater sei. Wesentlich Neues will diese Schrift nicht bringen, wohl aber gewichtige Zeitstimmen sammeln, aus denen ein Schluß auf das breite öffentliche Urtheil zu ziehen ist. Ich glaube nämlich nicht, daß heute „Ruhe die erste Bürgerpflicht" ist. Mit dem Schimpfen am Biertisch ist auch nichts gewonnen. Wir müssen den Kampf gegen unbestreitbare Mißstände in unserem öffentlichen Leben offen aufnehmen, nicht den schadenfrohen Feinden unserer Staatsordnung überlassen, sondern ihnen womöglich den Wind aus den Segeln fangen. Meine Absicht war, nach meinen Kräften alle wahren Vaterlandsfreunde zu eifrigem Kampfe für unsere Kultur aufzurufen und damit zum Kampf gegen alles Veraltete, Morsche, Unhaltbare in unserem öffentlichen Leben, wobei vergleichende Blicke auf das freiere Bürgerleben in England besonders lehrreich schienen. Dabei kam ich besonders auf eine Kritik unserer Schulverhältnisse, die mir trotz allen bisherigen sogenannten Reformen einer wahren, gründlichen Reform noch zu bedürfen scheinen. Darin gerade hat mir bisher das öffentliche Urtheil mit einer beinahe erstaunlichen Einmüthigkeit Recht gegeben. Ich gebe als Beleg nur das Zeugniß eines anerkannten Schulmannes, der über meine Schrift sagt: „Ein frisch geschriebenes, vortreffliches Buch, vor Allem sehr nützlich zu lesen für Direktoren und Lehrer höherer Lehranstalten. Der Verfasser ist ein konservativ gerichteter Gymnasiallehrer, aber er greift trotzdem kräftig zu; oder vielleicht gerade wegen seiner Stellung und Auffassung. Der Verfasser kennt England und nicht nur die auf dem Festland reisenden Engländer. Es wäre gut, wenn alljährlich eine Reihe unserer Schulräthe, Direktoren und Lehrer nach England geschickt würde, um ihren Blick über die Extemporalien hinaus ein Wenig auszuweiten und zu lernen, worauf es bei der Erziehung ankommt. Als Vorbereitung dazu kann Gurlitts Schrift dienen." Besonderen Werth aber wird man auf das Gesammturtheil von Houston Stewart Chamberlain legen, der an mich schrieb: „Ich verdanke Ihnen einen Tag voll Genuß und Anregung, voll ernsten Denkens und heiteren Auflachens, mit manchem tieftraurigen bejahenden Zunicken und immer wieder doch mit dem Gefühl, daß, so lange es so klarblickende und frischwollende Deutsche wie Sie giebt, man doch zuversichtlich hoffen darf und soll. Wie sehr ich mit jedem Worte übereinstimme, das Sie über falsche Methoden und Bestrebungen der Schule aus-

Digitized by Google

führen, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Wie wahr und wie werth, weiter und eindringlicher ausgeführt zu werden, ist Alles, was Sie sagen über die Unzulänglichkeit der Methode, die Beanlagung der Schüler nur nach ihrer sprachlichen Befähigung oder gar nur nach ihrer Anlage zum Memoriren zu beurtheilen und sie Dem entsprechend zu befördern!" Dieses Urtheil und die Thatsache, daß in sechs Monaten sechs Auflagen meiner Schrift nöthig wurden, lassen mich hoffen, daß mein ernster Mahnruf, zu dem ich mich nicht ohne schwere Selbstprüfungen entschließen konnte, nicht nutzlos verklingen werde. Friedrich Paulsen sagt einmal: „Nicht, was geschrieben, sondern, was gelesen wird, ist das Entscheidende."

Steglitz. Dr. Ludwig Gurlitt.

Die Bekämpfung der sexuellen Infektionkrankheiten. Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a./M. 1903.

Der Vorschlag, die ansteckenden Geschlechtskrankheiten auf dem Wege eines Reichsgesetzes zu bekämpfen, ist bekanntlich schon oft gemacht worden und auch im Reichstage ist darüber debattirt worden. Noch nie hat man aber bisher versucht, den Entwurf eines solchen Gesetzes im Einzelnen fertig zu stellen. Diesen Versuch habe ich nun gemacht. Ich bin davon ausgegangen, daß, soll den Geschlechtskrankheiten wirksam begegnet werden, man dem dänischen Vorbild die Vorschrift der Zwangsheilung entnehmen muß. Als Korrelat ist aber auch die Krankenpflege Denen unentgeltlich zu gewähren, die sie fordern. Ferner verlange ich: fakultative Anzeigepflicht des Arztes, Verbot des sexuellen Verkehrs der Geschlechtskranken, Regulirung der Prostitution durch ein gerichtliches Verfahren sowohl bei der Aufnahme wie der Entlassung der Dirnen.

Frankfurt a./M. Dr. med. W. Hanauer.

Eros. Verlag von Karl Siegismund, Berlin 1903.

Eine Probe:

Fromme Seelen.

Wenn Jesuitenpater Bonifazius
Die Fastenpredigt hielt in Wien zur Osterzeit,
Da strömten zu dem auserlesenen Genuß
Viel Frauen aller Art herbei von weit und breit.

Der Pater, der noch vierzig Jahre nicht gezählt,
Hat stets nur ernste, philosophische Themata
Zu seinen Auseinandersetzungen gewählt,
In denen er der Ketzer Gottverleugnung sah.

Er kämpfte gegen sie mit Feuereifer, wild,
Im Namen des dreieinigen Gottes Himmelsmacht
Und bot dabei mit seinem dunklen Bart ein Bild
Von überwältigender, unsagbarer Pracht.

Was er scholastisch und an Schlüssen ausgeführt,
Verstand von seinen Hörerinnen keine wohl,

Digitized by Google

Doch hat des Redners weiche Stimme sie gerührt;
So wurd' er selbst bald ihr gefeiertes Idol.

Ein frommer Schauer rieselte durch ihren Leib,
Wenn die sonore Stimm' von Sünd' und Buße sprach,
Wenn, wohl berechnet auf das mitleidvolle Weib,
Durch Christi Leid er fast das Herz den Armen brach.

Und doch ward wohlig ihnen bei dem Thränenstrom,
Nur kannten sie der Stimmung tiefre Ursach' nicht.
So füllte seit Jahrhunderten manch schönen Dom
Nur das Erotische, das durch das Mitleid bricht.

Josef Gruenstein.

Lessings Leben und Werke. Mit einem Bildniß Lessings. Stuttgart, Karl Krabbe.

Dieses Buch wendet sich an weite Kreise; es ist deshalb gemeinverständlich abgefaßt. Seine Aufgabe sah ich darin, die wesentlichen Grund- und Charakterzüge des Dichters und Menschen Lessing in einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen. Die Vielseitigkeit dieses Mannes erfordert zum Verständniß auch eine Betrachtung der hauptsächlichen geistigen Strömungen, die sein Erdreich bespülten. Der Verfasser ist dieser Pflicht eingedenk gewesen. Eben so dürfte der Ausflug in die Geschichte unserer Muttersprache von Luther bis Lessing Manchem nicht unwillkommen sein. Und die im letzten Abschnitt des Buches gegebene Zusammenstellung inhaltlich geordneter Aussprüche Lessings — 325 an der Zahl — bildet eine Art Lessing-Spiegel, der das Bild dieses herrlichen Menschen und erhabenen Geistes in seiner charakteristischen Eigenart wiedergiebt.

Hamburg. Adolf Wilhelm Ernst.

Lieder auf einer alten Laute. Lyrisches Portrait aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Mit farbigem Umschlag von Franz Naager. Im Insel-Verlag. $11^1/_2$ Bogen. Preis 3 Mark.

Mein Buch ist, wie ich wohl kaum noch erst zu versichern brauche, kein archaistisches. Ich wende in ihm die Methode, ein Stück Leben künstlerisch so treu wie nur irgend möglich zu geben, auf die Vergangenheit an. Ursprünglich nur eine Art Liebhaberei, hatte das Studium der gerade verrufensten Zeit unserer Lyrik mich nach und nach so gefesselt, daß es mir schließlich Bedürfniß wurde, meine Freude an diesen Dingen, die nun schon so lange von Allen vergessen sind, auch Anderen mitzutheilen. Als „grauer Theoretiker“ verfiel ich darauf, es nicht durch eine gelehrte Ausgrabung etwa in Form einer Anthologie zu thun, wobei nach meinem Ermessen auch bei durchgesiebtester Auswahl doch immer noch die Hälfte Staub geblieben wäre; sondern ich suchte aus einem bestimmten Individuum heraus den Eindruck, den ich empfangen hatte, in eigenen Originalen selbständig — und zwar ausschließlich mit den Mitteln jener Zeit — widerzuspiegeln. Diese Arbeit, deren Ergebniß also als Charakter-, Kultur- und Sprachbild zugleich aufgefaßt werden will, bereitete mir solchen Genuß, daß ich hoffe, ein Theil davon wird sich auch auf meine Leser übertragen.

Wilmersdorf. Arno Holz.

Digitized by Google

Der Kampf um den Prospekt.

Brennend, so sagt man ja wohl, ist plötzlich eine Grundfrage des Börsenrechtes geworden. Brandstifterin: die Diskontogesellschaft. Sie hatte den Prospekt für den Umtausch der fünfprozentigen rumänischen Schatzbonds in eine eben so hoch verzinsliche Rentenanleihe der Zulassungstelle der berliner Börse eingereicht. Die Behörde glaubte, gewisse Erweiterungen der Inhaltsangabe verlangen zu sollen. An dem selben Tage, wo von dieser Forderung gemunkelt wurde, that der Telegraph der Welt kund und zu wissen, die gewünschten Unterlagen seien vom rumänischen Finanzministerium umgehend abgesandt worden. Die Diskontogesellschaft aber hatte es mit dem Umtausch sehr eilig: sie wartete nicht, bis auf Grund des genehmigten Prospektes die neue Anleihe zum Börsenhandel zugelassen war, sondern veröffentlichte etwas einem Prospekt Aehnliches in den Zeitungen und forderte zur Subskription auf. Als vom rumänischen Finanzministerium die nöthigen Unterlagen herbeigeschafft und von der Diskontogesellschaft die geforderten Ergänzungen in den Prospekt eingefügt waren, wurde er genehmigt. Aber das seltsame Vorgehen der Diskontogesellschaft hatte die Zulassungstelle so unangenehm berührt, daß sie die Frage aufwarf, ob ein solches Verfahren überhaupt gestattet sei und ob die von der Börsenbehörde nicht genehmigte Ankündung einer Werthpapier-Emission im Ernst ein Prospekt genannt werden dürfe.

Interessant war dabei zunächst die Haltung unserer Presse. In den meisten Blättern wurde nur ganz kurz, ohne Angabe des Falles, um den es sich handelte, mitgetheilt, welche Frage die Zulassungstelle erörtert habe. Nur in wenigen Blättern wurde die Diskontogesellschaft genannt und in noch wenigeren gesagt, was doch gesagt werden mußte: daß die Diskontogesellschaft in einer kaum noch loyal zu nennenden Weise versucht habe, eine wichtige Schutzbestimmung des Börsengesetzes zu umgehen. Daß die Zulassungstelle sich nicht verleiten ließ, den von ihr nicht genehmigten Ankündungen den Namen „Prospekt" abzusprechen, war richtig. Denn auch nach dem Börsengesetz ist nicht nur das von der Behörde mit dem Imprimatur Versehene ein Prospekt; das Gesetz unterscheidet ausdrücklich zwischen genehmigten und nicht genehmigten Prospekten. Nur für Werthpapiere, deren Prospekt genehmigt ist, darf ein amtlicher Börsenpreis festgesetzt werden. Der Prospekt ist eine Erbschaft aus den Gründerjahren, also eine Einrichtung, die schon vor dem Börsengesetz bestand. Die Gründer gaben den Aktien, die sie dem Publikum zum Kauf anboten, gern ein Loblied mit auf den Weg. Der Prospekt wurde möglichst prunkvoll ausgestattet. Das war der Leim, auf den die Gimpel gehen sollten. Und damit dieser Gimpelfang nicht gestört werde, gab man der Presse mehr oder minder reichliche Betheiligungen, um sie zum Schweigen zu bringen. Da dieser Prospektunfug die Schwindelwirthschaft wesentlich unterstützt hatte, verlangten, in der Katzenjammerstimmung der Krachzeit, die Börsen, alle Emissionen einleitenden Kundgebungen sollten ihnen vor der Publikation zur Begutachtung vorgelegt werden. Die berliner Börsenbehörde hatte sich im Lauf der Jahre gewöhnt, solche Prospekte ziemlich streng zu beurtheilen, und die Grundsätze ihrer Praxis in den „Leitenden Gesichtspunkten" der früheren berliner Zulassung-Kommission festgelegt.

Digitized by Google

Das Börsengesetz konnte auf diesem dunklen Gebiet zwei Wege einschlagen. Die zu schaffende Zulassungstelle konnte zu materieller Prüfung jedes Prospektinhaltes verpflichtet werden. Dann aber wäre das neue Börsengesetz mit all den Mängeln belastet worden, unter denen das alte Aktiengesetz, das den Konzessionzwang bei der Gründung von Aktiengesellschaften vorschrieb, gelitten hatte. Wie damals dem kurzsichtigen Publikum die konzessionirende Behörde eine Art Vorsehung schien, die jeder von ihr genehmigten Aktiengesellschaft gewissermaßen die Weihen ertheilte, so hätte es jetzt die Zulassungstelle als ein Rabbinat angesehen, das nur koschere, der Gesundheit und dem Seelenheil unschädliche Werthe passiren ließ. Daß dieser Weg vermieden wurde, war ein Glück. Die Zulassungstelle darf zwar Emissionen hindern, die erhebliche allgemeine Interessen verletzen oder offenbar zu einer Uebervortheilung des Publikums führen; wo sie aber einer solchen Gefährdung der res publica nicht sicher ist, braucht sie nur dafür zu sorgen, daß dem Publikum die Möglichkeit gegeben wird, das zur Beurtheilung der bei der Emission in Betracht kommenden rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse nöthige Material nach allen Seiten zu prüfen. Das Börsengesetz übernahm also aus dem neuen Aktiengesetz den Grundsatz weitester Publizität. Auch der Gegner des Börsengesetzes muß zugeben, daß die der Zulassungstelle vorgezeichneten Normen zu den brauchbarsten Theilen des Gesetzes gehören. Nicht Milderung, sondern Verschärfung ist hier zu wünschen. Wird das Publikum ausreichend und öffentlich informirt, dann vermag der Aktienkäufer, dessen Verständniß überhaupt in dieses der Schulweisheit fremde Gebiet hineinreicht, sich durch selbständiges Urtheil gegen Uebervortheilung zu schützen.

Eine ganze Weile aber hat man sich schon gewöhnt, neue Werthpapiere zunächst zu emittiren und dabei zu versprechen, die Zulassung der Aktien werde später nachgesucht werden. Die Väter des Börsengesetzes waren Optimisten und glaubten, auf Grund eines noch nicht genehmigten Prospektes werde eine öffentliche Subskription nicht mehr möglich sein. Darin haben sie sich getäuscht. Manchmal war solche Subskription doch — und mit recht gutem Erfolg — möglich. Zu loben aber ist diese Praxis nicht; mit Recht sagt der sicher nicht börsenfeindliche münchener Professor Walter Lotz im Handwörterbuch der Staatswissenschaften: „Sollte diese Praxis häufiger werden, dann würden die Garantien für die Wirksamkeit der Zulassungstellen allerdings ziemlich nutzlos werden." Zum Glück sind diese Fälle immerhin aber noch selten und es entspricht nicht den wirklichen Verhältnissen, wenn im Reichsanzeiger gesagt wird: „Die Geschäftspraxis, die die Emissionhäuser bei der Ausgabe neuer Werthpapiere beobachten, läuft in vielen Fällen darauf hinaus, daß zunächst die betreffenden Papiere im Wege einer Zeichnung-Einladung dem Publikum angeboten werden und daß darauf die Zulassung dieser Papiere zum Handel an den Börsen beantragt wird". Noch waren nicht viele Fälle dieser Art zu verzeichnen und große Häuser wählten sehr selten diesen gefährlichen Weg. Manchmal sind sie freilich dazu gezwungen; zum Beispiel: bei Kapitalserhöhungen von Gesellschaften, deren alte Aktien schon zum Börsenhandel zugelassen sind. Hier müssen zunächst die Aktionäre ihr Bezugsrecht ausüben und dann erst wird die Zulassung der jungen Aktien beantragt. Von verschiedenen Seiten, auch von mir schon, ist vorgeschlagen worden, die Genehmigung vor der Kapitalserhöhung nachzusuchen. Das erlaubt aber

Digitized by Google

das heute geltende Gesetz nicht; denn die Aktien müssen voll eingezahlt sein, bevor die Genehmigung zur Zulassung ertheilt werden kann. Hier ist eine Aenderung des Gesetzes nöthig; innerhalb einer kurz zu bemessenden Frist müßte auch für die jungen Aktien die Zulassung zum Börsenhandel beantragt werden. Und ein neuer Paragraph des Aktiengesetzes müßte vorschreiben: Bei Gesellschaften, deren Stammkapital schon an einer Börse gehandelt wird, ist das auf junge Aktien eingezahlte Kapital so lange getrennt und sicher zu verwalten, bis die Genehmigung zum Handel auch für die jungen Aktien erfolgt ist; wird diese Genehmigung aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt versagt, so ist das eingezahlte Geld den Aktionären zurückzuerstatten. Hätten wir 1900 schon eine solche Vorschrift gehabt, dann hätten die Aktionäre der Treber Gesellschaft und der Preußischen Hypothenbank wenigstens den auf die eben erst bezogenen jungen Aktien entfallenden Theil ihres Geldes noch zu retten vermocht.

Wenn wir von diesen Kapitalserhöhungen absehen, finden wir nur wenige Fälle, wo die Emission der Zulassung voranging. Allerdings klagt die Haute Banque darüber, daß bei Emissionen, die mit ausländischen Firmen zusammen gemacht werden, die Praxis der deutschen Zulassungstellen die Emission in Deutschland verzögere. Das mag für die betheiligte deutsche Firma nicht gerade angenehm sein, giebt ihr aber natürlich nicht das Recht, eine Schutzmaßregel des Börsengesetzes zu umgehen. In der Frankfurter Zeitung las ich staunend den Satz: „Es dürfte doch ein Unterschied zu machen sein zwischen solchen Fällen, in denen die Zulassung überhaupt für unsicher angesehen werden muß, und anderen, bei denen es sich nur um das Verlangen einer leicht zu beschaffenden Ergänzung handelt." Dieser Anschauung widerspricht die Grundtendenz des Prospektzwanges im Börsengesetz; nicht darauf kommt es an, ob die Ergänzung leicht oder schwer zu beschaffen, sondern ganz allein darauf, ob die Ergänzung wichtig ist; und die Antwort auf diese Frage hat nur die Zulassungstelle zu geben. Fehlt eine von der Zulassungstelle für wichtig gehaltene Auskunft im Prospekt, so ist er unzulänglich und der Zweck des Gesetzes wird nicht erreicht, der befürchtete Uebelstand nicht vermieden.

Schon die Thatsache, daß eine Firma auf Grund eines nach ihrem Belieben verfaßten Prospektes ein Werthpapier emittirt, verdient ernste Rüge. Die Diskontogesellschaft aber hat, während die Zulassungstelle über den von ihr eingereichten Prospekt berieth und entschlossen war, ihn für unzulänglich zu erklären, diesen selben Prospekt dem Publikum vorgelegt, um es zum Rentenkauf zu animiren. Das war nicht nur ein Versuch, das Börsengesetz zu umgehen, sondern geradezu eine Verhöhnung der Zulassungstelle; die beste Antwort wäre gewesen, die Zulassung um mindestens ein halbes Jahr hinauszuschieben. Was hätte man gesagt, wenn nicht Herr von Hansemann, sondern weiland Hugo Löwy solches Manöver gewagt hätte? Jetzt schweigt die Presse. Und in den selben Blättern, deren politische Redakteure eben erst die rumänischen Finanzen pechschwarz malten, las man — ich nehme das Berliner Tageblatt aus — vor der Emission im Handelstheil Artikel und Notizen, denen der unkundige Thebaner den Glauben entnehmen mußte, rumänische Rente sei das feinste Papier, das zu haben ist. Plutus.

Digitized by Google

Notizbuch.

Graf Bülow hat schwere Tage. Der Triumph über die Rotte Korum, den seiner Leute Uebereifer ihm zuschrieb, hat nicht lange vorgehalten. Von allen Seiten sieht er sich jetzt bedrängt; und die sichtbaren Gegner sind nicht die gefährlichsten. Täglich wird in irgend einem deutschen Parlament, einer Pastoralkonferenz oder Volksversammlung gegen die geplante Wegräumung des Jesuitengesetzes ein dröhnender Beschluß gefaßt. Schon lassen viele Bundesregirungen verkünden, daß sie Preußens Antrag ablehnen werden. Warum mußte der Kanzler auch allzu früh die Instruktion der preußischen Stimmen ausplaudern? Die Leute sogar, die in schönen Brusttönen sonst für Rechtsgleichheit und wider jegliches Ausnahmegesetz donnern, kreischen nun laut, als drohe von Loyolas wilder, verwegener Jagd Allgermanien Lebensgefahr. Natürlich wird sich im Deutschen Reich nicht viel ändern, wenn die der Gesellschaft Jesu Angehörigen nicht mehr aus dem Bundesgebiet gewiesen noch in bestimmte Orte und Bezirke gepferchtwerden können. Oder glaubt ein Erwachsener, Deutschland sei seit dreißig Jahren von Jesuiten frei? Wähnt ein Ungeblendeter, im langen Ordenskleid und flachen Krempenhut sei Ignatii frommer Sohn ein schlimmerer Feind als in Moderock und blankem Cylinder? Nur der Bundesrath — auch daran muß heute Vergeßlichkeit wieder erinnert werden — hat bisher die Beseitigung des Ausnahmegesetzes verhindert, die von der Reichstagsmehrheit oft gefordert wurde. Aber die Zeit ist dem Plan nicht günstig. Die Centrumshäuptern gespendete Gnadenfülle hat die Evangelischen beunruhigt. Daß der Kanzler den für den Fall des trierer Bischofes zuständigen Richter in Rom suchte, gab auch Unfrommen ein Aergerniß. Alter Unmuth ist wieder erwacht und manche Partei, die mit dem Brotwucherruf zu verhungern fürchtet, hofft, mit antiklerikalem Schlachtgeschrei bessere Wahlgeschäfte zu machen. So ward ein Feuerchen angefacht, das unschädlich bald wohl verglömme, wenn nicht von oben her in die Funken geblasen würde. Kostbare Bälge sind in Bewegung. Und dem armen Kanzler erscheint in bangen Nächten der Weiße Mann. So gut hatte ers gemeint! Lichnowsky, Arenberg, der schwarze Salon am Königsplatz, die Exspiritisten der Kamarilla: eine wundervoll gefügte Organisation, die nie versagt. Wer soll denn die neuen Kähne bewilligen, die Kosten herrlich sieghafter Weltpolitik, Handelsverträge, Kanonen, Kanal und Alles, was plötzlich etwa noch gewünscht, erstrebt werden könnte? Ohne das Centrum sind wir ja doch schachmatt. Und jetzt soll das mühsam geschaffene Werk Sünde sein. Jetzt wird dem emsigen Reichsfeuilletonisten nachgezischelt, auch sein Schwiegervater Minghetti habe den offenen Kampf gegen die Papstmacht gescheut; im Kanzlerhaus herrsche italienischer Geist; und wenn es so weiter gehe, sollte man lieber gleich einen Nuntius an die Spree rufen. Enttäuschung. Fein gesponnene Intriguen. Unterirdischer Damenkrieg, den ein mächtiger Generalstab leitet. Graf Bülow hat schlaflose Nächte und muß sich vor den Gästen zu dem gewohnten Lächeln zwingen ... Da, endlich, ein Trost in trauriger Zeit! Der Kanzler drückt auf den Klingelknopf. „Hier; zu schneller Verbreitung." Loblied der russischen Presse auf Deutschlands Gedeihen. Ungeahnte Fortschritte nach allen Seiten. Die ganze Welt bewundert die lückenlose Meisterleistung staatsmännischer Kunst. Solche Erfolge wären unter Bismarck nicht möglich gewesen. Das alte Attachélächeln ist wieder da. Draußen prüfen Geheime und Wirkliche Geheime den Preßextrakt. Das wird nicht wirken, meinen die Klügsten. Aus Kopenhagen bezogen,



grinst Einer; soll für die Besuchszeit die Temperatur erhöhen. Ein Anderer zieht die Brauen hoch: Das schmeckt nicht nach Dänemark; der Handelsvertragsschacher soll beginnen und Sergej Julitsch legt die Guirlanden bereit... Das schnell Verbreitete bleibt unwirksam. Das Lächeln weicht wieder. Das Grübchen verschwindet. Wechselfieber. Der herbeigeklingelte Professor verschreibt Chinin. Entsetzlich! Dieses Mittel kam vor zweihundertundsechzig Jahren aus Peru, ein Kardinal brachte es bei Römern und Römerinnen in die Mode, aber der alte Spaniolenname blieb: Polvo de los Jesuitos.

* * *

Herr Dr. Rudolf Breitscheid schreibt mir:

„Irgendwo las ich einmal eine recht amusante Schilderung der tragikomischen Erfahrungen eines empfindsamen Reisenden, der Wien vor der 1859 erlassenen freieren Gewerbeordnung besuchte. An seiner Garderobe hatte sich ein Defekt herausgestellt und als sparsamer Hausvater wollte er sich daran machen, den Schaden eigenhändig zu repariren. Er ging aus, um die nöthigen Utensilien einzukaufen; aber da von Zunft wegen verboten war, einen Gegenstand feilzuhalten, zu dessen Anfertigung man den Befähigungnachweis nicht besaß, so mußte der Fremde von Hinz zu Kunz laufen, ehe er das Bischen Handwerkzeug beisammen hatte, dessen man bedarf, um einen abgerissenen Knopf zu ersetzen. Im übrigen Deutschland lagen um diese Zeit die Dinge nicht mehr ganz so schlimm wie in dem armsälig reaktionären Oesterreich; aber es ist bekannt, daß nicht allzu lange vorher auch hier ähnliche Zustände herrschten. Ueberall war mit dem Verfall des mittelalterlichen Handwerkes leerer Schematismus an die Stelle von ursprünglich gesunden und kraftvollen Organisationen getreten. Das Kleingewerbe suchte das Heil, das es in sich selbst nicht mehr fand, in der strengen Beobachtung traditioneller, aber unzeitgemäßer Formen. Die Großindustrie erwachte langsam und begann, ihre Glieder zu recken. Das Handwerk, das seine Kraft verthan hatte, ahnte den gefährlichen Feind, dem es nach Art aller rückständigen Schwächlinge durch um so zäheres Festhalten an überlebten Regeln zu begegnen suchte; und während der Gegner erstarkte, schwächte es sich selbst, indem es den Glauben an die Ueberlegenheit einer Waffe lehrte und nährte, die doch nichts war als ein Kindersäbel in der Hand eines schwachen Greises. Die freie, nicht zunftgemäße Arbeit wurde mit allen Mitteln unterdrückt und mit ängstlicher Sorgfalt ward darauf geachtet, daß nicht das eine Gewerbe die Grenze überschreite, die es von dem anderen trennte. Dem, der Spinnrocken anfertigte, war verboten, Flaschenzüge herzustellen; für den Grobbäcker war es ein beinahe todeswürdiges Vergehen, Weißbrot zu backen und feilzuhalten; mit kindischer Eifersucht wurden die wirklichen oder angeblichen Interessensphären bewacht und die bestallten Zunftmeister betrieben die Jagd auf die Pfuscher und Störer, die ‚Bönhasen‘, wie einen Sport, der willkommene Abwechselung in das stumpfsinnige Einerlei ihres Lebens brachte. An diese Zustände erinnern mich manche Erörterungen, die sich an die Babel und Bibel behandelnden Vorträge des Professors Friedrich Delitzsch geknüpft haben. Da sind auf dem Gebiete der Wissenschaft wieder einmal zünftlerische Velleitäten laut geworden, ähnlich den Forderungen, die vor hundert oder zweihundert Jahren die Blüthezeit des Handwerks künstlich verlängern wollten. Wie das Handwerk ängstlich den Schematismus der Zunft hütete, so tönt es jetzt besorgt von den Lippen der Theologen, daß die Religion doch ihre Formen brauche, und das liberalere Zugeständniß, diese Formen könnten nicht unveränderlich sein, erregt banges Kopfschütteln oder gar Empörung.

Digitized by Google

Herr Delitzsch wird als ‚Störer‘ gebrandmarkt. Die Theologie sucht ihn in Mißkredit zu setzen durch den Hinweis darauf, daß er nicht den von der Zunft der Gottesgelahrten vorgeschriebenen Befähigungnachweis erbracht hat; er gehört einem anderen, natürlich minderwerthigen Gewerbe an: wie kann er sich da erdreisten, die von den weisen Meistern sorgfältig gezogenen Grenzen zu überschreiten und Produkte feilzuhalten, von deren Herstellung er als Zunftfremder doch schlechterdings nichts versteht? Das ‚Schuster, bleib bei Deinem Leisten‘, das der Kaiser ‚unserem guten Professor‘ mild abweisend zurief, wird bei den Zunftfanatikern schnell zu dem wilden Geschrei, das die Jagd auf den Bönhasen einleitet. Der Assyriologe hat sich eines Uebergriffes in das Gebiet der Theologie schuldig gemacht! Auf die Schwankenden und Zweifelnden wird der Vorhalt, daß Der, dessen Worte sie gefangen nehmen, nicht die der Ordnung gemäße Qualifikation besitzt, zu reden, seine Wirkung nie verfehlen; und er hat den weiteren Vortheil, im Kreise der Fachgenossen bei den Leuten, die sachlich mit dem Kollegen von der anderen Fakultät übereinstimmen, die berufliche Eifersucht zu erwecken. Wenn man die tadelnden Sätze liest, sollte man glauben, der Assyriologe sei in eine von der seinigen durch Abgründe getrennte Wissenschaft eingebrochen und habe dort versucht, altüberkommene Systeme mit frevler Hand zu stürzen. Und was ist die Wirklichkeit? Um Eins gleich vorweg zu nehmen: Herr Delitzsch hat, wie der Brief des Kaisers berichtet, die Gottheit Christi in Zweifel gezogen. Aber diese Frage wurde in einer Privatgesellschaft erörtert; und die Anfertigung von Gegenständen für den eigenen Bedarf oder ausschließlich als Probe der Kunstfertigkeit ging selbst die alte Zunft nicht an. Nur in Dem, was der Professor durch Wort und Schrift der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht hat, kann nach den Indizien eines Uebergriffes in die Gerechtsame eines anderen Handwerkes gesucht werden. In seinem zweiten Vortrag, in dem er, vielleicht im Glauben an die Zustimmung des Kaisers, etwas mehr aus sich herausging, hat der Professor mit ein paar nicht gerade wie Fanfarenstöße klingenden Sätzen seinen Zweifeln daran Ausdruck gegeben, ob das alte Testament den Charakter ‚offenbarter‘ oder von ‚offenbartem‘ Geist durchwehter Schriften behaupten werde, und diese Zweifel ergaben sich mit Nothwendigkeit aus den Prämissen. Das Thema der Vorträge stand in enger Beziehung zu theologischen und dogmatischen Fragen. Sollte da der Redner an den Grenzen seiner Assyriologie plötzlich Halt machen, sollte ihm nicht erlaubt sein, die Schlußfolgerungen zu ziehen und offen auszusprechen, die jedem denkenden Menschen nah lagen? Nun sagt man: einem ‚gewaltigen Genie‘ hätte man die Grenzverletzung gestattet, aber Herr Delitzsch sei dieses gewaltige Genie nicht. Gewiß: der Professor, dessen Darlegungen der Altmeister der Assyriologie, Julius Oppert in Paris, ‚hochtrabende und pausbäckige Phrasen‘ nannte, hat nichts Geniales. Aber gehört denn wirklich Genie dazu, Das zu wiederholen, was selbst von zahllosen Theologen schon ausgesprochen ist? Ein Schuster, der seinen Leisten verläßt und nach einem in zahlreichen Exemplaren vorliegenden Muster einen Rock, ein Hemd oder ein Brot herzustellen versucht, braucht doch weder Genie noch Inspiration. Und wenn Herr Delitzsch die Eigenschaften besäße, die man ihm nicht ohne Grund abspricht: die Angriffe wären darum nicht minder heftig. Als er in seiner akademischen Antrittsrede die Bedeutung des Studiums der Universalgeschichte erörterte, sagte Schiller: ‚Wer hat über Reformatoren mehr geschrien als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des

Digitized by Google

Wissens mehr auf als eben Diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung. Kein bereitwilligerer Ketzermacher als der Brotgelehrte.' Es ist nun einmal so: unsere Brottheologen haschen nach den Mitteln, deren sich die verfallenden Zünfte bedienten; sie verfechten mit ihren schartigen Waffen das Programm der wissenschaftlichen Handwerker."

* * *

Ein junger Philosoph schreibt mir:

„Wie Allen, die dem akademischen Betrieb nah stehen, ist auch mir bekannt, in welcher Weise im Allgemeinen die Doktorpromovirung an deutschen Universitäten bewirkt wird und wie sehr die Promotionziffern für die verschiedenen Hochschulen, je nach dem Ruf der ‚Schwere' und ‚Strenge', der den Fakultäten anhaftet, schwanken. Mit fast Allem, was in dem am siebenten März hier veröffentlichten Philologenbrief gesagt war, kann ich deshalb übereinstimmen. Noch Eins aber möchte ich betont hören. Der Doktortitel wird ja nicht aus durchschnittlich gleichen und gleichwerthigen Motiven erworben; die Voraussetzungen, unter denen der Doktorand ins Examen geht, sind wissenschaftlich und materiell sehr verschieden. Wie man den Doktor honoris causa von dem rite Promovirten zu unterscheiden hat, so auch zwischen dem Promovenden, der in einer Wissenschaft, deren Staatsexamen er gemacht hat, den Doktorgrad erwerben will, und zwischen den Studirenden, denen die Promotion selbst und nur sie den Abschluß der Studien bedeutet. Will man schroff und daher möglichen Einzelfällen gegenüber vielleicht ungerecht trennen, so kann man für die weit überwiegende Mehrheit der Fälle von einer Ziertitel- und von einer Berufstitelerwerbung reden. Offiziell wird diese Unterscheidung nicht anerkannt; in praxi aber wird ihr bekanntlich von den meisten Fakultäten aller deutschen Universitäten Rechnung getragen. Der Rechtspraktikant oder Referendar, der Lehramtspraktikant und wissenschaftliche Hilfslehrer, der junge Arzt und jetzt wohl auch der staatlich approbirte Ingenieur: sie Alle haben schwere Staatsexamina hinter sich und damit implicite die Anerkennung als wissenschaftlich gebildete, mit so und so vielen akademischen Bier- und anderen Semestern öffentlich beglaubigte Vertreter ihrer Disziplin. Für diese Leute könnte verständiger Weise der Doktortitel nur einen Werth haben, wenn er auf Grund absolut neuer, selbständiger und bedeutender Fachleistungen erworben wäre; denn das ‚genügende Wissen' ist ihnen ja schon durch das Zeugniß des Staates diplomirt. Im strengsten und besten Sinn käme daher diese Kategorie der wissenschaftlich Gebildeten nur für den doctor honoris causa eigentlich in Betracht. Dem ist nun nicht so. Sondern das epitheton ornans eines doctoris utriusque oder Dergleichen sticht mindestens so lange angenehm in die Augen, wie man noch nicht Landgerichts- oder sonstiger Rath irgend einer Klasse ist. Man promovirt also. Alle Promotionordnungen schreiben neben der ‚wissenschaftlichen Arbeit' ein mündliches Rigorosum vor; es überschreitet selten den Rahmen eines Hauptfaches und zweier Nebenfächer, wofür der Zeitraum von zwei Stunden zur Prüfung festgesetzt ist. Ich darf wohl annehmen, daß Jedem zum Bewußtsein kommt, welche Posse im besten Fall ein ernsthaft unternommenes Examen ist, dem ein in dieser Wissenschaft längst staatlich Approbirter in einem verschwindend kleinen Bruchtheil des Wissens unterzogen wird, das dieser Approbirte in den harten Zeiten seines Staatsexamens zur Verfügung haben mußte. Wer Das aber nicht einsieht, darf sich nicht wundern, wenn einzelne Fakultäten von

diesen inhaltlosen Formalitäten absehen zu dürfen meinen und schließlich sogar in absentia promoviren. So lange das Schwergewicht dieser Promotionen darauf beruht, daß der staatlich approbirte Examinand ein winzig kleines fachwissenschaftliches Themchen, unter Ausbeutung der ‚einschlägigen Literatur', auf zwanzig bis fünfzig Seiten leidlich ernsthaft zu behandeln weiß und daß er dann hauptsächlich im ‚Mündlichen' die Nachkontrole der Fakultät gegenüber dem Diktum des Staates überdaure: so lange wären diese Zierpromotionen am Besten einer einzigen, ständigen Komission überlassen, die Tag und Nacht die neugebackenen Staatsvolontäre einer nachsichtigen Nachwäsche unterzöge. Ich wiederhole: Jedem sind diese Verhältnisse und Anschauungen zur Gewohnheit geworden; nicht zuletzt den Fakultäten. Jeder weiß: der junge Arzt, der eine künftige Stadtpraxis in Aussicht nimmt, schreibt einen völlig gleichgiltigen Krankenbericht aus seiner Praktikantenerfahrung nieder und ‚promovirt' damit; seine ‚schriftliche Arbeit' pflegt er unter Lachen und Pfeifen in den Katertagen nach seinen Staatsexamensfeierlichkeiten zu verfassen; fürs ‚Mündliche' aber ochst er nochmals unter Seufzen und Stirnrunzeln das schon wieder vergessene Material des Staatsexamens durch, um es dann zum zweiten Male endgiltig und desto gründlicher zu vergessen und den Nachschlagewerken zu überlassen. Mit Recht, dünkt mich. Aber drei Tage danach steht dann auf dem Messingschild: Dr. med. Das ist für die Stadtpraxis unentbehrlich. Junge Landärzte pflegen zu schmunzeln und ihre drei- bis fünfhundert Mark Gebühren in der Tasche zu behalten: bei den Bauern draußen sind sie so wie so der Herr Doktor. Mutatis mutandis ists bei den anderen jungen Staatsbeamten gar nicht oder um nur Weniges besser. Wie aber steht zum Doktortitel und dessen Präliminarien der junge Mann, dem diese Prüfung Staatsexamen und Wissensrigorosum zugleich vorstellen muß? Hat er — ich will gerecht bleiben und nur sagen: in den weitaus meisten Fällen — Theil an der mit Recht mehr und mehr dem Achselzucken anheim fallenden Doktorenfabrikation? Sein Doktortitel ist für ihn das in angestrengter, scharfer wissenschaftlicher Arbeit erreichte Resultat seiner gesammten Studien. Sein Doktortitel beruht am Ende meist auf einem Buch, das die konzentrirte Leistungfähigkeit seiner besten Jugendjahre zeigt. Und das mündliche Examen, das er zu überwinden hatte, war meist ein Fragenextrakt aus dem weiten Gebiete des Wissens, das von ihm verlangt wird. Oft sind die unheilvoll kurzen Examensminuten bei dem überreichen Stoff für einen solchen Doktoranden peinlicher und schwerer zu bestehen als ein con amore sich abwickelndes schriftliches Staatsexamen. Der Ziertitel wird um seiner selbst willen erstrebt. Es erscheint dem Petenten lächerlich, sich um ein Haar mehr anzustrengen, als gerade unbedingt nothwendig ist, um das gewünschte Ziel eben noch zu erreichen. Auf keiner Visitenkarte pflegt ja zu stehen, mit welchen Prädikaten der Titel geschmückt worden ist. Der Berufstitel aber ist fast ausnahmlos Qualitätstitel. Der junge Philosoph oder Nationalökonom, Naturforscher oder Literarhistoriker weiß genau, daß in den allermeisten Berufen, die ihm zugänglich sind, eine starke Nachfrage nach Qualitätleistungen besteht und daß ihm insbesondere der akademische Beruf nur bei genügend hervorragender Leistung offen sein wird. Diese Männer wollen nicht Doktoren schlechtweg, sondern graduirte Doktoren mit ehrenvollen Prädikaten werden. Man sieht also: beide Kategorien tragen den selben Titel und haben doch ganz verschiedene Voraussetzungen und Ziele. Daran zu erinnern, war der Zweck dieser Ergänzung des beachtenswerthen Philologenbriefes."

* *
*

Digitized by Google

Aus einem Brief an den Herausgeber:

Am sechzehnten Januar 1903 war ein Reisender genöthigt, von Dresden nach der kleinen Station Gertenbach, zwischen Eichenberg und Kassel, zu fahren. Da die Schnellzüge dort nicht halten, erschien als einzig mögliche direkte Verbindung der Personenzug Nr. 580, der von Halle abends 10,31 abfährt und in Gertenbach 7,01 morgens ankommt. Obwohl im Hendschel (Nr. 347) der Zug als durchgehend bezeichnet wird, telegraphirte man von Dresden an den Bahnhof Halle, fragte, ob der Zug durchgehe, und bat um Reservirung eines halben Abtheils erster Klasse. Die Antwort lautete: ‚Ja. Nur Ganzcoupé und ohne Bettwäsche‘. Auf der Station Halle ergab sich als erste Schwierigkeit, das Gepäck durchgehend zu expediren, weil keine Taxen bis Gertenbach vorgesehen seien und eine Berechnung nach Kilometerzahl unzulässig sei. Nach langen Verhandlungen nahm man das Gepäck an, aber nur gegen Mehrzahlung von weiteren 36 Kilometern, bis Kassel; das Gepäck dürfe aber in Gertenbach ausgehändigt werden. Die zweite Schwierigkeit spielte sich im Zug ab. Der Schaffner erklärte kategorisch, die Reisenden hätten in Nordhausen morgens 2,11 den Zug zu verlassen, bis 4,27 sich auf dem Bahnhof zu vergnügen und dann in den selben Coupés die Reise fortzusetzen. Der zu Hilfe gerufene Zugführer erklärte, er wolle versuchen, den Reisenden im Coupé zu lassen; doch rief der Schaffner beim Schließen der Thür höhnisch: ‚Ich glaube nicht, daß Sie es erreichen werden‘. Trotz dieser üblen Weissagung installirte sich der Reisende wie in einem Schlafwagen; er entkleidete sich, in der angenehmen Hoffnung, bis 7,01 schlafen zu können. In Nordhausen wurde um 2,11 morgens bei schneidender Kälte, während der Abtheil stark geheizt war, die Thür weit aufgerissen und der Stationvorsteher forderte in hartem Befehlston auf, den Wagen zu verlassen; auch die Wartesäle, sagte er, seien geheizt. Daß man, um dahin zu gelangen, eine kalte Treppe auf- und absteigen muß, bedachte er wohl nicht. Die sehr berechtigten Vorstellungen, daß der selbe Wagen zwei Stunden später die Reise fortsetze und daß die Station Halle telegraphisch das Durchlaufen dieses Wagens bestätigt habe, hatte keinen Erfolg. Der Stationvorsteher behauptete, er könne für das Verbleiben des Reisenden nicht die Verantwortung übernehmen, weil der Zug rangirt werde. So begann der unglückliche Reisende denn seine Toilette, die er aber noch nicht vollendet hatte, als der Wagen sich langsam in Bewegung setzte, auf ein anderes Gleis geschoben wurde und hier sich selbst überlassen blieb. Nun erlosch auch die Lampe im Coupé und in der Dunkelheit ging natürlich die Toilette noch langsamer vor sich. Endlich war der Reisende fix und fertig angezogen und erwartete einen Gepäckträger, um, gemäß dem drakonischen Befehl des Stationvorstehers, der sehr weit entfernten Wartehalle zuzustreben. Aber Niemand kam auf seinen Ruf; und nach zwei qualvollen Wartestunden setzte sich der Wagen gen Kassel wieder in Bewegung. Der Reisende litt an einem schweren Bronchialkatarrh. Er mußte, nach der telegraphischen Antwort, glauben, daß er in einem durchgehenden Wagen ans Ziel kommen werde. Was sagt Herr Budde dazu?"

* * *

Um den greisen König Georg nach langer Krankheit zu grüßen, ist der Kaiser nach Dresden gereist und die Monarchen haben Reden gewechselt, deren herzlicher Ton überall gern gehört worden ist. Daß der Kaiser gerade jetzt, nach dem eklen Luisenlärm, dem Haupt der Wettiner eine Höflichkeit erwies, war von klugem Takt empfohlen. Ehe der König von Sachsen gen Süden fuhr, sprach er seine Landsleute in einem

Digitized by Google

Erlaß an, dessen schlichte Würde die besten Zeiten deutscher Monarchie ins Gedächtniß ruft. Offen redet der alte Herr von dem „schweren Unglück", das ihn und seine Familie getroffen hat, und bittet mit bescheidenem Stolz um Vertrauen; nicht als König von Gottes Gnaden, sondern als ein Mann, der immer wahrhaftig befunden wurde. Der wichtigste Satz des Erlasses lautet: „Glaubet nicht Denen, die Euch vorstellen, daß hinter all dem Unglücklichen, das uns betroffen hat, nur geheimnißvoller Lug und Trug verborgen sei, sondern glaubt dem Wort Eures Königs, den Ihr nie als unwahr erkannt habt, daß dem unendlich Schmerzlichen, das über uns hereingebrochen ist, lediglich die ungebändigte Leidenschaft einer schon lange im Stillen tief gefallenen Frau zu Grunde liegt." So spricht ein Sachsenherzog zu seinen Volksgenossen. Das Wort muß man sich merken; nicht nur, weil der Vorgang ohne Beispiel in der Geschichte ist, nein: als das Schlußwort, das uns endlich von der Luisenlegende befreit. Eine großartige Frauennatur, hieß es, habe unerträgliche Ketten gebrochen, freiwillig dem Glanz des Fürstenpalastes, den nahen Wonnen des Königsthrones entsagt und mit dem Recht souverainer Leidenschaft sich ein neues, ein erstes Glück zu schmieden versucht, aus eigner Kraft. Leider sei sie eines Gecken und Abenteurers Beute geworden, nicht milder deshalb aber der Barbarensinn zu beurtheilen, der die Mutter nicht ans Bett des erkrankten Kindes rückkehren ließ. Längst weiß mans anders. Die Frau des sächsischen Kronprinzen, die in den Bräutigam und jungen Ehemann Friedrich August recht nach der Flitterwochenkunst verliebt war, ging nicht freiwillig: sie wurde im Arm des Hauslehrers André Giron gefunden und mußte gehn, weil sie nicht bleiben durfte. Hätte der Zufall nicht die Oberhofmeisterin in die unverriegelten Freuden des Schäferstündchens geführt: die Toskanerin trüge noch heute Titel und Würden. Nicht der Hauslehrer, auch nicht der Zahnarzt war ihre erste Irrung. Sie war nicht geknechtet, nicht von harmlosester Lebenslust abgesperrt, sondern hat in Dresden, in London und anderswo ungenirter gelebt, als Prinzessinnen zu leben pflegen. Nach Allem, was ans Licht gelangt war, konnte der Gedanke, sie auch nur auf Stunden ins Mutterrecht heimkehren zu lassen, nicht auftauchen. Und mag Herr Giron ein Geck oder Geldjäger sein: Die nur ihn tadeln, sollten bedenken, wie weit die ältere Frau seinen geheimsten Wünschen entgegengekommen sein muß, ehe der dürftige Hauslehrer auch nur wagen konnte, der ersten Dame des Königreiches das leiseste Zeichen wärmeren Empfindens zu geben. Kein menschlich Fühlender wird der armen Frau, deren schlimmstes Vergehen nicht der Ehebruch, sondern das skandalöse Benehmen nach den Ehebrüchen war, Mitleid versagen. Nur durch amtliche Reskripte spukt noch die Freiheit des Willens; Luise wurde, was sie unter determinirenden Umständen werden mußte. Mit der Mär von ihrer großartigen Natur, von dem Edelsinn der Heldin, die des Wesens Krone nicht brechen ließ, hat man lange genug aber leere Hirne gefüttert. Luise von Toskana hat das Haus der Wettiner vor Reportern geschimpft und verhöhnt und den Angegriffenen dann verboten, die über alles Erfordern hinaus beweiskräftigen Akten des Scheidungprozesses zu veröffentlichen. Der König mußte sprechen und hat wie ein König gesprochen. Die Legende ist aus. Wieder einmal wurde dem Philister sein bestes Menschengefühl zu schnödem Zweck abgelistet. Wie oft schon? Und wie lange noch? .. Der Dichter, in dessen mächtigster Strophe Unsterbliche verlorene Kinder himmelan tragen, gab den Deutschen das Xenion:

Was Euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vortheil und Früchte beut?
Davon habt Ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google



Berlin, den 28. März 1903.

Das Blumenmedium.

Hoher Gerichtshof — so spricht vor der Ersten Strafkammer des Landgerichtes Berlin II ein Anwalt des Rechtes — Hoher Gerichtshof: fern ist mir die Absicht, das Ergebniß der langwierigen Beweisaufnahme umständlich zu kritisiren, fern sogar der Wunsch, mit Worten das Gewicht einzelner Zeugenaussagen zu mindern, durch das Gegengewicht meiner Rede die Wagschalen auf annähernd gleiche Höhe zu bringen und so zu bewirken, daß Ihnen ein den Schuldspruch hemmender Zweifel bleibt. Auch will ich Sie nicht ins dunkle Gebiet supranaturaler Bedürfnisse und supranormaler Fähigkeiten führen, nicht fragen, welchen Werth der preußische Staatsbürger dem Spiritismus, der Theosophie, allen wechselnden Formen okkultistischen Dranges beizumessen habe. Die Frage schon wäre Vermessenheit; und den Versuch, ihr in foro die Antwort zu finden, überlasse ich gern dem Höhenwahn der Juristen, die sich als Allverwalter fühlen. Nein: Anna Auguste Rothe, die Frau eines Kesselschmiedes, die hier vor Ihnen kauert, hat keinerlei mediale Gaben. Mit ihrer Zunge sprachen nie Luther, Zwingli, Flemming, die Kaiser Wilhelm und Friedrich. Keines Verstorbenen Geist hat sich je in ihr offenbart. Die Blumen, Früchte, Zweige, Christusbilder und anderen Gegenstände, die Geister ihr apportirt haben sollten, holte sie aus dem Unterrock. Daran ist nicht zu zweifeln, denn beeidete Aussagen haben festgestellt, daß die Angeklagte die in den Sitzungen verwendeten Blumen selbst eingekauft hat. Eben so wenig dürfen wir daran zweifeln, daß ihr Manager, der frühere Cognachändler und Reporter Max Jentsch — der das bessere Theil erwählte und dem nicht immer langen Arm der Gerechtigkeit

Digitized by Google

entlief — die Sache als einträgliches Geschäft betrieb. Er fand eine hysterische Frau von leicht geschmälertem Bewußtsein, eine kränklich aussehende Frau, deren große, glühende Augen auf schwache Sinne wirken; und diese Frau war in der Welt der Okkultisten schon berühmt. Aus ihrem Mund sprechen, mit ihrer Hand schreiben erlauchte Geister; aus dem Schattenreich ruft sie Gestalten, in denen die Zuschauer theure Toten erkennen; auf ihr Haupt regnen Blüthen herab und ihr hagerer Finger greift Früchte, Blumen, Zweige aus leerer Luft. Das ist viel, ist mehr, als die berühmtesten Medien vermochten; Eusepia Paladino selbst scheint übertroffen. Die Nachfrage steigt: überall wünscht man, die Geheimkunst der neuen Seherin kennen zu lernen. Max Jentsch aus Zittau und Anna Rothe, geborene Zahl, aus Altenburg verbünden sich. Von den Spirituosen zum Spiritismus ist, so mögen Witzbolde denken, nur ein Schritt. Jentsch treibt das Handwerk ins Große und wird der Ausbeuter der Frau, die hier eine Ausbeuterin menschlicher Dummheit genannt worden ist. Reichthümer erwirbt sie nicht; aber ich will annehmen, daß sie sammt ihrem Ehemann ein bequemes Auskommen hatte. Kann man dem Ankläger mehr konzediren? Ich könnte mich auf die Gutachten der Sachverständigen stützen und das Moment der verminderten Zurechnungsfähigkeit, da unser Gesetz es leider nicht kennt, wenigstens für das Strafmaß, vielleicht auch für die Strafart geltend machen. Auch diesen letzten Nothausgang bedrängter Vertheidiger wähle ich nicht. Vom Boden der Anklage aus, auf den ich mich furchtlos stelle, fordere ich die Freisprechung der Angeklagten Anna Rothe, fordere sie im Namen des Rechtes und der Vernunft.

Ein Jahr lang und länger schon spricht man von dieser Sache. Seit dem Beginn der Hauptverhandlung hört man in vielen Gegenden unserer Intelligenzstadt überhaupt kaum noch von Anderem reden. In ganzen Stößen werden die Prozeßberichte verkauft. Nie, heißt es, habe sich ein sensationellerer Prozeß in den rothen Mauern von Altmoabit abgespielt. Ich muß gestehen, daß mir für die verheißene Sensation jedes Empfinden fehlt, daß ich nicht einmal zu erkennen vermag, wo sie eigentlich steckt. Sind die Thatsachen, die uns hier vorgeführt wurden, etwa neu, sind sie nicht vielmehr so typisch, so oft gesehen, daß der Kriminalist Mühe hat, ihnen noch gesammelte Aufmerksamkeit zuzuwenden? Mußten wir lange Lenztage hier verbringen, um zu erfahren, was wir erfuhren? Daß es Schlauköpfe giebt, die neben der graden Heerstraße ihre Geschäftchen machen? Daß übersinnlicher Drang manchmal in harte Thaler gemünzt wird? Selbst das „Kulturbild", von dem Reportereifer so viel zu schwatzen weiß, dünkt mich nicht neu, verweilender Be-

Digitized by Google

trachtung nicht werth. Ja: unter uns leben Leute, denen die ratio, denen das vom Verstand Meßbare längst nicht mehr genügt und die jeden Spukglauben dem Positivismus vorziehen. In der Eisregion reinen Denkens erfröre ihr schlecht genährter Geist; im Fuselrausch entschlummert er wohlig. Das hätten wir gestern noch nicht gewußt? Typisch sind die Vorgänge, ohne die Spur individueller Differenzirung die Gestalten des Mediums, des Managers und ihrer Kundengemeinde und typisch ist auch die Entschleierung des Schwindels. Das hysterische Weib wird von den lauten Erfolgen den Geboten der Vorsicht entfremdet und die Kriminalkommissare, die sich in die Sitzungen einschlichen, können den Blumenspuk leicht entlarven. So ungefähr war es immer, wirds immer sein. Neu ist nur Eins: der Versuch, die gelungene Spekulation auf die Ertragsfähigkeit blinden Glaubens als Betrug zu strafen. Neu und doch nicht in diesem Frühling erst ersonnen. Auch im Januar gabs eine Sensation, — eine wirkliche sogar. Da saß in diesem Haus ein Kurpfuscher auf der Anklagebank. Wenn mir die Aufgabe zugefallen wäre, ihn zu vertheidigen, dann hätte ich meine ganze Kraft dafür eingesetzt, daß dieser Nardenkötter nur verurtheilt werde, weil er „ohne polizeiliche Erlaubniß Gifte oder Arzeneien, so weit der Handel mit ihnen nicht freigegeben ist, zubereitet, feilgehalten, verkauft" hatte. Paragraph 367[3]; Geldstrafe bis zu einhundertfünfzig Mark oder Haft. Der Mann wurde des unlauteren Wettbewerbes und des Betruges schuldig gesprochen und auf Jahre ins Gefängniß gewiesen. Er habe mehr versprochen, als er leisten konnte. Das thut ein Wahlkandidat, ein Zeitungverleger, ein approbirter Arzt oder Bazarinhaber sicher nie; und nie hat einer meiner Kollegen einem Angeklagten gesagt: Wenn Sie mir Ihre Sache übertragen und den nöthigen Vorschuß geben, ist Ihre Freisprechung so gewiß wie das Amen in der Kirche. Nardenkötter sollte betrogen haben, weil er ohne ärztliche Kenntniß, meist, ohne die Kranken auch nur zu sehen, Rezepte verschrieb; und er konnte doch nachweisen, daß der Prozentsatz der von ihm erzielten Heilungen mindestens eben so groß war wie bei Durchschnittsdoktoren, konnte sich darauf berufen, daß er wie ein richtiger Doktor ... Der Herr Vorsitzende will mich unterbrechen. Und ich brauche über den Fall Nardenkötter auch nicht mehr zu sagen; ich erwähnte ihn nur, um zu zeigen, wohin die Reise gehen soll. Damals forderten Aerzte — nicht alle; so gering schätze ich den Stand nicht —, jetzt fordern Vertreter okkulter Wissenschaft die strengste Strafe. In beiden Fällen regt sich die gekränkte Konkurrenz in heller Wuth. In beiden Fällen soll der Strafrichter leisten, was die Männer der Wissenschaft, die doch ein Monopol für sich

heischen, nicht zu leisten vermochten: er soll des Aberglaubens altes Bett wegschaffen. Das aber kann niemals die Aufgabe des Strafrechtes sein; und würde ihm diese Aufgabe gestellt, es müßte, bei aller Härte, ohnmächtig versagen. Wer die Anklageschrift liest, mag sich nach Utopia träumen oder ins Zukunftland der Kommunisten, die sonst als Umsturztrachter am Pranger stehen. Seit wann verbietet unsere Rechtsordnung die Ausnützung der Leichtgläubigkeit? Das Ziel der anerkannten sozialen Ordnung ist, Rechtsgüter zu schützen. Rechtsgüter, sagt Liszt, sind Lebensinteressen, Interessen des Einzelnen oder der Gemeinschaft. Ist Blindheit, Dummheit — nennen Sies, wie Sie wollen — ein Rechtsgut, ein Lebensinteresse des Einzelnen oder der Gemeinschaft? Wer einen Blinden zu Fall bringt, beschädigt, im Gebrauch der Glieder, in seiner Erwerbsfähigkeit verkürzt, tastet ein Rechtsgut an. Welches Rechtsgut aber ist verletzt, wenn der Blinde in den Glauben überredet wird, er habe sein Augenlicht wiedererlangt? Wenn eine Witwe, eine Waise aufathmend in die Zwangsvorstellung kriecht, sie stehe mit ihrem Mann, mit dem Vater, der Mutter in engem Rapport, höre die lange entbehrten Stimmen, empfange aus lieber Hand duftenden Gruß? Vielleicht fand des Priesters Wort taube Ohren. Vielleicht war der Glaube ans Himmelreich früh entwurzelt, die Hoffnung auf ein Wiedersehen am Thron des Herrn schon in der Kinderstube verblüht. Glaube ist persönlichster Besitz; und der Wahn, der uns thöricht dünkt, kann dem Nächsten ein starker Trost sein, der einzige, der ihn auf schwankem Grund hält. Gelehrten Richtern brauche ich, so lange nach Charcot, nicht noch von der Bedeutung der Suggestion und Autosuggestion zu reden; und ich bin entschlossen, Alles zu meiden, was meine Rede mit dem Bleigewicht wissenschaftlicher und scheinwissenschaftlicher Argumente befrachten, dem Ruf nach Gerechtigkeit die Resonanz hemmen könnte. Nur warnen will ich, vor dem ersten, dem entscheidenden Schritt auf einem Wege warnen, dessen Ende Sie, gerade Sie mit Entsetzen sähen. Hinter dem Richter, der im Namen Gottes, im Namen des Königs Recht spricht, stehen Andere, denen der Glaube an Gott und König Wahn ist, eitler, längst veralteter Wahn, der nur in lichtlosen Hirnzellen noch nistet. Die horchen auf Ihren Spruch. Weiß der Prediger, daß es ein Auferstehen im Jenseits giebt, weiß nicht mancher Talarträger, daß seine Verheißung sich nie erfüllen kann? Und wenn die Gottlosen mit derber Faust nun einen Prediger packten, ihm bewiesen, aus Reden, aus Briefen meinetwegen, daß er die Seligkeit, die seine Lippe preist, nicht glaubt, daß er die Oblate, die er als den Leib des Heilands dem Gläubigen reicht, beim Bäcker bestellt und gekauft hat, in Massen, ums billiger

zu haben: ist der „Entlarvte“ dann ein Betrüger? Denken Sie an den großen Glaubenskomplex unserer katholischen Mitbürger, an die Wunderkraft der Gnadenbilder, Reliquien, Heiligen Röcke, an Alles, was der akatholische Sinn Aberwitz schilt. Ist hier Betrug? Man könnte einwenden, in diesen Fällen fehle der „rechtswidrige Vermögensvortheil“, den das Gesetz als Thatbestandsmerkmal verlangt. Fehlt er aber wirklich? Ohne die alte Glaubensschatzkammer keine Kirche; ohne Kirche keine Pfründe. Der Vermögensvortheil, den die Vorspiegelung falscher Thatsachen gewährt, ließe sich in jedem der angedeuteten Fälle leicht nachweisen. Nur eben: rechtswidrig wäre er nicht; denn mit unserer Gesellschaftordnung wurde das Recht geboren, das transszendente Sehnen menschlicher Schwachheit zu stillen, dem überlebenden Glauben an supranaturale Kräfte Nahrung zu bieten, — auch gegen Entgelt.

Von diesem Recht hat die Angeklagte auf ihre Weise Gebrauch gemacht. Ob sie im Trance-Zustand selbst glaubte, was ihr Mund sprach, ob sie immer bewußt log: ich frage nicht danach, frage hier auch den Minister nicht, ob er stets Wahrheit kündet, nicht den Heerführer, ob er in vollem Bewußtsein nicht oft mit falschen Thatsachen Vorstellungen erregt, die ihm selbst oder der von ihm vertretenen Sache nützlich werden können. Frau Anna Rothe hat kein Rechtsgut verletzt, das Vermögen keines Anderen beschädigt. Was sie gab, war die zwei oder drei Mark reichlich werth, für die der Einlaß ins Sitzungzimmer zu kaufen war; wie viele Illusionen haben wir Alle schon wesentlich theurer bezahlt! Was ists denn, das wir in Domen, in Wahlversammlungen und Schauspielhäusern suchen? Die Wenigsten glauben dem Pfarrer aufs Wort, lauschen der tönenden Kandidatenrede wie Heil bringender Botschaft, halten die geschminkte Dame da oben für Maria Stuart. Und doch weht von der Kanzel, von der Tribüne und Bühne tröstend ein frommer Schauder herab und dennoch schluchzt im Saal die Menge gebildeter Bürger, wenn Maria aufs Schaffot geführt wird. Die schwache Möglichkeit holder oder kräftig aufrüttelnder Illusion wiegt unsere Bedrängniß gern mit Gold auf; diese Möglichkeit ist ihr so theuer, daß der höchste Preis nicht zu hoch schien: wir schufen, wir stützen mit aller Kraft den Glauben an ein Recht, das mehr sein solle als der Ausdruck willkürlich herrschender Gewalt. Und genau die selbe Möglichkeit suchte und fand die Gemeinde bei Frau Anna Rothe. Vor Ihnen sitzt eine Frau, die ihre Kunden reell mit Illusionen bedient hat; keine Betrügerin: eine Gestalt, wie sie im trüben Zwielicht unserer Heuchelkultur in hundertfacher Differenzirung zu finden sind. Am hellen Tag erst schwindet der letzte Spuk ... Ich bitte um Ihren Spruch.

❦

Digitized by Google

Die Lieder der neuen Frau.

Eins der stärksten Argumente der Gegner der Frauenbewegung ist der Hinweis auf die bisher dem weiblichen Geschlecht fehlende künstlerische oder wissenschaftliche Schöpferkraft, auf den Mangel an weiblichen Genies. Und es heißt, der Sache der Frauen mehr schaden als nützen, will man versuchen, dieses Argument dadurch zu entkräften, daß man die „berühmten" Frauen aller Zeiten aus dem meist wohlverdienten Reich der Vergessenheit heraufbeschwört. Thatsächlich halten die Leistungen nur Weniger einer ernsten Kritik Stand; und auch diese Wenigen können, so weit meine Kenntniß reicht, auf den unverwelklichen Lorber des Genies keinen Anspruch machen. Begreiflich genug: Jahrhunderte lang schlief die Psyche des Weibes; zuweilen nur — an die Renaissance sei erinnert, die merkwürdig starkgeistige Frauen hervorbrachte — durfte sie ihre Flügel regen. An des Weibes wohl behüteter Kemenate brauste der Strom der Welt vorüber; nur ein leises, fernes Rauschen drang von ihm an ihr Ohr. Wo aber die Noth sie herausriß in den Strudel, da zehrte der mühsälige Kampf ums Dasein all ihre Kräfte auf.

Die Vertreter der Theorie vom weiblichen Schwachsinn pflegen diese Erklärung des Mangels an weiblicher Schöpferkraft nicht anzuerkennen. Das ganze große Gebiet künstlerischen Schaffens, besonders das der Musik und der Dichtung, sei, so meinen sie, den Frauen nie verschlossen gewesen und nichts beweise mehr ihre ursprüngliche geistige Minderwerthigkeit als die Thatsache, daß sie trotzdem dem Dienste der Musen nur selten und auch dann nur in unzureichender Weise sich weihten. Solche Beweisführung zeugt, meiner Ansicht nach, von einer wahrhaft barbarischen Unkenntniß der Bedingungen künstlerischer Produktion. Ein großer Künstler repräsentirt immer eine höchste Kulturstufe und zu den Bedingungen genialer Leistung gehört mit in erster Linie ein hoher Grad psychischer Freiheit. Dem mit tausend schmerzhaften Fesseln gebundenen Weibe konnte kein Gott geben, zu sagen, was es leidet. Der beste Beweis dafür ist, daß das ihr eigenthümliche Gefühlsleben, in dessen Mittelpunkt die Mutterschaft steht, trotz seiner Weite und Tiefe nicht zu künstlerischem Ausdruck kam. Auch ihre Liebe zum Mann wurde nicht, wie die Liebe des Mannes zu ihr, der Zündstoff künstlerischer Begeisterung. Statt Dessen finden wir bis in die neuste Zeit hinein — ein deutliches Zeichen für ihre innere Gebundenheit —, daß sie sich, sobald sie Liebeslieder singt, in die Seele des Mannes hineinphantasirt. Muth gehört zur Bejahung der persönlichen Eigenart; Muth aber ist die Tugend der Freien.

Nun hat der Befreiungdrang der Frau immer mehr Anhänger gefunden; wie weit er im Stande war, eine Befreiung des weiblichen Geschlechtes aus den Fesseln geistig-seelischer Knechtschaft schon heute herbeizuführen: Das

Digitized by Google

läßt sich am Besten auf einem Gebiete der Kunst erkennen, das der Entwickelung und dem Ausdruck der Persönlichkeit den weitesten Spielraum läßt: der Lyrik. Die Zahl der lyrischen Dichterinnen wächst von Jahr zu Jahr; das wachsende Bedürfniß, sich auszusprechen, das mit der Schwatzhaftigkeit der Frau von ehedem nichts zu thun hat, bedeutet an sich schon einen Fortschritt. Es fragt sich nur, ob sie „sich" aussprechen. Ein tastendes Suchen nach Ausdrucksfähigkeit, ein meist fruchtloser Kampf mit der hergebrachten, fast allein vom Mann geschaffenen Ausdrucksform zeigt sich überall. Wer eine Gedichtsammlung nach der anderen vornimmt, wird oft gar nicht — und wenn, meist nur durch Aeußerlichkeiten — daran erinnert, daß der Verfasser weiblichen Geschlechtes war. Das scheint mir ein wichtiges Kriterium. Damit trete ich auch der allgemein üblichen Ansicht entgegen, wonach der Satz: „Sie schreibt wie ein Mann" ein Lob sein soll. Der Eintritt der Frau in das geweihte Land der Kunst würde nichts als eine quantitative Bereicherung bedeuten, wenn sie nicht Neues, Eigenes zu bieten hätte.

Wo sind nun die Anzeichen für das Neue, Eigene? In dem dichterischen Ausdruck der Mutterliebe und der Liebe des Weibes zum Mannes müssen wir sie zuerst suchen. Die Mutterliebe kann der Mann dem Weibe nicht nachempfinden: es fehlt ihm dafür die vollkommene lyrische Darstellungfähigkeit; und die Liebe des Weibes zum Manne ist durch Sitte und Konvention in das tiefste Dunkel weiblichen Wesens zurückgedrängt und in ihrer natürlichen Entwickelung so gehemmt, daß auch der Seherblick des Genies ihre Geheimnisse nur selten zu ergründen vermochte. Und sie selbst vermochte nur selten den Schatz ihres Innern zu heben; wenn es ihr aber auch gelang, wenn sie Liebe empfand mit der Vollkraft ihres Herzens, wenn sie sich der Liebessehnsucht bewußt wurde, so versiegelte Sitte und Konvention ihr den Mund: sie blieb stumm. Chamissos „Frauenliebe und Leben" war typisch für die Art, wie sie zu lieben vorgab und wie der Welt ihre Liebe erschien.

Die neue Zeit mit ihrem Kultus der schrankenlosen Selbstenthüllung, ihrem Suchen nach Räthseln und Räthsellösungen, ihrem vielfach neugierig lüsternen Interesse am Weibe konnte nicht ohne Einfluß auf sie bleiben. Werke wie Marie Bashkirtsews Tagebücher oder Gabriele Reuters „Aus guter Familie" sind Dokumente für den erwachenden Muth zur eigenen Persönlichkeit. Da es jedoch unter den Frauen nur so verschwindend wenige Individualitäten giebt, es allen Frauen aber wie eine Befreiung erscheint, empfinden und sagen zu dürfen, was sie empfinden, und nebenbei dafür bewundert zu werden, so war es eine selbstverständliche Folge, daß auch solche Frauen ihre Stimme erhoben, die nichts zu sagen hatten, und andere wieder, in dem Bedürfniß, Etwas zu sagen, der Phantasie und der Originalitätsucht alle Zügel schießen ließen. Das beweist vor Allem die erotische Lyrik der modernen Dichterinnen.

Digitized by Google

Als natürlicher Rückschlag der sittlichen Verurtheilung des sinnlichen Momentes in der Weibesliebe — unsere ganze Mädchenerziehung war erfüllt davon — finden wir zunächst seine Anerkennung und Betonung in der selben Schroffheit und Ausschließlichkeit, mit der früher die kraft- und blutlose Sentimentalität gefeiert wurde.

Komm, tanze mit mir! In den Flackerschein
Meiner wilden Wünsche hüll' ich Dich ein.
Die Geigen locken so süß, so leis,
Ich bin so jung und ich bin so heiß,
Und ich schenke Dir in der einen Nacht,
Was Deine Sehnsucht nie sterben macht . . .

singt Eddy Beuth.*)

Ich habe aus dem übervollen
Pokal der Liebe rasch gezecht,
Ich nahm im Sturm, im heißen, tollen
Lenzselgen Rausch mein Jugendrecht.
Dann hat der Trotz zu rothen Flammen
Empört in mir das wilde Blut —
Und all mein Leben brach zusammen
In schrankenloser Liebesgluth.

sagt Klara Müller. („Mit rothen Kressen", Großenhain, 1899.)

Gegenüber künstlerisch werthlosen, aber psychologisch interessanten Ausbrüchen sinnlicher Leidenschaft erhebt sich Anna Ritter in ihrem Gedicht „Weihe" (in dem Bande „Befreiung") zu der Höhe einer Sinnenfreude, die zu bekennen dem Weibe der Vergangenheit unmöglich war:

Ich liebe diese Form, die Dich entzückt:
Die weiße Brust, an der Dein Haupt gelegen,
Und diesen Nacken, den Dein Arm umschlang.
Seit Deines Kusses Wonne mich durchdrang,
Liegts über mir, wie ein geheimer Segen,
Ein Frühlingsglanz, der meine Glieder schmückt.

Wir hörten in der Lyrik der Vergangenheit die, ach, oft so verlogene, mühsam anerzogene „keusche" Hingebung feiern; die moderne Frau giebt sich schrankenlos, sie bekennt sich stolz zu ihrer Schönheit, die sie dem Geliebten schenkt, nicht als Sklavin, sondern als Freie. Die Wiedererweckung einer — ich möchte sagen: heidnischen — Sinnenfreude kommt auch in ihrem „Brautlied" („Gedichte") zum Ausdruck:

Säumt mir des Lagers Linnen
Mit dunkler Rosen Zier,
Mit blühenden Gewinden
Umkränzt die niedre Thür

*) S. Paul Grabein, Liebeslieder moderner Frauen. Berlin 1902.

Digitized by Google

Und öffnet weit die Fenster,
Die Sonne lacht herein:
Voll Licht soll meine Kammer,
Mein Herz voll Jauchzen sein!

Auf diesem Muth zur Liebe, diesem Lösen von aller Konvention beruht ein gutes Theil der Emanzipation des Weibes. Sie stellt dem alten Ideal der schüchternen Braut, die nur von Seufzern und Händedrücken träumt, und dem alten Typus der Gattin, die sich der Liebesfreude schämt, falls sie überhaupt vorhanden ist und nicht zur ekeln Liebespflicht entartete, das lebensvolle Bild der Geliebten und Liebenden gegenüber. Sie erhebt den Begriff der Geliebten, den wir uns leider mit dem der käuflichen Eintagsmaitresse auf eine sittliche Stufe zu stellen gewöhnt haben, zur Höhe reiner Sittlichkeit, die immer mit der inneren Wahrhaftigkeit identisch sein muß. Wie tief aber die Frauen selbst noch in der alten Auffassung befangen sind, beweist eine Art ihrer Dichtungen, die man nicht ohne Grund Dirnenlyrik genannt hat. Wäre sie wenigstens als solche wahrhaftig! Aber sie trägt alle Zeichen des Absichtlichen und Verlogenen an der Stirn. Ihre Vertreterinnen verwechseln Zügellosigkeit der Begierden mit Freiheit von der Konvention, oft bis zur Perversität gesteigerte Lüsternheit mit Sinnenfreude; und da es viel leichter ist, die Zunge zu befreien als die Seele, und jedes moderne Mädchen nach dem Ruhm geizt, zu Denen zu gehören, die „sich ausleben", so erweckt ihr Beispiel zahlreiche Nachahmerinnen. Marie-Madeleine führte den Reigen an. Sie hat an Prévosts Demi-vierges, an Louys' Aphrodite und Mirbeaus Jardin des supplices ihre Phantasie entzündet; sie hat Formtalent und eine farbig sprühende Sprache wie kaum ein weiblicher Dichter vor ihr. Das ist eine nicht gering einzuschätzende Eroberung, die sie für ihr Geschlecht gemacht hat. Aber auch die einzige. Denn nur selten findet man einen echten Ton bei ihr. Nicht Liebe feiert sie — hier wäre der Dichterin jeder Grad der Leidenschaft, jeder Ausdruck für sie erlaubt —, sondern die Laster der Liebe in all ihren Verzerrungen. Hier einige Proben:

... Ich will so viel Schmuck und so viel Flimmer
Wie ein uralt heidnisches Götzenbild,
Aus dessen Augen ein dunkler Schimmer
Von seltsamen, grausamen Lastern quillt ...

(Aus: Eine Priesterin der Aphrodite.)

Ich sehnte mich so sehr nach Dir,
Nach Deiner Zimmer schwülen Düften,
Nach Deinen götterschlanken Hüften,
Nach Deiner Ringe goldner Zier.
Du lächelst stolz: „Ich habs gewußt",
Und weißt doch nicht, wie ich mich sehne,
Zu graben meine Raubthierzähne
In Deine nackte Jünglingsbrust.

(Aus: Ich sah Dein Bild die ganze Nacht.)

Digitized by Google

...Ich gab Dir von dem Gift, das in mir ist;
Ich gab Dir meiner Leidenschaften Stärke,
Und nun, da Du so ganz entlodert bist,
Graut meiner Seele vor dem eignen Werke.
Ich möchte knien vor einem der Altäre,
Die ich zerschlug in frevelhaftem Wagen, —
Madonna mit den Augen der Hetäre,
Ich selber habe Dich ans Kreuz geschlagen!
(Aus: Kruzifixa.)

Wenn aber hier die Form dem Inhalt gegenüber noch versöhnlicher stimmt, so suchen andere „Dichterinnen" ihr Vorbild noch zu überbieten durch Talentlosigkeit, durch noch wüstere, formlosere Phantasien, hinter der sie ihre Talentlosigkeit zu verstecken glauben. So sagt Frau Else Lasker-Schüler:

...Ein Giftbeet ist mein schillernder Leib
Und der Frevel dient ihm zum Zeitvertreib,
Mit seinen lockenden Düften
Den Lenzhauch der Welt zu vergiften.

Und Marie Stona „dichtet":

...Und fällt es mir ein, umprank' ich Dich wild,
Und preß Dich ans Herz — Du Jünglingsbild,
Zerfleisch Dir liebend die zärtliche Brust
In toll aufjauchzender Nixenlust,
Und zuckt Dir im Auge des Todes Graus,
Dann lache ich noch Dein Sterben aus.

Zur psychologischen Erklärung solcher Abnormitäten genügt es nicht, auf den mißleiteten Freiheitdrang hinzuweisen; hier beginnt vielmehr das Beobachtungfeld für den Psychiater. Das zeigt sich vor Allem in dem Gedichtband: Confirmo te chrysmate von Dolorosa, einer Frau, die zuerst von der berliner Literatengesellschaft der „Kommenden" entdeckt wurde. Aber sie ist keine „Kommende": sie ist eine Vertreterin der äußersten geistigen und seelischen Dekadence, der lebende Beweis dafür, wie gefährlich Freiheit für Kranke ist. Nichts spricht deutlicher für das durchaus Krampfhafte im Wesen dieser Dolorosa als die Verquickung von Lüsternheit und Frömmigkeit in ihren Dichtungen. Es ist eine alte Erfahrung, daß unbefriedigte Frauen in der Mystik Ersatz suchen für das ihnen Fehlende. Ich erinnere nur an Christine von Schweden, Anna Marie Schurmann und so manche Andere. Auf der einen Seite kommt ihnen der Katholizismus mit seiner klugen Berücksichtigung der Bedürfnisse der Sinne, auf der anderen der Spiritismus und alle seine Vorgänger entgegen. Dolorosa berauscht sich förmlich an den Mysterien der Kirche. Sie schwelgt in Weihrauchdüften, Orgelklängen, Sündenbeichten und Dornenkronen. Und von hier aus steigert sie sich in ihrer hysteri-

Digitized by Google

schen Phantasie bis zum Blut- und Schmerzensrausch. So sagt sie im „Jardin des supplices“ (hier die deutliche Spur des französischen Vorbildes):

> ... Du entfachtest die schlummernden Brände
> In mir zur ekstatischen Inbrunst der Liebe;
> Laß mich küssen, mein Fürst, Deine grausamen Hände
> Für das jubelnde Glück Deiner Peitschenhiebe ...

Und an einer anderen Stelle:

> Und als ich mich in seinem Griffe wand
> Und stöhnte unter seinen Peitschenhieben,
> Da hat mich seine schöne, feste Hand
> Mit einem grausam süßen Lied beschrieben;
> Das schluchzt und singt in mir seit jener Zeit,
> Das glüht in meinen blutgen Wundenmalen,
> Das Hohelied der rothen Grausamkeit,
> Das Hohelied der Schmerzen und der Qualen.

Uebrigens: dem „blonden Fürsten“ begegnen wir schon bei Marie-Madeleine — auch ein dem Psychiater bekanntes Zeichen einer ins Hysterische gesteigerten weiblichen Eitelkeit und einer Abart des Größenwahnes, — nur mit dem Unterschied, daß sie ihn peitscht. Dolorosa aber kreuzigt ihn und sagt:

> O Du! — wenn Du leidest am Kreuzespfahl,
> Mit blutendem Leib, zerrissen vor Schmerzen,
> Dann will ich den rothen Wein Deiner Qual
> Trinken aus Deinem zuckenden Herzen ...
> Ich werde die Qualen, die Dich verzehren,
> Mit todestrunkenen Blicken schauen;
> Die Leidenschaften, die mich zerstören,
> Schreien nach Blut und Mord und Grauen ...

Jedem, dem hieraus der pathologische Charakter dieser Wesensäußerungen noch nicht klar geworden ist, tritt er aus dem letzten Abschnitt des Buches deutlich hervor. Hier löst sich ihre Lüsternheit völlig in Frömmigkeit auf; sie singt Psalmen zu Ehren Jehovahs, feiert Zion in alttestamentarischen Tönen und jubelt dem Messias, dem Erlöser Israels entgegen.

Für die Beurtheilung des modernen Weibes sind Abnormitäten dieser Art nicht ohne Werth. Sie sind natürliche Folgeerscheinungen einer Befreiung aus Jahrhunderte langer innerer Gebundenheit, einer Freiheit, die als ein fremdes Reis auf den alten, verdorrenden Stamm der Mädchenerziehung aufgepfropft wurde und so entarten mußte. Der Frau fehlt nicht nur die geistige Schulung, sondern auch die feste Grundlage sittlicher Selbständigkeit, die sie erst zur Freiheit fähig macht. Aber noch eine andere Erkenntniß gewinnen wir aus dieser Lyrik: sie zerstört die verbreitete Annahme von der ursprünglichen Verkrüppelung der Sinnlichkeit im Weibe und zeigt, welche Irrwege vielmehr die unterdrückte, am natürlichen Ausleben verhinderte

Digitized by Google

weibliche Sinnlichkeit gehen muß und immer gegangen ist; nur fehlte bisher der Muth, von ihnen zu reden.

Noch nach anderer Richtung hin läßt sich Aehnliches beobachten. Die landläufige Ansicht ist, daß zwar im Mann mit dem Eintritt der körperlichen Reife geschlechtliche Bedürfnisse sich geltend machen, Bedürfnisse, die, nach der Meinung Vieler, so starke sind, daß ihre Nichtbefriedigung körperliche und geistige Schäden bewirken soll, daß aber für das Weib durchaus nicht das Selbe gilt. Wo sich Anwandlungen davon zeigen, gelten sie für krankhaft bei den Nachsichtigen, für lasterhaft bei den Moralisten; von der Nothwendigkeit ihrer Befriedigung wagt Keiner zu sprechen, obwohl Jeder aus den Kreisen seiner Bekanntschaft Frauen genug zu bezeichnen wüßte, bei denen die Gesundheit vom Tage ihrer Verheirathung datirt. Unsere Dichterinnen enthüllen das am Tiefsten Verborgene, weil am Meisten verpönte Geheimniß weiblicher Liebessehnsucht.

. . . Die Nacht vergeht mit müdem, schwerem Schritt,
O nähm' sie mich ins ewige Dunkel mit!
Der Morgen naht in hohlem Nebelgrau,
Einsam, verzweifelt lieg ich arme Frau,
Sehn' mich nach Liebe! . . .

Heißt es bei E. Galen-Gube; und noch drastischer und noch poesieloser bei Hermione von Preuschen:

. . . Nach Wonne verschmachten mit Wonnegesichten,
Das sind die Qualen, die uns vernichten.

Einen künstlerischen Ausdruck hat dies Gefühl aber noch nirgends gefunden, auch nicht bei Anna Ritter, wo es heißt:

Blühend sein und doch nicht leben sollen,
Mit der Sehnsucht noch, der heißen, tollen,
Vor der fest verschlossnen Thüre stehn —
Durstig sein und doch nicht trinken, trinken,
Wenn die goldnen Freudenbecher winken,
Jeder Wonne scheu vorübergehn —
Lechzen, ach, nach seligem Genießen
Und die trunknen Augen doch zu schließen,
Weil des Schicksals harter Spruch es will —
Darben, darben, wenn sich Andre küssen,
Elend sein und dennoch lachen müssen,
Immer lachen . . . still, mein Herz, o still!

All Das ist nur ein Stammeln, ein qualvolles Suchen nach dem Ausdruck für dumpfe Empfindungen, die die Worte bisher scheuten. Seltsamer Weise aber gilt fast das Selbe für ein Gebiet weiblichen Gefühlslebens, dessen sich keine Frau jemals zu schämen gezwungen war, das alle Künstler und Dichter der Welt feierten, dem gegenüber nur sie allein stumm

Digitized by Google

blieb: für die Mutterliebe. Ich glaube, es giebt kaum Etwas, das für den Grad innerer Gebundenheit, in der das Weib Jahrhunderte lang lebte, für die Dressur zur Verschleierung des eigenen Wesens, für die Verurtheilung zur Verschwiegenheit über das Höchste und Tiefste, das sie bewegt, ein gewichtigeres Zeugniß ablegte als diese Thatsache. Heute erst fängt die weibliche Psyche an, auch hier zu erwachen.

Da sind zunächst Mia Holms innige „Mutterlieder" (bei Albert Langen in München erschienen), die viel zu wenig Beachtung gefunden haben. Wie echt ist der Ton, wenn sie, ihr Kind an der Brust, sagt:

. . . Nimm mich ganz, geliebter Knabe!
Trink mein Leben, trink mein Blut!
Trinke meiner Seele Feuer,
Meines Herzens reine Gluth!
Glücklos, mußte all mein Fühlen
Funke hier und Knospe bleiben:
Soll, in Dich hinüberströmend,
Flamme werden, Blüthen treiben.

Und einen freudigen Widerhall findet es in jedem Mutterherzen, wenn sie die Sonne begrüßt, die ihr Kind überstrahlt, und hinzufügt:

Doch in mir glänzt schönre Wonne,
Hellres Licht:
Eine Mutter, arme Sonne,
Bist Du nicht.

Anna Ritters Gedichtsammlungen bringen eine ganze Anzahl Mutterlieder, die von all den tausend Seligkeiten des Mutterseins reden und den Humor der Kinderwelt zu glücklichem Ausdruck bringen. Und neben ihrem „Brautlied" steht ebenbürtig das Lied „Selige Hoffnung":

Du schläfst mir still zur Seite —
Ich aber lausche schon
In eine dunkle Weite.
Es klingt ein fremder Ton
Durch meiner Nächte Schweigen,
Gar süß und wunderlich,
Und alle Sterne neigen
Sich grüßend über mich . . .
Ich hab' mein liebes Leben
Nicht mehr für mich allein,
Ein andres wächst daneben.
Im dunklen Kämmerlein
Wills leise schon sich regen,
Ich aber träume sacht
Dem selgen Tag entgegen
Da's mir im Arm erwacht!

Digitized by Google

Noch inniger klingen Ilse Stach von Goltzheims Verse*):

Ich trage ein Kind unterm Herzen
Mit so viel Kummer und Schmerzen.
Ich hab' in den langen Tagen
Leides erfahren wie Keins, —
Da fühlt' ich sein Herzchen schlagen,
Das schlug mit meinem in eins.
Die Thränen nun, die ich weine,
Die werden alle seine . . . . .
. . . Ich wand einen Kranz von Cypressen,
Ich war von Thränen blind,
Das kann ich mein Tag nicht vergessen —
— Mein armes Kind! — . . .

Aber auch die Sehnsucht nach dem Kinde drängt vielfach zu lyrischer Gestaltung. Es ist ein Gefühl, das gleichfalls unter dem Bannstrahl der „guten Sitte" steht, sobald es ein Weib zu hegen wagt, der das Recht dazu noch nicht von Standesamt und Kirche ertheilt worden ist. Erst neuerdings mehren sich die Muthigen, die sich dazu bekennen. Aber das Losungwort: „Ein Kind und Arbeit!" ist noch auf eine andere und zwar künstlich hervorgerufene Seelenstimmung zurückzuführen: die Abkehr vom Mann. Als unumgängliches Mittel zum Zweck wird er hingenommen; als Geliebter, als Gefährte wird er verworfen, weil eine puritanische Moral, die von einem großen Theil der Frauenrechtlerinnen propagirt wird, es glücklich so weit gebracht hat, daß eine wachsende Zahl moderner Mädchen aus den sogenannten gebildeten Kreisen in jedem Mann ein Monstrum an Sittenlosigkeit sieht. Die Prosaliteratur und noch mehr das Leben bieten genug Beispiele dafür; die Lyrik blieb bisher frei davon.

Bei Hedwig Lachmann, einer Dichterin von eigenartiger Begabung, kommt die Sehnsucht nach dem Kinde zu ergreifendem Ausdruck in ihrem Gedicht „Heimweh" (in der Sammlung „Im Bilde"):

Ich wollte, daß ein leichter Kahn mich führe
Den Strom entlang in ebene Gelände
Und daß ich dort durch eine niedre Thüre
Zu einem stillen Hause Eingang fände
Und drinnen nur von abendlichen Kerzen
Ein mildes Dämmerlicht am eignen Herde.
Ein warmer Raum, ein Kind an meinem Herzen
Und eine Seele mein auf dieser Erde.

Bei einer anderen talentvollen Dichterin, Agnes Miegel, tritt die Sehnsucht nach dem Kinde stark in den Vordergrund. Sie ruft:

*) Die Kommenden, Berlin 1901. Erste Veröffentlichung.

Digitized by Google

Und wenn so warm die Sonne scheint,
Wenn sich so froh die Blüthen heben,
Dann unter meinem Herzen weint
Bittend das ungeborne Leben ...
... „Ich bin ein Händchen weich und rund,
Das oft schon Deine Träume küßten,
Ich bin ein ros'ger Kindermund,
Der dürstend sucht nach Deinen Brüsten.
Ich bin ein Seelchen fein und traut,
Das heiß verlangt nach Deiner Seelen,
Bin eines Stimmchens Zwitscherlaut
Und will so Vieles Dir erzählen.
Sieh nicht, wie hell die Sonne scheint,
Sieh nicht, wie sich die Blüthen heben;
Hör', wie in Deinem Schoße weint
Bittend das ungeborne Leben."

Und an anderer Stelle:

Gieb am Ende meiner Wanderschaften
Wenn der Abend langsam niedersinkt,
Daß ein Schall von Feierabendglocken
Süß und tröstend mir zu Ohren dringt.
Gieb mir dann ein Haus mit hohem Giebel,
Rings von Fliederhecken eingehegt,
Und am Gartenthore, meiner wartend,
Gieb ein Kind, das meine Züge trägt.

Ist es hier das junge Mädchen, dessen ganzes Wesen in seiner harmonischen Entfaltung, seiner klaren Durchsichtigkeit in Liedern sich enthüllt und das seinem Sehnen weiche Worte leiht, so tritt uns in Irene Forbes-Mosse das Weib entgegen, das reif wurde im Thal der Schmerzen. Ihre Sehnsucht ist kein Gebet, ist eher eine Hymne. In „Mezzavoce" ruft sie:

Du bist der Wein, ich bin die Hochzeitschale,
Du trankst die ganze heiße Sommergluth
Und nun erfüllst Du mich beim Freudenmahle
Mit Deiner starken, sonnenfrohen Fluth.
So rein geformt von edlen Meisters Händen,
Ward Tempeldienst der Liebe hier mein Los ...
Soll ich als Preis, soll ich als Opfer enden?
O heil'ges Leben! Fülle meinen Schoß!

Ihre Sehnsucht aber tönt aus in den wehmüthigen Zeilen:

Wie ging ich tiefbeglückt auf allen Wegen
Und sah mit selger Angst dem Tag entgegen,
Da ich Dich würde in den Armen halten ...
Mein Glück war wie ein banges Händefalten ...

Digitized by Google

Ach, und was blieb mir? Hier in dieser Truhe
Ein winzges Hemdchen und zwei kleine Schuhe ...

Es ist ein Akkord nur in dem Lied vom Leid, das all ihre Dichtung durchklingt, sei es wie heißes Schluchzen, sei es wie banges Seufzen. Auch über seine tiefsten Schmerzen schwieg das Weib bisher; und es ist, als scheue sie sich heute noch, von ihnen zu reden; wo es geschieht, ist oft ein unechter Ton darin. Bei Irene Forbes sind es eigene Thränen, die sie als Perlen aus dem Grunde ihres Wesens emporhebt. Sie lächelt, ganz ein Weib, wohl auch mitten im Weinen; und sie träumt, — träumt von der seligen Kinderzeit und von Blumen und Märchen, von Rittern und Feen und erzählt von Alledem, wie etwa unsere Ahnen erzählt haben mögen, wenn sie die wilden Götter- und Heldensagen für ihre Kleinen umdichteten in Dornröschengeschichten. Sie ist eine Dichterin, nicht, was für die Anderen vielfach gilt, nur eine dichtende Frau; die Einzige vielleicht, die von dem schneidenden Weh zu künden vermöchte, das die Seelen zahlloser Frauen erschüttert: von dem Zwiespalt zwischen Freiheit und Gebundenheit, zwischen innerem Muth und äußerer Zaghaftigkeit, zwischen Wollen und Können. Sie stehen, wie die Kinder, und warten auf die Weihnachtgabe, das Glück, aber sie wissen es nicht zu erobern; sie weinen am Grabe ihrer Hoffnungen und Träume und klagen um das große Menschheitleid, aber sie greifen nicht nach den Waffen, um gegen die grauen Schwestern innerer und äußerer Noth anzukämpfen.

Und doch liegt hier, wie mir scheint, ein Stück Zukunft für die weibliche Dichtung; Liebe und Leid haben sie aus der Taufe gehoben; das Mit-Leid, gesteigert bis zum Mit-Kämpfen, werden sie auf eigene Füße stellen. Ada Negri ist heute die erste und beinahe einzige Vertreterin dieser Entwickelungphase der Frauenlyrik. Klara Müller folgt ihren Spuren, aber noch fehlt es ihr an Originalität, an der Wucht der persönlichen Ausdrucksweise. Und doch findet auch sie schon volle Akkorde. So, wenn sie sagt:

Ich ging mit Dir durch alles Elends Tiefen,
Geknechtet Volk, durch einen Pfuhl von Schmach;
Die Stimmen hört' ich, die nach Freiheit riefen,
Und meine Seele hallte zitternd nach.
Ich schlief mit Dir in Deiner Armuth Hütten,
In die kein Mondlicht mild verklärend scheint,
All Deinen Jammer hab' ich mitgelitten,
All Deine Thränen hab' ich mitgeweint ...

Und dann hoffnungvoll schließt:

Denn aus den Himmeln fällt der Wahrheit Feuer
In Deine Nacht, das einst Prometheus stahl —
An ihrem Brand entzündet sich ein neuer:
Der Welterlösung leuchtend Flammenmal!

Digitized by Google

Lichttrunken will ich dann die Arme heben
Und jauchzen in den glühen Glanz hinein, —
Und wenn des Liedes Gabe mir gegeben,
Laß mich die Stimme Deiner Freiheit sein!

— —

Was aber ist zum Schluß das Resultat? Welch einen Gewinn bedeutet die weibliche Dichtung für die Erkenntniß der weiblichen Psyche?

Die Lyrik, nächst der Musik die subjektivste aller künstlerischen Ausdrucksformen, ist gerade deshalb den Frauen am Spätesten erschlossen worden und wird darin nur von der Musik noch übertroffen. Der Hinweis auf Dichterinnen früherer Zeiten, von Sappho an bis zu Annette Droste-Hülshoff, ändert an dieser Thatsache nichts. Die Eine der beiden Genannten ist heute kaum mehr als ein Name für uns, die Andere, die wohl als die erste moderne deutsche Dichterin gelten kann, wird, weil sie die Erste war, stark überschätzt. Frauenlyrik konnte erst in einer Zeit entstehen, wo die volle Menschwendung des Weibes zur Möglichkeit wird, und sie kann zu voller individueller Schönheit, frei von allen Banden männlicher Tradition und Vorstellungskreise, erst dann sich entwickeln, wenn die Befreiung des weiblichen Geschlechtes — nicht nur einzelner ihrer bevorrechteten Glieder — aus seelischer Knechtschaft vollendet sein wird. Das aber kann nicht das Resultat weniger Jahrzehnte sein, erst recht nicht die unmittelbare Folge der Zulassung zu Universitäten und Wahlurnen, sondern erst der späte Preis für eine tiefgehende Umwandlung der Erziehung- und Sinnesart aller Menschen. Die „neue“ Frau ist heute nur ein Uebergangsgeschöpf mit all seinen Leiden, Lastern und Unklarheiten. Sie steckt noch tief in dem warmen, dunklen, stagnirenden Moorgrund ihrer Vergangenheit; nur ihren Scheitel küßt die Sonne und umspielt der Sturm. Die Helle blendet sie, darum ist sie halb blind; sie verwechselt Sumpfblumen mit Freiheitkränzen Eins aber zeugt dafür, daß sie am Ende ihrer Sklavenlaufbahn steht: ihr Muth zur Wahrheit, auch dann, wenn er sich zum selbstzerfleischenden Wahrheitsfanatismus steigert.

Und der Gewinn für die Kunst? Ich stehe nicht an, ihn im Allgemeinen gering einzuschätzen. Unsere Zeit ist dem Künstlerthum nicht günstig; einerlei, ob dabei das weibliche oder das männliche Geschlecht in Betracht kommt. Ihr fehlt die Stille, die Goethe für die Entwickelung des Talentes fordert. Sie fehlt besonders den Frauen, die aus der Stille ihrer Seele und ihres Hauses hinausgetrieben werden in den Lärm der Welt. Hier mag sich erst ihr Charakter entfalten und stählen: dann wird Kunst, echte Kunst die höchste Blüthe ihrer inneren Reife sein. Lily Braun.



Digitized by Google

Shakespeare und Racine.

William Shakespeare. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, 1903.

Statt einer Anzeige gebe ich ein Bruchstück: Shakespeare und Racine.

Ein Vergleich mit Shakespeare muß zu Ungunsten Racines ausfallen. Er soll hier auch nicht angestellt werden; nur eine Seite ihrer Kunst, ihre Volksthümlichkeit, soll in Betracht gezogen werden. Im Gegensatz zu Shakespeare war Racine ein höfischer Dichter, der nur für einen kleinen Kreis, die geistige Elite seiner Nation, les Alexandres de notre siècle, wie er selbst sie nennt, schrieb. Als gebildeter Mann spricht er zu einem gebildeten Publikum, als gelehrter Dichter zu gelehrten Hörern, au petit nombre de gens sages, wie er in der Vorrede zu Britannikus sagt, auxquels je m'efforce de plaire. Shakespeare muß, um dem Verständniß seiner Hörerschaft entgegenzukommen, trotz dem Spott einzelner Akademiker, die gröbsten Anachronismen begehen. Die Römer haben Thurmuhren und Trommeln, König Johann schießt mit Kanonen und Hermia und Helena haben die athenische Mädchenschule besucht, weil sich seine braven Engländer eine Schlacht ohne Kanonen und Trommeln, eine ordentliche Stadt ohne Uhren und Schulen nicht vorstellen konnten. Racine dagegen muß immer fürchten, die archäologischen Kenntnisse seiner Hörer zu verletzen. Wenn Junia im „Britannikus" Vestalin wird, so muß er eine Erklärung dafür liefern, weil seinen weisen Thebanern aus Aulus Gellius bekannt ist, daß man nach dem zehnten Lebensjahr in diese Körperschaft nicht mehr eintreten konnte. Statt der naiven und begeisterungfähigen Menge Shakespeares hatte er einen kleinen Kreis erlesener Männer vor sich, die nicht, um zu schauen, im Theater saßen, sondern, um etwas Ernstes zu hören, besonders aber, um gelehrt und nüchtern zu kritisiren. Sie wollen nicht mit dem Dichter fühlen, sondern ihn verstandesmäßig verstehen. So wird statt der Phantasie le bon sens et la raison, die Logik, das leitende Prinzip in Racines Tragoedien. Seine Theoretiker haben nicht umsonst ihren Euripides und Aristoteles gelesen, — das Evangelium, auf das sie schwören; ein Stück kann ihnen ungemein gefallen, wie der Dichter selbst erzählt: es ist doch schlecht, wenn es den klassischen Grundsätzen, den Regeln, nicht entspricht. Racine selbst stand dem Regelzwang zweifelnd gegenüber. La principale règle, meint er im Vorwort zur Bérénice, est de plaire et de toucher: toutes les autres ne sont faites que pour parvenir à cette première; aber leider glaubt er, einen gefälligen und rührenden Eindruck nur durch die Einheiten erreichen zu können, und hält sich krampfhaft an sie. Allerdings war er an die Einheit des Ortes auch durch die historische Entwickelung der französischen Bühne gebunden, die eine feststehende Stätte und keine beliebig wechselnde wie das englische und spanische Theater darstellte. Für Shakespeare haben die Gesetze, die Aristoteles vor zweitausend Jahren von der Tragoedie seines Volkes abstrahirte, keine zwingende Bedeutung; im Gegentheil: ihm ist zu danken, daß die klassizistischen Tendenzen, die auch in England das Schauspiel dem Volk zu entfremden suchten, nicht zum Durchbruch gelangten. Im „Sturm" hat er einmal die Einheit der Zeit beobachtet, die des Ortes niemals; und selbst unter der der Handlung versteht er etwas ganz Anderes als der Philosoph von Stagira oder Racine. Für den Franzosen besteht sie in einer möglichst einfachen Hand-

Digitized by Google

lung ohne jedes Bei- oder Nebenwerk, während Shakespeare unbedenklich zwei und mehrere Handlungen in einem Drama verbindet. Wenn die Erklärer behaupten, im „Kaufmann von Venedig" schildere der Dichter das Verhältniß des Menschen zum Besitz, so liegt in dem gequälten Versuch, das gemeinsame Band der einzelnen Handlungen zu entdecken, das Zugeständniß, daß eine Einheit der Handlung in der hergebrachten Weise nicht vorhanden ist. Schon die Episode wird von der klassischen und müßte eigentlich auch von der heutigen Theorie verworfen werden; Shakespeare verwendet sie überall. In breitester Mannichfaltigkeit und Buntheit bauen sich seine Dramen, wie die alten Volksstücke, auf. Die verschiedenen Vorgänge werden durch weite Klammern nur lose verbunden, meistens durch die Einheit der Personen; manchmal fehlt auch diese und eine Einheit des Interesses tritt an ihrer Stelle. Doch je weiter wir vorschreiten, desto enger werden die Zwischenräume zwischen den einzelnen Theilen, desto energischer drängen die verschiedenen Handlungen centripetal zusammen, bis sie in die gemeinsame Katastrophe auslaufen. Einheit der Katastrophe tritt bei Shakespeare an die Stelle der einheitlichen Handlung. Das ist nicht der Standpunkt der Regellosigkeit, sondern das überlegte Prinzip einer anderen nationalen und volksthümlichen Kunst, die sich nicht in importirte theoretische Fesseln einengen lassen will. Alle Versuche der Gervinus und Ulrici, eine Einheit der Idee zu ermitteln, können die Kluft nicht verdecken, die zwischen Aristoteles und Shakespeare besteht. Macbeth wäre allenfalls noch ein einheitliches Drama im Sinn des Philosophen gewesen, Lear oder gar der Kaufmann nimmermehr.

War Racines gelehrtes Publikum in der Frage der Einheiten beruhigt, so trat es mit weiteren Forderungen an den Dichter heran, die sich besonders in der Wahl des Stoffes geltend machten. Die Handlung sollte in der Vergangenheit liegen, und zwar so weit zurück, daß eine objektive Betrachtung möglich und kein aktuelles Interesse mit ihr verbunden wäre. Am Besten entsprach das klassische Alterthum ihren Wünschen, so daß die Gestalten des Dramas mit dem doppelten Nimbus der Hoheit umgeben sind, die die Verehrung der gebildeten Hörer für die Antike und der Schimmer der großen Vergangenheit verleihen. Racine verlangt respect für seine Helden, — und der Respekt wächst mit der Entfernung vom Zuschauer; denn „die tragischen Personen müssen mit einem anderen Auge betrachtet werden als die uns umgebende, wohlbekannte Welt". Greift der Dichter einmal nicht ins Alterthum, wie im „Bajazet", so muß die zeitliche Trennung durch eine räumliche ersetzt werden, denn „eine Entfernung von tausend Meilen ist so gut wie eine solche von tausend Jahren". Daß dadurch seine Tragoedien an allgemeinem Interesse verlieren, vor Allem dem Volke fremd bleiben müssen, das bei Mithridates und Berenice nicht zu Hause ist, kümmert Racine nicht, denn er schreibt nicht für das Volk. Shakespeare verlangt keine Hochachtung für seine Gestalten, sondern Mitgefühl; und Mitgefühl findet er überall, wo ein großes Menschenherz kämpft und leidet. Ob seine Handlung in der Vergangenheit spielt oder in der Gegenwart, ob in Alterthum oder Neuzeit, bei Griechen und Römern oder bei Engländern und Franzosen: ihm ist es gleichgiltig, wenn es nur Menschen sind. Aus klassischen Schriften und Chroniken, aus Volkssagen und mittelalterlichen Novellenbüchern greift er seine Stoffe und seine Zuschauer sind mit Allem einverstanden, wenn die Vorgänge

Digitized by Google

nur packend sind und überhaupt möglichst viel auf der Bühne vorgeht. Denn sein naives Publikum will im Theater vor allen Dingen Etwas sehen. Genügt eine Handlung nicht, so muß eine zweite mit ihr verbunden werden; oder eine Abschweifung, zum Beispiel die Abenteuer des populären Helden Talbot, wird eingeflochten, wie in „Heinrich dem Sechsten". Kampf und Streit, Mord und Selbstmord: Alles will man leibhaftig vor sich sehen; und wo die szenische Einrichtung versagt, hilft die eigene Phantasie nach. Je toller und bunter es auf der Bühne zugeht, desto zufriedener sind die Leute und desto lauter ertönt ihr Beifall. Auf dieser Grundlage baut sich Shakespeares Drama auf, während Racine sowohl mit der Nüchternheit seines Publikums zu kämpfen hat als auch mit der angeblichen Vorschrift des Aristoteles, die alle Handlung von der Bühne verbannt und hinter die Coulissen verweist. Seine Zuschauer in ihrer phantasiearmen Gelehrsamkeit besitzen nicht die naive Freude am Ereigniß; nicht die Aktion, sondern die Reaktion auf die Menschen ist für sie die Hauptsache im Drama, nicht die Handlung, sondern: welche Betrachtungen und Gefühle die Handlungen in den Menschen hervorrufen und wie sie zum Ausdruck kommen; la beauté des sentiments et l'élégance de l'expression, wie er selbst sagt. So können sie sich, statt der objektiven Darstellung, mit einer subjektiven Erzählung der dramatischen Vorgänge begnügen, die die Handlung nur aus zweiter Hand giebt, nicht sie selbst, sondern ihr Spiegelbild in der Seele der Berichterstatter und sonstiger Interessenten. Das Drama weckt nur eine mittelbare Theilnahme.

Aber nicht nur äußerlich, für die Stoffwahl, den Aufbau und die Führung der Tragoedie, kommt der Unterschied des volksthümlichen vom gelehrten Dichter in Betracht, sondern auch innerlich, besonders für die Menschendarstellung, ist er von entscheidender Bedeutung. Shakespeare wendet sich an ein ganzes Volk und sucht es durch die Macht seiner Phantasie und Leidenschaft zu entflammen, Racine spricht zu wenigen Gebildeten und sucht ihnen zu beweisen, daß es, so wie er dichtet, richtig ist. Sein Publikum ist keine organische Masse, sondern eine Anzahl einzelner Individuen, die überzeugt, aber nicht hingerissen und begeistert sein wollen. Im Gegentheil: sie kämpfen gegen die Gefühle an, die nur geeignet sind, ihr klares Urtheil, von dem ihr ästhetischer Genuß allein abhängt, zu verdunkeln. Sie wollen nicht den Rausch, den schönen Wahnsinn des Dichters theilen, sondern ihn verstandesmäßig begreifen und logisch durchdringen. Um aber vor der nüchternen Prüfung Stand zu halten, muß die Dichtung verständlich sein, darf also nichts enthalten, was über das Maß des logischen Denkens hinausgeht und nur der Phantasie erfaßbar ist. Alles Uebernatürliche ist unnatürlich und demnach unbegreiflich. Wie glücklich ist Racine, da er in der Iphigenie ohne den Eingriff der Göttin Diana auskommt! Bei Shakespeare dagegen giebt es Hexen und Elfen, gute und böse Geister, Zeichen und Wunder; das Seltsamste wird auf seiner Bühne lebendig. Der Volksglaube gewährt dem Dichter, was Goethe so hoch schätzte und so schmerzlich entbehrte, daß er ins alte Griechenland Ersatz suchen ging: eine Mythologie.

In dem luftigen Reich der Dichtkunst giebt es nichts Unmögliches, aber man muß die Flügel der Phantasie besitzen, um fliegen zu können, und sie fehlen den Zuschauern Racines; ihnen ist nur ästhetisirender Verstand gegeben. Für Alles müssen sie Gründe haben, — und dieser Forderung entsprechen die Ge-

Digitized by Google

stalten des Dichters; von jeder ihrer Handlungen und Empfindungen geben sie sich und den kritischen Hörern Rechenschaft. Der freie Impuls, das unbewußte Handeln Shakespeares ist ihnen fremd; sie verfahren immer wohlüberlegt, nach Gründen: sie lieben nach Gründen und sie hassen nach Gründen. Nicht, daß sie lieben, sondern, ob sie ein Motiv zur Liebe haben, beschäftigt sie. Im höchsten Jubel über Pyrrhus' unerwartete Rückkehr zu ihr vergißt Hermione (Andromaque) nicht, die Gründe für ihre Gefühle anzugeben, denn Jemand könnte fragen: Wie kann sie einen Mann lieben, der ihrer Neigung so wenig würdig ist? Warum liebt Romeo seine Julia, Helena ihren Bertrand? Aus Gründen gewiß nicht. In der Art, daß sie immer die Motive angeben können und angeben, liegt ein Heraustreten der racinischen Gestalten aus sich selbst; es scheint fast, als sprächen sie nicht von sich selbst, sondern von einem fremden Individuum, das sie verstandesmäßig beobachten, ähnlich wie Prinz Heinz in seinem Monolog: „Ich kenn Euch Alle", der auch über den Rahmen der Person hinausgeht. Dieser Eindruck wird bei Racine dadurch noch verstärkt, daß seine Helden beständig von sich in der dritten Person als Oreste, als Sohn Achills oder als König der Könige reden. Sie sind nur die Schauspieler ihrer stolzen Namen, die sich bemühen, ihren großen Originalen nah zu kommen. Deshalb müssen sie sich immer ermahnen, des Agamemnon oder der Andromache würdig zu sein, und wenn sie in Gefahr sind, von dem Ideal abzuweichen, steht ihnen ihr Erzieher, wie Phönix dem Pyrrhus, Burrhus dem Nero, oder ein Vertrauter und guter Freund zur Seite, der sie auf sich selbst und ihre eigene Würde aufmerksam macht. Im Bewußtsein ihrer persönlichen Bedeutung und zweitausendjährigen, stolzen Vergangenheit handeln sie. Die meisten Tragoedien Racines drehen sich um einen großen Entschluß, der zu fassen ist: „Iphigenie" um den Agamemnons, seine Tochter zu opfern, „Berenice" um den des Titus, sich von der Geliebten zu trennen, „Andromache" um die Entscheidung des Pyrrhus zwischen zwei Frauen. Der Entschluß ist eine Frage der Selbstüberwindung, der Bezwingung des natürlichen Gefühles, des Heroismus. Die Leidenschaft als solche, die sich nicht auf moralische Gründe stützt, wie die des Pyrrhus oder der Phaedra, ist bei Racine immer etwas Verderbliches und Sträfliches, das überwunden werden muß. Die Größe des Menschen liegt nicht in der Stärke seiner Affekte, sondern in der Selbstbeherrschung, wie sie Fénelon in seinem Telemach predigt, als unbedingte Voraussetzung für ein gedeihliches Zusammenleben hochkultivirter Menschen. Die Leidenschaften können ihren Verein nur stören; sie müssen zurückgedrängt werden und an ihre Stelle tritt vernunftgemäßes, klares Handeln nach sittlichen Prinzipien. Es wird diesen Leuten schwer, einen Entschluß zu fassen — meistens dauert es fünf Akte —, denn es ist nicht leicht, wie Agamemnon und wie Achilles zu handeln; sie dürfen nicht der Stimme in ihrer Brust unmittelbar gehorchen, sondern werden durch unendliche Rücksichten auf Sitte, Würde, Wohlanstand und Erziehung geleitet; sie begehen nicht die That, die ihrer Natur am Meisten entspricht, sondern die, die sie und ihre Mitmenschen die schönste dünkt (l'action noble) und die um so erhabener ist, je mehr Opfer sie erfordert, also je fremder sie dem Charakter des Handelnden ist. Wenn Pyrrhus dem Ideal nicht entspricht, so weist Racine treffend darauf hin, daß er keine französischen Romane gelesen hat, also kein Celadon sein kann; aber trotzdem ver-

Digitized by Google

sucht er, ihn wenigstens so weit wie möglich diesem Typus anzunähern (adoucir sa férocité). Das Streben nach heroischer Erhabenheit zieht der französischen Tragoedie eine konventionelle Schranke in ähnlicher Weise wie die Ehre der Calderons; nur steht Racine mindestens an einem Punkte höher als der spanische Dichter: bei ihm kommt die Beschränkung nicht durch eine äußerliche Satzung, sondern durch eine lebendige Kraft, durch eine — wenn auch konventionelle — Idee, die das Herz jedes Einzelnen erfüllt.

Shakespeares Mensch dagegen ist frei von allem Heroismus, von aller Erhabenheit und Würde. Er ist ausschließlich Produkt der Leidenschaft, entkleidet aller beengenden Hüllen der Civilisation, der moralischen Erziehung und der Ueberlegung. Wenn er handelt, so hat er nicht die Absicht, auf Grund sorgsamer Erwägung die bestmögliche That zu begehen, sondern er vollbringt, was er seinem Charakter gemäß mit Nothwendigkeit vollbringen muß, einerlei, ob es gut oder böse ist. Wenn seine Menschen hassen, so hassen sie ganz und es giebt keine Macht der Welt, die sie in ihrem Haß aufhalten könnte, am Wenigsten die Frage, ob dies Gefühl ihrer würdig sei. Fallen sie in Liebe — und sei es selbst eine sündige und schädliche Liebe wie bei Antonius oder König Eduard —, so leiden sie darunter nicht, gleich Titus und Phaedra, denn mit dem Erwachen des Affektes sind alle Rücksichten auf Moral oder Staatswohl verstummt. Sie schwanken auch nicht zwischen zwei Frauen hin und her wie Pyrrhus, denn das eine Gefühl ist bei ihnen so gewaltig, daß es jedes andere ertötet. Shakespeares Leidenschaft ist das Gegentheil von allem vernunftgemäßen Thun und Denken. Lear und Cordelia, Desdemona und Othello handeln so thöricht wie nur möglich, wie der erwägende Mensch Racines niemals handeln würde. Macbeth weiß, daß seine That weder im Himmel noch auf Erden gedeihen kann, aber er muß sie doch begehen. Die Leidenschaft übertönt alle Einwände, mag sie aus dem eigenen Herzen oder aus dem Munde Anderer kommen. Titus läßt sich durch Paulinus, Pyrrhus durch Phönix bestimmen; bei Shakespeares Helden sind Ermahnungen und gute Reden fruchtlos; sie reizen höchstens zum Gegentheil, indem sie den Widerspruch herausfordern. Dankbarkeit, Vaterlandliebe, Recht und Gemeinsinn: alle abgeleiteten Gefühle kommen dem Menschen Shakespeares kaum zum Bewußtsein oder brechen, wenn sie es thun, vor der Leidenschaft zusammen wie Binsen im Sturm; bei Racine sind sie von der höchsten Bedeutung und ihr Triumph über die Begierden ist die Bestimmung seiner wohlerzogenen Geschöpfe. Die Gestalten des englischen Dichters sind wie die Natur selbst, roh, grausam und egoistisch und gerade in ihrem Egoismus der höchsten Erhebung und Aufopferung fähig, sie sind maßlos in ihrem Wünschen und Handeln und stürzen sich ohne Bedenken, ohne Besinnen auf ihr Ziel. Die des Franzosen sind Produkte einer bestimmten hohen Kulturstufe, die sich würdig und maßvoll in den ihnen durch Sitte und Gesetz gezogenen Grenzen zu benehmen versuchen. Gelingt es ihnen auch nicht immer, bricht die Leidenschaft einmal durch die Schranken, so thut sie es doch in möglichst würdiger Weise unter schweren sittlichen Bedenken und unter sorgsamer Schonung aller entgegenstehenden Interessen.

In dem französischen Drama fängt der Mensch erst beim Baron an, da, wo er sich durch Stellung und Hoffähigkeit über die Allgemeinheit emporhebt. Könige und hochhero Gemahlinnen und fürstliche Geliebten, weise Minister und

Digitized by Google

sehr tapfere Generale schreiten über den geweihten Boden der höfischen Bühne, die der gemeine Fuß der Bauern und Bürger nicht betreten darf. Sie regiren, sie halten salbungvolle Reden, sie bekämpfen einander und schlagen die größten Schlachten. Für wen? Das bleibt Geheimniß. Denn ein Volk, das den Staat ausmacht, giebt es nicht; von ihm wird in den königlichen Salons niemals gesprochen. Dagegen fehlt keinem von Shakespeares volksthümlichen Dramen die Beziehung auf das gewöhnliche Volk. Hinter dem Fürsten und dem Ritter erscheinen die derben Gestalten der Bürger und der Bauern, hinter dem Philosophen der Narr und der Betrüger, hinter der feinen Dame die Dirne und der Zuhälter. Seine vornehme Welt steht nicht, wie bei Racine, losgelöst von jedem nationalen Zusammenhang in absoluter Größe da, sondern sie ist ein Theil der Nation, wie der König nur Einer aus dem Volke, wenn auch der Erste, und der Feldherr zwar der Führer, aber auch nur einer von seinen Soldaten ist. Und wie wenig königlich sind seine Könige im Vergleich zu denen Racines, wie unheroisch, wie menschlich sind seine Helden!

Der französische Dichter zeigt seine Gestalten nur von ihrer heroischen Seite, in der Fülle ihrer Würde; alles Unheroische, allgemein Menschliche unterdrückt er, denn es gehört nicht in die Tragoedie und ist für ihre heroische Handlung ohne Bedeutung. Seine Menschen sind wie Könige, die im Glanz der Majestät vor das Volk treten und sich ihre prächtige Rolle gut eingeübt haben. Shakespeare unterläßt keine Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß der großartige Acteur auch nur ein Mensch ist, daß er essen, trinken und schlafen muß wie jeder andere, — und gerade dadurch erreicht er die unmittelbarste Lebenswahrheit. Die Welt ist kein Theater, das Leben keine Tragoedie, wo der Mensch nur in seiner edelsten Größe auftritt, sondern neben dem Heroismus steht die Alltäglichkeit und die Kleinheit. Shakespeares Könige schlagen Schlachten, aber in der Siegesfreude betrinken sie sich, sie lachen über die Zoten ihrer Narren, spielen mit ihren Kindern und schimpfen im Zorn wie die Marktweiber; seine Prinzen lärmen in den Kneipen herum; seine Edlen prügeln ihre Frauen, laufen in das Bordell und wetteifern mit ihren Damen in unanständigen Witzen. In seiner tragischen Situation hat Hamlet Zeit, mit den wortgewandten Totengräbern Silben zu stechen, Desdemona in ihrer Besorgniß um Othello, über Jagos unfeine Witze zu lachen, und Julius Caesar muß sich erst in einer intimen häuslichen Szene mit seiner Gattin auseinandersetzen, ehe er auf das Kapitol gehen darf. Das Publikum des englischen Dichters will nicht nur staunend zu dem Theaterhelden aufblicken, sondern Leid und Lust mit ihm fühlen; und besonders will es über ihn lachen, wie man über seinen guten Nachbar Dick oder Will lacht, wenn er in einer komischen Situation sitzt. Wie im Leben, so fließen in Shakespeares Dramen Tragik und Komik, Hohes und Niedriges in einander, ohne daß ihre Verbindung ein künstlerisches Gesetz für seine Tragoedie ist. Sie ist einfach die logische Folge seines Standpunktes, von dem aus der Dichter nicht zwischen bühnenfähigen, heroischen und bühnenunfähigen, alltäglichen Menschen unterscheidet. Wie er sie Alle dramatisch behandeln kann, so giebt es überhaupt nichts im menschlichen Leben, keine That und keine Lage, die sich der Darstellung auf seiner Bühne entzieht. Er folgt dem Menschen überallhin, zu den stolzesten Höhen empor und in die furchtbarsten Tiefen hinab. Dr. Max Wolff.

Digitized by Google

Der Zeitungroman.

Ich habe einen Roman geschrieben. Ich will kein Geheimniß daraus machen. Es würde ja doch herauskommen, auch wenn er nicht herauskommt. Von der Aussichtlosigkeit dieses Beginnens war ich im Voraus überzeugt, denn die Herstellung von Romanen ist eine feminine Angelegenheit geworden; die deutschen Romanverzehrer sind gegen männliche Autornamen längst mißtrauisch und die literarischen Heimarbeiterinnen werden von den Herausgebern sehr geschätzt, weil sie die dicksten Manuskripte für ein Margarinbrot hingeben. Die Kunst der Schriftstellerei zerfällt aber in zwei Theile: in die, eine Arbeit anzubringen, und in die des Schreibens selbst. Gemeinhin denkt der Autor, wenn er bei einem Roman sein — des Romans — Ende gekommen sieht, zunächst an den Abdruck in einem Tagesjournal. Die politischen Zeitungen haben ja immer Bedarf an fortlaufenden Erzählungen, durch die sie die Abonnenten verlocken wollen, bei der Stange zu bleiben, und alljährlich versinken in der einen kurzen Kreislauf durcheilenden Makulatur der Tagesblätter viele tausend Kilometer „spannender" Romane. Man könnte mit den darin vorkommenden Konflikten und Verwickelungen das Tempelhofer Feld bedecken. Ich gestehe, daß sich meine allgemeine Unbelesenheit auch auf den Zeitungroman erstreckt; ich hatte bisher in der That nicht einen einzigen gelesen. Mir ist nur bekannt, daß sie gewöhnlich: „Im Banne der Pflicht", „Im Banne der Schuld", „Im Banne der Leidenschaft", „Im Banne der Sünde" u. s. w. betitelt sind. Das sind die „Bann-Romane", von denen es in der vorangegangenen Ankündigung schon hieß: „Der Leser bleibt vom ersten bis zum letzten Kapital im Banne des phantasievollen Erzählers!" Dann kommen die Titel „Gesühnt", „Schuld und Sühne", „Gesprengte Fesseln", „Im Tode vereint" u. s. w. Von Dem, was in diesen nach der Schablone betitelten Zeitungromanen vorgeht, wußte ich bisher nichts. Leider! Ich seufze: „Leider", denn ich mußte mich eines Schlechteren belehren lassen und die Hoffnung, die in stillen Schaffensstunden gezeitigte Frucht meines Fleißes an den Zeitungmann zu bringen, getäuscht sehen.

Die Zeitungherausgeber — „erstklassige" natürlich —, denen ich das Werk anbot — mehr als Dreien konnte ich Einsicht in das Manuskript nicht gewähren, weil die Ecken der Blätter dann schon zu unappetitlich wurden —, erklärten mir, wie auf Verabredung, daß mein kleiner Roman reich an psychologischen Einzelheiten, an glänzenden Milieu- und Charakterschilderungen und an unendlich fein beobachteten Zügen sei, aber — nun kommt das dicke Ende — in einem Zeitungroman handle es sich um Vorgänge, da müsse sich immer etwas Bedeutendes ereignen und der bei „Fortsetzung folgt" angelangte Leser müsse sich, wenn er das Blatt aus der Hand legt, mit klopfendem Herzen fragen: „Was wird morgen geschehen? Einer der Juroren bediente sich eines medizinischen Bildes: „Ihre reizende Geschichte hat einen zu ruhigen Puls, den Zeitungroman muß die Fiebertemperatur zwischen 40 und 45 Graden auszeichnen! . . ."

Diese weisen Richter sind nicht zu widerlegen. Ich erkannte das Unzureichende, die Stümperei meiner zahmen Phantasiearbeit. Es sei mir gestattet, ein Beispiel zu geben; ich werde mich dadurch vielleicht am Besten verständlich machen können; man wird dann zu beurtheilen vermögen, wie sich die

Temperaturen und Tonarten der Zeitungromane von jenen der Buchromane unterscheiden. Absichtlich wähle ich für dieses Schulbeispiel einen recht simplen Vorgang.

Herr Braun bittet einen Herrn Weber um Feuer für seine Cigarre und Weber wieder erkundigt sich bei Braun, wie spät es sei. Zur Schilderung dieser unbedeutenden Vorgänge würde ich, in meiner Manier, nur ein paar Worte brauchen. Das ist eben das Zweckwidrige. Verspätetes Studium des Zeitungromans hat mich belehrt, daß die Angelegenheit ungefähr so gefaßt werden müßte:

„Herr Braun näherte sich mit einem wilden Satz, wie ein seine lebende Beute erhaschendes Raubthier, dem vor Schreck starren, wachsbleichen Herrn Weber. Er schwang seine Cigarre wie einen Dolch in der Luft und es war ihm anzusehen, daß etwas Furchtbares in ihm vorging.

‚Was ist Ihnen?‘ kreischte Weber.

Braun rang sichtlich nach Athem. ‚Feuer! Ich flehe Sie an: Feuer!‘ beschwor er ihn und kalter Schweiß trat auf seine Stirn, auf der die pralle Zornader wie ein Baumstamm lag.

‚Gern!‘ versetzte Weber, am ganzen Leibe zitternd, und streckte mit katzenartiger Behendigkeit dem Anderen die Cigarre entgegen, deren Spitze unheimlich glühte, daß es im Dunkeln aussah wie ein Waldbrand.

Einige bange Augenblicke verstrichen. Endlich hatte der wüthende Brand auch Brauns Cigarre ergriffen.

‚Danke!‘ stöhnte er, wie ein Sterbender, und der unheimliche Glanz seiner Augen wetteiferte mit der Gluth der lodernden Cigarre; er bohrte seine Blicke in das Innerste seines vom bösen Gewissen gefolterten Freundes, der noch immer aschfahl an der Wand lehnte und dessen schlotternde Knie dem Körper ihre stützenden Dienste aufzukündigen drohten. Er behielt ihn mit einem zwingenden, bändigenden Blick im Auge; es war ein heißer Kampf, den die beiden Männer mit den Blicken ausfochten.

Plötzlich richtete sich Weber in seiner ganzen, mächtigen Länge auf; seine Gesichtszüge verzerrten sich und man konnte an der krampfhaft geballten Faust des leidenschaftlich Erregten merken, daß alle Muskeln seines herkulischen Körpers angespannt waren. ‚Noch Eins!‘ herrschte er Braun plötzlich an.

‚Nun?‘ ächzte Braun; und er fühlte, daß er grau wurde.

‚Wie spät?‘ schrie Weber; seine Donnerstimme schlug dabei in ein heiseres Falsett um.

Braun wankte. Ein langgezogenes schmerzliches ‚Ah!‘ entrang sich seiner Brust. Dann tastete er mit fliegender Hast und zitternden Händen nach der Stelle, wo er sonst die Uhr trug. Wilde Verwünschungen begleiteten diese fieberhaften Bewegungen. Er glich in diesem Augenblick nicht mehr sich selber.

Weber starrte ihn mit entsetzten Augen, die weit aus den Höhlen traten, an. ‚Nun?!‘ röchelte er.

‚Gleich!!‘ kam es aus Brauns Kehle; eine Sekunde später riß er die Uhr aus einer verborgenen Tasche seines Beinkleides und hielt sie hoch . . .

‚Sechs vorbei!‘ brauste Weber auf, mit beiden Händen nach seinem Kopf greifend und in starres Entsetzen versinkend.“

Das ist der Stil; nicht allzu arg übertrieben. Da kann ich nicht mit.

Wien. Paul von Schönthan.

Politische Kaufleute.

Im Hörsaal des Langenbeck-Hauses, wo die Medizinische Gesellschaft ihren ständigen Sitz hat, waren neulich die Vertreter der offiziellen Handelskörperschaften Deutschlands versammelt. Alljährlich kommen sie seit einem Vierteljahrhundert auf zwei Tage nach Berlin; und die Institution, die sie einberuft, trägt den stolzen Namen „Deutscher Handelstag." Einst war diese oberste Organisation aller deutschen Handelskammern ein mächtiger Faktor in unserem Wirthschaftleben. Als deutsche Kaufleute sie 1861 schufen, war der Liberalismus auf dem Weg zur Höhe und der Zusammenschluß der deutschen Kaufmannswelt wirkte wie eine Verheißung naher politischer Einheit. Während der Kinderjahre der Industrie und des industriellen Großkapitalismus herrschte natürlich das Handelskapital; in ihm fand der Einheitgedanke, der lange nur in den Träumen deutscher Ideologen gelebt hatte, eine kräftige Stütze. Die Grenzpfähle der vielen deutschen Staaten hemmten den Güterverkehr; und der begreifliche Wunsch, diesen Wirthschaftschaden zu beseitigen, machte aus Großhändlern und Kapitalisten eifrige Förderer des Zusammenschlusses zu einem starken deutschen Staat ohne Grenzbelästigung. So ist im Zeitalter des Kapitalismus der Gang der Entwickelung: das Ideal, dessen Propagation deutsche Burschenschafter im Kerker gebüßt hatten, wurde in dem Augenblick hoffähig, wo das Bedürfniß einer aufsteigenden Klasse diesem Sehnen eine wirthschaftliche Basis schuf. Das Deutsche Reich kam und mit ihm der Höhepunkt liberaler Macht. Als der Spießbürger im Kongreß Deutscher Volkswirthe die Summe höchster Weisheit sah, strahlte auch dem Handelstag die Sonne des Ruhmes. Dann folgten die Gründerjahre und der Krach. Die deutsche Schutzzollwirthschaft begann, ihre ersten Bollwerke zu errichten, und dem Liberalismus, der politisch noch in Gunst stand, bröckelte der ökonomische Unterbau schon sacht ab. Auch der Deutsche Handelstag mußte die Krisis spüren. In der Oktoberversammlung des Jahres 1878 prallten die Meinungen hart auf einander; der Gegensatz zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern war unüberbrückbar. Die Schutzzöllner siegten. An der Spitze der unterliegenden Minderheit standen die Hansestädte, die, wie ihr Interesse gebietet, ja bis heute der Freihandelstheorie treu geblieben sind. In die meisten Handelskammern aber war der Schutzzöllnergeist eingedrungen. Das Handelskapital hatte seine führende Rolle eben ausgespielt; das Industriekapital herrschte nun und die heranwachsende Großindustrie wies das Händlerthum in die Vermittlerschranken zurück. Je geringer die politische Geltung des Handels wurde, desto mehr verlor natürlich auch der Handelstag an Autorität. Trotz allen Versuchen, wirksamere Organisationen zu schaffen, blieb er einflußlos; und was die Zeitströmung von seinem Ansehen übrig ließ, wurde durch die leitenden Persönlichkeiten vernichtet. Schließlich entstand das Zerrbild einer Interessenvertretung, deren hilflose Greisenhaftigkeit wir jüngst wieder im Langenbeck-Haus wimmern hörten. Zwei wichtige Fragen, Handelsverträge und Kaufmannsgerichte, waren auf die Tagesordnung gestellt worden. Ueber die Handelsverträge gab, nachdem Deutschlands langweiligster Kommerzienrath, Herr Frentzel, die Sitzung eröffnet hatte, ein nicht minder langweiliger Sekretär, der den einst so klangvollen Namen Soetbeer trägt, ein trockenes Referat. Weder im Vortrag selbst noch in der

Digitized by Google

kläglichen Diskussion irgend ein selbständiger, fruchtbarer Gedanke; nur Kirchthumspolitik und Ueberschätzung der wirklichen Kräfte. Dazu das obligate Geschimpf auf die Sozialdemokratie, die heute doch, neben einem winzigen Häuflein bürgerlicher Parlamentarier, ganz allein die wahren Handelsinteressen in großem Stil und wirksam vertritt. Ein Handelstag freilich, der für die Thaten der Kardorff und Genossen so viele Entschuldigungen hat und naiv genug ist, das geschickt inszenirte Spiel nicht zu durchschauen, das von Regirung und Mehrheit mit vertheilten Rollen aufgeführt wurde, kann auch für die Partei der Zukunft kein Verständniß, zu ihrer Bedeutung keine Distanz haben. Die den Handelsverträgen gewidmeten Erörterungen waren wenigstens nur farblos und nichtig; doch als dann über die Kaufmannsgerichte geredet wurde, merkte man erst, wie furchtbar eine öde, flache Interessenpolitik die Gemüther verwüstet hat. Wieder ein höchst unkluges Geschwätz über sozialdemokratische Verseuchung; ein fast fanatischer Haß gegen die Gewerbegerichte, die nur von wenigen Rednern vertheidigt wurden. Spurlos ist alles seit Jahrzehnten über soziale Probleme Gesagte an diesen ehrenwerthen Vertretern des Handels vorübergegangen; noch immer liefert ihr Hauptbuch ihnen das Bild der Welt. Man konnte sich in den Centralverband Deutscher Industriellen versetzt glauben, wo ähnliche Anschauungen zum Wort kommen; aber die Industriellen sind immerhin klüger und sehen weiter.

Am ersten Verhandlungtage saß auf den Ehrenplätzen neben dem „langen Möller" Graf Posadowsky, dessen nervös zuckenden Züge von Ueberanstrengung zeugen. Er hatte die Kaufleute in einer Rede begrüßt, die Beachtung verdient. Der Inhalt war nicht allzu beträchtlich, die Tonart zeigte aber, womit unsere Minister den Handel zu bewirthen wagen. Graf Posadowsky mahnte die Händler zur Bescheidenheit. Wer sich der Reden erinnert, die Herr von Podbielski in Agrarierversammlungen zu halten pflegt, kann, wenn ers noch nicht wußte, aus dem Vergleich lernen, wie verschieden von unseren „Maßgebenden" Ackerbau und Handel eingeschätzt werden. Im Cirkus Busch würde ein Minister ausgezischt und ausgepfiffen, der Bauern und Junkern mönchische Entsagung predigte. Die Kaufleute aber sind heutzutage schon selig, wenn ein wirklicher Minister sich überhaupt zu ihnen bemüht. Ein klassisches Beispiel dafür war vor ein paar Jahren der denkwürdige Abend im Kaiserhof, wo den Mitgliedern des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller der urwüchsige Podbielski, angethan mit dem blauen Atilla der Husaren und ermuntert von den Geistern des vorher bei einem höfischen Fest genossenen Weines, unter lautem Jubel der Hörer eine von Hohn förmlich triefende Rede hielt. Posadowsky ist konziliänter als der Naturbursche Podbielski. Seine Rede brachte allerlei Artigkeiten und barg die Mahnung zur Askese unter Rosen. Während der langweiligen Verhandlungen hat er sicher eingesehen, daß diese Versammlung nicht ein Machtfaktor ist, den ein deutscher Staatssekretär zärtlich schonen muß. Sollte nach dem Verkehr mit diesen Stützen des Gegenwartstaates, denen er ja seine sozialdemokratischen Gegner vergleichen kann, dem Grafen Posadowsky die Angst vor einem Zukunftstaat nicht ein Bischen lächerlich scheinen? Dabei sah ich auf dem Handelstag verständige, sozialpolitisch geschulte Männer von weitem kaufmännischen Blick. Kaum Einer aber gab sich die Mühe, auch nur durch ein Wort das Niveau der Berathungen zu erhöhen.

Abends sprach an der Festtafel der Handelsminister Möller. Oft und

Digitized by Google

mit sichtlicher Vorliebe hat er in letzter Zeit den Gedanken variirt, ein Minister könne den Kaufleuten nicht helfen, wenn sie ihm nicht eine starke Schutztruppe ins Parlament schicken; die Kaufleute, räth er, sollten sich politisch eifriger bethätigen. Man hat auf dem Handelstag ausgerechnet, daß im Reichstag mindestens 130 Landwirthe und — wenn man die Sozialdemokraten nicht mitrechnet — nur ungefähr 40 Kaufleute sitzen. Mag diese Rechnung falsch oder richtig sein: sind etwa Vierzig nicht genug, um zur Aufklärung ihre Stimme zu erheben und sich Gehör zu schaffen? Danach wurde nicht gefragt. Man läßt sich von Möllers Reden ködern und denkt ernstlich daran, bei der nächsten Wahl Kaufleute ohne Rücksicht auf ihre Parteistellung in den Reichstag zu schicken, wenn sie sich nur verpflichten, gegen das Börsengesetz und gegen eine schärfere Ueberwachung der Aktiengesellschaften zu stimmen. Die Kandidaten sind auch schon ausgesucht: Stadtrath Kaempf für die Freisinnige Volkspartei, Justizrath Rießer für die Nationalliberalen, Geheimer Finanzrath Müller für die Freikonservativen. Ein verflucht gescheiter Gedanke, den man auch herzlich dumm nennen könnte. Kaempf ist überflüssig, denn Herr Eugen Richter genügt doch wohl als Allergetreuster des Handels und der Börse und auf dem anderen Freisinnsflügel wirkt all in seiner Emsigkeit Herr Barth. Und was soll Saulus Rießer unter den nationalliberalen Propheten vom Schlage des Zuckerprofessors Paasche, was der Müller der Dresdener Bank neben den Kardorff und Gamp? Glauben die Händler denn wirklich, das Dogma der Fraktionen sei durch Künste der Ueberredung zu erschüttern? Wir werden höchstens ein paar vernünftigere Reden hören und Rießers ungewöhnliches oratorisches Talent wird Feinschmeckern Freude bereiten; auf politische Wirkung ist aber nicht zu rechnen. Man erinnert uns immer an Georg von Siemens. Der saß erstens aber in der Fraktion, die sich die Vertretung der Großhändlerinteressen zur Aufgabe gemacht hat, saß unter Leuten, die genau so dachten wie er; und zweitens galt er als der kommende Mann, der das Ohr des Monarchen hatte. Auch muß selbst der Gegner sagen, daß die heutigen Helden im Vergleich zu Siemens nur triste Epigonen sind.

Schreien, heißts immer, sollen die Händler, so laut schreien wie die Agrarier. Als ob die Agrarier ihre Erfolge allein dem Schreien zu danken hätten! Sie hätten sich totgeschrien und nie Gehör gefunden, wenn sie nicht das Interesse der im preußischen Deutschland politisch mächtigsten Klasse verträten. Am Schreien fehlts auch in der Welt der Kaufleute jetzt nicht; kaum findet man sich in Berlin noch unter den Händlervereinigungen zurecht. Seit die Nationalökonomie modern geworden ist, gehört sie nicht mehr zu den brotlosen Künsten. Der Doktor der Staatswissenschaft wird heutzutage nur allzu gern zum Hausknecht der zahlungsfähigen Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Jeder Ehrgeizige oder Unzufriedene findet, wenn seine Mittel es ihm erlauben, einen Akademiker, der bereit ist, das Mäntelchen seiner Wissenschaft über ein kleines Interesse zu breiten, auf daß man Ungeheures darunter vermuthe. Eben erst ist wieder eine neue Vereinigung gegründet worden: der Bund der Kaufleute. Was er will, weiß man trotz dem umfangreichen Programm noch nicht genau; aber zum Schreien scheint auch er hübsche Anlage zu haben. Nein: das Mißgeschick des Handelsstandes hat ganz andere Ursachen. Die Herren, die stets auf England hinweisen, sollten doch auch den Muth zu dem Geständniß haben, daß die englischen Kaufleute von

Digitized by Google

anderem Kaliber als unsere sind. Die lassen sich nicht von charakterlosen Leuten führen, deren ganzes Sehnen ein Titel oder Orden ist. Unter solcher Führung ist eine wirksame Politik unmöglich. Nur an das Schicksal des Handelsvertragsvereins braucht man zu denken, um zu erkennen, daß schon die unbedeutendsten Interessengegensätze bei uns jede kaufmännische Aktion lähmen. Die Sucht jedes Standes, Vertreter seiner engen Interessen ins Parlament zu senden, kann uns allmählich in das Dunkel ständischer Verfassung zurückführen. Die Sozialdemokratie soll, sagt man, zuerst den Weg solcher Standesinteressenpolitik betreten haben. Erstens aber vertritt sie die an Zahl größte Klasse, Alle, die im Dienst fremden Kapitals Frohnarbeit leisten, und zweitens erstrebt sie eine Umwälzung der Wirthschaftordnung, eine gänzlich veränderte Art der Produktion, die uns von Klassen und Klassengegensätzen überhaupt befreien würde. Den Kampf einer solchen Partei, die noch dazu alle vom Liberalismus aufgegebenen Ideale übernommen hat, darf man nicht den Zänkereien und Pfennigfuchsereien kleiner oder größerer Gruppen vergleichen: Immer wieder muß daran erinnert werden, daß die deutsche Arbeiterschaft die ständische Politik der britischen Trade-Unions, die besondere Kandidaten der Schneider, Töpfer, Schuster, Bergarbeiter u. s. w. ins Parlament senden, stets schroff und energisch von sich gewiesen hat. An den Arbeitern sollten sich die Kaufleute ein Beispiel nehmen. Wenn sie nützliche Politik treiben wollen, müssen sie sich zunächst einmal von den Elementen befreien, die nach Gnaden streben. Politische Kaufleute können nur ein lohnendes Ziel vor sich sehen: soziale Reformarbeit größten Stiles muß auf dem heimischen Markt eine Konsumentenmenge schaffen, die Alles, was die deutsche Industrie innerhalb der weitesten Produktionmöglichkeiten herstellt, aufzunehmen, zu bezahlen vermag. Die schlimmsten Feinde des Händlerstandes sind: soziale Kurzsicht und weltpolitischer Dünkel. Plutus.



Der Schleier der Beatrice.

Durch Schloß und Garten des Herzogs von Bologna rast trunkene Gier. Lüste suchen, Lüste finden, umschlingen einander und auf der Wiese, die sich hinter Terrasse und Garten dehnt, vermählt das Gestöhn der lechzenden und der satten Paare sich zu einem langen, pausenlosen Brunstseufzen, dessen Anhauch die Fackeln zusammenzucken und wieder aufflackern läßt, als leuchteten sie unruhvoll dem Phallu[illegible]t, möchten in Scham verglühen und keinen Akt des Wollustschauspiels doch missen. Was sonst verboten, ist heute erlaubt. Buhlerinnen, fremde und am Reno heimische, wittern umher und birschen nach dem fettesten Kapitalwildpret, das in Bologna la grassa erwuchs. Mannbare Jugend lockt mit schlauer Voglerkunst verängstete, lockt verlangende Jungfern ins Garn. Alte spähen nach rüstigen Schätzchen aus,

erfahrenen Helferinnen, mit denen das nicht mehr mühlose Spiel wohl noch zu gutem Ende gediehe. Auf dem weiten Wiesenplan winkt es und ringt es, gleitet und fällt, wehrt sich Viragowuth und keucht gleich drauf in Wonne, stammelt verzückt und reißt in nymphomanischem Rasen selbst sich die letzte Hülle vom heißen Leib. Staunend schütteln ob solcher Massenpaarung Kastanienbäume die Greisenhäupter. Und in die wilde Erosfeier klingt von fern her leise Musik; wie ein Schluchzen, ein Kichern, längst ersehnter Seligkeit irrer Widerhall. Unter ewigen Sternen das große, berauschende, grause Nachtbild schamloser Menschheit; nicht einer, die Scham noch nicht lernte, in keinem Eden je scheu den Baum der Erkenntniß sah, nein: einer aus engen Banden der Christenfurcht zu kurzem Taumel in Priaps Tempel geladenen, die Gut nach alter Satzung von Böse zu scheiden weiß und endlich nun, endlich ohne Gewissenshemmung den Hunger nach verbotener Frucht stillen will. In dieser Nacht darf sies. Erst mit der Sonne kehrt der Zwang des Gesetzes wieder, der Spuk sozialer Sittenregeln zurück. Kein in dieser Nacht geschlossener Bund entehrt und keiner verpflichtet. Fleckfos und frei steigen die von jäher Laune Gepaarten aus dem grünen, zerwühlten Brautbett und ledig der Last, die der Alltag dem Brennpunkt des Willens aufbürdet, trennt sich im Morgengrau der Sprosser von der müden Nachtgefährtin, das Mädchen vom Mann. Und mit der Saat neuen Lebens trägt jede Schöne noch die Hoffnung heim, in edlem Blute sich fortzupflanzen; denn als adelig geboren soll gelten, was im Palast, im Park, auf dem Anger des Herrn der alten Felsina gezeugt ward. So will es der Herzog. Doch ohnmächtig bliebe über so Viele sein Wollen, wenn nicht Lebensangst mit heftigem Schnaufen in den Sinnen das Feuer aufschürte. Vor Bolognas Thoren steht Cesare Borgia, Alexanders Sohn, des Unheil brauenden Papstes, der von Helden gefürchtete Bruder der Thais Lukrezia, und morgen schon stürmt wohl sein Herr, der Schrecken Italiens, die schwache Verschanzung der Etruskerstadt. Die wehrfähige Mannschaft hat sich gewaffnet, freiwillig liefen Bürgersöhne, Knaben sogar den Söldnerschaaren der Edlen zu und Alles stellt sich, als könnte Sieg den muthigen Eifer krönen. Im Innersten aber glaubt es Keiner. Sorge schleicht durch die Bogengänge, schielt über die Mauern und nistet wie Nachtgevögel in den Höhlen der Handwerksleute und Krämer. Was bringt uns der Borgia, den das Caesarenglück schirmt? Knechtschaft, Armuth gewiß; und seine Horde schont sicher kein noch so schüchternes Jüngferchen, keine säugende Mutter. Die letzte Nacht! Und da sollten nicht hundert Stimmen, nicht tausend dem Ruf des Herzogs Antwort jauchzen?... Oft, sagt Renan, „habe ich mir vorzustellen versucht, welche Rase-

Digitized by Google

rei der Liebe wir sähen, wenn die Menschheit von der Nähe des Weltunterganges überzeugt würde; nur die bändigende Pflicht sittlicher Selbsterhaltung hemmt ja die Liebe in ihrem Lauf. Im Angesicht des Todes spräche nur die Natur; der mächtigste ihrer Triebe entwände sich allzu lange ertragenen Zügeln und risse seine Urrechte an sich; wenn man ohne Furcht vor Strafe dem von so vielen Bannflüchen umdräuten Baum nahen dürfte, stiege aus Aller Brust ein einziger Schrei. Jeder wüßte: dieser Liebe leuchtet kein Morgen mehr; Jeder suchte Unendlichkeit in das Raummaß kurzer Stunden zu pressen; Jeder ließe sich einer Lust, die den verrinnenden Lebensborn nun nicht mehr beschmutzen könnte. In vollen Zügen genösse die Menschheit das Aphrodisiakum, das seligen Tod verheißt." So hat Lionardo Bentivoglio es gewollt. Solches Ende in Wollust wünschte er den Bolognesen, deren Welt Borgias unabwendbarer Sieg den Untergang bringt. Und lächelnd sieht deshalb sein Auge in Schloß und Garten das Rasen trunkener Gier.

Er hätte für diese letzte Nacht feinere Freude geträumt. Einen Poeten, dessen Lieder er lieben lernte, wollte er sehen, den Menschen zum ersten Male der Mensch, und von des Dichters Lippe den Wohllaut hören, der, wie kunstvoll geschmiedetes Gold, das Edelgestein starker Gedanken umschließt. Doch Filippo Loschi versagt sich dem gnädigen Ruf; er weiß: dem Herrn empfiehlt ihn ein Verlöbniß, das er im Herzen schon brach und dessen Zwang er morgen vor Aller Augen entschlüpfen wird. Der Bruder der verlassenen Braut ist des Herzogs nächster Freund; wie träte der Ungetreue da vor seinen Fürsten? Filippos Weigerung wird Filippos Verhängniß. Der Herzog nimmt, ohne es zu ahnen, dem Dichter das erste Wesen, in dessen Arm der spröde Schwächling sich einen Schöpfer wähnte. Da Apoll die Saiten nicht rühren mag, soll Venus der letzten Nacht Trösterin sein. Aphrodite Parthenos; die Schönste in Bologna und rein; recht geschaffen, eines Helden Todesschauer zu süßen. Auf der Straße fand sie der Fürst. Schlechter Leute Kind. Dem Vater, einem geschickten Wappenschneider, haben die schlimmen Luderstreiche der Frau den Sinn verwirrt; und wie die Mutter scheint auch die älteste Tochter mit Kanthariden genährt. Des Hauses Jüngste aber, Beatrice Nardi, schreitet in prangendem Lenzreiz durch Jammer und Schmach; und wann fragte berauschter Sinn ein holdes Menschenwunder nach seiner Sippe? Eben hat ihr der Bruder den Gatten gefreit, einen tüchtigen Handwerksgesellen, der sie noch heute dem Schmutz des Hauses und der Noth der Heimath entführen soll. In der Kirche harrt schon der Priester des Paares. Da heischt der Herzog die Braut als sein letztes Liebchen. Nicht ungestüm drängt er, befiehlt nicht und ist bereit, dem blon-

Digitized by Google

den Jüngling das Eheglück ungeschmälert zu gönnen, wenn das Mädchen freien Willens dem Verlobten folgt. Beatrice zaudert; ihr Blick sucht das Herrnauge und freut sich des Feuers, das ihre Schönheit in dem von Frauengunst Uebersättigten entfacht hat. Und nun wirbt Bentivoglio. Den Eltern bietet er Haus und Garten, der Schwester reiche Mitgift und einen Eheherrn aus edlem Blut, dem Bruder Hauptmannsrang und Beatrice selbst gehäufte Schätze in bunter Fülle: kostbare Steine, Prunkgewänder, Perlenschnüre und einen Schleier von so hohem Werth, wie er nie noch in der Romagna den Leib einer Herzogin schmückte. Herzogin? Das Mädchen horcht auf. Nur dürftige Nothehe wärs mit dem Blonden; doch eine Ehe: sittsame Versorgung und ruhiges Leben. Beatrice liebt nicht und kann deshalb nüchtern wägen. Nicht als für eine Nacht theuer gekaufte Dirne: als Herzogin nur folgt sie dem Herzog ins Schloß. Ihr unbeirrtes Auge las richtig. Kein Weib hat Lionardos kühlen Stolz je solches Entzücken gelehrt. Und geht seiner Macht, seinem Leben nicht in wenigen Stunden die letzte Sonne auf? Ihr Frühroth leuchte einer aus konventioneller Ordnung erlösten Welt. Der Herzog vermählt sich einem Kleinbürgerkind. Die Schönsten, mag ihre Herkunft dunkel sein und ihr Wandel sündig, sind am Hof willkommene Hochzeitgäste. Frei finde sich Trieb zu Trieb. Und was gestern ein Makel war, den unehelich Gezeugte nie aus den Windeln zu waschen vermögen, gerade Das sei heute einem Adelsbrief gleich. In einer Stunde steht Bolognas junge Herzogin vor dem Traualtar. Und dann bricht eine Hochzeitnacht an, der selbst das schrankenlose Lustbegehren des Principe Borgia sich nicht zu schämen brauchte.

Die Nacht bricht an; aber ihre Kerzen brennen keinem Bräutigamsglück. Mitten aus heißen Brünsten jagt herrischer Befehl den Troß der Gäste: Hinaus! Peitscht mir die nackten Dirnen! Und still die Musik! Kein Mädchenleib schmiegte sich in des Brautbettes Kissen. Und als die Sonne den ersten Strahl über den Reno sendet, steht der Herzog vor zwei Leichen, wurde er Witwer, bevor er des Gattenrechtes wild begehrte Wonnen erlebte. Langt schon der Vorsatz, alte irdische Ordnung, und sei es für kurze Stunden, willkürlich umzustoßen, frevelnd über Menschenvermögen hinaus?

Die Herzogin stahl sich vom Hochzeitmahl weg und ist nicht im Schloß, nicht im Garten zu finden. So mußte es kommen, grinsen die Höflinge; wer hieß ihn eine Straßenschönheit denn auf den Thron erheben? Als der Bischof von San Petron den Segen sprach, fiel, im selben Augenblick, ein schwarzer Adler mit zerschossenen Flügeln aus dem Himmelsgewölk herab. Das sah man nie vorher. Das war schon ein Unheilszeichen. Ruhelos

irrt der Fürst durch Palast und Park. Hätte er doch die Stunde, seit er Beatrice Ehgemahl nennen durfte, genützt, um ihres Wesens Schrein zu entriegeln! Dann wüßte er jetzt, wo sein Wunsch sie zu suchen hätte, ahnte wenigstens ihres Wollens Ziel. Aber er röstete sich an der Gewißheit, die gute Beute für eine Nacht sicher zu haben, fragte ihrer Art, ihrem Trachten nicht nach, — und steht nun und kann nicht entscheiden, ob eines Kindes Laune ihn narrt, ob listige Tücke den Unachtsamen um hohen Kaufpreis prellt... Doch die Ersehnte kehrt ihm zurück. Bleich tritt sie aus dem Säulengang in den Saal; im Brautkleid; ohne den Schleier, das reichste Geschenk seiner Zärtlichkeit. Woher kommst Du? Aus der Kirche. Und wo blieb der Schleier? Im Gebet entglitt er mir wohl. Was die blasse Lippe bebend spricht, ist leicht als Lüge entlarvt. Nicht wie ein roher Tyrann will Bentivoglio schalten; mitschuldig fühlt er sich an der Wirrniß solchen Erlebens und will, was auch geschehen sein mag, verzeihen, wenn die Frau den Schleier zurückschafft. Sie sträubt sich. Nie die Stätte wiedersehen, wo sie den Schleier ließ; in einsames Elend lieber. Erst das Grausen vor schmählichem Foltertod bricht den starren Sinn. Gut also; da es denn sein muß, wird sie den Schleier holen. Doch nicht allein kann sie den Schreckensweg betreten. Der Mann muß mit ihr gehen, ihre Hand fest in seiner halten und schwören, daß keine Frage die zitternde Gefährtin quälen, zu klärender Rede zwingen soll.

So schreiten sie; Hand in Hand, mit schneller stets pochendem Herzen. Schreiten durch nächtige Gassen, an den Nachzüglern des Festgewühles vorüber, die sinnlos lachen, in Trunkenheit lallen und das stille Paar nicht erkennen, durch dunkle Alleen in den dämmernden Morgen. Die Herzogin weiß den Weg. Viermal ging ihn Beatrice; viermal nur. Am ersten Abend war hier, als das Gartenthor hinter ihr ins Schloß fiel, ihr Fächer zerbrochen und sie hatte so bitterlich geweint. Um den Fächer? Im Zorn wirfts ihr der Freund vor: So bist Du; immer Thränen, — gestern um ein hübsches Nichts, heute um eines Mannes verwirktes Leben. Leidenschaft ist leicht ungerecht. Vor der Stadt, beim lauten Volksfest, hatte er sie gefunden. Ein schöner Jüngling, vornehm und zart, anders, so ganz anders als Alles, was ihr Auge im Kleinbürgerstande je sah. Am selben Abend noch war sie ihm gefolgt; nicht als ein bethörtes Kind, nein: in freiem Entschluß, Diesem nicht, was so Viele begehrten, zu weigern. Und sie sollte nicht weinen, da das Thor zuschlug, die Mauer sie von aller Sippschaft trennte und ein Zittern bewußt werden ließ, was sie dem Entzückten aufs Lager trug? Zweimal lag sie selig in seinem Arm. Am dritten Tage ... In einem Jahr lernt die Klügste den

Mann nicht aus; wie sollte ein unerfahrenes Mädchen ihn nach zwei Tagen kennen? Einen Traum hatte sie ihm erzählt; er würde gewiß lachen. Auf ihrem Bett war sie, als sie sich für ihn schmücken wollte, eingeschlummert, für Minuten nur; und im Traum — wie drollig! — sah sie sich im Brautbett der Herzogin, fühlte den heißen Athem des Fürsten dicht an ihren Lippen und fuhr jäh auf. So wunderlichen Traum muß man doch erzählen. Aber der Freund lacht nicht. Einen Schöpfer hatte er sich gewähnt. Und sein Geschöpf träumt sich aufs Buhlbett eines Anderen? Du sollst keine Götter haben neben mir! Jeder Schöpferwahn befiehlt so. Liebe könnte verzeihen; Manneseitelkeit kann nie vergessen. Mit rauhem Wort jagt der Freund das Mädchen hinaus. Beschmutzt bist Du, Deines Traumes Dirne, nie umfängt Dich wieder mein Arm! Beatrice faßts nicht. Ganz betäubt kehrt sie ins enge Haus heim. Der Bruder bringt ihr den Bräutigam: sie fügt sich. Der Herzog wirbt: sie wird Herzogin. Nun aber, da der Traum Wahrheit werden soll, da die Mägde schon das Brautgemach rüsten, nun packt sie die Scham. Bei ihm nur war Leben gewesen. Puppen hatte seine Rede zu Menschen gewandelt. Aus dem Palast läuft sie zu ihm. Sterben, gemeinsam sterben mit ihm, der sie leben lehrte! Eines Mädchenhirns dünnes Gespinnst. Nardis schöne Tochter ist keine Heldin. Als der Geliebte ihr, sie zu prüfen, den Glauben einspricht, sie habe Gift getrunken, flackert die Lebenssucht aller Kreatur auf. Schmach und Lüge lieber als Tod. Von des Freundes Leiche eilt sie zum Herzog zurück, ins Leben. Und nun muß sie zum dritten Male an diesem Tag der Wirrung den wohlbekannten Weg gehen, muß den Mann, dem sie angetraut ward, in den Raum führen, der ihres Glückes Brautkammer war, ihres Liebsten letzte Ruhstätte ist.

Die Kerzen sind herabgebrannt. Auf dem Tisch die Reste eines Mahles, bei dem der Hausherr mit florentinischen Metzen tröstenden Rausch gesucht hatte. Und da liegt der Schleier; auf sein Geheiß ließ sie ihn fallen. Schnell wieder fort. Ist nicht unsere Hochzeitnacht, Lionardo? Leise naht schon die Sonne dem erglühenden Erdball. Früh mußt Du ins Feld. Schnell ins Schloß heim! Ist die Sehnsucht nach meinem Kuß denn verraucht? Das arme, von Todesschauern geschüttelte Weib müht sich, bräutliche Lust zu heucheln. Doch in dieser Nacht soll ihr nichts mehr gelingen. Hier, wo ein Anderer ihren Leib wärmte, will der Herzog sein Eheherrnrecht; wozu in die kalte Pracht erst zurück? Da sieht er, am Fuß des Bettes, den Körper des Glücklichen, dessen Reiz eine Fürstin vom Thron gelockt hat. Der also ists. Und schläft, kann schlafen, wie ein Stallknecht, der nach viehisch gierigem Saufen an der Krippe hinsank. Wach auf, Du Lümmel, Du lahmer Buhle, Du

Digitized by Google

Schuft, endlich auf!.. Der Mann ist tot. Der Mann, Herzog, hieß Filippo Loschi. So sieht Bentivoglio seinen Dichter, den Menschen zum ersten Male der Mensch. Für diese Nacht hatte er sich die feinste Freude aufgespart; und steht, in dieser Nacht, nun vor des Sängers Leiche. Alle kleinen Gefühle fallen, wie bunte Plunderfetzen von einem nackten Leib, und in der Seele bleibt nur ein großes Staunen. Der starb um Dich, Beatrice? Den ließest Du um ein Bischen Prunk? Und aus dem Staunen wird andächtiges Weltempfinden. So Vieles geschah in so wenigen Stunden; so blind tappten wir in Verhängnisse. Wer wagt, zu enträthseln, was uns der neue Morgen heraufbringt, der eben erwacht? Kaum zuckt das Herz noch, da die Herzogin vom Dolch Francescos, ihres Bruders, fällt. Hundert werden fallen, Tausend vielleicht, ehe der Sonne heißester Strahl unseren Scheitel sengt; ob ihre Leiber die Siegesstraße pflastern oder den Weg des Todes: wer weiß es? Noch der nächste Augenblick ist weit. Durch Schleier nur, die wir selbst webten, wir Klugen, schauen wir ihn, und wundern uns dann, wenn das Gewebe reißt und eine Wirklichkeit dröhnend ins Erleben tritt. Dort liegt ein Dichter, hier steht ein Fürst und zwischen Beiden verblutet die schönste Frau von Bologna. Der Dichter wollte ihr Gott sein, ihr Himmel, ihr Weltgericht; der Fürst nahm sie, fragte den Wurzeln ihres Wesens nicht nach und glaubte, Alles, was ihr vorher ins Bewußtsein gedrungen war, sei in der Glühhitze seiner Gunst bis auf die letzte Faser weggebrannt; und der Bruder forderte, sie solle dem Ideal seiner bürgerlichen Ehrbarkeit gleichen. Keiner sah sie, suchte in ihr den besonderen Menschen. Jeder sah sie anders; und als aus Morgen und Abend ein Tag geworden war, zeigte sich, daß alle Drei, der Geliebte, der Gatte, der Bruder, ein verschleiertes Bild in die Arme geschlossen hatten und daß die Klügsten nicht viel klüger sind als der irre Greis, der die tote Tochter fragt, ob der ungeschickte Junge Francesco ihr auch nicht wehgethan habe.

Ein schönes, von feinem Gewebe verhülltes Weib, um dessen Saum die Männer sich drängen, in dessen Schleierfalten, wie auf glatter Wasserfläche, die wechselnde Spiegelung alles Gewordenen sichtbar wird: die Ostprovinz ältester Mythologie thut sich auf und das Erinnern führt Frau Maja heraus, die ewig-unsterbliche Trugschafferin, die Jeden täuscht, Jeden als Werkzug des Geschlechtswillens verbraucht. An sie mag Herr Arthur Schnitzler gedacht haben, als er die reifende Kraft sammelte und ein Werk besann, das mehr sein sollte als saubere Wiedergabe kleinen Lebensspieles. Allerlei Weibchen hatte sein behender Finger schon geformt, meist nach Modellen vom Tändelmarkt. Das genügte ihm nicht. Staunend stand der Arzt, der Dichter, der

Digitized by Google

Mann vor dem großen Räthsel; immer von Neuem staunend. Da ist Eine, die ich in der Klinik sah; siech, von den Launen ihrer Sinne verwüstet, ein Schreckbild entzügelter Gier: und eines tüchtigen, geistig starken Mannes Auge hängt an ihrem Wink wie fromme Sehnsucht am Munde des Priesters. Da führt George Sand den leuchtenden Zug der Sünderinnen, die reulos eines Künstlers Herz brachen, und den Nachtrab, die dichte Schaar der Frauen, die nie Ehrfurcht vor der Bedeutung des Mannes ihrer Wahl lernten, in Demuth nie sich beschieden, an den Nerven des wichtigeren Menschen nicht zu zerren, zu zupfen: und sie werden geduldet, geliebt gar und selten nur entläuft ein verzweifelnder Sklave der Kette. Da ist Eine, die ein Jahr lang mein war, in Taumeln mein, nicht fortathmen wollte, wenn dieses Band risse, je diese Wonne endete, deren Male dem Fleisch, der Seele eingebrannt sind: und nun stellt sie mich, sehr korrekt, dem Ehemann vor und plaudert, ohne die Spur scheuer Befangenheit, von unserer „guten Kameradschaft" und neckt mich mit mondäner Schlüpfrede, als hätte ich damals in anderen Fesseln geschmachtet. Das Alles vermag eine Frau. Das Alles, sagte Nietzsche, wenn er hörte, wieder sei in der Welt hoher Intellektualität am Altar des Eros ein Opfer gefallen, das Alles um ein kleines Mädchen. Geschlechtsgenie? Angeborene Verbrechergewandtheit, ohne die das schwache Wesen sich im Lebenskampf nicht erhalten hätte, das Alfred de Vigny, ein feiner Graf, l'enfant malade et douze fois impure nannte? „Wie den Löwen mit Klauen und Gebiß, den Elephanten mit Stoßzähnen, den Eber mit Hauern, den Stier mit Hörnern und die Sepia mit Wasser trübender Tinte, so hat die Natur das Weib mit Verstellungskraft ausgerüstet, zu seinem Schutz und Wehr, und hat alle Kraft, die sie dem Mann als körperliche Stärke und Vernunft verlieh, dem Weib in Gestalt jener Gabe zugewendet. Die Verstellung ist ihm daher angeboren, deshalb auch fast so sehr dem dummen wie dem klugen Weib eigen. Von ihr bei jeder Gelegenheit Gebrauch zu machen, ist ihm so natürlich wie jenen Thieren, beim Angriff sogleich ihre Waffen anzuwenden, und es empfindet sich dabei gewissermaßen als seine Rechte gebrauchend." So urtheilt Schopenhauer; ein freilich verdächtiger Zeuge. Was aber ists? Ein Mann würde als Genie bewundert, wenn er im Staatsdienst oder auf Verbrecherwegen an Täuscherkunst so viel leistete wie täglich ein Dutzendmädchen. Staunend blickte Herr Doktor Schnitzler, der Arzt, der Dichter, der Mann, auf die alte, die neue Frau Maja. Ins Pessimistische neigte er stets, hat nie vorwärts gezeigt und oft — doch immer von der Sansaraseite her — das Problema der Welt als Wille und Vorstellung be-

Digitized by Google

schnüffelt. Der junge Doktor schien in verba magistri Mephisto zu schwören, der den Füchsen predigt, alles Weh und Ach der Weibheit sei aus einem Punkt zu kuriren. Das schmeichelt; man pflückt erblühende Röslein, reißt im Lenz schon Primeln und Himmelsschlüssel an sich und brüstet sich, männisch stolz, als Verfluchten Kerl. Die Weiber? Tota mulier in utero! Aber man ist auch ein Bischen sentimental, ist ein Dichter, ein Dichter aus Wien, weich und mit offenem Ohr für die Flüsterstimme des Mitleids. Und man wird älter und merkt, daß die Sache nicht ganz so einfach ist, wie emsige Jugend träumt. Mephistos Weisheit wuchs auf dem Blocksberg und seine Rezepte wirken im Umgang mit Hexen. Menschenfrauen sind nicht nur Lustthierchen, sind auch Mütter, Schwestern, Gefährtinnen, manchmal sogar Menschen. Der Befruchter wird schnell mit ihnen fertig: Da hast Du Dein Theil; sei nun der Gattung Gefäß! Wie aber steht Frau Maja vor unserem Blick, wenn sie zu ihrer Hauptrolle der großen Gebärerin gar nicht erst kommt? Wer so sie zu bilden vermöchte! Nicht aus dem Urschleim fordernder und gesättiger Sinnlichkeit, sondern als intelligibles Wesen. Der käme hinter das ewige Geheimniß. Der hielte den Schleier in seiner Hand und dürfte dreist unter das nackte Gebild schreiben: Ecce femina.

Siehe: das Weib! Beatrice Nardi ist dem Sexualtrieb nicht blind unterthan; im Haus mütterlicher, schwesterlicher Schande kühlte vielleicht Ekel das junge Blut. Sie läßt sich lieben. Nicht der Jünglingsleib Filippos lockt sie: dem Zauber seiner adeligen Poetenseele ergiebt sie sich. Wäre sie sinnlich, ihr Fleisch vergäße nicht schon am zweiten Tage, ahnte sich nicht in den Arm eines Anderen. Sie hat im Erwachsen vor sich hin geträumt; fort aus Enge und Niedrigkeit. Ohne den bewußten Drang, die Räthsel des Daseins zu lösen, die wache Augen schrecken, ohne andächtiges Staunen vor dem Unerforschten, Unnennbaren, das der Mühen armen Verstandes spottet. Kindersinn denkt nur in Märchenbildern. Als im Hirn des Vaters noch ein Lichtstümpfchen glomm, erzählte er von Einem, der den Kopf ins Wasser tauchte und in einer Minute so viele Abenteuer träumte, daß sie kaum in zwanzig Jahren zu erleben gewesen wären. Seitdem träumt Beatrice von Abenteuern und wundert sich nicht, da sie kommen, in wirrer Buntheit sich häufen. Warum sollte sie sich nicht geben, wie sie ist, warum einen Traum verschweigen? Der Freund deutet ihn wohl; er steht so hoch und es ist so schön, von seinem Geist aus dumpfem Thal sich auf Gipfel leiten zu lassen. Manche Frau empfand solche Sehnsucht, solches Glück; fast jede möchte höher hinauf, das Geistesleben des geliebten Mannes mitleben, aus einem Bergquell mit ihm trinken. Wenn

Digitized by Google

die Herren Erzieher nur nicht gar so schnell die Geduld verlören! Dieser Filippo Loschi möchte ein Schöpfer sein und scheut die Anstrengung des Schaffens. Sechs Tage lang hat, von Morgen zu Abend, ein Allmächtiger sich geplagt: und dieser kleine Herrgott will in vierundzwanzig Stunden mit seiner Welt fertig sein. Zweimal hat er die schöne Freundin umarmt und fordert schon ungestüm, ihr Herz solle in dem Takt pochen, den er befiehlt. Ein Dichter; Einer von Denen, aus deren Schule Musset geplaudert hat: Ils se regardent vivre et s'écoutent parler. Der feinste Wortgaukler. Narcissus poeticus. Einer, der Liebe braucht, um sich selbst lieben zu können, und des Lebens Last nicht weiter zu tragen vermag, wenn er an seiner Gottähnlichkeit zweifeln muß. Ibsens Borkman und Ibsens Irene würden ihn im Ton tiefster Verachtung einen Dichter nennen, den Mann ohne Mark, der immer nur malt, was Andere thaten, immer mehr will, als er kann. Er fühlt seine Schwachheit, möchte dem Treibhause seiner Phantasie entfliehen, hinaus in frische Luft, — und lernt doch nie die Gewissenlosigkeit, die den Handelnden aufrechthält. So klammert er sich an des Mädchens junge Seele. Macht über einen Menschen gewinnen, schrankenlose Macht: Das reizt ihn, der endlich müde ist, sein Glück nur zu dichten. Statt aber zu warten, bis der ausgestreute Same unter zärtlicher Sonne keimt, statt mit leiser Bildnerhand das kaum noch berührte Seelchen zu formen, will er die Wonnen des Gottes an sich reißen, auf dessen Wink das Geschöpf lebt und wandelt. So häuft er dem Mädchen die schwersten Proben. Schimpf soll sie dulden, nur zu ihrem Filippo beten, auf sein Geheiß mit ihm sterben; er malt ihr, recht wie ein Poet, die Schrecken des Todes und die warmen Freuden des Lebens und kanns nicht fassen, daß sie das Leben wählt und nicht die edelste Lust: einem Dichter zu sterben. Keine Macht über Menschen, nicht einmal über dieses schwache Kind: Das war sein letzter Trug; davon erholt seine Eitelkeit sich nicht. Wie sähe er, der stolz stets nach seines Schattens schöner Linie spähte, sich morgen im Spiegel? Lieber noch raschen Tod. Als Reisetrost nimmt er die Gewißheit mit, daß an seinem strahlenden Genius ein Weib mit ruchlosem Undank gefrevelt hat. Gewißheit? Beatrice that, was sie konnte. Der Liebste will fliehen: sie wird ihn geleiten. Er jagt sie fort: sie geht. Als Gefährtin auf finsterster Straße heischt er sie: und sie kehrt zurück. Nur allzu schwer darf mans ihr nicht machen, folgsam zu sein; täglich erneuten Schimpf trüge sie nicht; und warum den Graus des Sterbens mit schwelgendem Wort noch übergrausen? Sie handelt immer natürlich; doch der aller Natur entfremdete Fabulirer versteht das Natürliche nicht. Sie fügt sich, nimmt ohne Grübeln die bunte Fülle

Digitized by Google

und zaudert nicht, mit der Lüge, des Schwachen stärkster Waffe, um ihr Dasein zu kämpfen. Natur in uns zittert vor dem Tod, in Jedem, mag Ekstase oder Heldenpose auch den Betrachter täuschen. Beatrice schämt sich der Todesfurcht nicht, die sie im kosenden Arm wohl vergessen hätte. Erst als alle Gitter brechen, an die sie sich lehnt, als die drei Männer, denen sie gut war, der Freund, der Herzog, der Bruder, sie hart, unbarmherzig verdammen, ist sie so matt, so wund, so abgehetzt, daß die Lebenssucht keinen Flügel mehr regt. Beatrice wäre im engen Handwerkerhaus, als Mutter eines Blondkopfes, vielleicht glücklich geworden. Doch es riß sie ins Weite, in großes Erleben; und die Männer, die um sie warben, wollten nur nehmen, nicht geben. Keinem sann sie Böses; sie sehnte sich nach sicherer Leitung, hätte Jeden gern mit einer Lüge beglückt und fand mit unbeirrtem Trieb auch immer die Stufen zur Lügenbrücke. Aber die Strengen wollten, sie solle ihr Ebenbild sein und den Frauenreiz dennoch bewahren, forderten, was sie nicht geben konnte, und hatten für die dem Ansturm Erliegende kaum einen Blick.

Siehe: das Weib!

Nach Abenteuern tauchte Nardis Tochter hinab und von Abenteuern träumten die beiden Männer, die ihr Schicksal wurden: der Dichter, der Fürst. Filippos Wunsch langt in den festen Pflichtenkreis männlichen Handelns, wo die That nicht in der Tropenhitze einbildnerischer Kräfte verkümmert; und in Bentivoglio ist die Lust an der Sensation des Neuen, Unbekannten so stark, daß er im Tod noch ein letztes Abenteuer sieht, „von allen das gewaltigste.“ Beide bewundern, Beide verkennen einander. Dem Fürsten ist der Dichter „ein Bote, ausgesandt, das Grüßen einer hingeschwundnen Welt lebendig jeder neuen zu bestellen und hinzuwandeln über allen Tod“; und Loschi war gewiß nur Einer aus der Schaar, der Nietzsche die Epigonenaufgabe zuwies, „erloschene, verblichene Vorstellungen ein Wenig wieder aufzufärben“, ein Postumus, ein schmaler Byron höchstens, kein Dante. Und dem Dichter wiederum ist der Herzog ein strotzender Held, der über Menschen hinschreitet wie über feuchtes Gras, „daß ihm der Fuß vom Thau des Lebens dampft, das er zertrat“; und dieser Herzog Lionardo, der sich selbst neben Borgia winzig fühlt, ist doch ein Dilettant, ein Sucher verfeinerter Freuden, der, während der Feind sich zum Sturm auf die Stadtmauer rüstet, die Absage eines Poeten nicht verwinden kann. Er wird tapfer sterben, nicht, wie Filippo, mit einer Märtyrergrimasse, sondern im Bewußtsein goethischer Entelechie, auch er in der Zuversicht, „die Natur werde verpflichtet sein, ihm eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige seinen Geist nicht ferner auszuhalten

vermag". Ein Held aber, den Gewissen nie hemmte, war er nicht. Ein Poet, daneben ein sentimentaler Genußsüchtling: aus anderem Stoff schuf Natur die Schützer schwacher Weibheit. Arme Beatrice! In beiden Männern, die nach ihrer täubchenhaft flatternden Seele haschten, war des Mannes zu wenig, in Beiden vereint nicht so viel wie in dem Herakliden, der in Hebbels Fabellydien den Herrscherreif trug. Der bekannte freien Muthes vermessene Thorheit vor der Frau: „Dein Schleier ist ein Theil von Deinem Selbst und dennoch zerr' und zupf' ich stets an ihm und hätt' ihn gestern gern Dir abgerissen." Der richtet, da er sich schuldig findet, sich selbst in ruhiger Würde. Filippo und Lionardo können den Schleier nicht missen, den ihre eitle Phantasie um das Mädchen wob: für sie verliert Beatrice jeden Reiz, da sie schleierlos vor ihnen steht. Der Herzog, von kühlerer Art und deshalb der bessere Seelenerkenner, merkt spät noch den Fehler: „Jeder von uns wollte nicht nur das einzige Spielzeug sein, — nein, mehr: die ganze Welt!" Und er hat schnell tröstende Erklärung: Sie war ein Kind. Nicht ein Weib, das immer der Natur näher ist als der Mann, näher bleiben mußte, weil es den Wust der Sittengesetze, des Glaubens und Wissens nicht durch die Jahrtausende zu schleppen hatte, weil es, statt über Büchern und Papier zu sitzen, gebar und säugte und in natürlicher Funktion die Leben sichernden Organe nicht verzwergen und siech werden ließ? Ecce femina. Aber die stolzen Herren der Schöpfung wollten nicht sehen. Auf Abenteuer gingen sie aus, mochten nicht lange beim Bestellen des Feldes weilen und wurden sehr ungnädig, da sie fanden, sie seien, all in ihrer Herrlichkeit, einem Mädchenkopf nicht die ganze Welt. Siehe: der Mann! Sich selbst weiß Loschi ewigen Gesetzen unterthan, wie das Blatt, den Acker, ringsum alles Gesträuch, und lacht alter Spüke von Sündenschuld; gleich aber verurtheilt er, ohne Erbarmen, die Frau, die sich von anderer Vorstellung determinirt zeigt. Nur ein Weib! Den Adam schuf der Herr der Himmelsveste „zu Gottes Bild", die Eva aber baute er aus der Rippe des Menschen. Der Mythos wirkt fort, hemmt die Erkenntniß, daß jeder Mensch eine Welt für sich ist, und führt, heute noch, zu der Forderung, die Frau müsse des Mannes Ebenbild sein. Herr Oger starb nicht; und unzählige Weiber stöhnen die Klage nach, die Shakespeares Fähnrichsfrau gegen die Männer seufzt:

Sie Alle sind nur Magen, wir nur Kost;
Sie schlingen uns hinab, und sind sie satt,
Spein sie uns aus.

... Wer weiß? Vielleicht würde Herr Schnitzler seines Dramas Sinn ganz anders deuten. Ich zeigte es, wie ichs sah, wie es, an manchen Stellen

Digitized by Google

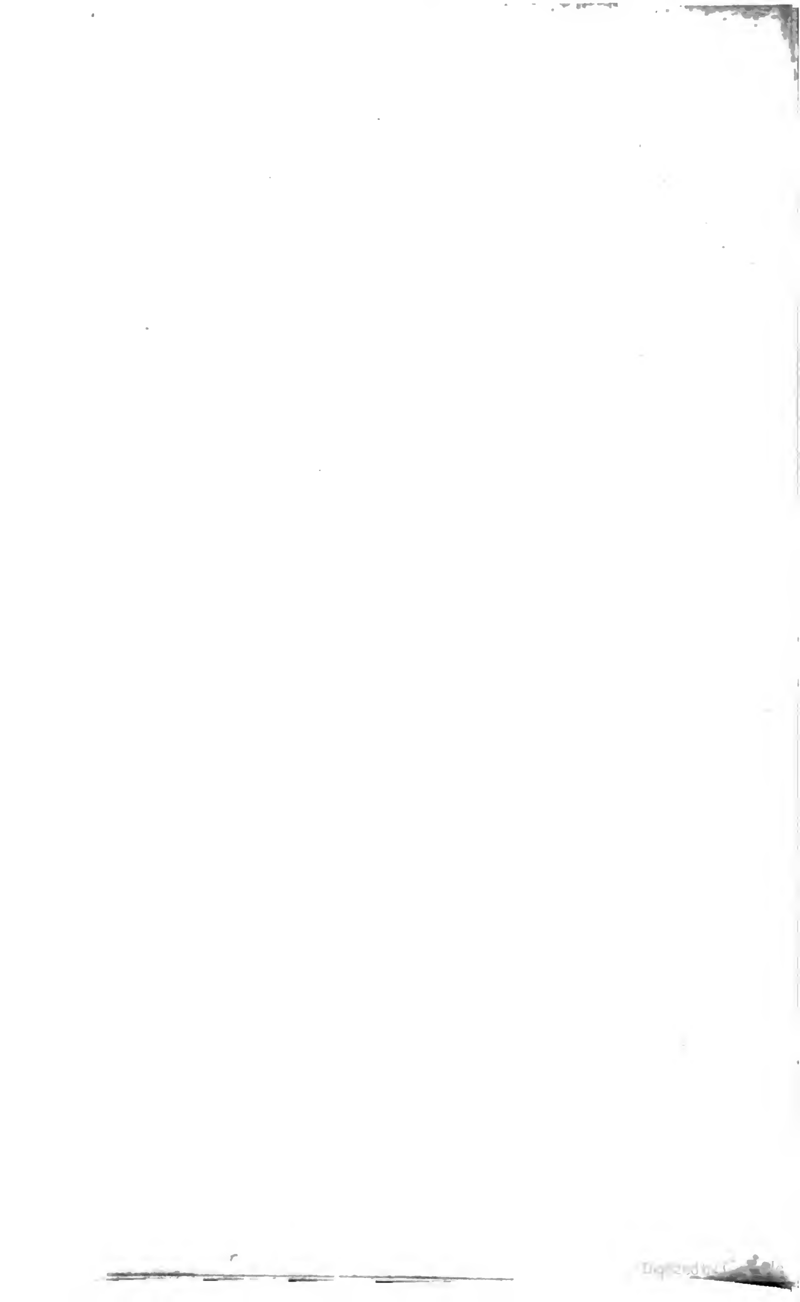
nur aus einer blassen Skizze, mir lebendig wurde. Dieses Drama, in das Erinnerungen an die Ibsen-Antinomie von Willenskraft und Erkenntnißtrieb, an Gyges, die Jüdin von Toledo, die Sobeïde des Herrn von Hofmannsthal, leise Töne sogar aus Mussets jung gestorbener Welt hineinklingen, dieses ungleich, wie von noch tastenden Händen gefügte Schauspiel hat viele Mängel. Das Volksgewimmel, alles Politische bleibt leblos, als hätte klug kombinirende Geschicklichkeit es mit bewährter Technik aus Pappe geschnitten. Der große Rausch und die große Furcht, die Weltuntergangsstimmung, die ich in armen Worten zu malen versuchte, wird auch im Gedicht nur behauptet, nicht von plastischer Kunst in starken Gestalten dem Glauben aufgezwungen. Die wirre Fülle der Motive, deren manches unnöthig und deshalb — da das grelle Bühnenlicht nur unbedingt Nöthiges duldet — schädlich scheint, entstellt die Architektur des Werkes und müßte, auch bei nicht so unwürdiger Aufführung, wie das Deutsche Theater sie bot, den Hörer aus der Klarheit immer wieder in Irrniß verleiten. Loschis letzter Entschluß wirkt wie Laune. Und ein Merker hätte wohl noch allerlei Fehler auf seiner Liste. Dennoch ist das Drama nicht nur das beste, das diesem Dichter gelang: es ragt auch über fast Alles hin, was seit langen Jahren im deutschen Sprachgebiet reifte. Zwar funkelt hier nicht das freche Genie des Herrn Wedekind, enthüllt die oft überraschende Hellsicht des Herrn Hauptmann nicht ungeahnte Seelenwinkel; dafür entschädigt der sicherere Kunstgeschmack und das Frohgefühl, daß uns der Aerger an allzu sichtbarem Widerstreit zwischen Kraft und Wollen erspart bleibt. Ein kultivirter Geist lädt uns zu Gast und setzt uns, in sauberer Schale, die feinste Frucht seines Wesens vor. Wer darf da lange mäkeln? Dem Dichter nachrechnen, wie die Frucht „eigentlich" wachsen mußte? Auf diesem Stamm, unter diesem Phaeakenhimmel konnte sie nur wachsen, wie sie wuchs; und der Künstler, der sich selbst getreu war, kann aller Tadler lachen. Die schönste Freude war mir, daß Herr Schnitzler, der von parfumirten Liebeleien nicht loszukommen schien, sich überhaupt an den großen Gegenstand gewagt und ihn im Bilden nicht verniedlicht hat. In seinem Gedicht, in dem flüchtiger Blick nicht viel mehr sieht als einen Mädchenkonflikt, ist wirklich Renaissance, nicht nur ihr Kleid. Der Wiener griff nicht die Staatsaktionen, die Kondottierethaten und Pfaffentücken, die uns heute erbärmlich klein dünken, sondern führte uns in die Morgenstimmung erwachender Seelen. Nichts nach außen groß Wirkendes geschieht und keine Sekunde lang quält uns die Frage, ob Cesare, ob Lionardo siegen und Bologna beherrschen wird; aber wir fühlen den Wandel der Weltanschauung

Digitized by Google

und lernen ahnen, warum gerade diese Zeit die reichste Kunsternte tragen mußte. Zerstampfte Völker, verseuchte Höfe, Ungewißheit des nächsten Tages und ungeheure Genußgier; und unter der Bewußtseinsschwelle überall ein Pochen, das Sonnenuntergänge und Götterdämmerungen ankündet. In Mussets Lorenzaccio sagt der Maler: Je plains les peuples malheureux, mais je crois en effet qu'ils font les grands artistes; les champs de bataille font pousser les moissons, les terres corrompues engendrent le blé céleste. So direkt redet man heute im Drama nicht mehr; moderne Dichtergeschöpfe wollen behorcht sein. Herr Schnitzler zeigt Menschen, über die der Christenglaube nur noch geringe oder gar keine Macht hat, Menschen ohne Sozialgefühl, ohne fest wurzelnde Liebe zu Vaterland und Fürst, schwankende Gestalten, die persönliches Glück suchen und sich herrisch in das Gesetz einer selbst bestimmten Individualsittlichkeit betten möchten. Und diese Menschen kennen einander nicht, so dicht sie beisammen wohnen, wissen nicht, daß jeder Mensch, auch der unscheinbarste, eine Welt ist, deren Gemarkung der Nachbar mit Ehrfurcht zu nahen hat. Das ist ein großer Gegenstand, größer als alles Getriebe der Borgia und Sforza. Was wird unter Solchen aus der Frau, die alter Bande ledig ist und dem leidvollen Glück entgeht, als Gefäß der Gattung zu dienen? Sie blinzelt; sie taumelt; sie fällt, — und über sie hinweg rast die Lebenssucht in neue Abenteuer, zum Fest neuer Paarung. Denn alle erworbenen Rechte sind streitig geworden, auch das wichtigste, das den Reichen der Geschlechter die Grenzen weist. Denn Jeder denkt nur an die Beute der nächsten Stunde und Keiner achtet des Weibes, das neben ihm, unter ihm stürzt. Warum wagte sie sich ins Gedräng? Warum zog sie den Schleier nicht fest um Haupt und Glieder, den Schleier, den Manncsherrschsucht und Manneseitelkeit ihr gewebt hatten, trug ihn wie einen Panzer, der alle besondere Wesensform wegschnürt, und blieb im Frauengemach, bis sie der Gebieter heranwinkte?... Solche Gährung der Geister dauert nicht lange. Reiche sinken und Städte fallen, aber die Welt geht nicht unter und der hitzigste Sinn muß wieder über den Mittag hinaus denken lernen. Sozialer Zwang meldet sich, die alte Ordnung stellt sich, wie von selbst, wieder her und mählich erst merkt man, daß hier ein Grenzstein verrückt, dort alte von neuer Konvention abgelöst ist. Jetzt, plötzlich, will Adam nicht Schöpfer mehr sein, nicht in eines lieblich lügenden Kindes Schoß sich den Erben zeugen; der in Mühsal Zerriebene sehnt sich nach Persönlichkeit. Des Hauses Thür thut sich auf und schleierlos schreitet die Frau in den wiedergeborenen Tag. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google




Princeton University Library
32101 065348961

